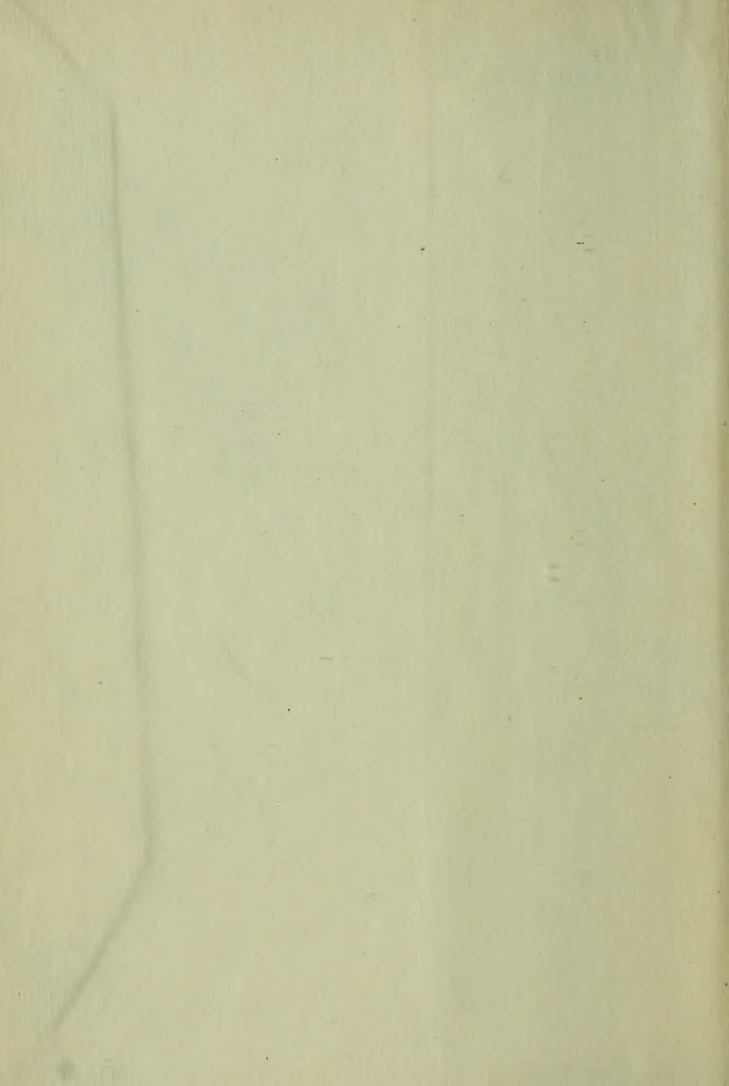
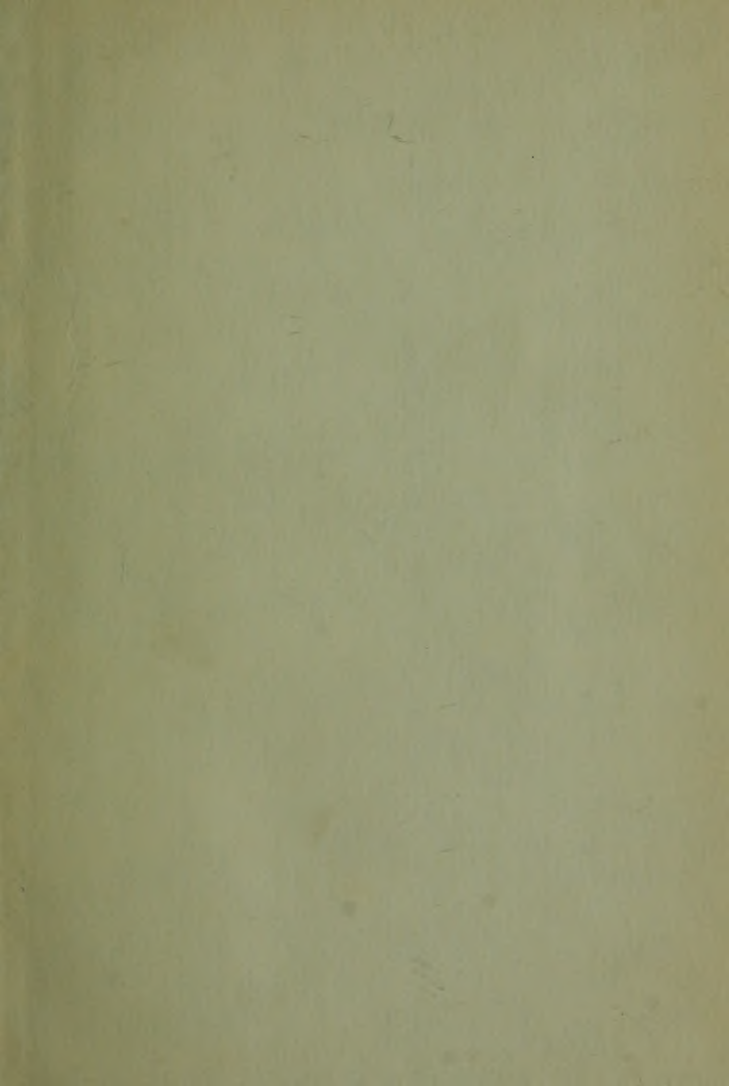
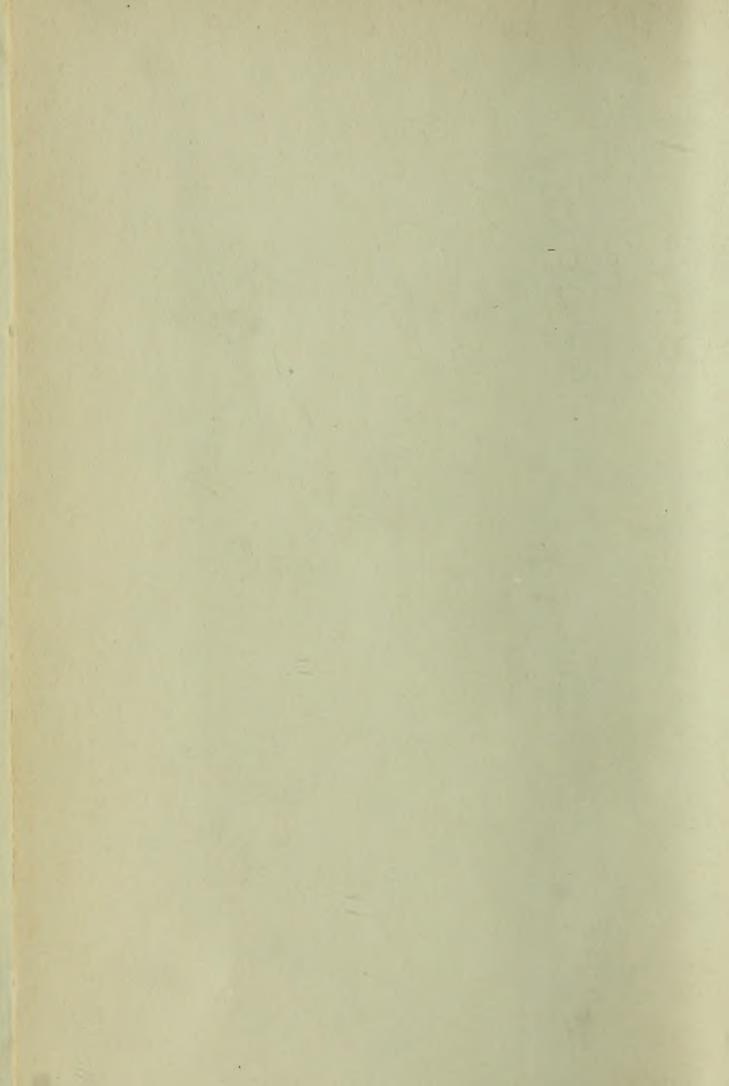
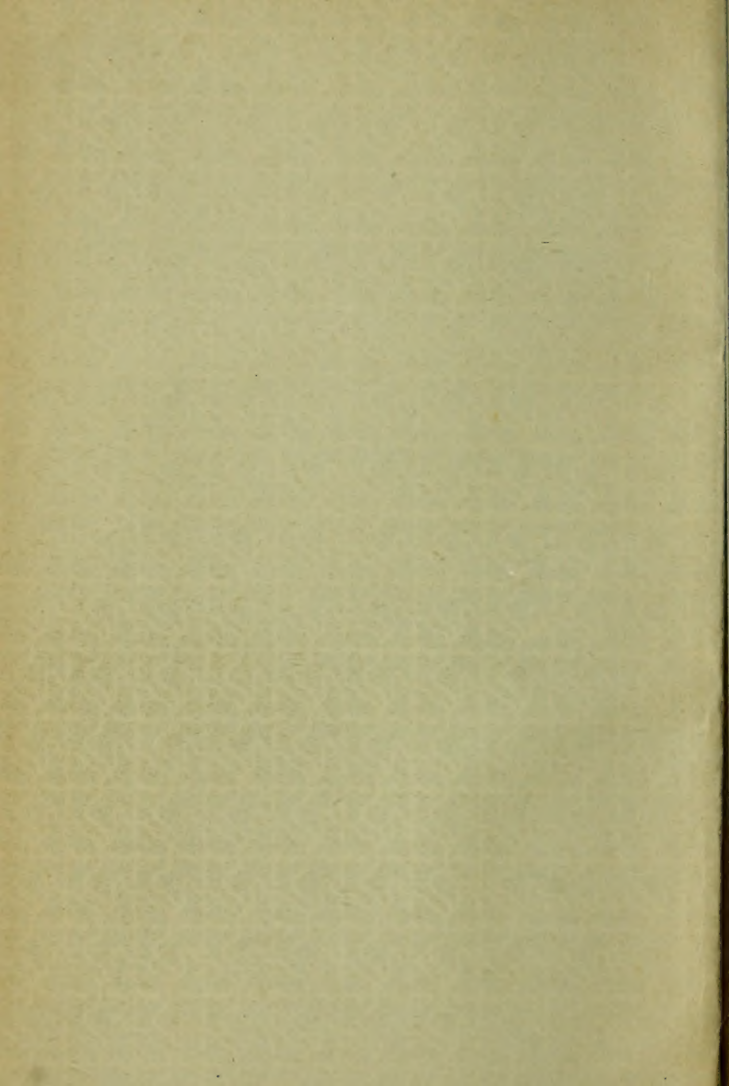














Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben
von
Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Einleitungs-Band.
Jeremias Gotthelfs Leben und Schaffen.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

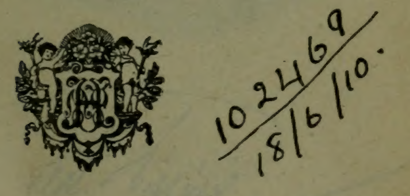
Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')

Leben und Schaffen.

Von

Adolf Bartels.

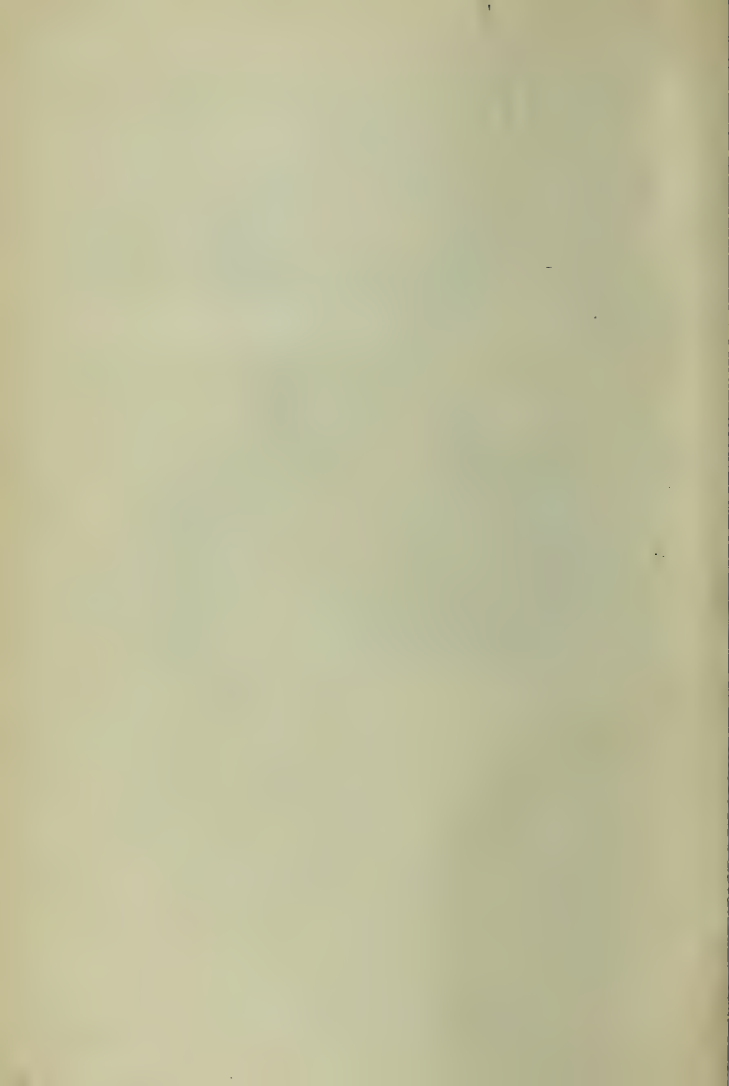
Mit einem Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Nach einem Gemälde von Dutler, gestochen von Gonzenbach.



Herrn Geh. Kirchenrat und Oberhofprediger

D. Spinner in Weimar,

dem Landsmanne Jeremias Gotthelfs,

als Zeichen des Dankes.



I.

Der große Schweizer Volks- und Lebensdarsteller Jeremias Gotthelf oder, wie sein wirklicher Name lautete, Albert Bitzius ist noch immer nicht nach Gebühr gekannt und geschätzt: weder hat man die begonnene wissenschaftliche Volksausgabe seiner Werke im Urtext bisher zu Ende bringen können, noch ist über ihn das abschließende, das gesamte vorhandene Material, darunter viele unveröffentlichte Briefe verwertende biographische Werk erschienen, das seiner hohen Bedeutung entsprechen würde und bei dem gegenwärtigen intensiven Literaturbetrieb bereits vielen geringeren Geistern zuteil geworden ist. Immerhin weiß man nicht bloß in der Schweiz, sondern in ganz Deutschland doch allmählich wieder, was Jeremias Gotthelf ist — „wieder" sage ich; denn man wußte es schon einmal in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zur Blütezeit des Realismus —, und die Gotthelf-Literatur ist im letzten Jahrzehnt stark angewachsen, wenn auch die die Berliner Ausgabe der „Gesammelten Schriften" (1855—1858) abschließende Biographie von Dr. C. Manuel immer noch ebenso maßgebend ist wie diese relativ vollständige Ausgabe selbst. Auch diese Ausgabe der „Ausgewählten Werke" Gotthelfs und ihre biographische Einleitung schließen sich im wesentlichen an die Berliner Ausgabe und Manuel an, benutzen freilich auch die Volksausgabe im Urtext und die neuere Gotthelf-Literatur, soweit es zweckdienlich ist.

Albert Bitzius wurde am 4. Oktober 1797 zu Murten im Kanton Bern geboren, wo sein Vater Sigmund Friedrich Bitzius seit 1786 Pfarrer war. Die Mutter hieß Elisabeth Kohler und war die dritte Frau des Murtener Pfarrers, Albert ihr erster Sohn. Die Familie Bitzius gehörte zu den patrizischen Geschlechtern der Berner Republik

und hatte ihr u. a. im sechzehnten Jahrhundert Großweibel, Mitglieder des großen und kleinen Rats und Vögte geliefert — der Name kommt vom lateinischen Sulpicius, was natürlich nicht auf Abstammung von dem so benannten römischen Geschlecht, sondern auf Namengebung nach dem Kirchenheiligen hindeutet; ähnliche abkürzende Namensbildungen kommen ja in ganz Deutschland vor. Gewöhnlich ist auch überall in freien Städten der Übergang der Patrizier in den geistlichen Stand, den denn hier schon Albert Bitzius' Urgroßvater vorgenommen hatte. Als der Knabe fünf Monate alt war, erfolgte das geschichtliche Ereignis, das man in Bern als „Übergang" zu bezeichnen pflegt: eine französische Revolutionsarmee unter Schauenburg warf im März 1798 die alte aristokratische Berner Republik über den Haufen, trotz heldenmütigen Widerstandes, den die Berner an verschiedenen Orten leisteten, und richtete die „Helvetik" ein, durch die die Untertanenländer Waadt, Aargau und das Oberland von Bern losgerissen wurden. So steht schon am Eingang von Bitzius' Leben die Politik, die es dann unausgesetzt bis an seinen verhältnismäßig frühen Tod begleitete. Die Stadt Murten war von den Ereignissen insoweit betroffen worden, als die Franzosen das uralte Beinhaus mit den Knochen der in der Schlacht bei Murten 1476 gefallenen Burgunder Karls des Kühnen zerstört hatten — möglicherweise, daß sich die lebenslängliche Abneigung Bitzius' gegen die Franzosen schon aus Jugenderinnerungen herleitet. Er blieb bis in sein siebentes Jahr in dieser altertümlichen Stadt, deren See Manuel einen starken Einfluß auf seine Einbildungskraft zuschreibt. Dann kam er im Jahre 1804 mit seinem Vater nach Utzenstorf, wo dieser gewählt worden war, nach einem stattlichen, wohlhabenden Dorfe unfern der Emme in einem ebenen und fruchtbaren Landstrich des Kantons Bern, etwa fünf Stunden von der Stadt. Mit der Utzenstorfer Pfarre war Landwirtschaft verbunden, und, da Albert Neigung zu ihr zeigte, so wurde er schon als Knabe in jener bäurischen Welt vollkommen heimisch, in der dann fast alle seine Romane spielen. Unterricht erhielt er von seinem Vater, daneben las er viel, die rührseligen Familien- und die Ritter- und Räuberromane der Zeit, ohne als gesunder Knabe durch sie an seiner Seele Schaden zu erleiden, jedoch literarisch nicht ganz unbeeinflußt von ihnen. Die Eigenschaften, die den Mann kennzeichnen, traten schon an dem Knaben

hervor, Gutmütigkeit, ja, Güte und Rechtsgefühl vor allem — das letztere ging bisweilen auch wohl schon in starren Oppositionsgeist über, so daß ihn sein Vater einmal bei Tisch anfuhr: „Du nimmst für jeden Lump Partei." Auch von einer Neigung zur Schelmerei wird bereits bei dem Knaben Bitzius berichtet. Im ganzen wuchs er mit einer zehn Jahre älteren Stiefschwester Marie und einem jüngeren Bruder Fritz „unverbogen und unverzärtelt" auf und hat alle Ursache gehabt, den Geist seines Vaterhauses sein Leben lang zu preisen.

In seinem fünfzehnten Lebensjahre kam Albert Bitzius auf die Literarschule nach Bern und machte unter Leitung des tüchtigen Rektors Prof. Samuel Lutz die vorgeschriebenen beiden Gymnasialjahre durch, ohne sich freilich für die alten Sprachen sonderlich zu begeistern. Darauf ging er im Jahre 1814 auf die Berner Akademie über, die eine Verbindung der oberen Klassen des Gymnasiums und der Hochschule darstellte, ein Triennium den propädeutischen Fächern, den Sprachen, der Mathematik und Physik, der Philosophie, und das zweite dem eigentlichen Fachstudium widmete. Auch hier konnte er dem Griechischen keinen Geschmack abgewinnen, seine Vorliebe galt der Mathematik und Physik. Über seinen Studiengang unterrichten Briefe, die er an seinen älteren Freund und Vetter Bernhard Studer, der sich später als Mathematiker und Theolog einen Namen erwarb, nach Göttingen schrieb; doch sind diese Briefe leider nicht veröffentlicht, und wir sind auf die kurzen Auszüge Manuels aus ihnen angewiesen. Eine große Selbständigkeit und Entschiedenheit des jungen Bitzius ist schon in diesen Jugendbriefen nicht zu verkennen, in gewisser Hinsicht hat er schon damals seine Welt- und Lebensanschauung gewonnen. Im großen Ganzen stand man in Bern damals noch auf dem Boden der Popularphilosophie, Engel und Fries waren die großen Leute, doch ist Bitzius bald zu Schleiermacher gelangt, und dann ist Herder mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" von großem und dauerndem Einfluß auf den jungen Schweizer geworden. Mit Recht spricht Manuel schon hier von dem höheren Rationalismus, „den Bitzius auch später nie verleugnete", von dem Glauben an ein Gesetz der Entwicklung, „welche der selbstdenkenden Vernunft des Menschen den größten Spielraum gestattet", hebt im Gegensatz dazu aber auch den „Instinkt" bei Bitzius hervor, „daß die Religion das

stärkste aller Bande sei, um die menschlichen Verhältnisse zusammenzuhalten und zu einer höheren Kultur zu führen, und daß es leichter sei, die religiösen Begriffe eines Volkes zu erschüttern und zu untergraben, als sie durch richtigere und fruchtbringendere zu ersetzen". Also bei aller Klarheit und entschiedenem Streben zum Fortschritt doch ein konservativer Grundzug! Im allgemeinen war das akademische Leben in Bern, an dem Bitzius seit seiner Promotion in das theologische Fachstudium eifriger teilnahm, ein durchaus gesundes und äußerst angeregtes, etwas von dem Geiste der deutschen Freiheitskriege war auch in die Schweiz hinüber geschlagen. Man bildete eine literarische Gesellschaft mit sehr vielen Sektionen, in deren deklamatorischer „Wallensteins Lager", „Wilhelm Tell" und Körners „Zriny" aufgeführt wurden — Bitzius spielte in den beiden letztgenannten Stücken mit —, man hatte Bünde unter den Studierenden, die doch in etwas an die deutschen Burschenschaften erinnerten, insofern in ihnen vaterländische Dinge und selbst die engere Kantonalpolitik besprochen wurden. Alles in allem waren diese akademischen Jahre Bitzius' eine glückliche Zeit. „Wenn auch die damalige Verfassung Berns eine aristokratische war," schreibt Manuel, „so trat man doch von oben herab den geistigen, namentlich den literarischen Einflüssen der Zeit nirgends hemmend entgegen. Deutsche Bildung war in Bern vorherrschend und drang gleichsam zu allen Poren ein. Die großen deutschen Klassiker waren in den Händen aller Studenten, die sich für Literatur interessierten. Schiller, schon seines ‚Wilhelm Tell' wegen in der Schweiz hochgefeiert, war bei uns, wie in Deutschland, der Liebling aller Jugend. Goethe, Wieland, Herder, Lessing, Voß wurden stark gelesen und studiert. Man ließ die akademische Jugend gewähren. Weder Staat noch Kirche tyrannisierten sie. Wo Beschränkung eintrat, galt sie mehr dem Äußerlichen, Disziplinarischen. Das innere Leben genoß größtmögliche Freiheit. Die Jugend war daher weder revolutionär noch servil und kriechend. Sie war liberal im guten Sinne des Wortes. Es lag in der Zeitrichtung, wenigstens bei uns, etwas Vertrauendes, dem Zwiespalt Abgeneigtes. Wir sehen daher bei Bitzius und seinen Altersgenossen und Mitstrebenden aus jener Epoche die doppelten Charaktere einerseits des Positiven, Affirmierenden, des Glaubens im weiteren Sinne gegenüber der Negation und der mißtrauischen, oft aus Blasiertheit entspringenden Skepsis späterer Perioden, und

andererseits den Charakter einer im ganzen rationellen, freien Entwicklung der Persönlichkeit ohne maschinenmäßige Dressur und sektenartigen Zwang. Dieser Doppelcharakter tritt uns später in Bitzius' Schriften sozusagen auf jeder Seite entgegen." Man darf überzeugt sein, daß diese Zeitcharakteristik der Wahrheit näher kommt als die vielfach von radikaler Seite beliebte, selbst für die vielverschriene Restaurationszeit in Deutschland stimmt sie zu einem guten Teil. Nur darf man das Wort vom Doppelcharakter nicht so auffassen, als ob gewissermaßen ein Bruch in den Persönlichkeiten gewesen sei, oder als ob doch Glaube und Rationalismus nur so nebeneinander her gegangen seien — nein, sie waren organisch verbunden, waren im Grunde nur eins: die deutschen Naturen angeborene Tendenz freier, aber nicht ungebundener Entwicklung aus gesundem Volksboden heraus zu volkstümlicher Kultur. Im besonderen bei Albert Bitzius ist sie ganz unverkennbar, und sie führt ihn statt zu unfruchtbaren Spekulationen und Weltumstürzungsphantasien sicher dem Leben zu: hat er zunächst geglaubt, daß ihm „die Gaben und die Kraft fehlen, sich über die Mittelmäßigkeit zu erheben und den Besten gleich zu werden", so gesteht er sich dann doch zuviel Ehrgeiz zu, „um als gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben", verfällt aber nun nicht auf nicht zu verwirklichende Träume, sondern sagt einfach: „Es bleibt mir daher nichts übrig, als soviel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne." Deutlich erkennt er, daß er vor allem die Menschen zu studieren hat, „welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern", und formuliert seinen Beruf als Pfarrer folgendermaßen: „Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein," wobei er sich noch im besonderen vornimmt, der Frömmelei mit Macht entgegenzuarbeiten. Die praktisch-volkserzieherische Richtung des Bitziusschen Geistes tritt also schon in seinen Studentenjahren deutlich zutage.

Am Ende des Sommersemesters 1820 wurde Albert Bitzius nach gut bestandener Prüfung zum Kandidaten des Predigtamtes promoviert, erhielt die Konsekration und wurde seinem Vater in

Utzenstorf als Vikar zugewiesen. Doch blieb er in der Heimat zunächst nur den Winter über und nahm dann Urlaub, um noch eine deutsche Universität zu besuchen. Als solche war bei den Bernern Göttingen, wohl noch von den Zeiten Albrecht von Hallers her, besonders beliebt, und der junge Bitzius begab sich im Frühling 1821 gleichfalls dorthin. Er traf dort etwa vierzig Landsleute, an deren Vergnügungen er Anteil nahm, ohne jedoch noch im eigentlichen studentischen Leben unterzugehen. Mit einigen näheren Freunden unterhielt er einen Leseverein, in dem namentlich Walter Scott zu seinem Rechte kam. In der Hauptsache lebte Albert in Göttingen seinen Studien. Theologische Vorlesungen hörte er bei Gottlieb Jakob Planck, dem berühmten Kirchenhistoriker (1751—1833), Geschichte bei Arnold Hermann Ludwig Heeren, dem Verfasser der „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (1760—1842), Ästhetik bei Friedrich Bouterwek (1765 bis 1828), dem bekannten Ästhetiker und Literaturhistoriker des klassischen Zeitalters. Ob er sich von den übrigen Berühmtheiten des damaligen Göttingens, dem Naturforscher Blumenbach, den Philologen Dissen und Ottfried Müller, dem Juristen Hugo habe berühren lassen, wird nicht berichtet. In die ganze geistige Atmosphäre und auch das Seelenleben des Göttinger Studenten Albert Bitzius versetzt treulich ein von Ferdinand Vetter im Jahrgang 1887 des Sonntagblattes des Berner „Bund" (Nr. 8—16) veröffentlichtes Reisetagebuch, das eine von Göttingen aus im September 1821 unternommene Reise zunächst im Wesertal, dann nach Hannover und Hamburg beschreibt und leider unvollendet ist. Die Reise ging über Nörten, Nordheim, Einbeck, Bodenwerder und von da zu Schiffe nach Hameln, Oldendorf, Bückeburg, von dort zur Porta Westphalica, dann wieder ein Stück die Weser hinab und darauf über Kloster Loccum, Bad Rehburg, das Steinhuder Meer, Wunsdorf nach Hannover; von Hannover nach Schillerlager und weiter mit der Post durch die Lüneburger Heide über Celle, Soltau und Welle nach Harburg, von dort zu Schiff nach Altona. Mit der Schilderung des Hamburger Aufenthalts bricht die Reisebeschreibung plötzlich ab, während die Reise, die vom 9. September bis etwa zum Ende des Monats dauerte, über Lübeck und durch Mecklenburg sicher noch bis Rügen fortgesetzt worden ist, da der letzte Teil der Beschreibung zu Landkrug in der Rostocker Heide niedergeschrieben wurde. Vetter

charakterisiert das Studentenreisetagebuch folgendermaßen: Die Persönlichkeit Bitzius' „tritt uns auch aus diesen jugendlichen Aufzeichnungen bereits sehr klar und gereift entgegen — nicht immer durchaus sympathisch, aber stets wahr und ganz in ihrem Streben nach Erkenntnis der Dinge und nach Verbesserung der menschlichen Verhältnisse — und darin, nicht in der Bedeutung des Geschilderten, sondern in der bereits den späteren Gotthelf verratenden Auffassungsweise des Schildernden, erblicken wir den Wert dieser Skizzen für die Freunde unseres Volksschriftstellers. Eine ursprünglich phlegmatisch angelegte Natur (Bitzius, der unermüdlich Fleißige, klagt sich noch als Vierziger seiner angebornen „Faulheit" an!) begibt sich mit energischem Entschluß in freiwilligen Konflikt mit den sehr wechselvollen Eindrücken und Anstrengungen einer einsamen Wanderfahrt. Sein starkes Beharrungsvermögen macht sich geltend in der anfänglichen Zaghaftigkeit und baldigen Ermüdung des Reisenden, sowie in dem treuen und hier und da selbst zu Ungerechtigkeiten führenden Festhalten an heimischen Vorstellungen gegenüber fremder Sitte und Lebensart. Aber er ist Mannes genug, jene verzagten Stimmungen durch sittliche Energie zu überwinden, gerade wie er später den Unmut über den passiven Widerstand seiner Umgebung sich mit herzhaftem Entschlusse in seinen Büchern vom Herzen geschrieben hat. Und was die zahlreichen jugendlich scharfen und gründlich schiefen Urteile über Menschen und Dinge, besonders über ‚die Deutschen' als Individuen und als Volk betrifft, so werden wir sie dem spätern wahrheitsgetreuen Maler unserer eigenen guten und schlechten Volkssitten nicht zu hoch anrechnen dürfen; findet sich doch diese sehr verbreitete Neigung unserer Landsleute, die ja anderseits auch ihr Erfreuliches hat, auch bei weniger feinen Beobachtern, als der junge Bitzius einer war. Dabei aber werden wir auf Schritt und Tritt überrascht werden durch scharfe Beobachtungen der Natur, des Menschenlebens und rein praktischer Gegenstände und durch die ernsten und sinnigen Betrachtungen, die sich daran knüpfen. Überall zeigt sich der Sinn für das Einzelne und Bezeichnende in der ihn umgebenden Welt, für das Brauchbare und Tüchtige im Tun der Menschen, für Einzel- und Volksglück in der Weltentwicklung, aber auch der Widerwille gegen das Unechte, Gemachte, Anspruchs- oder Salbungsvolle, mit einem Wort: Unwahre. Kurz, wenn wir den Volksschriftsteller Bitzius als den Mann aus

einem Gusse, als eine knorrige und uns nicht mehr in allem sympathische, aber in ihrer Ganzheit und Wahrheit unwiderstehlich imponierende Erscheinung in dem reichen Garten menschlicher Individualentwicklung verstehen, verehren und lieben, so werden wir auch diesem Abbild seiner jugendlichen Persönlichkeit unser lebhaftes Interesse nicht versagen." Im großen Ganzen geben diese Ausführungen Vetters den Eindruck des Studententagebuchs richtig wieder, werden aber seiner Bedeutsamkeit unserer Empfindung nach doch nicht ganz gerecht. Um diese zu erfassen, muß man ein anderes Studentenreisetagebuch, das in dieser selben Zeit, wenige Jahre später geschrieben wurde und, bald darauf veröffentlicht, großes Aufsehen machte, Heinrich Heines „Harzreise", dagegen halten. Heinen hat Bitzius in Göttingen nicht mehr gesehen, da jener am 23. Januar 1821, also wenige Monate vor Bitzius' Ankunft, „konsiliert" wurde, gehört haben kann er von ihm, und die eine oder die andere gemeinsame Göttinger „Stimmung" ist in beider Reiseschriften übergegangen. So sehen wir auch bei Bitzius die Herren Studenten hoch zu Pferde daherkommen, und wie bei Heine wird die Pferdeschinderei getadelt, Wirtinnen, weibliche Bedienung in den Wirtshäusern und Wirtshauskost werden in beiden Schriften öfter charakterisiert, und wie Heine gibt auch Bitzius scharfe Porträts seiner zufälligen Wandergenossen. Welch ein Grundunterschied aber schon im einzelnen! Über ein Mädchen im Wirtshaus zu Nörten schreibt Bitzius: „Dieses liebliche Mädchen, zu gut für ein Wirtshaus in der Nähe einer Universität, ist eine Predigerstochter aus dem Harz und soll hier bei ihrer Tante die Haushaltung lernen. Mit bewunderungswürdiger Festigkeit und Ernst weiß sie die manchmal ein bißchen unverschämten Studenten ins rechte Gleis zu bringen und ihre Würde zu bewahren." Bei Heine lautet es: „Im Wirtshause zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder, der eine verzehrte einen Heringssalat, und der andere unterhielt sich mit der gelbledernen Magd, Fusia Kanina, auch Trittvogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie handgemein." Ähnlich kann man viele Stellen der beiden Reiseschriften kontrastieren. Beispielsweise auch das wunderschöne Lockenköpfchen, das Heine in Goslar sieht — das Antlitz „war eine süße, durchsichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondschein, Nachtigallenlaut und Rosenduft" — und das Bauernmädchen, das Bitzius in Eschershausen trifft: „Die hoch=

gewachsene, vierzehn Jahre alte Gestalt war nach hiesiger Bauernart nur mit einem groben Hemd und einem Gloschli (Weiberrock) verhüllt, die nackten Füßchen staken in alten Schuhen, und alles hatte nicht das reinlichste Ansehen. Aber aus dem groben Hemd guckte ein Gesichtchen hervor, das mich, was ich sonst nicht leiden mag, übersehen, ja noch reizend finden ließ. Es gibt Gemälde, die dem ersten Anblick nichts Besonderes darzubieten scheinen, aber betrachten wir sie, so entfalten sie sich scheinbar vor unsern Augen, ein Reiz nach dem andern geht auf, aus dem verschlungenen Ganzen treten uns die einzelnen Schönheiten entgegen und zeigen uns erst die Pracht des Ganzen und die darein gelegte Trefflichkeit. So das Gesicht des Mädchens: noch nicht aufgeblüht zur prachtvollen Rose, war das Ganze zusammengedrängt, und die Züge fielen nicht auf. Ruhten aber die Augen eine Weile auf ihm, dann fiel ein Schleier vom Gesicht, und die werdende Schönheit schien unter unserem Ansehen aufgeblüht. Gar nicht satt konnte ich mich an ihren Füßchen sehen; so klein und schmal ist wohl manches andere, aber keines von ihnen ist barfuß herumgelaufen und hat vor meinen Augen nackt in alten Schlarpen gesteckt." Also dort bei Heine romantisches Getue und hier bei Bitzius realistische Anschauung. Genau so verhalten sich die beiden auch in bezug auf die Naturschilderung; man vergleiche bei Heine: „In ihren weiten Nachtmänteln standen die Berge, die Tannen rüttelten sich den Schlaf aus den Gliedern, der frische Morgenwind frisierte ihnen die herabhängenden grünen Haare, die Vöglein hielten Betstunde, das Wiesental blitzte wie eine diamantenbesäete Golddecke, und der Hirt schritt darüber hin mit seiner läutenden Herde", und bei Bitzius: „Es war ein schöner milder Herbstmorgen, zerrissenes Gewölk zog an den Bergen herum und jagte in wundersamen Gestalten durcheinander, die Nebel hoben sich in den Tälern und verschwanden wieder, von hervorbrechenden Sonnenblitzen getroffen". Ein reifer Beurteiler wird nicht darüber im Zweifel sein, wo die wirkliche Poesie zu finden ist. Endlich tritt das gleiche Verhältnis auch in der Darstellung des Volkslebens zutage, bei der Heine das Bergmannsleben, wie man so sagt, idealisiert, in Wirklichkeit mit allerlei Getue umgibt und mit falscher Naivität durchsetzt, während Bitzius die deutschen Bauern gehörig hernimmt, dabei aber doch eine Anzahl ländlicher Szenen von großer Natürlichkeit fertig bringt. Aber muß denn überhaupt verglichen sein? Ist nicht

Heines „Harzreise“ eine wirkliche Dichtung, während Bitzius' „anspruchslose Notizen“, wie Vetter sagt, überall reine Prosa bleiben? Ich bin etwas anderer Ansicht, ich sehe in der „Harzreise“ nur etwas feuilletonistische, poetisierende Aufmachung über der Prosa und zwar auf Kosten von Natur und Wahrheit, ich finde bei Bitzius, eben weil er nichts Besonderes geben will, sehr viel ursprüngliche Poesie, d. h. poetische Anschauung und bewegtes Leben und einen reichen geistigen Gehalt dazu, ich finde bei ihm sogar Form, freilich ganz ungewollte: der Aufenthalt in Kloster Loccum und der Hamburger Aufenthalt bilden zwei sich gut ergänzende Höhepunkte der Darstellung. Für den, der Bitzius' damalige Ausbildung kennen lernen will, sind die eingeflochtenen Reflexionen von großer Bedeutung, vor allen die über den Pfarrerberuf und die über das Königtum. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Göttinger Studiosus Bitzius ein guter Liberaler war, aber keiner von der gewöhnlichen Sorte: „Vieles haben die Menschen gelernt, mit kunstreicher Hand das Leblose zu bilden, daß es lebendig scheint, und jedem die ihnen gefällige Form einzudrücken, sogar den lebendigen Menschen in jedes Modell zu gießen und ihn auf mannigfache Art zuzustutzen. Aber das ist die große Kunst, die so wenige zu üben verstehen, jedem Menschen seine eigene Form zu lassen, dasjenige, was Gott in ihn gelegt hat, auszubilden, daß es nicht ungeweckt bleibt oder erstickt wird; würde dieses geschehen, dann fände man in mehr Menschen das heilige Gefühl für Religion, das Gott in jeden gelegt, und mehr liebenswürdige Geschöpfe als flache und verschrobene wie jetzt. Auf seiner Durchreise in dieser Gegend soll der König von Preußen (Friedrich Wilhelm III.) die Pfarrherren zu sich gefordert und gefragt haben, wie es bei ihnen um die Religiosität stehe; da hätten sie die Achseln gezuckt und geklagt, daß die Leute immer weniger in den Kirchen sich zusammenfänden. Der weise König antwortete und sprach: sie selbst trügen die Schuld, sie sollten nur das Neue fahren lassen und wieder das Alte predigen. — Was doch ein König für Räte gibt und alles verstehen will? — Was von dem Alten sollen sie predigen? Etwa die Wundergeschichten wieder hervorziehen oder die tollen Aberglauben? Oder die Kanzel zur Fischbank machen und schimpfen auf derselben wie Weiber am Brunnen, wessen selbst der herrliche Luther sich schuldig gemacht? Oder den alten dogmatischen Kram und den exegetischen Apparat aus der

Rumpelkammer wieder ans Licht holen? Nein, wahrlich, lieber König, das würde der Religion wenig helfen ... Den Gott im Himmel soll man die Menschen kennen, ihn in der Welt und im Leben finden lernen, das Leben Jesu darstellen und zeigen, wie die Menschen den nämlichen Weg betreten können und müssen, wenn sie ihr wahres Glück verstehen. Und diese Religionslehre ist gottlob; noch nicht veraltet, sondern sie wird immer noch geübt wie vormals. Aber das, o König, macht den Menschen von Gott abwendig, daß man für den Mann den Kinderrock beibehalten wollte; er verschmäht ihn und wollte lieber keine als diese entstellende Kleidung. Die Religion ist ewig, aber die Form, in der sie sich darstellt, ändert sich nach den Bildungsstufen der Menschheit." Nicht minder interessant sind die politischen Ausführungen, die darin gipfeln, daß die Könige ihre Kriege selber — in der Lüneburger Heide ausfechten möchten. Man erkennt den voreingenommen Schweizer Republikaner, aber seine ehrliche Grobheit stört einen weit weniger als Heines versteckte Bissigkeit. Überhaupt nehmen wir Bitzius seinen Tadel der Deutschen nicht sonderlich übel: wenn er unsere Bauern tadelt, so bedenken wir sehr wohl, daß er die Berner Großbauern vor Augen hatte, mit denen denn freilich die Kleinbauern des Wesertales keinen Vergleich aushielten — aber ein Deutscher aus den Elb- oder Wesermarschen hätte genau so urteilen können wie der Schweizer. Überall bemerkt man doch bei Bitzius die warme Anteilnahme an seinen Stammesgenossen, und sein Reisetagebuch ist ein so gutes deutsches Buch wie eins.

Wir haben uns etwas länger bei ihm aufgehalten, weil es, in der Sonntagsbeilage einer Schweizer Zeitung versteckt, noch so gut wie unbekannt ist. Bitzius' Reise ging also, wie man mit Sicherheit annehmen kann, diesmal nach Rügen. Am Schluß des Wintersemesters scheint er noch eine zweite Reise gemacht zu haben. „Im Frühjahr 1822 verließ Bitzius Göttingen," berichtet Manuel, der die erste Reise gar nicht erwähnt, „machte mit zwei Freunden, dem späteren eidgenössischen Kanzler Amrhyn und Ryß, jetzt Pfarrer in Utzenstorf und bis zu Bitzius' Tod einer seiner Vertrautesten, eine größere Reise durch Deutschland, welche durch Preußen und Sachsen ging, und über deren Episoden und kleine Abenteuer er sich auch in späteren Jahren, wenn er mit seinem Reisegefährten Ryß zusammenkam, mit gutem Behagen unterhielt." Leider wissen wir fast nichts

über diese Reise, Berlin und Leipzig wird sie aber wohl unter allen Umständen berührt haben

Nach seiner Heimkehr wurde Bitzius wieder Vikar seines Vaters in Utzenstorf, und es beginnt nun die Zeit seiner praktischen Lebensbetätigung, die für sein ganzes Leben außerordentlich wichtig ist; denn bei ihm finden wir nicht das unsichere Tasten des künftigen Dichters nach seinem Lebensberufe, das so häufig ist; unmittelbar aus der praktischen Lebensbetätigung heraus wird der Volksschriftsteller und Dichter Jeremias Gotthelf geboren, aber es vergeht noch mehr als ein Jahrzehnt, ehe das geschieht. Schule und Armenwesen sind die beiden Gebiete, auf denen sich der Vikar Albert Bitzius vornehmlich betätigt. In Utzenstorf, wo er bis zum Tode seines Vaters im Jahre 1824 blieb, widmete er sich namentlich der Schule. „Er besuchte nicht nur sehr fleißig die Schulen," berichtet Manuel, „sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der großen Last nicht gewachsen schien oder eine Teilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage schulmeistern und Schule halten." Die Gemeinde Utzenstorf erkannte seine Verdienste an und beschenkte ihn, als er nach dem Tode seines Vaters von Utzenstorf fortging, mit einer goldenen Repetieruhr. — Er kam als Vikar nach Herzogenbuchsee, einem großen Dorf in jenem Teile des Kantons Bern, den man Oberaargau nennt. Die Verhältnisse waren hier ähnlich wie in Utzenstorf, und Bitzius lebte sich so vollkommen ein, daß diese Herzogenbuchseer Zeit vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens war. Sie dauerte bis zum Jahre 1829, also volle fünf Jahre, und es waren eben die Jahre von siebenundzwanzig bis zweiunddreißig, in denen beim Manne das Gefühl der Kraft vielleicht am stärksten ist. Hier gewann Bitzius auch einige menschliche Verhältnisse, die bis an sein Lebensende anhielten, vor allem das zu dem bäuerlichen Autodidakten Joseph Burkhalter in Niederönz, 1787—1866, der später Amtsrichter und sogar Bernischer Großrat wurde und in der Tat eine sehr merkwürdige Erscheinung ist — kein Geringerer als Rosegger spricht ihm „eine so einheitliche, abgeklärte und großartige Weltanschauung" zu, „wie sie heute gar nicht mehr zu finden ist". Die zwischen Bitzius und Burkhalter gewechselten Briefe liegen jetzt, soweit sie erhalten sind, gedruckt vor („Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter", herausgegeben von G Joß, Pfarrer in Herzogenbuchsee, Bern 1897, und „Amtsrichter Burkhalter und seine

Beziehung auch so betrachtet, daß man lange Zeit für eine große Sünde hielt.
Sind die Wahlmänner gewählt, so müssen diese auf der Stelle zusammentreten
und wieder für sich einig zu werden suchen, damit ihre Stimmen sich nicht zersplittern.
haben sie sich unter sich vereinigt, dann müssen sie womöglich suchen auch mit andern
Gemeinden zu vereinbaren. Jede große Gemeinde, wenn die Wünsche nicht auf die
Gleichen fallen gibt Ausschlag. Wenn Wangen, B. u. Türkheim so zusammenhielten,
so glaube ich, sie würden Meister werden, vielleicht, daß auch Leon und O. u. Mindel.
auch mithalten. Zu dieser Vereinigung sind der Montag Abend und der ganze Dienstag
hinreichend, besonders wenn man vorher sich gegenseitig unter der Hand verständigt
hat. Was die Wahlen selbst anbetrifft so dünkt mich müsse man da von einem
doppelten Gesichtspunkte ausgehen: es bedarf nämlich Männer welche das Land
und s. Bedürfnisse genau kennen und in der Folge welche dann das Gefundene
wissenschaftlich und umsichtig aufzustellen und zu begründen vermögen.
Am besten wärs freilich man fände beyde Eigenschaften vereint in einer Person, sie
sind aber selten. daher scheint mir müssen die Wahlmänner ihre zu vergebenden
Stellen zur Hälfte mit praktischen, zur Hälfte mit wissenschaftlichen Männern
besetzen. doch bey beyden soll man auf solchen deren Charakter wahrhaft jeder
Bestechung unzugänglich ist, denn alles wird an ihnen versucht werden. viel lieber
einen braven einfältigen gewählt, er wird doch nichts schaden, als einen klugen
aber verdorbenen Mann. solche könnten alles verderben. Ein Verfassungsrath ist
ganz anders als später der zu erwählende große Rath. der ersten schreibt den letzten
auf Jahre die zu befolgende Bahn vor. dieses ist viel schwerer als sie später zu gehen
und fordert Leute, die in diesem Augenblicke nichts anders kennen als das allgemeine Wohl
und jegliche Nebenrücksicht vergessen können.

Das im Besitz der Verlagsbuchhandlung befindliche eigenhändige Schreiben von Jeremias Gotthelf trägt folgende Aufschrift:

Dem Wohlachtbaren Joseph Burkhalter im Fluhaber
bey Niederönz. Abzugeben zu Herzogenbuchsee.



Briefe an Jeremias Gotthelf", hg. von demselben, Bern 1899) und gehören zu den wichtigsten Dokumenten der Gotthelf-Biographie. Außer mit Burkhalter verkehrte Bitzius noch mit dem Bauern David Schneider, der ihn wie jener bis an sein Lebensende besucht hat. Von Burkhalter stammt wohl die Charakteristik der Lebensweise des Vikars Bitzius, die Manuel gibt: „Er machte überhaupt viel Hausbesuche und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste der Menschen blicken ließen. Wenn er zwei- oder dreimal in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli (Küchenschrank) und die sämtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel. Auf diese Art erwarb er sich die gründliche Kenntnis des Volkslebens, wie sie vor ihm kein Volksschriftsteller hatte. Er war überhaupt unermüdlich tätig, bei den Schulen, bei den Gemeindeverhältnissen und beim Armenwesen, sogar bei den Gesangvereinen, obschon er selbst kein Sänger war. Kurz, er mischte sich in alle Angelegenheiten, er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit einer Hausfrau über ihren Kabisplätz (Kohlbeet) sprechen und handkehrum mit einem älteren Mann ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte jedem das zu sein, was er glaubte, das ihm am besten entspreche. Er sagte mir selbst, daß er oft am Samstag abend nicht gewußt habe, was er am Sonntag predigen wolle. Am Sonntag morgens stand er bei Tagesanbruch auf, nämlich im Sommer, und machte einen Kehr (Spaziergang) nach Niederönz, Oberönz und Bethenhausen usw. (kleine Ortschaften in der Nähe von Herzogenbuchsee). Auf diesem Kehr faßte er dann die Grundidee zu seiner Predigt. Im Winter machte er solche Reisen am Samstag abends. Ich erinnere mich, daß er mich auf einem solchen Kehr besuchte, und am Sonntag erschienen Bruchstücke aus unserer Unterredung in seiner Predigt. Damit er nicht etwa zuviel sitzen müsse, ging er zur Herbstzeit mit einigen Freunden auf die Jagd. Sein ‚Silvestertraum' rührt aus der Erinnerung an jene Jagdabenteuer her." Von dieser Jagdliebe berichtet auch der Lotzwyler Pfarrer J. Ammann, der (Zürich 1897) Erinnerungen an Jeremias Gotthelf veröffentlicht hat: „In Herzogenbuchsee war er neben seinen Amtsgeschäften, die er mit großem Fleiß besorgte, auch ein eifriger Jägersmann, was die Anschauung der Zeit mit dem geistlichen Amt nicht

unverträglich fand (vgl. auch Kellers ‚Grünen Heinrich‘). Genossen des edlen Weidwerkes pilgerten später Jahr um Jahr mit einem Häslein in der Tasche nach Lützelflüh, um mit dem alten Jagdfreund eine fröhliche Repetition im Jägerlatein anzustellen.“ Bitzius selber schreibt später (5. Febr. 1836) an Burkhalter: „Seit ich die Jagd aufgegeben, bin ich nicht mehr der Alte, sondern werde nach und nach ein Stubenhocker, der am Barometer töppelet (klopft), wenn er ausgehen soll,“ und von seiner Fachkenntnis legen zahlreiche Stellen seiner Werke, vor allem die Erzählungen „Der Oberamtmann und der Amtsrichter“, die in Herzogenbuchsee spielt, und „Kurt von Koppigen“ Zeugnis ab. Er war etwas wie ein Kraft- und Naturmensch und haute hier und da, wie auch Burkhalter berichtet, in seinen Predigten in Herzogenbuchsee noch über die Schnur, satirisierte zu stark, während ihm doch andrerseits das Behagen an idyllischen Zuständen nicht fehlte: „Zwar hatte ich“, schreibt Burkhalter an Gotthelfs Witwe 1855, „nicht mehr den gleichen Genuß von ihm (in Lützelflüh), als da er noch in Herzogenbuchsee war, wo wir so manchen schönen Sommerabend auf dem Hübeli hinter meinem Haus unter den schattigen Buchen verplauderten, wobei wir die Aussicht auf die Emmentaler und Oberländer Berge genossen, oder wo wir in seinem Zimmer in Herzogenbuchsee ernste und heitere Gespräche führten, wobei er mir so manches lehrreiche Buch zum Lesen lehnte (lieh).“ Das Interesse Bitzius' für die Schule blieb auch in Herzogenbuchsee stark; er arbeitete hier (vgl. Gustav Tobler, Jeremias Gotthelf und die Schule, Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft zu Bern auf das Jahr 1907) einen Entwurf für die Sommerschulen aus und benutzte die Jubelfeier der Berner Reformation (1828), um dem Kirchenrat eine Reformation des Schulwesens anzuempfehlen. Eine andere Schulangelegenheit wurde für ihn verhängnisvoll: „Er weigerte sich mit aller Entschiedenheit für die Lostrennung Bollodingens von der Schulgemeinde Ober- und Niederönz einzutreten, da hierdurch der Gehalt des bisherigen Schulmeisters verkleinert worden wäre; er weigerte sich, trotzdem der Landvogt von Effinger und der Schulkommissär Lauterburg dafür eintraten. Dieser für ihn so bezeichnende Streit hatte seine Abberufung, zugleich aber auch die ehrenvolle Versetzung nach Bern zur Folge.“ Bitzius hat dem Landvogt seine Absetzung nicht nachgetragen, wie die Erzählung „Der Oberamtmann und der Amtsrichter“ mit dem liebevollen Porträt

des Landvogts beweist. Überhaupt ist er in Herzogenbuchsee, einem der „Dörfer“ (des Oberaargaus), wie die Emmentaler einfach sagen (im Gegensatz zu ihren Einzelhöfen), heimisch geblieben, der Roman „Die Käserei in der Vehfreude“ und die hübsche Erzählung „Der Besuch“ spielen auch dort.

In Bern blieb Albert Bitzius anderthalb Jahre als Vikar. Er predigte dort an der Heiligengeistkirche, ohne großen Zulauf, da er kein guter Redner war, war Schulinspektor der oberen Gemeinde und gab sich auch viel mit dem Armenwesen ab. Als Schulinspektor geriet er mit seinen Amtsbrüdern in einen Konflikt, sie tadelten sein „unberufenes Aufdrängen“, sein „unbescheidenes vorlautes Auftreten“ und schlossen ihn sogar von der Schulkommission aus, was Bitzius schwer verwand, denn er war sich der Lauterkeit seiner Absichten wohl bewußt. Viel weiß man nicht von dieser Berner Zeit, doch berichtet er selber an Burkhalter, daß er in größerer gesellschaftlicher Zerstreuung lebte und besonders durch die großen Zeitereignisse (die französische Julirevolution) von der Theologie weg zur Politik gerissen wurde. Diese Entwicklung werden wir nachher im Zusammenhange darstellen. Zu Neujahr 1831 wurde Albert Bitzius dann zum Vikar in Lützelflüh im Emmental ernannt und reiste am Neujahrstage selbst, nachdem er noch mit Mutter und Schwester das Fest gefeiert, dorthin ab. Damit hatte er den Ort seiner dauernden Wirksamkeit gefunden. Das große, ziemlich zerstreut liegende Kirchspiel gab seinem Geistlichen sehr viel Arbeit, aber der neue Vikar lebte sich bald ein und gewann das Zutrauen seiner Gemeinde, so daß es dankbar begrüßt wurde, als er nach dem Tode des alten Pfarrers im März 1832 an dessen Stelle zum Pfarrer ernannt wurde, wenn es freilich auch noch einige Jahre dauern sollte, ehe er fest im Sattel saß. Im April 1832 trat er das neue Amt an, nachdem er inzwischen auch, bereits fünfunddreißig Jahre alt, seine Zukünftige gefunden hatte. Es war Henriette Elisabeth Zeender, die Tochter eines bekannten Professors an der Berner Akademie, die, mit dem Pfarrer Fastnacht von Lützelflüh verwandt, dort öfter zu Besuch erschienen war. Am 8. Januar 1833 feierte Albert Bitzius seine Hochzeit, ein Freund, der Pfarrer Farschon von Wynigen bei Burgdorf traute ihn. Die Ehe geriet überaus glücklich.

Lützelflüh, wo Albert Bitzius fast 24 Jahre gewirkt hat, zum Jeremias Gotthelf gediehen, gestorben und begraben ist, liegt

etwa fünf Stunden von Bern, anderthalb Stunden oberhalb Burgdorf an der Emme, auf den Höhen des rechten Flußufers und ist ein großes Dorf. „Mit sonnigen Augen, den Fuß spülend in der Emme Wellen," schreibt Gotthelf selbst in seiner „Wassernot", „sieht Lützelflüh hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kommt (das Oberland), sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt (den Jura), sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüederswyl, wo ein dunkler Berg frühen Schatten wirft." Gegen Nord und Ost ist Lützelflüh (ich folge hier Manuel) von grünen Hügeln umgeben, die schöne Buchenwälder bekränzen. Auf einem derselben stand das herrschaftliche Schloß Brandis, welches im Jahre 1798 bei der französischen Invasion von den Bauern zerstört wurde und in Jeremias Gotthelfs Schriften sehr oft auftaucht. Tief unten fließt die Emme, über welche die große Luzern-Bernstraße auf altersgrauer Brücke führt. Die Kirche schaut nach Abraham Emanuel Fröhlichs Schilderung aus hohen und breiten Nußbäumen hervor, hinter ihr liegt das Pfarrhaus, und weiter rückwärts sind die grünen Hügel. Sie ist von mittlerer Größe, durchaus schmucklos wie alle Kirchen der reformierten Schweiz, um das Pfarrhaus waltet ländlicher Friede: „Das nahe reifende Korn rauschet, der blühende Klee ringsum duftet, die Lerchen in der Höhe, die Finken und andere Sänger in den vielen, den Pfarrhof umgebenden Obstbäumen singen aufs lustigste." Freilich, es gab für den Pfarrer zu tun: „Ich habe eine des Zaums entwöhnte Gemeinde und ein Haus, das aller Besorgung entbehrt hatte," schreibt er im August 1832 an Burkhalter; „die Führer der Gemeinde hätten lieber keinen Pfarrer als einen" Doch war sein Verhältnis zu seiner Gemeinde, trotzdem er seine Gegner hatte und bei seiner Natur haben mußte, nie schlecht und ward immer besser. Ein großer Prediger war er, wie schon berichtet, nicht, „sein Redeorgan und seine Aussprache waren ihm", wie Manuel schreibt, „in dieser Beziehung hinderlich. Bei aller Gedankenfülle und richtigen Betonung der Worte und Sätze fehlte ihm jedes Feuer und der leichte und mächtige Fluß der Rede, welche den geistlichen wie den weltlichen Redner ausmachen und den Zuhörer zu ihren Vorträgen locken." Aber er hatte auf andern Gebieten starke Seiten genug. Einen deutlichen Begriff von seinem Verhältnis zu seiner Gemeinde geben die im „Neuen Berner Taschenbuch" auf das Jahr 1906 abgedruckten

Visitationsberichte, die von 1832 bis 1839 reichen. Im Jahre 1833 heißt es: „Es ist in der gegenwärtigen Zeit schwer, Pfarrer zu sein, schwerer, als es wohl je war"; im Jahre 1834 wurde bei der Kirchenvisitation von einigen Mitgliedern der Gemeinde eine Beschwerde erhoben, daß der Pfarrer in Lützelflüh die Kranken- und Hausbesuche nicht pflichtgemäß ausführe — er machte nämlich keine „unberufenen" Besuche; doch lief die Angelegenheit gut für Bitzius aus; endlich im Jahre 1835 lautet es: „Über mein Verhältnis zu der Gemeinde enthalte ich mich noch, etwas Bestimmtes zu sagen. Doch scheint mir, dasselbe gestalte sich anders, die Bessern fangen an mich zu begreifen, die andern scheitern an meiner ruhigen und festen Haltung; weil sie mich nicht erbittern können, so schweigen sie mehr und mehr ermüdet still." Es ist seitdem in der Tat zu keiner Klage mehr über ihn gekommen, und 1836 erklärte Bitzius: „Mit den Vorgesetzten bin ich sehr wohl zufrieden." Viel Arbeit und auch Ärger machte die Schule — der Pfarrer von Lützelflüh saß in der Schulkommission seiner Gemeinde, war 1832 und 1833 Mitglied der großen Landesschulkommission, die das neue Primarschulgesetz vorbereiten sollte, wurde wiederholt als Abgeordneter zu Examen entsendet, hielt von 1834 bis 1836 Vorträge über Schweizergeschichte bei den Lehrerbildungskursen in Burgdorf und war endlich von 1835 bis 1845 Schulkommissär für den aus sechs Dörfern bestehenden Schulkommissariatskreis Lützelflüh, als welcher er ein geringfügiges Gehalt bezog. Diese seine ausgebreitete Tätigkeit führt uns auf die Politik, mit welcher sie, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar in fast jeder Beziehung zusammenhängt.

Es existiert seit einigen Jahren ein ziemlich umfangreiches Büchlein „Jeremias Gotthelf als Politiker" von Dr. U. Lötscher (Bern 1905) — leider ist es bei allem unverkennbaren Gerechtigkeitsstreben von dem üblichen liberalen Standpunkte geschrieben, und der reicht zur Beurteilung einer Persönlichkeit wie der Albert Bitzius' bei weitem nicht aus. So tut man gut, zu Manuel zurückzugehen, vor allem aber sich an Bitzius' Werke und Briefe selbst zu halten, d. h. aus diesen nicht einzelne Äußerungen herauszugreifen, sondern auf ihrem Grunde zu versuchen, eine allseitige Anschauung von dem Politiker Gotthelf zu gewinnen. Die Geschichte des Liberalismus in der Schweiz ist im allgemeinen von der Geschichte des Liberalismus in den übrigen Ländern nicht verschieden, er hat hier, da es sich

um alte republikanische Gemeinwesen handelt, vielleicht noch ein bißchen mehr Berechtigung als anderswo, ist aber, wie es scheint, auch um so eher entartet. Der Wiener Kongreß hatte die Schweiz wieder in einen Staatenbund von 22 souveränen Kantonen verwandelt und der Aristokratie in den einzelnen Kantonen wieder, wie Lötscher richtig sagt, „wenn auch nicht zur vollständigen Alleinherrschaft, so doch zu einer völlig maßgebenden Stellung" verholfen. War der Druck auch nicht sonderlich stark, namentlich auf geistigem Gebiete, wie wir gesehen haben, noch eine relativ große Freiheit der Bewegung, er ward doch als stark empfunden, und so entstand, wie überall in Europa, eine liberale Partei, die die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahne schrieb. Die französische Julirevolution gab ihr Luft, es erfolgte die sogenannte Regeneration, die den Liberalismus zur Herrschaft führte, manche in der Tat drückende Verhältnisse beseitigte, aber auch jedem wilden Begehren, dem äußersten Radikalismus Tor und Tür öffnete und ein sehr bedenkliches politisches Streber-, ja Freibeutertum aufkommen ließ. Im Kanton Bern trat die Regeneration nach einer stürmischen Volksversammlung zu Münsingen am 10. Januar 1831 ein, im Juli ward die neue liberale Verfassung angenommen. Die neuen Behörden fanden einen Schatz von zehn Millionen Franken vor, „den die unwirtschaftliche Torheit der Regierenden, die sich noch viel auf diese einfältige Sparsamkeit zugute taten" — also drückt sich der liberale Fortsetzer der Schlosserschen Weltgeschichte klassisch aus — „in den fünfzehn Jahren ihres Regiments aufgesammelt hatten." Nun, Anno 1848 legte der Finanzdirektor Stämpfli dem Großen Rate ein jährlich wiederkehrendes Normaldefizit von 452 000 alten Franken vor — man war rasch auf die Höhe der Zeit gelangt. Doch um zur Regeneration und zu Albert Bitzius zurückzukehren: echt liberal wie dieser war, jubelte er dem Umschwunge schon vor der Regeneration zu. „Wir haben ein großes Jahr erlebt," schreibt er am 18. Oktober 1830 von Bern aus an Burkhalter. „Die frühere französische Revolution war aus den gleichen Ideen entstanden und kämpfte gegen das gleiche privilegierte Unrecht; aber sie kämpfte dagegen mit physischer Kraft. Darum gelang es auch physischer Kraft, sie zu unterdrücken und den alten Despotismus wieder einzuführen. Diese Revolution hat hingegen die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlossen; darum wird sie auch beschlossen bleiben.

Sie ist ein neuer, schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer und die Menschen immer verdorbener. Allenthalben zeigt es sich, daß die Völker majorenn werden, d. h. mächtiger, körperlich kräftiger waren sie immer als ihre Herren. Diese aber besaßen höhere Bildung meist und regierten nach dem gleichen Gesetz über sie wie der Mensch über die Tiere ... Sobald das Volk geistig nachwächst, sobald hört dem Wesen nach jene Herrschaft auf. Besteht sie auch dem Gesetz nach noch einige Zeit, so muß doch dieses von selbst fallen; denn die Weltordnung duldet nie lange ein unnatürliches, unvernünftiges Gesetz. Wenn alle Pferde vernünftig würden, so müßte auch der Müller einen andern Karrer anstellen. Das Volk erwacht allmählich, ist aber noch schlafsturm und weiß nicht recht, auf welcher Seite es aus seinem vertroleten (verdrückten) Bette kann. Ist es einmal erwacht und begreift es, was allein ihm recht auf die Beine hilft, nämlich eine vernünftige, nicht gelehrte, aber menschlich-christliche Bildung, dann geht es mit starken Schritten vorwärts." Das ist bis auf die menschlich-christliche Bildung gewiß Liberalismus und Demokratismus, Bitzius aber mußte bald merken, daß es mit diesem schönen optimistischen Doktrinarismus nicht so ohne weiteres ginge. Am 5. Dezember 1831 schreibt er an Burkhalter: „Nachdem die Vernunft, begleitet von der Mäßigkeit, den Sieg errungen, benutzten ihn die Unvernunft und die Unmäßigkeit. Eine Menge stürmt nur gedankenlos zu, als ob ihre Augen verbunden wären. Sie haben redlichen Willen; aber es fehlt ihnen etwas im Kopf. Eine andere Menge streckt nur Hände und Zunge aus nach guten Bißlein; man teilt die Stellen aus wie Siegesbeute; eine Hand wäscht die andere, und eine dritte, die bis dahin scheu sich verkrochen, kriecht aus den Löchern hervor und brüllt nun am lautesten ins Urner Horn, damit man ihnen vergesse, wie lange sie nicht gebrüllt. Diese Dreieinigkeit hat sich der Politik, d. h. ihres Hunges [Honigs] bemächtigt und speit gegen jeden Feuer und Flammen, der nicht mit ihr ins gleiche Bockshorn stößt." Weiterhin in demselben Briefe wird schon der neuaufgekommene Radikalismus vortrefflich geschildert: „Unsere Radikalen besonders verursachten mir vor der Zeit meiner Weisheit, als ich noch meinte, alles müsse billig und vernünftig zugehen, den größten Ärger, und ich redete am meisten ihnen zu. Allein sie mahnen mich auffallend an religiöse Sektierer; sie allein haben den seligmachenden

Glauben, wie sie meinen. Sie hassen, verfolgen alle, die ihn nicht teilen, meiden sorgfältig ihren Umgang, suchen Proselyten zu machen, setzen in einige Worte alles Heil, glauben durch einen unmittelbaren (ich mag nicht sagen heiligen) Geist erleuchtet zu sein und verachten Erfahrung und Wissenschaft usw. So sind sie, wenn sie es nur glauben wollten." Man sieht, der trefflich beobachtende Bitzius hatte in kurzer Zeit böse Erfahrungen mit den Herren Politikern und Volksführern gemacht. Zunächst nun wollte er sich ganz von der Politik zurückziehen und, dem Dinge in philosophischer Ruhe zusehend, sich mit etwas anderem beschäftigen: „Ich schwanke zwischen dem Erlernen einer Sprache, der kritischen Erklärung der Bibel, dem Studium der neuen Philosophie oder gar dem Schreiben eines Büchleins, worüber weiß ich aber nicht." Da ward er Pfarrer und bekam mit dem Schulwesen zu tun, merkte auch gleich, daß man den Pfarrern nach der neuen Ordnung der Dinge nicht besonders wohlwollte: „Zum Teil sind die Pfarrer an diesem allgemeinen Mißtrauen selbst schuld. Sie zeigen sich gegen die neue Ordnung der Dinge oft so feindselig, daß es der ganze Stand büßen muß. Dann liegt allerdings noch ein Grund darin, daß gegenwärtig gerade die Klasse das große Wort führt, welche auf den Prediger nicht nur nicht viel hält, sondern ihn auch überflüssig glaubt, nämlich auf dem Lande die Halbaufgeklärten, deren Verstand etwas vom Sachen- und Personenrecht begreift, deren Vernunft aber tot liegt, in den Städten die Advokaten, seit langem natürliche Gegner der Geistlichen. Die haben uns auch ausgeschlossen aus der Regierung und werden noch mehr machen, solange sie das große Wort behalten. Darum ist es auch für unsern Stand durchaus notwendig, eine etwas passive Rolle zu spielen." Das hat denn Bitzius, was ihn anlangte, auch getan, das Schulwesen trat, wie auch die nächsten Briefe an Burkhalter zeigen, in den Mittelpunkt seiner Betätigung. Aber auch da mußte er, wie wir gleich sehen werden, böse Erfahrungen machen. Den Mut und das Vertrauen in die Zukunft verlor er nicht: „Eine Menge guter, aber roher Kräfte sind entfaltet und walten jetzt fessellos, weder von einem innern noch einem äußern Gesetz in Schranken gehalten . . . Unpraktischer Sinn mit gutem Willen, theoretische Gewandtheit mit schlauer Selbstsucht, politische Schwärmerei und Geldsucht, Talente, durch Rache oder persönliche Leidenschaften entflammt, und endlich Feigheit, die nachgagget, und Dünkel, der vorgagget,

das sind die Stürme und Riseleten, an denen wir leiden ... aber eben nur Geduld, es wird schon besser kommen." Noch bedeutsamer ist die folgende Stelle aus einem Briefe vom 10. Oktober 1834: „Es ist eine merkwürdige Zeit, gegen die man eigentlich dankbar sein sollte, wenn es das gekreuzigte Fleisch zulassen könnte. Sie nimmt nämlich die Kräfte der meisten Menschen unendlich mehr in Anspruch, als man es früher gewohnt war, und wenn man sich zu einem Schläfchen hinlegen will, so steht der Wecker schon vor der Türe. Dieses beständige Gewecktwerden ist heilsam, denn je mehr man wacht, desto mehr schafft man. Damit will ich aber einem Teil der Wecker kein Kompliment machen, den radikalen Schreiern nämlich, die das Unterste zu oberst kehren wollen. Es sind entweder unglückliche Geschöpfe, die nicht wissen, was sie wollen, oder eigennützige, die es nur zu gut wissen. Sie hätten mich schon lange entweder verbittert oder mutlos gemacht, wenn die Geschichte mich nicht belehrt hätte, daß diese Leute in solchen Zeiten ebenso natürlich sind als Pilze auf dem Mist, wenn es regnen will, ja, daß diese Leute nicht halb so wild und gefährlich sind, als in Stürmen früherer Zeiten, was freilich nicht ihre Schuld ist, sondern Schuld der Zeit." Man glaubt solche Ausführungen beinahe in bezug auf unsere eigene Zeit geschrieben, wie denn Albert Bitzius' politische Entwicklung in der Tat vorbildlich ist. Beispielsweise durchschaut er auch schon das Preßelend: „Wir haben lauter Parteiblätter, in welche man vernünftige Dinge nicht einmal bringen könnte, die auch von vernünftigen Dingen nichts hören mögen." Wenn man will, kann man hier schon erkennen, wie er allmählich der Schriftstellerei zugetrieben wird.

Eine sehr böse Erfahrung vor allem hat den Prozeß des In-die-Öffentlichkeit-Gedrängtwerdens, wie ich bei dem Schriftsteller Jeremias Gotthelf sagen möchte, beschleunigt, der Handel mit Fellenberg. Die Gärung der Zeit betätigte sich auf keinem Gebiete stärker als auf dem des Schulwesens, „man sah", wie Manuel sich ausdrückt, „die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer besseren Zukunft an". Der erste pädagogische Fachmann nicht bloß der Schweiz war damals Philipp Emanuel von Fellenberg (1771—1844), der durch seine Hofwyler Anstalten längst die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen hatte. Nun trat dieser Mann auch politisch in den Vordergrund, entzweite sich

Glauben, wie sie meinen. Sie hassen, verfolgen alle, die ihn nicht teilen, meiden sorgfältig ihren Umgang, suchen Proselyten zu machen, setzen in einige Worte alles Heil, glauben durch einen unmittelbaren (ich mag nicht sagen heiligen) Geist erleuchtet zu sein und verachten Erfahrung und Wissenschaft usw. So sind sie, wenn sie es nur glauben wollten." Man sieht, der trefflich beobachtende Bitzius hatte in kurzer Zeit böse Erfahrungen mit den Herren Politikern und Volksführern gemacht. Zunächst nun wollte er sich ganz von der Politik zurückziehen und, dem Dinge in philosophischer Ruhe zusehend, sich mit etwas anderem beschäftigen: „Ich schwanke zwischen dem Erlernen einer Sprache, der kritischen Erklärung der Bibel, dem Studium der neuen Philosophie oder gar dem Schreiben eines Büchleins, worüber weiß ich aber nicht." Da ward er Pfarrer und bekam mit dem Schulwesen zu tun, merkte auch gleich, daß man den Pfarrern nach der neuen Ordnung der Dinge nicht besonders wohlwollte: „Zum Teil sind die Pfarrer an diesem allgemeinen Mißtrauen selbst schuld. Sie zeigen sich gegen die neue Ordnung der Dinge oft so feindselig, daß es der ganze Stand büßen muß. Dann liegt allerdings noch ein Grund darin, daß gegenwärtig gerade die Klasse das große Wort führt, welche auf den Prediger nicht nur nicht viel hält, sondern ihn auch überflüssig glaubt, nämlich auf dem Lande die Halbaufgeklärten, deren Verstand etwas vom Sachen- und Personenrecht begreift, deren Vernunft aber tot liegt, in den Städten die Advokaten, seit langem natürliche Gegner der Geistlichen. Die haben uns auch ausgeschlossen aus der Regierung und werden noch mehr machen, solange sie das große Wort behalten. Darum ist es auch für unsern Stand durchaus notwendig, eine etwas passive Rolle zu spielen." Das hat denn Bitzius, was ihn anlangte, auch getan, das Schulwesen trat, wie auch die nächsten Briefe an Burkhalter zeigen, in den Mittelpunkt seiner Betätigung. Aber auch da mußte er, wie wir gleich sehen werden, böse Erfahrungen machen. Den Mut und das Vertrauen in die Zukunft verlor er nicht: „Eine Menge guter, aber roher Kräfte sind entfaltet und walten jetzt fessellos, weder von einem innern noch einem äußern Gesetz in Schranken gehalten ... Unpraktischer Sinn mit gutem Willen, theoretische Gewandtheit mit schlauer Selbstsucht, politische Schwärmerei und Geldsucht, Talente, durch Rache oder persönliche Leidenschaften entflammt, und endlich Feigheit, die nachgagget, und Dünkel, der vorgagget,

das sind die Stürme und Riseleten, an denen wir leiden ... aber eben nur Geduld, es wird schon besser kommen." Noch bedeutsamer ist die folgende Stelle aus einem Briefe vom 10. Oktober 1834: „Es ist eine merkwürdige Zeit, gegen die man eigentlich dankbar sein sollte, wenn es das gekreuzigte Fleisch zulassen könnte. Sie nimmt nämlich die Kräfte der meisten Menschen unendlich mehr in Anspruch, als man es früher gewohnt war, und wenn man sich zu einem Schläfchen hinlegen will, so steht der Wecker schon vor der Türe. Dieses beständige Gewecktwerden ist heilsam, denn je mehr man wacht, desto mehr schafft man. Damit will ich aber einem Teil der Wecker kein Kompliment machen, den radikalen Schreiern nämlich, die das Unterste zu oberst kehren wollen. Es sind entweder unglückliche Geschöpfe, die nicht wissen, was sie wollen, oder eigennützige, die es nur zu gut wissen. Sie hätten mich schon lange entweder verbittert oder mutlos gemacht, wenn die Geschichte mich nicht belehrt hätte, daß diese Leute in solchen Zeiten ebenso natürlich sind als Pilze auf dem Mist, wenn es regnen will, ja, daß diese Leute nicht halb so wild und gefährlich sind, als in Stürmen früherer Zeiten, was freilich nicht ihre Schuld ist, sondern Schuld der Zeit." Man glaubt solche Ausführungen beinahe in bezug auf unsere eigene Zeit geschrieben, wie denn Albert Bitzius' politische Entwicklung in der Tat vorbildlich ist. Beispielsweise durchschaut er auch schon das Preßelend: „Wir haben lauter Parteiblätter, in welche man vernünftige Dinge nicht einmal bringen könnte, die auch von vernünftigen Dingen nichts hören mögen." Wenn man will, kann man hier schon erkennen, wie er allmählich der Schriftstellerei zugetrieben wird.

Eine sehr böse Erfahrung vor allem hat den Prozeß des In-die-Öffentlichkeit-Gedrängtwerdens, wie ich bei dem Schriftsteller Jeremias Gotthelf sagen möchte, beschleunigt, der Handel mit Fellenberg. Die Gärung der Zeit betätigte sich auf keinem Gebiete stärker als auf dem des Schulwesens, „man sah", wie Manuel sich ausdrückt, „die Sorge für dasselbe nicht mit Unrecht als die eigentliche Grundsteinlegung einer besseren Zukunft an". Der erste pädagogische Fachmann nicht bloß der Schweiz war damals Philipp Emanuel von Fellenberg (1771—1844), der durch seine Hofwyler Anstalten längst die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen hatte. Nun trat dieser Mann auch politisch in den Vordergrund, entzweite sich

aber mit seinen Kollegen im Erziehungsdepartement, so daß verschiedene Wege eingeschlagen, u. a. rivalisierende Normalkurse für Schullehrer eingerichtet wurden. Die Fellenbergschen fanden zu Hofwyl statt, die kantonalen an verschiedenen Orten, u. a. zu Burgdorf, und an den letzteren beteiligte sich Albert Bitzius, der Pfarrer von Lützelflüh, durch Vorträge über Schweizergeschichte. Über diese Vorträge erfolgte in dem von Fellenberg und seinen Freunden herausgegebenen „Mitteilungsblatt für die Freunde der Schulverbesserung im Kanton Bern", Nr. 10, Christmonat 1834, eine heruntерreißende Kritik, die nicht nur ganz persönlich, sondern auch pädagogisch und historisch nicht zu halten war und Bitzius natürlich sehr erbitterte. Es genügt, einige wenige Stellen zu zitieren: „Um seinen Vortrag recht zu würzen, begleitete der Deklamator denselben mit einem spöttelnden Lächeln, gerade als wenn er Eulenspiegelgeschichten erzählte, und zur Ergötzung des Auges hielt er beständig die Hände in den Hosen." Das pädagogisch ganz richtige Verfahren, nicht lange vorher auf das Examen hinzuarbeiten, ebenso die Verwendung des „gemeinsten bernischen Dialekts", die bei dem Bildungszustande der meisten Lehrer unzweifelhaft geradezu notwendig war, werden getadelt, vor allem aber der Geist der Vorträge angegriffen. „Wie aber der Papst die Fürsten, oie Fürsten ihre Völker als blinde Werkzeuge zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke brauchten; wie die Religion zum Deckmantel des sträflichsten Egoismus dienen mußte; wie der einfältige Volksglaube so schändlich mißbraucht wurde; wie das gleiche noch heutzutage der Fall sei — davon sagte der Herr Pastor nichts," heißt es. Nein, Albert Bitzius hatte eben schon erkannt, daß die Anschauungen der gemeinsten Aufklärung der historischen Wahrheit nicht entsprächen, er war ein bißchen weiter als der gemeine Liberalismus seiner Zeit. So redete man von Mißhandlung der Schweizergeschichte, redete von Pfarrherren, die mit Geringschätzung und Verachtung auf das Volk und auf die Schullehrer des Landes herunterblicken zu dürfen glauben, selbst von dem „Fluch der niedrigsten Gemeinheit und Geistlosigkeit". Kein Wunder, daß Bitzius dann von einer „Mißhandlung" durch Fellenberg sprach. Er setzte übrigens seine Vorträge noch 1835 und 1836 fort, der Mann, die Flinte gleich ins Korn zu werfen, war er nicht. Dafür erhielt er im „Mitteilungsblatt" Nr. 12, 1835, abermals die Quittung: „Der Herr Bitzius soll sich nur darin gebessert haben, daß er

sein Auditorium durch das Mißgeschick seiner äußeren Haltung in diesem Jahre weniger geärgert hat als im Jahre 1834. Seine übrige niederträchtige Mißhandlung der Schweizergeschichte soll für jedes wahrhaft schweizerische Gemüt im letzten Sommer nicht weniger entrüstend gewesen sein, als bei dem ersten Skandal gleicher Art, den er im vorigen Jahre zur Schmach seiner Kommittenten gereichen ließ, so daß der Zeit- und Kraftaufwand, der im letzten Sommer von Seite unserer Landschullehrer im Burgdorfer Kurse stattgefunden, und die Geldmittel unserer Republik, die darauf verwendet werden [Bitzius erhielt nach Vetters Angabe ganze 50 alte Schweizerfranken für seine Vorträge], aufs neue nicht allein als unnützerweise weggeworfen, sondern als eigentlich verderblich zu betrachten sind, weil die Träger und Stützen des republikanischen Geistes bei uns solcherweise allmählich alles Glaubens an die Möglichkeit des Aufkommens einer Republik und sogar aller Hoffnung für eine fernere Zukunft beraubt werden." Das ist niedrigste Demagogie. Vetter nimmt an, daß der eigentliche Bericht über Gotthelfs Vorträge von Fellenberg selbst herrührte. Die gebührende Antwort erhielt dieser später in Jeremias Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeisters". Seine wahre Bedeutung hat Bitzius kaum je verkannt. In eben dem Jahre 1835 begann des Pfarrers von Lützelflüh Tätigkeit als Schulkommissar, die außerordentlich fruchtbar war, und deren bei Tobler vollständig veröffentlichten Akten uns in die wirklichen Zustände des Schweizer Schulwesens einen weit schärferen Blick tun lassen, als die schönen Deklamationen der liberalen Pädagogen über die angebliche Geringschätzung und Verachtung des Volkes und der Schullehrer durch die Pfarrer. Endlich erfolgte in ebendem Jahre 1835 auch die Begründung der Erziehungsanstalt für arme Knaben zu Trachselwald durch den „Verein für christliche Volksbildung", deren eifrigstes Mitglied Albert Bitzius war. Jene Anstalt, für die der Pfarrer seinen Freund Burkhalter als Leiter gewinnen wollte, war wesentlich sein Werk, und seine Anteilnahme ist ihr während seines ganzen Lebens geblieben. Wir werden bei Gelegenheit von Jeremias Gotthelfs Schrift über die „Armennot" noch auf sie zurückkommen.

War der Pfarrer von Lützelflüh trotz seines Entschlusses, sich der „philosophischen Ruhe" hinzugeben, doch schon eine öffentliche Persönlichkeit im Kanton Bern geworden, so ward er es noch weit

mehr und für ein viel weiteres Gebiet durch die Veröffentlichung seines ersten Buches „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst geschrieben. Burgdorf 1837", die im Spätsommer 1836 geschah.

II.

Wie ist Albert Bitzius, der Pfarrer von Lützelflüh, der Schriftsteller Jeremias Gotthelf geworden? Wir haben darüber bemerkenswerte Selbstgeständnisse. Das älteste findet sich in einem Brief an Burkhalter vom 22. Januar 1837: „Es freut mich, daß Ihnen mein Büchlein gefallen und daß Sie glauben, es tue gute Wirkung. Es war von mir eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes; es war ein Versuch, unsere Zustände unverblendet von irgend einer Parteileidenschaft oder einem Parteiinteresse klar und lebendig den Leuten vor die Augen zu stellen. Es ist nur ein Versuch, nur ein Bruchstück aus vielfachen Anschauungen und hat der Mängel sehr bedeutende. Das ganze Verdienst bei der Sache besteht in zwei Dingen, erstlich, daß ich meine Faulheit, meine Abneigung gegen das Schreiben, meinen Hang zur behaglichen Beschaulichkeit überwunden und tagelang am Schreibtische gesessen bin, zweitens, daß ich mich dadurch, daß ich der Wahrheit Zeugnis gegeben, dem geheimen Haß und den öffentlichen (Angriffen) derer ausgesetzt habe, die sich dadurch beleidigt fühlen. Auch unsere Großräte, welche im Wahne stehen, sobald ihr Sitzfleisch die grünen Bänke berühre, werde es voll Weisheit, werden die Wahrheit schwer verdauen können und nicht zum Glauben zu bringen sein, daß ein Pfarrer (halb) so witzig sein könne, wie der dümmste aus ihnen, und nie zur Überzeugung, daß es ein Pfarrer besser mit dem Lande meine als der Eigennützigste unter ihnen. Das ist mir aber gleichgültig, ich habe ein dickes Fell." Da ist kein Zweifel, soweit die Motive seiner Schriftstellerei Albert Bitzius ins Bewußtsein traten, waren jedenfalls die Liebe zu seinem Lande und die Absicht, die politische Entwicklung durch Darstellung der wirklichen Verhältnisse in sichere Bahnen zu leiten, die ausschlaggebenden. Daneben tritt dann aber selbstverständlich auch der bei jeder bedeutenden Persönlichkeit natürliche Wunsch, sich geltend zu machen, zu wirken. Daß Gotthelf eine natürliche Abneigung gegen das Schreiben zu überwinden hatte, kann man ihm ohne weiteres glauben, soll aber nicht mit Ferdinand

Vetter den Schluß daraus ziehen, daß er eine phlegmatische Natur gewesen sei. O nein, er war eine tief leidenschaftliche, aber freilich, er wollte Taten und nicht Bücher, und überhaupt werden Bücher, die aus dem tiefsten Leben und der ganzen Natur kommen, immer schwer geboren — ich darf wohl die eigene Erfahrung zum Zeugnis geben: noch jetzt, nachdem ich an zwanzig Bücher geschrieben, habe ich jedesmal wieder zuerst die „Faulheit" zu überwinden. Daß Gotthelfs „Bauernspiegel" unter schwerem Ringen geboren wurde, beweist ein Brief, den er am 16. Dezember 1838 an seinen Vetter, den Berner Oberrichter Karl Bitzius, richtete; schon Manuel hat seine Bedeutung für die Erklärung der Dichternatur und Dichtweise Gotthelfs erkannt. Er lautet in der Hauptsache: „Es kömmt mir je länger, je mehr vor, daß man eigentlich nicht weiß, wer ich eigentlich bin, und daß die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; daß man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich leider nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkt aus beurteile. — Die Bernerwelt ist eine eigene. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. Ins vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspaß, und sobald ein Berner zum Bewußtsein kömmt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem allem, und keinem Menschen ist es je weniger in den Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten sich mir alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wolle mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören. Das Ding ging so weit, daß die Herrengaßherren mich von der Schulkommission ausschlossen, da ich doch Aufseher der oberen Schulen war. Als ich Pfarrer wurde und im Kapitel sprach, wurde, was ich sprach, für und für als unerheblich erklärt. Als ich darauf mit Lutz über unser Schulwesen konferieren wollte, nannte er es deutsch heraus ‚unbescheidene Zudringlichkeit'. Meine Herren Amtsbrüder gingen so weit, mir den Ruf als schlechter Prediger zu verbreiten, soviel sie konnten, und sie leben noch jetzt wohl daran, und doch

bin ich überzeugt, es predigt keiner so gut wie ich, von meinen Nachbarn nämlich. Als ich Schweizergeschichte vortrug, wurde ich von Fellenberg auf die schändlichste Weise in seinen Mitteilungsblättern mißhandelt, und auf diese Autorität hin lächelte alles über meinen Unterricht; niemand prüfte unbefangen. Schrieb ich an das Erziehungsdepartement in Schulsachen, so erhielt ich die Antwort: ‚Wir finden uns nicht bewogen‘ usw. Zu diesem allem hatte ich eine Gemeinde, wo ich nur rein durch Passivität Boden gewinnen konnte, durch verfluchtes Zuwarten, und als Pfarrer überhaupt mußte ich das allgemeine Mißtrauen gegen diesen Stand mittragen. So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Tun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es tat es in Schrift. Und daß es nun ein förmlich Losbrechen einer lang verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Bergsees ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Grund. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnotwendigkeit, auf der andern Seite mußte ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte ins Volk. Nur bin ich mir bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen. Wie mein früheres Tun kein anderes Ziel hatte, als das Schaffen selbst, so hatte ich auch beim Schreiben keine Ahnung, mir Ruhm, eine bedeutende Stellung zu erwerben .... Du wirst vielleicht lachen, über meine Klagen über Unterdrückung, aber sieh, erst jetzt fällt es mir so recht auf, Jeremias und Käser [die Helden seiner ersten Romane] sind unterdrückte Naturen. Der eine schlägt sich frei, der andere kann nicht. Und dieser Zug, die Helden auf diese Weise zu zeichnen, bezeichnet mehr oder weniger die innere Lage des Schriftstellers.“ Daß dies alles stimmt,

nicht auf Selbsttäuschung beruht, läßt sich aus dem „Bauernspiegel" selbst beweisen, die innere Lage des Schriftstellers bricht dort natürlich öfter hervor. Man lese im 22. Kapitel die Stelle von den Muckelmeistern und dem Alleinstehen, wenn man die Wahrheit sagt, im 27. die über das In-die-Stadt-ziehen, im 34. die über den Ruf Gottes und die Lockung der Welt, im 35. die über das „Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf entgegendrängt", im 37. die über die Christenpflicht, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Ähnlich wie an seinen Vetter hat er auch an seinen Freund Maurer von Constant in München geschrieben und an den getreuen Jakob Burkhalter — die beiden Hauptstellen mögen folgen: „Meine glücklichste Gabe war eine negative, nämlich Mangel an Ehrgeiz. Ich wollte nichts werden, strebte keine sogenannte Stellung in der Welt an; aber was Gott mir zu schaffen vorlegte, arbeitete ich frisch vorweg und fragte nicht: Was trägt es ein? oder: Was sagt die Welt? Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmütige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Zeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben, ohne alle Vorbereitung, und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller. Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! . . . So sprang erst der ‚Bauernspiegel', dann der ‚Schulmeister' hervor, mit gewohnter Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als ob es so gut und recht sei." Und: „Es ist merkwürdig, daß die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiß mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopf drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr natürlich auch niemand übelnehmen. Indessen muß sie mir Platz machen, muß mich gelten lassen, und zwar als keinen Esel, muß mir ein vernünftiges Wort zu sprechen vergönnen, wann und zu was ich will. Ist einmal dies Recht erkämpft, so werde ich sicher manierlich werden und sanft wie ein achttägiges Lamm und zuckersüß wie eine Welschlandtochter auf dem Tanzboden." Man kann einfach sagen, Albert Bitzius ward Schriftsteller, weil er etwas war, nicht, weil er etwas werden wollte. Aber wie kam es, daß das starke dichterische Talent, die eigentliche Produktionskraft, die sich sonst doch früh zu regen pflegt, erst so spät, erst in seinem neun-

unddreißigsten Jahre hervorbrach? Ich habe in meiner früheren Schrift über Gotthelf (Berlin 1902 und München 1904) gesagt, daß man genötigt sei, „bei dem Pfarrer von Lützelflüh das dichterische Talent, so mächtig es auch war, als etwas Sekundäres oder doch an eine andere Kraft Gebundenes und davon Untrennbares anzusehen.“ „Bitzius war“, heißt es dann weiter, „ein Tatmensch, eine zum praktischen Wirken berufene große Persönlichkeit, die nur, weil der Raum mangelte, auf das Schreiben verfiel, nun freilich großartige schriftstellerische und dichterische Gaben entfaltete, aber immer im Dienste der Praxis, nie in dem der Kunst . . . er ist in erster Reihe sozialer Schriftsteller und dann erst Dichter.“ Im großen ganzen ist diese Anschauung sicher richtig, man darf nur Bitzius' Begabung dann nicht als Mischbegabung fassen, sondern muß sie als durchaus une et indivisible betrachten: unser Begriff „Dichter“ ist im Grunde viel zu allgemein, es gibt eine ganze Reihe scharf ausgeprägter, voneinander getrennter Dichtertypen. Gotthelfs Natur war eine politisch-volkserzieherische, und demgemäß war sein Talent in der Hauptsache an die Erscheinungen des wirklichen Lebens gebunden (was natürlich eine mächtige freiere Regung der Phantasie hier und da durchaus nicht ausschließt). Auf dieses wirkliche Leben wollte Gotthelf wirken, wollte es teilweise umgestalten — so mußte er es zunächst durch seine angeborene gewaltige Anschauungskraft und die Erfahrung genau kennen, mußte es dann auch noch mit reifem Verstande richtig beurteilen lernen. Das erklärt denn, wie schon Manuel ausführt, das späte Hervortreten Gotthelfs, auch die ganze heftige Art des Hervortretens und der Produktion selbst (da vorher immerhin unbewußt eine Art Rückstauung stattgefunden), das Schaffen ist bei solchen Naturen mehr leidenschaftliche Tat als sonst. Zu dieser Darstellung stimmt es recht wohl, daß Bitzius sich, ehe er sein Buch schrieb, zuerst für den damals von Johann Jakob Reithard geleiteten „Berner Volksfreund“ journalistisch versucht, ohne sonderlichen Erfolg — wie Reithard berichtet: „Das geringe Maß, welches ihm der beschränkte Raum eines Zeitungsblattes gewähren konnte, drückte ihn und veranlaßte, daß er seine Gedanken oft in eine Reihe unfeiner Kraftausdrücke zusammendrängte, die sich wohl auch häufig in seinen Werken wiederfinden, jedoch minder stören, weil sie weiter auseinanderliegen und in der Regel den Dialogen ihr charakteristisches Gepräge geben helfen.“ Bitzius empfand



Jeremias Gotthelfs Geburtshaus in Murten in der Schweiz.



das später selbst. „Für Zeitungen schreibe ich viel zu schwer, da soll man fechten mit dem Galanteriedegen, und statt dessen schlage ich mit dem zweihändigen Schwerte drein," schrieb er am 11. Juni 1843 an Reithard. Mit diesem, der im nahen Burgdorf wohnte und selbst Dichter war, verkehrte er in eben den Jahren seines Hervortretens häufiger, und Reithard hat denn auch (wenn auch nicht ganz offen) den Ruhm häufig für sich in Anspruch genommen, den Dichter Jeremias Gotthelf entdeckt zu haben: „Nach vielen, meist vergeblichen Versuchen, seinen schriftstellerischen Drang auf dem Wege der Publizistik zu befriedigen, überschrieb Bitzius endlich planlos einige Papierbogen mit Szenen aus dem Berner Volksleben und Reflexionen darüber in jener eigentümlichen Weise, der er in der Folge stets treu geblieben ist. Zufällig bekam ein sachkundiger Freund bei einem Besuche die Bogen zu Gesichte und erstaunte über die tiefen psychologischen Einblicke und die Originalität der Darstellung, die sie enthielten. Er ermunterte den Verfasser, ein Ganzes zusammenzufügen, und noch an jenem Abend wurde die Disposition zum Bauernspiegel beim traulichen Kaminfeuer zustande gebracht." Ganz so, wie es Reithard hier, in seinem Gotthelf-Nekrolog 1854, berichtet, wird es ja nicht gewesen sein; man erinnere sich, daß Albert Bitzius schon 1831 zu Burkhalter davon gesprochen, ein Büchlein zu schreiben; auch sagt er in der Vorrede, daß er seine Arbeit lange in stiller Brust getragen; immerhin aber kann Reithard die letzte Anregung zur definitiven Produktion gegeben haben, wie denn ja auch der Name Jeremias Gotthelf statt des erst beabsichtigten Jeremias Gotterbarm von ihm stammen soll. Um den Beschluß zu machen: äußere und innere Gründe, bewußte Absicht und leidenschaftlich-dumpfer Drang trieben Albert Bitzius, sein erstes Buch zu schreiben, aber der eigentlich schriftstellerische Ehrgeiz, die Sehnsucht nach Dichterruhm waren nicht unter den Motiven, und das will im 19. Jahrhundert etwas sagen und war wohl nur in der Schweiz möglich, in der, wie Manuel richtig ausführt, der Berufsliterat, -belletrist oder gar -dichter damals noch keinen Platz hatte.

Das schließt aber selbstverständlich nicht aus, daß der neue Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf dennoch innerhalb einer geschichtlichen Entwicklung steht, literarisch geworden ist und ganz natürlich rechten Ortes, zu rechter Zeit hervortritt Über seine Jugendlektüre, sein Studium der Popularphilosophie auf der Berner Aka-

demie, seine Anteilnahme an den Aufführungen Schillerscher und Körnerscher Dramen, seine in Göttingen erwachsene Verehrung Walter Scotts haben wir schon berichtet. Wichtiger für den künftigen Volksschriftsteller ist zweifellos sein Verhältnis zu den heimischen Dichtern und Schriftstellern, da von diesen wohl die stärksten unmittelbaren Einwirkungen stammen, da er, soweit sie auch als Volksschriftsteller tätig gewesen waren, sich getrieben fühlen mußte, ihr Werk fortzusetzen. Und sie waren fast alle Volksschriftsteller gewesen, zunächst Johann Kaspar Hirzel, der Stadtarzt in Zürich, der 1761 das Buch „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern" herausgegeben hatte, dessen Held Kleinjogg, einem wirklichen Züricher Bauern, Jakob Guyer von Wermutschwyl, nachgebildet, nach Hermann Hettners Urteil sehr lebendig gezeichnet ist, und das nach demselben anziehende ländliche Genrebilder von faßlicher und überzeugender Lehrhaftigkeit enthält, eigentlich dichterische Darstellung freilich kaum irgendwo bringt. Bitzius kannte das Werk; er erwähnt es in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", und die folgenden Sätze aus ihm könnte man geradezu als Leitmotiv seines eigenen Schaffens hinstellen: „Ich hatte hierbei Gelegenheit, einen wichtigen Teil des menschlichen Geschlechts kennen zu lernen, den der törichte Stolz der großen Welt mit Verachtung ansiehet und in eine niedrige Ordnung der Geschöpfe verweiset, den Bauernstand, welcher der Betrachtung des Weisen in der Tat würdiger ist, als irgend eine Ordnung des menschlichen Geschlechts, denn hier siehet dieser die menschliche Natur in einer dem Stand der Natur sich nähernden Einfalt vor sich und entwickelt die Fähigkeiten der Seele und ihre verschiedenen Kräfte um so viel leichter, da sie sich in keinen entlehnten Schmuck verbergen. Hier lernte ich durch ein anschauendes Erkenntnis die große Wahrheit, daß die wahre Größe des Menschen allen Ständen gemein seie, und daß kein Beruf so niedrig, in welchem nicht die größten Fähigkeiten der Seele zu dem allgemeinen Nutzen können angewendet werden. Ich sahe auch allenthalben gleiche Belohnung der Tugend, in dem Bewußtsein einer vernünftigen Anwendung seiner Kraft, dem Wachstum im Guten und Wahren und der daher entstehenden Ruhe des Gemüts. Ich sahe auch alle die verschiedenen Grade und Gattungen des menschlichen Genies, die wir so sehr in der großen Welt bewundern. Der Bauernstand hat seine Lykurgen, Sokraten,

seine Platonen und Homeren, auch seine Lucianen, sowie er hingegen auch alle Arten von Lasterhaften und Bösen ernährt. Das menschliche Geschlecht unterscheidet sich also hier von der großen Welt nur in Ansehung der Vorwürfe der Seelenkräfte. Hier hat man also die beste Gelegenheit, die wahren Begriffe von der Größe und Glückseligkeit des Menschen zu entwickeln." Es wird sich immerhin lohnen, das merkwürdige Buch, in dem ein Bruder des Helden charakteristischerweise als reformierender Schulmeister auftritt, und das zum Schluß eine sehr merkwürdige Prophezeiung unserer heutigen Landflucht enthält, bei einer gründlichen Darstellung der Entwicklung Jeremias Gotthelfs näher zu betrachten. — Zwanzig Jahre nach dem „Kleinjogg" trat Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" hervor und war zu Gotthelfs Zeit unzweifelhaft schon überall verbreitet. Wie Albert Bitzius Pestalozzi verehrte, ersieht man aus seiner „Armennot", über das genauere Verhältnis seiner Schriften zu „Lienhard und Gertrud" ist noch eine genaue Untersuchung beizubringen — meinem Eindrucke nach ist es nur ein allgemeines, kein besonderes. Dagegen könnte man zwischen Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Toggenburg, Lebensgeschichte (zuerst Zürich 1789) und Gotthelfs ersten Schriften ein sehr nahes und spezielles Verhältnis entdecken, Schicksale und Zustände der Helden sind mannigfach verwandt, und auch in der Darstellung finden sich Berührungspunkte. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß Bitzius den Bräker nicht einmal gekannt hat — man weiß, wie vorsichtig man bei der Feststellung unmittelbaren Einflusses sein muß. Ulrich Hegner, der Winterthurer, dürfte Bitzius schwerlich völlig fremd gewesen sein, ist er doch, da er erst 1840 stirbt, sein naher Zeitgenosse. Wenn man Tiecks Kritik von Hegners „Salys Revolutionstage" in den „Kritischen Schriften", Bd. I, liest („Er, Hegner, erzählt durch den Mund eines gemeinen Mannes, dessen edle Naivität und herzlicher Sinn uns sogleich für ihn gewinnt, und der, mit hellem Auge und scharfer Beobachtung begabt, so individuell hingestellt ist, daß man wohl zweifeln könnte, ob das Buch nicht wirklich das Manuskript eines begabten und verständigen Landmanns sei. Erfrischt sich der Leser an dieser wackern Gesinnung, so muß er ebensooft die Naivität der Schilderung mit Freude belächeln und die unparteiische Vielseitigkeit der politischen mannigfaltigen Ansichten, welche damals die Schweiz durchkreuzten,

bewundern"), wenn man dies liest, so ist man geneigt, eine Berührung des „Bauernspiegels" mit diesem älteren Werke zu vermuten, täuscht sich aber doch, trotzdem Bitzius für die Zeit, in der „Salys Revolutionstage" spielen, die Zeit des Überganges 1798, das stärkste Interesse gehabt hat und selbst drei Erzählungen aus ihr geschrieben hat. Hegners Buch ist nicht volkstümlich, ist ein Geschichtsroman im Stile Scotts, mit dessen „Waverley" er gleichzeitig erscheint, und wenn Bitzius ihn und die „Molkenkur" gekannt und etwas daraus gelernt hat, so liegt das auf dem Gebiete der allgemeinen schriftstellerischen Kultur, die sehr groß ist bei Hegner, dem eigentlichen schweizerischen „Klassiker". Neben ihm kann man etwa noch Usteri so nennen, dessen ländliche und städtische Idyllen bei manchen verwandten Zügen wohl auch kaum für den Volksschriftsteller Gotthelf in Betracht kommen. Die Alpenrosen-Belletristik der Kuhn (Gottlieb Jakob Kuhn aus Bern, 1775—1849, mit Bitzius persönlich bekannt) und Wyß (Johann Rudolf Wyß aus Bern, 1782—1830) wird Bitzius in jüngeren Jahren genossen haben, doch sie hat höchstens hier und da auf seine kleineren Erzählungen herüber gewirkt. Bleibt noch Zschokke, der berühmteste und gelesenste Schriftsteller, den die Schweiz damals hatte, und da kann man rundweg sagen, daß Bitzius als Mensch, Politiker und Schriftsteller sein Antipode gewesen sei. Man vergleiche einmal Zschokkes „Goldmacherdorf", das 1817 erschien, und Gotthelfs „Bauernspiegel", und man wird klar erkennen, daß dieser letztere eben die Überwindung der alten tendenziösen Volksschriftstellerei aus der Aufklärungszeit war, der Zschokke noch mit ganzer Seele diente, obschon die beiden allerlei äußerliche Züge miteinander gemein haben.

Unbedingt, „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" war etwas Neues, und daß man dies so lange verkannt und Immermanns „Oberhof"-Episode aus dem „Münchhausen" (Düsseldorf 1838—39) oder gar Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Mannheim 1843 ff.) an die Spitze der neueren dichterischen Volksdarstellung gestellt hat, war ein Unrecht gegen den großen Schweizer, der nicht nur die Entwicklung der deutschen Dorfgeschichte, sondern, wie wir noch sehen werden, bis zu einem gewissen Grade sogar die des späteren naturalistischen Romans und der Heimatkunst vorwegnimmt. Der „Bauernspiegel" ist ein autobiographischer Roman, der zunächst das gesamte Bauernleben im

Kanton Bern um 1820 etwa an den Schicksalen eines als Güterbub dienenden verwaisten Bauernenkels darstellt, dann aber auch auf die politischen Zustände der Schweiz nach der Julirevolution und der schweizerischen Regeneration in ihrem Gefolge eingeht und direkt ihre Besserung erstrebt. So liegt auch hier allerdings ein Tendenzbuch vor, aber eines, das die wirkliche, lebenswahre Darstellung der Verhältnisse und Menschen als die Hauptsache setzt, von ihr aus und durch sie eine Beeinflussung des Lebens erreichen will, also nicht mehr, wie Zschokkes „Goldmacherdorf" und zum Teil auch Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", im Handumdrehen aus der alten Welt eine neue schafft und zum Nachmachen des Kunststückes einlädt. Jeremias Gotthelfs Lebensgeschichte gibt ein außerordentlich scharfes, hier und da vielleicht überscharfes Bild der wirklichen Zustände und Menschen; dennoch ist es nicht einseitig, die große Natur, die starke Persönlichkeit des Verfassers behütet ihn davor, in Übertreibung oder gar Karikatur zu verfallen, und wiederum malt er auch kein Idealbild der Zukunft, er weiß zu gut, daß bei der Beschaffenheit der menschlichen Natur nur durch langsame und gründliche Arbeit in längeren Zeiträumen etwas zu erreichen ist. Für uns, die wir nicht Schweizer und nicht mehr Zeitgenossen Gotthelfs sind, entfällt der direkt tendenziöse Charakter des Buches natürlich, wir halten uns an die Volks- und Lebensdarstellung, die frisch geblieben ist und noch lange frisch bleiben wird, und weiter an die Persönlichkeit Bitzius', die durch die Darstellung hindurchscheint, in dem Tendenziösen dann aber auch wohl deutlicher heraustritt (so gut alles im Charakter des vorgeschobenen Autodidakten Gotthelf gehalten ist) und uns unendlich vieles von dauerndem Erkenntniswert gibt. Zuletzt wird uns schon hier in dem ersten Buche Gotthelfs klar, daß die Persönlichkeit Bitzius' einheitlich ist, daß Dichter und Politiker und Prediger und Moralist nicht zu trennen sind, und unser Verlangen nach „reiner Darstellung", das anderswo ja gewiß berechtigt ist, tritt zurück. Der „Bauernspiegel" ist ganz besonders inhaltreich, hat, wie das ja auch schon im Titel angedeutet liegt, und wie es sich mit einem autobiographischen Roman sehr wohl verträgt, etwas gleichsam Enzyklopädisches. So sagt Manuel mit Recht: „Das Buch selbst erscheint uns als das wahre Prototyp des Geistes und Talentes seines Verfassers. Es ist das Urbild und Vorbild, wir möchten fast sagen, das Programm aller seiner späteren Schriften. Seine wich-

tigsten späteren Bücher sind gleichsam schon in nuce in diesem ersten enthalten. Aus einzelnen wichtigen Kapiteln des „Bauernspiegels" wuchsen später größere einzelne Werke hervor. Wir finden in diesen späteren Büchern, die meist solchen einzelnen wichtigen Verhältnissen gewidmet sind, keine Lebensseite, keine Beziehung, die nicht schon im „Bauernspiegel", wenn auch nur mit ein paar Strichen skizziert oder angedeutet worden wären. So führen z. B. die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" das, was uns Jeremias Gotthelf im „Bauernspiegel" über das Schulwesen erzählt, in einem eigenen großen Gemälde aus. Die „Armennot" illustriert das Kapitel von der Verdingung armer Kinder, von den „Güterbuben" und von den Mißbräuchen im Armenerziehungswesen überhaupt. Die beiden „Uli" sind ein herrlicher Kommentar zum Verhältnis zwischen Meister und Dienstboten, wie es schon im „Bauernspiegel" in meisterhaften Zügen skizziert ist. „Anne Bäbi Jowäger" erläutert die wichtigen Kapitel in der Medizin und in der Seelsorge. Der „Geltstag" führt den Unfug des Wirtshauslebens und dessen Einwirkung auf weitere davon berührte Verhältnisse aus. „Geld und Geist" zeigen die erhebende, patriarchalische Seite des reichen Bauernhauses, während der „Schuldenbauer" gleichsam die abschüssige Seite des Grundbesitzes schildert, das mühevolle und vergebliche Ringen des ärmeren ehrlichen Landbesitzers. Die „Käserei in der Vehfreude" läßt uns einen tiefen Blick in die genossenschaftlichen und gemeinheitlichen Verhältnisse des Dorflebens werfen. Im „Zeitgeist und Bernergeist" sehen wir den Konflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stilleben der Familie. In „Käthi" endlich erscheint das rührende Bild ehrlicher und gottvertrauender Armut im täglichen Kampf mit Not und Bedrängnis, und viele kleinere Erzählungen ergänzen diese großen Einzelbilder und Lebensseiten bald in diesem, bald in jenem Stück. Im „Bauernspiegel" nun ist das ganze Zeug zu diesen späteren Schöpfungen schon vorhanden, einzelnes schon ziemlich ausgeführt, anderes angedeutet. Das Buch ist daher, um uns eines Bildes aus der Industrie zu bedienen, das ausgelegte Probestück eines neuen und seltenen Fabrikats, von welchem der Kenner auf den ersten Blick das Auszeichnende in Stoff und Gewebe erkennt, welches demselben, je mehr Stücke davon ausgegeben und ausgelegt werden, desto reißendere Nachfrage sichert." Man darf diese Manuelschen

Ausführungen natürlich nicht so verstehen, als hätte sich Albert Bitzius wirklich ein Programm entworfen, nach dem die einzelnen Kapitel des „Bauernspiegels“ zu ganzen Werken erweitert worden wären, als hätte ihm so etwas wie Balzacs „Comédie humaine“ oder gar Zolas „Rougon-Macquarts“ vorgeschwebt; nein, es war jedesmal das Leben selbst, das Herantreten praktischer Bedürfnisse an ihn, was seine Bücher hervorbrachte, und daß sich sein Lebenswerk dann doch wirklich rundete, die ganze Bauernwelt in ihm den allseitigen Darsteller fand, war nicht die Folge einer Idee, sondern seiner Naturanlage und seines Lebens mitten im Volke und ganz in seiner Zeit. Auch trägt der „Bauernspiegel“ selbst, wie aus meiner Charakteristik (die in der besonderen Einleitung zu dem Werke, Band I dieser Ausgabe, noch bedeutend erweitert ist) wohl deutlich hervorgeht, nicht einen programmatischen Charakter, er ist trotz der in ihm enthaltenen Tendenzen wirkliche Lebensdarstellung, und eben dadurch wirkte er auch und stellte Gotthelfs schriftstellerische Bedeutung, trotz der mancherlei kritischen Anfechtungen, die das Buch erfuhr, ein für allemal fest. Das geht aus einer Bemerkung seines Gegners Fellenberg in einem Briefe vom 27. Januar 1839 an Th. Müller, den Vetter mitteilt, deutlich hervor: „Ich stelle mir vor, Sie hätten den ‚Bauernspiegel‘ und die ‚Leiden und Freuden‘ gelesen und das Talent des Verfassers und die Momente würdiger Erhebung, die in dem skurrilen Zeug, was dort vorkommt, auffallen, wahrgenommen, wie ich sie besonders im ‚Bauernspiegel‘ wahrnahm.“ Daran ändert nichts, daß wir das, was Fellenberg wahrscheinlich mit dem „skurrilen Zeug“ meint, das Detail der Lebensdarstellung, jetzt höher anschlagen als die Momente würdiger Erhebung.

Nachdem Albert Bitzius mit dem „Bauernspiegel“ nun einmal das Schriftstellerhandwerk ergriffen — man darf so sagen, denn die praktischen Absichten trieben gewiß genau so stark wie der dichterische Drang —, ließ es ihn nicht mehr, und er entwickelte eine ungewöhnliche Produktivität. Am 14. Dezember 1837, also ungefähr ein Jahr nach dem Hervortreten seines Erstlingswerkes, schreibt er an Burkhalter: „Ich unterliege einem eigenen Verhängnis. Je mehr mir das Schreiben peinlich wird und die Feder nur mit einer Art Grauen von mir angerührt wird, desto mehr werde ich zu dieser Kreuzigung gezwungen. O, wenn man doch ohne dieses langweilige Gekritzel seine Gedanken mit der bloßen Kraft des Willens aufs Papier zaubern

könnte, daß das Papier gleichsam der unmittelbare Spiegel der Seele würde, o, das wäre herrlich. Aber wenn ich nicht nur mit einem Satz, sondern mit einem ganzen Gedanken, ja einer ganzen Gedankenreihe fertig bin, nun wieder vornen anfangen und fünf, zehn Minuten wiederkauen zu müssen, es ist eine wahre Erdenplage." Man merkt die Ungeduld, die ihn vorwärts treibt. Sein nächstes Werk war eine Gelegenheitsschrift, „Die Wassersnot im Emmental am 13. August 1837", also die Schilderung eines eigenen Erlebnisses, eines gewaltigen Naturereignisses, das auf Bitzius starken Eindruck gemacht hatte, und das der Prediger Bitzius nun weiter benutzte, um auf die Seelen der Menschen, zunächst seiner nächsten Landsleute einzuwirken. Man kann das Werk als Ganzes vielleicht eine Predigt nennen, aber es enthält auch wieder soviel fortreißende, zusammenhängende Darstellung, offenbart so unmittelbare Schilderungskraft, daß es gleichsam zum Prosagedicht wird und unter Gotthelfs kleineren Schriften einen bemerkenswerten Rang einnimmt. Schon Reithard rief dem Verfasser in seiner Anzeige des Büchleins im „Berner Volksfreund" die Lamartineschen Verse:

„Tu comprenais les vents, le tonnere et l'orage,
Comme les élémens se comprennent entre eux"

zu, und Gottfried Keller hat dann das letzte Wort über diese Schrift als Dichtung gesprochen (vgl. die Einleitung zu den „Ausgewählten Erzählungen", Bd. VII dieser Ausgabe).

Die „Wassersnot" war im Frühling 1838 hervorgetreten, im Herbst folgte in der Wagnerschen Buchhandlung in Bern der erste Band von „Leiden und Freuden eines Schulmeisters". Die Anzeige des Erscheinens ist vom 24. Oktober, der zweite und letzte Band wird in ihr bis Mitte Januar 1839 in Aussicht gestellt und ist, wie eine andere Buchhändleranzeige dartut, jedenfalls vor Mitte März 1839 dagewesen. Wenn ein Buch Gotthelfs, so ist dieses aus seinen unmittelbaren Erfahrungen hervorgewachsen: die lange Tätigkeit Gotthelfs im Schulwesen, die seit den Mitteilungen Vetters im Ergänzungsband zur Volksausgabe (Bern, 1898 ff.) und Gustav Toblers Schrift „Jeremias Gotthelf und die Schule" bis ins Einzelnste zu überschauen ist, hat ihm den Stoff zu seinem Werke und der eben damals eintretende Umschwung im Lehrerleben die Veranlassung zum Schreiben gegeben. Es dürfte kaum einen bedeutenderen Roman geben, der so unmittelbar an Vorgänge der Gegenwart anknüpfte, als Jeremias

Gotthelfs Lebensgeschichte des Schulmeisters Peter Käser — die Darstellung beginnt am 31. Juli 1836 mit der Nachricht von der erfolgten Taxation der Schulmeister gemäß dem im Februar erlassenen Gesetz, gegen das der Schulkommissar Bitzius übrigens in seinem und einer Anzahl Kollegen Namen protestiert hatte, und die ganzen von Käser direkt erzählten Ereignisse spielen sich, wie Vetter im einzelnen feststellt, in den sieben Monaten bis zum 1. März 1837 ab, an welchem Datum die Verkündigung der allen Schulmeistern zugesprochenen Zulage erfolgte. Freilich, diese direkt erzählten Ereignisse bedeuten in dem Buche nicht viel, ergeben nur Eingang und Ausgang, den Hauptteil bildet die Autobiographie Käsers, die aber eben auch als in den sieben Monaten geschrieben und sogar noch gründlich verbessert hingestellt wird — eine hübsche Leistung für einen wesentlich nur autodidaktisch gebildeten Lehrer, dieses Werk von 64 Kapiteln in zwei Bänden! Doch in solchen Dingen gibt es in der Tat eine licentia poëtica. Die näheren Beweggründe zur Abfassung dieses Buches teilt Bitzius in einem Briefe an Burkhalter mit: „Bin's ja von alters her gewohnt, daß die Leute am meisten über mich aufbegehren, wenn ich es am besten mit ihnen meine. Daher nimmt es mich nicht wunder und macht mich nicht böse, daß die Schulmeister über mich böse sind und meinen, ich sei ein Teufel und schreibe aus Bosheit, während ich gerade aus reinem Erbarmen mit ihnen geschrieben. Ihr wißt, in welche Stellung die Schulmeister sich gesetzt, wie sehr man ihnen die Zulage gönnte, und wieviele eigentlich wissen, mit der Zulage umzugehen. Ich wollte nun erstlich den Leuten zeigen, daß es nicht allein der Schulmeister Schuld sei, wenn sie nicht anders wären, als sie sind, sondern daß die Schuld außer ihnen liege, wollte zeigen, daß die Schulmeister nicht ganz selbst schuld seien, wenn sie nicht mehr wirkten, sondern die Leute selbst, wollte zeigen, daß die Schulmeister die Zulage durchaus nötig hätten, um nicht zu verhungern. Die Leute wollte ich mit den Schulmeistern versöhnen. Zugleich wollte ich allerdings den Schulmeistern den verrückten Kopf etwas zurechtsetzen, wollte sie vor manchem warnen und namentlich in die Phantasie der Jüngeren etwas Erhebendes werfen durch das Bild von Mädeli; denn gerade die Jüngeren sind es, welche mir am meisten Kummer machen. — Droben im Seminar haben sie keinen praktischen Verstand und scheinen durchaus vergessen zu haben, wie das Land aussieht. Die in dasselbe

aufgenommenen Knebel [Bengel] werden notdürftig gehobelt, kommen in schwarzem Frack und aufgeblasener Nase heraus, fahren in die Schule hinein, wie ein Muni [Stier] in einen Krishaufen [Haufen Tannennadeln], hören auf keine Warnung, und in sechs Wochen haben sie es dahin gebracht, daß man ihnen in die Schule dringt und ihnen wüst sagt. So wird das besser sich gestaltende Verhältnis zwischen den Eltern und der Schule durch die neumodische Figur des Lehrers wieder durchaus gestört, und es droht an manchen Orten förmliche Schulreaktion. Wenn nun noch dazu der Lehrer liederlich ist, wie es namentlich unter den Seminaristen nur zu häufig, Schulden über Schulden macht, bis am hellen Morgen im Wirtshaus liegt, dann Gutnacht, dann hat's gefehlt. — Und dies alles bewog mich, ein solch Buch zu schreiben in mannlicher Offenheit, aber dann doch wahrhaftig auch in klar darliegender Gutmeinenheit für jeden, den nicht irgend eine Brille verblendet. Nun aber geschah das Merkwürdige, daß gerade dort, von woher soviel gefehlt wird, wo ich nachhelfen wollte, man mein Buch am übelsten genommen hat, im Seminar nämlich, vom Direktor weg bis zum Melker . . . Es ist allerdings ein etwas vermessenes Ding, die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit geschichtlich darzustellen, daher der letztere Teil so verletzend erscheint. Es war mir wahrhaftig kein Spaß, ihn zu schreiben; aber ich schrieb ihn mit Überzeugung, daß es doch einmal not tue, in die Schulmeisterkriege mit klarem Lichte hinein zu zünden, damit sie sehen möchten, wie man sie am Narrenseil herumgeführt und auf welchem Boden sie ständen. Die Schulmeister gehören auch unter die Leute, welche nie darüber kommen, wer es eigentlich gut mit ihnen meint; sie sehen halt gar selten über ihre eigene Nase hinaus. Und es ist keine Menschenklasse, um derwillen ich seit zwanzig Jahren soviel über mich ergehen ließ. Freilich lachte ich auch oft über sie; aber lache ich nicht auch über mich und meine Frau?" Der Brief läßt deutlich erkennen, daß die „Tendenz" Bitzius' diesmal nach zwei Richtungen ging: erstlich wollte er die gedrückte Lage der Schulmeister darstellen und die aus ihr hervorwachsenden Schwächen erklären und entschuldigen, dann aber auch die schon erwachte Begehrlichkeit des aufstrebenden Standes zurückdämmen und ihn vor dem ihm eigentümlichen Hochmut warnen, der sich nur gar zu leicht mit sittlicher Haltlosigkeit und Mangel an ernstem Vorwärtsstreben verbindet. Die notwendige Folge war, daß der Volksschriftsteller es diesmal nie-

mandem recht machte, weder den Lehrern noch dem großen Publikum. Das Buch trug eine Zueignung an den Direktor des „bernerischen" Schullehrerseminars zu Münchenbuchsee, Karl Rickli, und eben dieser, den Bitzius, wie übrigens auch Fröbel, näher kannte und verehrte, ist der Direktor, der es am übelsten aufnahm, jedenfalls tat er empfindlich, warf dem Verfasser Selbstgefälligkeit und Neigung, ins Aschgraue zu malen, vor. Dieser letztere Vorwurf war übrigens ziemlich allgemein, im besonderen die Verführungs- und Verhöhnungsszene im ersten Bande ward überall verurteilt, und da Gotthelf auch andere Sünden gegen den Bernergeist begangen, beispielsweise gegen das Patriziat geschrieben, so hatte selbst sein treuer Vetter Karl Bitzius allerlei auszusetzen, zunächst eben die mannigfachen Provokationen, durch die er Feinde aus der Erde stampfe, und dann die Nachlässigkeit des Stils. In einem ausführlichen Briefe verteidigte sich Gotthelf, und dieser Brief läßt wieder einen tiefen Blick in sein Wesen tun. „Es gibt eine inwohnende Nötigung," schreibt er, „die zur Treue zwingt, welche die Wahrheit niederlegt in ein Buch, daß um der Wahrheit willen das Buch lebe, wenn der Verfasser nicht mehr ist." Diese Treue im höchsten Sinne ist es, durch die Gotthelf über so unendlich vielen Nachfolgern steht, die ihre Sensation für Wahrheit ausgeben möchten. Über seine schriftstellerische Bildung äußert er sich folgendermaßen: „Mit dem Mangel an schriftstellerischer Bildung ist es mir vollkommen Ernst. Die technische Fähigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht, ich habe das Ganze zweimal durchlesen und 100 Seiten wenigstens gestrichen. Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir sein, ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten anderen Schriftsteller an kleineren Arbeiten sich versuchen konnten, aber wir haben kein literarisches Leben, ich lebte außer allem literarischen Verkehr, und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn etwas auch künstlerisch gelingt, so ist es Instinkt." Selbstverständlich hatte Gotthelf doch seine literarische Kultur, durch Lektüre viel gelernt, aber allerdings war sie ihm nicht bewußt, nicht Fertigkeit geworden, und wenn er schrieb, dann war er eben durchaus impulsiv. Des weiteren spricht er noch den Entschluß aus, entweder zu schreiben aufzuhören oder den Boden des bernischen Volkstums zu verlassen, jedenfalls sich éinmal an einem Soffet zu versuchen, der weder die Zeit noch ihn selbst subjektiv

und direkt berühre. Das hat ihn dann zur historischen Erzählung geführt.

Im „Schulmeister" brachte Bitzius auch seinen oben dargestellten Handel mit Fellenberg zum Austrag, und das hat ebenfalls böses Blut gemacht und dem Werke in der lokalen Wirkung geschadet. Zunächst kostete es den Autor einen guten Verleger, der bekannte H. R. Sauerländer in Aarau lehnte das Buch wegen der Diatribe gegen den berühmten Pädagogen ab. Das hielt Bitzius aber nicht ab, die Diatribe stehen zu lassen. Es wird Fellenberg vorgeworfen, dem Schulstreit die Wendung gegeben zu haben: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogischen Anstalten derselben unter seiner Leitung stünden oder nicht, und weiter die Schulmeister selbst gegen das Erziehungsdepartement und die „Pfaffen" aufgehetzt zu haben. „Wir mußten gegen die Pfaffen streiten, lernten sie betrachten als Usurpatoren der uns zukommenden Stellung, als die, welche eigentlich das Brot essen, das der liebe Gott für uns bestimmt, in den Häusern wohnten, die uns zukämen. Je nach den Umständen ritt man auch die Bauern an, trat ihnen wenigstens mit dem Hute auf der Seite unter den Bart. Vor allem aber ritt man gegen das Erziehungsdepartement in Schriften, Zeitungen, Vorstellungen, und, wo ein Mitglied desselben den Mund auftat, besonders in Schulmeister-Versammlungen, da fuhr man ihm darüber mit einer Unverschämtheit, einer Anmaßung, daß mir noch jetzt die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke. Und es war eine Zeit, wo man vor solchen Worten betrübend schlotterte." Man sieht, der damalige Kampf in der Schweiz war nicht ohne allgemeine Bedeutung, manche Phasen desselben wiederholen sich in unseren Tagen im Deutschen Reich. Fellenberg erkannte, wie schon erwähnt, die Bedeutung Gotthelfs und forderte am 14. Januar 1839, also wohl noch vor dem Erscheinen des 2. Bandes des „Schulmeisters", seinen Mitkämpfer Th. Müller auf, einen Aussöhnungsversuch zu machen. Er wiederholte seine Aufforderung am 27. Januar: „Wir müssen auf jegliche Weise trachten zu den Zwecken, die wir zu erreichen streben, alle disponiblen Kräfte in Tätigkeit zu setzen, und es ist außer Zweifel, daß Herr Bitzius und der Verein für christliche Volksbildung viel zur Erreichung dieser Zwecke im Kanton Bern zu leisten vermöchten, wenn sie einmal den rechten Weg hierzu eingeschlagen hätten." Müller schrieb denn auch (6. Februar), und Bitzius ver-

fehlte nicht (8. Februar), ihm unumwunden seine Meinung über Fellenberg auszusprechen: „Ich habe vor Herrn Fellenberg große Hochachtung. Er ist ein Mann von römischem Willen und eiserner Konsequenz in dessen Durchführung; sein Leben ist ein nie ruhender Kampf, und in diesem Kampfe steht er unerschütterlich und hat Großes überwunden. Ich möchte ihn daher allerdings reihen unter die großen Kämpfer, die in der Folge der Jahrhunderte in dünnen Reihen stehen." Aber — „Unermüdlich wälzt Herr Fellenberg den Stein und unerbittlich, ich möchte fast sagen, unmenschlich tritt Herr Fellenberg nieder, was er sich hemmend im Wege glaubt; und, ich möchte sagen, fast dämonisch braucht er Menschen zu seinen Werken, unbekümmert, welches Los ihrer warten werde, wenn er sie gebraucht. Hier nun ist's, wo Herr Fellenberg und ich uns begegneten. Das schonungslose Mißhandeln von Menschen, welche Herrn Fellenberg mißfällig wurden, das demagogische Mißbrauchen der Schulmeister, wodurch sie sich in den größten Mißkredit bringen mußten, die gedankenlose Mißkennung des Volkscharakters, wo es sogenannte Pfaffen niederzutreten galt, empörten mich und ich redete auf. Nun mußte mir geschehen, was auch geschah. Die einen lachten mich aus, daß ich unbedeutender Mensch gegen eine solche Persönlichkeit mich stemme; und Herr Fellenberg trat nieder und glaubte mich niedergetreten. Doch Herr Fellenberg irrte sich in mir; ich war ein anderer, als er glaubte. Mir fehlte es nicht an kühnem Berner Mut und an der bernerischen Selbständigkeit (die auch Herr Fellenberg in sich trägt, und die er auch in anderen anerkennen sollte), die vor Autoritäten nicht übergroßen Respekt hat. Persönlich verteidigte ich mich nicht, gegen die großartigen Ideen, welche man in Hofwyl anzustreben schien, kämpfte ich nicht, im Gegenteil für sie, aber wohl gegen die Art und Weise, wie Bahn gebrochen werden sollte, gegen die Form, in die alles gegossen werden sollte." Genug, Albert Bitzius machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Fellenberg nahm übrigens seinen Antrag bereits zurück, ehe er den Antwortbrief gelesen haben konnte, und am 29. März 1839, nach dem Erscheinen des 2. Teils des Schulmeisters, redete er von „einem auffallenden und leicht zu widerlegenden Lügengewebe" gegen ihn. „Die Leiden und Freuden eines Schulmeisters sind dem ‚Bauernspiegel' nicht zur Seite zu setzen, obschon auch in dem ersteren dieser Bücher Beweistümer eines ausgezeichneten Talentes vorkommen,"

heißt es dann. Ob Fellenberg darauf direkt gegen Gotthelf geschrieben, steht nicht fest, später hat er ihn zur Abfassung von „Eines Schweizers Wort" angeregt, aber auch da drohten noch neue Mißhelligkeiten. Die beiden Berner Köpfe konnten schon aus dem Grunde nicht zusammenkommen, weil sie verschiedenen Zeitaltern entstammten — Fellenberg gehört noch ins achtzehnte Jahrhundert, Gotthelf ins neunzehnte, vielleicht sogar ins zwanzigste.

Er selber hat von seinem „Schulmeister" gemeint, daß er höher stehe als der „Bauernspiegel", wohl mit Recht. Ursprünglich hat er, wie es scheint, geglaubt, daß er die Fiktion aufrecht erhalten könne, den „Schulmeister" habe ein anderer geschrieben als Jeremias Gotthelf; in einer Buchhändleranzeige heißt es: „Die schwierige Aufgabe, ein echtes Volksbuch zu schreiben, hat der Verfasser, der sich den Bauernspiegel von Jeremias Gotthelf zum Vorbilde nahm, aufs glücklichste gelöst", und in einem Briefe an E. Fueter vom 15. November 1838 ist zu lesen: „Peter Käser und Jeremias Gotthelf sollen nicht verwechselt werden und dem einen zu Ehren geschrieben, was dem andern zugehört. Jeremias Gotthelf hat in Liebe und Leid sattsam zu tragen, so daß es ihm wohl nicht zuzumuten ist, das, was Käser in beidem sich zuziehen mag, noch auf seinen Buckel zu laden. Käser ist ein gar schüchtern Mannli, so handlich [tapfer] er manchmal auch schreibt; er wagt nicht, sein Gesicht zur Kenntlichkeit zu bringen. Aber jucken tat es ihn, mit dem Miaßli in die Schranken zu treten, so daß derselbe fast Ursache hat, schalus zu sein." Weiterhin bemerkt Bitzius noch: „Ich gäbe viel darum, wenn ich als Autor nicht bekannt geworden." Daran war nun natürlich nicht zu denken, die Löwenklaue verriet sich ganz deutlich, jedoch immerhin war der „Schulmeister" ein Buch anderer Art als der „Bauernspiegel", trotz des gemeinschaftlichen autobiographischen Charakters: im „Bauernspiegel" herrscht das äußere Geschehen vor, die Lebensgeschichte Jeremias Gotthelfs ist wesentlich eine Folge äußerer Ereignisse, während bei Peter Käser die innere Entwicklung die Hauptsache, sein äußeres Leben, wie es auch Bitzius selbst bemerkt hat, fast ereignislos ist. Da geschieht es denn nun, daß Albert Bitzius, der Pfarrer von Lützelflüh, sein eigenes inneres Leben dem Schulmeister Peter Käser von Gytiwyl unterschiebt, in einem weit höheren Grade, als er dies bei Jeremias Gotthelf getan hatte, und das hat man denn auch sofort erkannt und dem Autor vorgeworfen. Karl Rickli schrieb bereits

bei Gelegenheit des ersten Teils: „Ich bin grausam g'wunderig zu hören, wie Ihr es gemacht habt, daß aus einem so einfältigen Peterli, ‚der sich selbst nicht zu helfen wußte und nur andere für sich denken lassen wollte, der gute Mutz, unbehilflich, schüchtern, nicht abgerieben usw.‘, noch so ein toller [tüchtiger] Schulmeister geworden ist, der von der Liebe reden kann wie ein Engel und Betrachtungen anstellt, die einem wohlstudierten Pfarrer keine Schande machen,“ Karl Bitzius berichtet das allgemeine Urteil, daß „die ganze Persönlichkeit des Käser mit dem, was du aus seinem Halse redest, in unvereinbarem Widerspruch stehe (wie er denn unter andern auch Reden des Pfarrers ausführlich erzählt, die er gar nicht verstanden, ohne daß er doch bis zum Erscheinen des Buchs gescheiter geworden wäre)“, und selbst J. J. Reithard sagt in seiner Kritik im „Berner Volksfreund“: „Unter jene blinde Beeren rechnet Schreiber dieses u. a. den Umstand, daß Peter Käser, der Schulmeister, einerseits ein Weiser ist, wie wenige auf Lehrstühlen und Kanzeln stehen, während er andererseits an Vorurteilen und Schwächen kleben bleibt, deren Vorhandensein durch den Grad seiner in der Leidens- und Freudenschule des Lebens in ihn übergegangenen Erkenntnis fast unwahrscheinlich wird. Jeremias Gotthelf möge diese Bemerkung verzeihen; sie ist ehrlich wie sein Buch. Wer ein so tiefes und richtiges Gefühl hat wie Peter Käser, wer den Geist so mächtig zum eigenen Denken antreibt, wer so über Liebe schreiben kann, wer so richtig, wie dieser Schulmeister, seine Umgebungen auffaßt und sie mit den Fühlhörnern eines angeborenen psychologischen Talentes bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verfolgt — dem werden ‚die Haare nicht mehr zu Berge stehen‘, wenn er vom Pfarrer vernimmt, daß es besser sei, die Kinder lernen daheim auswendig statt in der Schule.“ Der Tadel ist durchaus richtig, es steckt hier ein ästhetischer Fehler, Gotthelfs Entschuldigungen, der Jäger Wehrdi und der Pfarrer hätten Käsers Aufzeichnungen ja überarbeitet, sind nicht stichhaltig. Jedoch, immerhin steht Käsers treuherzige und strebsame deutsche Natur nicht in direktem Widerspruch zu den Empfindungen und Gedanken, die der Pfarrer Bitzius unter seiner Maske mitteilt, und so können wir uns an das Buch hingeben, ohne jeden Augenblick Anstoß zu finden, wenn auch die Höhe des Kunstwerks nicht voll erreicht ist.

Man tut überhaupt gut, den „Schulmeister“ als Lebens- und

Bekennerbuch des Pfarrers Bitzius zu fassen, als solcher steht er in der Tat höher als der „Bauernspiegel", den er übrigens auch in der Führung der Einzelszene und in der Charakteristik, nur eben nicht als künstlerisches Ganzes gesehen übertrifft. Es ist ein unglaublich reiches Buch, nicht nur pädagogisch, sondern auch allgemeinmenschlich von weittragender Bedeutung. Fast kommt es einem vor, als ob Bitzius, nachdem er im „Bauernspiegel" zuerst die Wonne des Sichaussprechenkönnens empfunden, in diesem seinem zweiten Buche das Herz nun vollends habe überlaufen lassen — kaum ein Gebiet des menschlichen Lebens, das nicht irgendwie und zwar meist mit tiefsinniger Weisheit beleuchtet würde. Einmal, im siebenundzwanzigsten Kapitel des ersten Bandes, „Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt", kommt es zu etwas wie einer ausführlichen Darlegung einer Weltanschauung, die natürlich Bitzius, nicht Käser gehört, und etwa in den Worten gipfelt: „Die Ideen sind Kinder des Lichtes, die Feuersäulen, die uns leuchten auf der dunkeln Erdenbahn, sie können aber nie völlig übertragen werden auf die Zustände der Erde, da wachsen sie immer verkrüppelt auf, wie die Pflanzen des Südens im kalten Norden. Sie sollen aber eben nicht die Erde zum Himmel machen, wo bliebe da die Sehnsucht nach dem Himmel, nach der eigentlichen Heimat? Sie sollen die Ahnung des Himmels wecken in der Menschenbrust, sie sollen nach dem Himmel ziehen. Dieses Ziehen und Bilden des Menschen ist die Hauptsache, nicht das Umschaffen der Zustände der Erde zu einem Himmel." Wer stimmte diesem letzten Satze nicht zu, auch, wenn er den Glauben an das gewöhnliche Himmelsbild keineswegs teilt! An die große Ausführung schließen sich zahlreiche kleinere verwandte an, unter denen wir die Hymnen auf die Liebe im 19. und 25. Kapitel des ersten Teils und die wunderbaren Anschauungen über das Fortleben im 17. Kapitel des zweiten Teils besonders hervorheben. Sehr oft kommt Bitzius selbstverständlich auch auf die Religion im besonderen, und immer wieder erkennen wir, daß sein Christentum mitten im Leben steht, daß er, obschon er an den alten Begriffen wie der Erbsünde festhält, doch dem Geiste nach ein ganz moderner Mensch ist. Zwei Zitate mögen seine Stellung wenigstens andeuten: „Das Christentum ist auf der einen Seite die einzig wahre Lehrerin der Ausbildung der menschlichen Kräfte, und dasselbe allein vermag hinwiederum die Kräfte in Liebe

zu verbinden zu mächtiger Anstrengung und geistiger Hilfsleistung" heißt es im 7. Kapitel des 1. Bandes, und im 28. des 2.: „Das Christentum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes ist, ein anderes dem Manne und dem Greise noch anders sich verklärt, so bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechsel, aber dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachsen auf zu Männern und werden Greise, sondern auch die Menschengeschlechter steigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit. Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes gehen über den Erdboden, dann gehen verschlossene Augen auf, und was totgetreten schien, das steht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf." Welche Denkfreiheit im einzelnen der Pfarrer Bitzius sich bewahrt hat, das beweisen die Ausführungen über den Himmel in I, 2 und über den Glauben in II, 15. Mehr menschlich-praktischen Verhältnissen nähern wir uns dann in den Ausführungen über die Ehre (I, 26), die sich fast mit den Anschauungen Schopenhauers berühren, und über die Ehe (II, 1 und 10). Daß das eigentlich Pädagogische einen breiten Raum einnimmt, braucht kaum erwähnt zu werden; es zeugt größtenteils von einer unglaublich entwickelten Menschen- und Seelenkunde und hat dauernde Bedeutung. Allerlei Politika schließen sich an, wie die Diatribe gegen die Presse, die „Generalbase" (I, 13), und über die Volksverhunzung (ebenda), weiter die gegen die Aristokratie (II, 5). Wie gut Bitzius seine Zeit verstand, beweisen mancherlei Bemerkungen über den modernen Zwiespalt und die schnellere Strömung der Zeit. Selbstverständlich fehlt auch spezifisch-Soziales nicht, das tiefe Mitempfinden mit der Armut bricht immer wieder (so II, 1) hervor, Ideen wie die unentgeltliche ärztliche Behandlung tauchen auf, und selbst die Frauenfrage wird (I, 19) berührt. Sehr oft kommt dann gerade in diesem Buche das ganz Persönliche Gotthelfs durch, so wenn er I, 9 von den selbständigen Geistern redet und II, 26 vom besseren Menschen. Der naseweise Vikar I, 6 ist natürlich niemand anders als Albert Bitzius, die wundersame Natur, die nie weiß, ob sie über eine Sache wild oder weich werden soll (I, 13), hat auch kein

anderer als der Pfarrer von Lützelflüh, und der Mann mit der Einbildungskraft, die, wenn sie einmal Funken gefaßt hat, auflodert und ihm nun, nicht Gedanken, sondern nur Bilder vorspiegelt, über deren Anschauen er weder sieht noch hört (I, 32), ist er abermals, und seinen Schriftstellerglauben bringt er gar deutlich mit folgenden Worten zum Ausdruck (II, 2): „Nur Quacksalber streichen auf jegliche Wunden gleich einen heilenden Balsam oder gar ein Heftpflaster; es gibt Wunden, die ausbluten, auseitern müssen, wenn sie heilen sollen. So ist es auch mit den Seelenwunden und -eiterbeulen. Ich bin überzeugt, Tausende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geschwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgeteilte Schläge alsobald ruft: Ach, weine nicht, ach weine nicht, du bist ja so lieb und gut, weil man auf die gezeigte Hölle alsobald die Seligkeit setzet, wie den Deckel auf den Hafen, weil man sich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlassen."

Neben dem Starkpersönlichen des „Schulmeisters" soll man nun aber doch die ästhetische Leistung nicht übersehen. Gewiß, das persönlich-gedankliche Element nimmt einen breiten Raum ein, darüber ist aber weder die Charakteristik noch die Situationsdarstellung in die Brüche gegangen. Um zunächst den Helden ins Auge zu fassen: Peter Käser, der Schulmeister, ist eine durchaus runde Gestalt geworden, ist zunächst ein vorzüglicher Standestypus, dabei aber auch ein individueller Mensch, ist der Volksschullehrer mit seinen Vorzügen, u. a. der Strebsamkeit, und seinen Schwächen, u. a. der Selbstgefälligkeit, aber daneben eine ehrliche Haut, ein guter Mensch, eine unbeholfene deutsche Natur, wie in etwas anderer derberer Fassung Jeremias Gotthelf, die sich gleich diesem trotz mancher Fährlichkeiten durcharbeitet, eben, weil sie zuletzt sittlichen Fundus hat. Unendlich reich an kleinen, feinen Zügen, hat die Charakteristik Gotthelfs doch auch ihre mächtigen Höhepunkte, so in der Darstellung des Katzenjammers nach der Verführungs- und Verhöhnungsszene. Damit kontrastiert der liebenswürdige Humor der Darstellung des leise angeheiterten Schulmeisters. Mehr Liebe und Bewunderung als dieser selbst hat freilich sein Mädeli gefunden, die erste jener lieblichen und doch vollkräftigen Frauengestalten, die dann bei Gotthelf öfter wiederkehren, und die auch sein Landsmann Keller zu schaffen vermag. Die Bewunderung dieser Gestalt ging so weit, daß

man Gotthelf Geld für die Käsersche Familie schickte, anfragte, ob Mädeli lebe, und das ganze Werk auf sie zugeschnitten haben wollte. Sie ist in der Tat eine hervorragende dichterische Leistung, nichts weniger als eine ideale Gestalt, eher an die natürlichen Geschöpfe Goethes erinnernd, aber mit einem noch stärkeren volkstümlichen Untergrund, gleichsam instinktiv aus dem besten Volksboden heraus geschaffen, Wirklichkeit, aber nicht bloß abgemalte, sondern groß erfaßte, mit dem Herzen durchdrungene. Unser deutsches Volk hat diese Mädeligestalten, es darf uns nicht beirren, daß sie nicht immer rein heraustreten, oft nur wie durch einen entstellenden Schleier, den das Leben über sie wirft, erkennbar sind. Käsers Eltern, sein Lehrer, Mädelis Vater, der originelle Jägersmann Wehrdi, eine volkstümliche Sturm- und Drangfigur, zwei Pfarrer und zwei nicht eben sehr appetitliche Frauenzimmer umrahmen das junge Ehepaar, alle mehr oder minder deutlich herausgearbeitet, Menschen, nicht Figuren. Der Reichtum an Handlung und Bewegung ist, wie bemerkt, nicht so groß wie im „Bauernspiegel", dafür sind die einzelnen Szenen meist sehr fein ausgeführt, ich weise nur auf die mit dem verirrten Kinde auf dem Burgdorfer Markte (I, 3), die schöne Schilderung des ländlichen Lebens (I, 15), die drollige Darstellung des Musiktreibens des Schulmeisters (I, 20), die Apfelszene (II, 1), die Schilderung des Besuches bei den Eltern (II, 7), die Jagdszene (II, 12), die Jugenderinnerung (Kühbubenszene II, 21) hin. Damit kontrastieren naturalistische Szenen wie die vielgetadelte Verführung (I, 22), die doch gerade nur das Notwendige gibt, und so mächtige wie die Kindersterbeszene (II, 14). Kurz, das Leben kommt doch auch zu seinem Rechte in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", es ist ein Lebensbuch auch in diesem Sinne, wenn es auch vielleicht in höherem Grade denkende Leser voraussetzt als die übrigen Werke Gotthelfs. Sehr groß ist seine kulturhistorische Bedeutung: wir haben kein Buch, das die Schulzustände der guten alten Zeit treuer darstellte, als dieses — viel anders als in der Schweiz stand es auch anderswo nicht — ja auch die beginnende Reform, das anwachsende pädagogische Interesse, das gleichfalls keineswegs auf die Schweiz beschränkt war (man vergleiche Klaus Groths Erinnerungen im „Detelf"), haben in Gotthelfs „Schulmeister" die klassische Darstellung gefunden. Das erkannte man auch bereits Ende der vierziger Jahre, als der „Schulmeister" in einer

„Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk“ (Berlin 1848, Verlagsbuchhandlung des allgemeinen deutschen Volksschriftenvereins [M. Simion, Jul. Springer]) in weitere, namentlich norddeutsche Kreise drang. Er ist dann noch, außer in den Gesammelten Schriften, dreimal herausgegeben worden, zuletzt noch 1885.

Wahrscheinlich gleichzeitig oder kurz nach dem ersten Bande des „Schulmeisters“ hatte Gotthelf inzwischen noch die Schrift „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“ veröffentlicht. Der Umstand, daß sich in den „Fünf Mädchen“ eine Anzeige des „Schulmeisters“ befindet, beweist vielleicht, daß dieser eben vorher herausgekommen war. Der Verleger war derselbe, Wagner in Bern, auch die Jahreszahl 1838. Als Untertitel las man auf dem Buche „Eine merkwürdige Geschichte“; daß es eine Tendenzschrift sei, war natürlich ohne weiteres klar. Das Branntweintrinken scheint damals in einigen Gegenden der Schweiz, im besonderen auch im Kanton Bern, einen ungewöhnlich großen Umfang angenommen gehabt zu haben, schon vor dem Erscheinen von Gotthelfs Buch, 1837, hatte der alte Heinrich Zschokke seine Volksschrift „Die Branntweinpest“ herausgegeben, und es erschienen auch wissenschaftliche, medizinische Darstellungen des Volksübels, von deren einer, der eines Dr. Lehmann, Bitzius selbst an das Erziehungsdepartement unterm 4. März 1837 berichtet: „Die Schrift von Herrn Dr. Lehmann über die Folgen des Trinkens starker Getränke habe ich gelesen und allerdings sehr nützlich gefunden.“ In den „Fünf Mädchen“ heißt es: „Das Branntweinelend ist nicht auf einmal eingerissen, sondern nach und nach. Seit dem sechzehner Jahre, wo der Wein so teuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit besonders benutzt man die Bätzeni (den Abgang von Obst, besonders der Äpfel) so wohl. Seit der Zeit vervollkommneten sich die Brennereien, lernte man besonders die Erdäpfel benutzen, und seitdem man weiß, daß man aus dem Abgange derselben das beste Mastfutter für Kühe zieht, entstehen die Brennereien zur Verbesserung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Besetzung und zwölf Kühe statt sechs halten kann, so ist es möglich, einen Hof in ganz anderen Stand zu stellen. Je mehr Brennereien es gibt, desto wohlfeiler wird das Brönz der Konkurrenz wegen, das von außen eingeführte macht nicht alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmeren und an manchen Orten auch von der

besseren Klasse, denn die spart das Geld auch gern." Wahrscheinlich trug zu dem Überhandnehmen des Branntweintrinkens auch der aufkommende Industrialismus bei; das verkommenste der fünf Mädchen bei Gotthelf ist ein Fabrikmädchen („Endlich vermittelte die pfiffige Mutter, Lisabethli sollte in die Fabrik gehen. Das war dem Vater recht, gab es doch da etwas zu verdienen; war dem Meitschi recht der vielen Gelegenheiten [sich mit Burschen abzugeben] wegen, die es da hatte auf dem Hin- und Herwege und um die Fabrik herum, und weil es seine Arbeit im Schatten machen konnte. Es klagte immer, an der Sonne kriege es geschwollene Beine"). Man kann überhaupt, wie wir hier im voraus bemerken wollen, die gesamte moderne soziale Entwicklung in den Werken Gotthelfs verfolgen. Die Geschichte von den „Fünf Mädchen" nun ist das grausigste, was Gotthelf überhaupt geschrieben hat, ist Naturalismus, wie ihn Zola gefaßt, stofflich und auch stilistisch Darstellung der widerwärtigsten Wirklichkeit, wie sie im „L'Assommoir" kaum krasser vorhanden ist. Freilich, schulmäßigen, etwa französischen Reporternaturalismus darf man bei Gotthelf doch nicht erwarten: er gibt zwar im Eingang eine unglaublich eindringliche Schilderung des Milieus einer damaligen Branntweinschenke mit ihren Gästen, unter denen die fünf Mädchen besonders auffallen, aber er fährt dann so nicht fort, sondern geht zur biographischen Entwicklung über, bei der freilich auch noch Schmutz genug zur Darstellung kommt, jedoch immer nur einzelne, wesentliche Momente hervorgehoben werden. Und das Ganze wird dadurch in eine erträglichere Sphäre gehoben, daß als Erzähler und Schilderer ein Musterreisender eingeführt und diesem in dem Häfelimacher, der den größten Teil des Erzählungsmaterials hergibt, eine gesunde volkstümliche Gestalt zur Seite gestellt wird. Immerhin wird man in den „Fünf Mädchen" ein den modernen Naturalismus in der Hauptsache vorwegnehmendes Werk sehen müssen, und dieser Umstand gibt ihm seine literaturgeschichtliche Bedeutung. In der Zeit, als es erschien, wurde es in Deutschland gewissermaßen stillschweigend abgelehnt, da es hier jugendliche Branntweintrinkerinnen kaum gebe, in der Schweiz aber protestierte man dagegen. Ein Redakteur des Volksboten in Basel „empfand bei der Durchsicht alsobald einen solchen Ekel davor, daß er sich nicht entschließen konnte, dasselbe zu kaufen", und L. K. Küpfer in Bern schrieb an Albert Bitzius: „Ich

habe dabei meine unmaßgebliche Meinung nicht verhehlt, daß nämlich eine so grelle Darstellung des Lasters, in solcher Sprache eben nicht geeignet sei zur sittlichen Bildung des Volkes." Sittliche Bildung wird man allerdings wohl durch dieses Buch nicht bewirken, aber doch Abscheu und Ekel, mehr, Grausen vor dem Laster, und darauf ist Gotthelf sicher auch ausgegangen, er hat nicht sowohl dem eigentlichen Volke, als den Gebildeten zeigen wollen, wohin das Laster des Branntweintrinkens führe, und dies auch erreicht. Für jedermann, das bemerkt auch Manuel, ist das Buch nicht, noch heute nicht.

Dagegen ist das Seitenstück zu den „Fünf Mädchen", „Dursli der Branntweinsäufer", von dem Bitzius bereits am 26. Dez. 1838 in einem Briefe an Burkhalter berichtet, und das Burgdorf 1839 bei C. Langlois erschien (Zweite, vom Verfasser ins Hochdeutsche übertragene Ausgabe 1846, 4. Berlin 1852) eine vortreffliche Volksschrift und kann auch jetzt noch vortrefflich wirken. Karl Bitzius, der Vetter des Dichters, tadelt in einem Briefe an diesen, daß sich Gotthelf hier zu sehr mit der Politik einlasse, und in der Tat enthält das Werk lange Auseinandersetzungen über die politische Entwicklung im Kanton Bern und auch manche persönliche Hiebe. Immerhin war das bis zu einem gewissen Grade berechtigt; denn, wenn sich die „Fünf Mädchen" gegen das durch die Überhandnehmenden Brennereien veranlaßte Laster des Branntweintrinkens selbst richtete, so diese Schrift im Grunde gegen das durch ein unglückliches Wirtschaftspatentgesetz verursachte Überhandnehmen der Wirtshäuser niederen Ranges, der Pinten gerichtet, die dann wieder Schlupfwinkel des niederen Demagogentums wurden — also Staat und Politik mußten notwendig in diese Darstellung hineingezogen werden, und daß es in so ausgiebigem Maße geschah, daß vor und zwischen der eigentlichen Geschichte ganze Abhandlungen stehen, brachte die Tendenz mit sich. Die Geschichte selbst ist vortrefflich, kein geringerer als W. H. Riehl hat sie in seiner „Naturgeschichte des Volkes", III. Band, „Die Familie", Kap. IV, wie Gotthelf überhaupt, aufs wärmste gelobt: „Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben ins Elend bringt, aber ganz zuletzt, in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu

und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt. Da wächst die simple Geschichte vor unseren Augen zu einer furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde —, da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unseren Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt, und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir halten's nicht länger aus! Und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße tut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt, und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge innehalten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen." Die Bekehrung Durslis geschieht in der Weihnachtsnacht durch die Erscheinung der Bürgler Herren, einer lokalisierten wilden Jagd, welche Sage Gotthelf dreimal, hier, im „Kurt von Koppigen" und im „Doktor Dorbach" benutzt hat. Daß ein Traum, wie er hier vorkommt, beim Branntweinsäufer möglich ist, hat Bitzius ein Mediziner seiner Zeit zugestanden; freilich vermißte er den Übergang zu dem furchtbaren Teufelstraum, soll wohl heißen, die vorangehenden Deliriumserscheinungen. Da jedoch die seelische Entwicklung im ganzen sicher richtig ist, schadet das nicht allzusehr. Der Charakter des gutmütigen Dursli und noch mehr der seines trefflichen Bäbeli, die eine der stillen Dulderinnen ist, tragen die Geschichte, die nur von dem (ästhetisch) als Ballast erscheinenden breiten Prosaabhandlungen befreit zu sein brauchte, um die erste der gelungenen kleineren Erzählungen Gotthelfs zu heißen.

Mit den „Fünf Mädchen" und „Dursli" war Bitzius spezifisch-sozialer Schriftsteller geworden — der „Bauernspiegel" und auch der „Schulmeister" haben ja gewiß auch soziale Tendenzen, sind aber mehr politisch im allgemeinen, auf Reform des Gesamtlebens gerichtet, nicht sozial in dem modernen Sinne, der Hebung der unteren Klassen, des vierten Standes und zuletzt sogar eine neue Weltordnung erstrebt. Bei einem so klaren Kopfe wie Bitzius war es zu erwarten, daß er sich über die ihn und die besten seiner Zeitgenossen bewegenden neuen Gedanken Rechenschaft geben würde, und

in den Mittelpunkt seiner sozialen Gedankenwelt führt denn in der Tat die ausgezeichnete Prosaschrift „Die Armennot", über die Bitzius dem Regierungsrat Fetscherin unterm 2. Februar 1839 schreibt: „Ich nahm das Herz in beide Hände und schmiß aufs Papier, was da kam," und die 1840 bei Ch. Beyel in Frauenfeld erschien. Über sie wäre, wenn man ihr voll gerecht werden wollte, unbedingt ein ganzer Aufsatz zu schreiben: es ist eine der frühesten und ist eine der wichtigsten sozialen Schriften deutscher Zunge. Sie zerfällt in der ursprünglichen Ausgabe in acht Kapitel: Die Not, wo kommt sie her? Suchen die Leute Hilfe in der Not und wo? Bei wem ist die Hilfe in der Not zu suchen? Die Hilfe in ihrer ideellen Gestalt, Der Hilfe Ausführbarkeit, Die Ausführung, Der Bund. Sätze wie „Ich werde wohl nicht nötig haben, lange zu beweisen, daß die Armut gefährlich geworden sei, daß die Verhältnisse der sogenannten Proletarier zu den Besitzenden oder den Nichtshabenden zu den Habenden so gespannt seien, daß sie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde" und „Nie noch erzeugte sich die Armut so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-krebsartig wie jetzt", die sich im ersten Kapitel finden, beweisen, daß Gotthelf den Ernst der Situation vollkommen erfaßt hatte. Die Ursachen der Not findet Gotthelf in der immer größer werdenden Scheidung der Stände nach Sitten, Ansprüchen und Lebensweise und in der Ausbildung des Kapitalismus, bei den Armen in der Herabwürdigung der Ehe, in den Ehekloaken, wie er sagt, die überall entstanden sind. Sehr richtig urteilt er über die Verwendung des vierten Standes durch den bürgerlichen Liberalismus: „Im Grunde dachte man bei politischen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte sie bloß im Falle der Not; man betrachtete sie von allen Parteien fast wie die wilden Tiere, die man füttert, um sie auf die Gegner loslassen zu können. In solchen Fällen gebrauchte man sie in England, Frankreich, in Deutschland (1831), und wenn sie gebraucht waren, schloß man sie wieder in den Zwinger; ihr Zustand verbesserte sich nicht." Aber auch sie wurden von den Zeitkrankheiten, dem Freiheits- und Gleichheitsschwindel, dem persönlichen Dünkel, dem unvernünftigen Streben, durch glückliche Würfe, nicht durch Arbeit reich zu werden, ergriffen und gerieten so immer tiefer in tierischen Haß und Neid hinein, der sie in der Revolution die letzte

Hoffnung sehen ließ. Darauf geht Gotthelf im dritten und vierten Kapitel auf die eigentliche Armenfrage näher ein, wobei wesentlich schweizerische Zustände behandelt werden, und entwickelt dann die Möglichkeit der Hilfe. Das fünfte Kapitel gibt Gotthelfs großzügige Anschauung der Weltgeschichte, Ausführungen über den Zeitgeist zu den verschiedenen Zeiten — die über den neueren sind auch in unseren Tagen noch bemerkenswert, das falsche Kunsttreiben z. B., von dem Gotthelf spricht, ist noch immer nicht abgestellt. „Unseres Gottes Ebenbild aus uns treten zu lassen ins Leben hinein — das ist die höchste Kunst," sagt er, und auch der Ästhetiker kann und soll sich mit diesem Satze abfinden. Damit ist die Überleitung zum positiven Teile gegeben: „Vorwärts in die Zukunft hinaus soll sich der Christ sein Denkmal bauen . . . Pestalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn beim Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende." Also die Schaffung einer neuen Generation, Volkswiedergeburt durch Kindererziehung schwebt dem Schweizer Volksschriftsteller als Ziel vor. Wie er sich die Durchführung seiner Idee denkt, seine Ausführungen über die Erziehung armer Kinder in Familienanstalten (6. Kap.), über den Zusammenschluß aller christlichen Wohltäter zu einem großen Bund (8. Kap.), können hier nicht eingehend wiedergegeben werden — ein wenig überschätzt wohl der Landsmann Pestalozzis und Fellenbergs, der Zeitgenosse Fröbels, die Bedeutung der Erziehung. Aber der Geist seiner Ausführungen ist sicherlich der richtige, und sie stehen auch auf dem Boden der Praxis. Im 7. Kapitel wird die Geschichte der von Gotthelf mitbegründeten Anstalt Trachselwald gegeben. Weitere Perspektiven eröffnet dann wieder das nach der Revolution von 1848 der „Armennot" (2. Aufl. Berlin 1857, Julius Springer) hinzugefügte 9. Kapitel „Letztes Wort". Da heißt es: „Man erkennt, wie eine unzählbare Masse von Armen das geworden ist, was der hungrige, faule Mensch ohne Religion, namentlich ohne christliche, ohne anderen Besitz als tierische Triebe und einige Schlagwörter des Zeitgeistes werden muß, gierige, zähnefletschende Wölfe. Arme wird es immer geben, so will es Gott, aber diese Natur der Armen, die ist nicht von Gott, die ist von den Menschen," und er macht ruhig die höheren Stände und die Regierungen, insbesondere

die von ihnen getragene Aufklärung dafür verantwortlich. **Dann** bekommen freilich auch die neumodischen Propheten ihr Teil, „Propheten, welche die Freiheit des Fleisches predigen, das Heil, das von außen kommt, das alte Heidentum, welches zu sich in den Kot die Götter zieht, welche verhöhnen der Christen Gott, der zu sich hinauf nach dem Himmel die Menschen ziehen will, welche verkünden die Rechte des Tieres zu allem, was ihnen vor Schnauze oder Schnabel kommt, und diese tierischen Rechte Menschenrechte nennen. Wo im Taumel der Überraschung die Macht in ihre Hände kam, da stachelten sie alle ihre Untertanen auf, hetzten sie mit schauerlichem Geschrei auf Aristokraten, Pfaffen, Jesuiten und Reaktionäre, und darunter verstunden sie alle, welche Ordnung wollten und Christum festhielten. Eine unduldsamere Brut war nie unter dem Himmel als die, welche jetzt so wild nach unbedingter Freiheit schreit, welche so frech unbeschränkte Rechte fordert." Man sieht wieder, Gotthelf ist noch immer zeitgemäß. Seine Grundanschauung ist und bleibt natürlich: „Christus ist und bleibt der einzige Heiland für die sieche Welt," aber er ist wie immer weit entfernt, ein muckerisches, weltfremdes Christentum zu empfehlen, er findet scharfe Worte gegen den sportmäßigen Betrieb der inneren Mission, die damals aufkam, er sagt ausdrücklich: „Werden die höheren Stände nicht bekehrt und christlich, so ist die Bekehrung der unteren eine Unmöglichkeit, alle Arbeit ist eitel, das Volk geht zugrunde," er predigt die höchste menschliche Wahrheit: „Wer nicht arbeitet, kann kein ehrbar Leben führen." Aber die Ausgleichung in der Materie will er nicht, keine Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuß, sondern die Einigung in der Liebe und eine echte Gemeinschaft der Heiligen. Und es ist klar, daß ohne eine sittliche Wiedergeburt alle sozialen Reformen nutz- und zwecklos sind.

Daß ein sozialer Volksschriftsteller wie Albert Bitzius, der vor allem wirken wollte, auch auf den Kalender geraten, die Wichtigkeit dieser Art Literatur für seine Zwecke einsehen mußte, war zu erwarten, und in der Tat redigierte der Pfarrer von Lützelflüh denn auch im Jahre 1839 zum erstenmal den „Neuen Berner Kalender", der zunächst auf Veranlassung und Anordnung der Gemeinnützigen Gesellschaft in Bern herauskam, dann jedoch Privatunternehmen wurde und sechs Jahrgänge (1840—1845) erlebte. Über das, was der Kalender sollte, schrieb Bitzius schon Ende 1838 an einen Freund:

„Der neue Kalender soll ein eigener Kalender sein, nicht zusammengetragen aus Naturgeschichten und anderen gemeinnützigen Langeweilebehältern. Mit Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wieviel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender. Das kommt aus jener sogenannten gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste das Leben nicht tiefer nahm als zu Rezepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigten bringen, d. h. hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet." Und zu Burkhalter äußert er sich nach dem Erscheinen des ersten Jahrganges: „Daß man meinen Kalender wohl ernsthaft findet, glaube ich; aber es ist meine Ansicht, daß er so sein müsse. Man glaubte früher, nur alles Narrhafte in den Kalender tun zu müssen. Man kam von diesem Irrtum zurück und begriff seine Wichtigkeit. Aber nun tat man das sogenannte Nützliche hinein, Schweizergeschichte, die Teepflanzung und die Naturgeschichte der Leoparden. Da irrte man sich wieder, wie ich glaube. Der Kalender muß ein Lebensbuch sein, ein Spiegel des Lebens, aber sowohl des innern als des äußern Lebens. In diese beiden Teile zerfällt der Kalender. Das ist meine Ansicht. Sie kann zwar irrig sein, und sie ist schwer durchzuführen, indessen ist der Erfolg kein ungünstiger." Gotthelf schrieb für den Kalender zuerst religiöse Aufsätze, dann politische Jahreschroniken, in denen er sich nach Manuel sehr gehen ließ, und die ihm viele Feinde machten, endlich aber kleine Erzählungen, und daß der Kalender Bitzius zu der Form der kleinen Erzählung geführt, ist der Hauptgrund, weshalb wir seine Kalenderschreibertätigkeit erwähnen müssen. Die ersten kleineren Erzählungen Gotthelfs hatten ausgesprochen soziale Tendenz, später tauchen immermehr solche rein poetischer Natur auf, und zuletzt ist Gotthelf ein äußerst beliebter Mitarbeiter einer großen Anzahl schweizerischer und deutscher Volkskalender, Almanache und Unterhaltungsblätter. Wir werden von seinen kleineren Erzählungen bei dem Hervortreten der Sammlungen sprechen. Die wohl umfangreichste dieser kleineren Erzählungen Gotthelfs wurde bereits in diesen Jahren, in der ersten Hälfte des Jahres 1840, geschrieben; es ist die historische Novelle „Der letzte Thorberger". Bitzius schreibt darüber an Reithard: „Herr Schabelitz (Buchhändler in Basel) bestellt bei mir eine Novelle, in der Thor=

berg vorkommt, weil er einen Stich hat, den er dabei im ‚Wanderer‘ anbringen kann. Ich lasse mich durch den Jux verleiten, eine anzufertigen mit dem Titel ‚Der letzte Thorberger‘, brauche aber dazu zwei statt einen Monat, der mir dazu gegeben war, und doch schaffte ich tüchtig.“ Weiterhin meint er, daß ihm die „sogenannte Novelle“ nicht schlecht geraten sei — man wird ihre Entstehung immerhin nicht so ganz äußerlich auffassen und sie als einen Versuch, den Boden des schweizerischen Bauernlebens zu verlassen (vgl. den schon zitierten Brief an Karl Bitzius vom 20. März 1839), hinstellen dürfen. Daß Bitzius auf dem Gebiete des Geschichtsromans etwa mit Karl Spindler hätte rivalisieren können, beweist „Der letzte Thorberger“ jedenfalls. Er erschien im „Wanderer in der Schweiz“, 7. Jahrg. Basel 1840, Heft 2—7, später in den „Bildern und Sagen der Schweiz“.

Die Jahre 1838—1840, in denen die zuletzt charakterisierten Werke erschienen sind, möchte ich als diejenigen ansehen, in der Albert Bitzius' Persönlichkeit „fest“ wurde, seine Anschauungen sich läuterten und konsolidierten, sein Wille die entschiedene Richtung für immer annahm. Den äußeren Halt gaben Bitzius sein Pfarrerberuf und seine glückliche Familienexistenz. Von seiner Heirat im Jahre 1833 haben wir bereits berichtet. Die Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet, zwei Mädchen, Henriette, geb. 1834, und Cecilie, geb. 1837, und einem Knaben, Albert, geb. 1835. Nur ein schweres Familienereignis fällt in diese Jahre, der Tod der Mutter 1836. Von seinen Kindern schreibt Bitzius in seinen Briefen, namentlich an Burkhalter und Fröhlich, sehr oft, so am 5. Febr. 1836 an den ersteren: „Aber wie geht es, mein lieber Großpapa, mit wiegele, gaumen [Kinderhüten] und kräzen [auf dem Rücken herumtragen]? Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, so geht es doch etwas genug [mühselig] zu, wenigstens mir, obgleich ich mich bis dahin noch jung glaubte. Wenigstens scheint es dem Kindermädchen weit ringer [leichter] zu gehen als mir. Ich bin froh, wenn mir die Butzen jemand abnimmt. Butzen! Ihr wißt wahrscheinlich nicht, daß ich zwei habe, jetzt auch noch ein Bube, und das einen muntern, lustigen Kerli, der mehr lacht als weint und die Welt mit gar kecken Augen ansieht. Er und das Mädchen werden einmal sich aneinander reiben, bis sie beide durchtriebene Schälke sind.“ — Mehr und mehr wird dann die Schriftstellerei eine bestimmende Macht in Gotthelfs Leben: „Sie

wissen", heißt es in einem Brief an Burkhalter vom 29. Dez. 1840 „es las niemand ungerner als ich, und Federn waren mir ordentlich ekelhaft, und jetzt ist mir das Schreiben fast Bedürfnis geworden". Die kaum je aussetzende Produktion brachte dann freilich auch ihre schweren Stimmungen mit: „Es ist überhaupt merkwürdig" (Brief vom 16. April 1841), „wie in gegenwärtigen Tagen viel größere Tätigkeit allenthalben in Anspruch genommen wird. Die ehemalige behagliche Ruhe schwindet immer mehr. Wie mit unwiderstehlichem Zuge wird man einem Wirbel zugezogen, und, einmal darin, wird man umgetrieben, daß einem Hören und Sehen vergehen und kaum ein Augenblick wird zum ruhigen Aufschnuppen." Da taucht denn wohl die Sehnsucht nach der glücklichen Vikariatszeit in Herzogenbuchsee auf: „Ich denke gar oft an dieses Bänkchen [vor Burkhalters Tür] und möchte gar zu gerne zuweilen darauf sitzen. Ich bin hier im ganzen genommen sehr einsam. Es hat niemand Zeit, sich mit mir abzugeben, und wenn man schon die Arbeit sein läßt, wenn ich komme, so sieht man doch gar zu oft den Kummer, daß jetzt etwas im Hinterlig [im Rückstand] bleibe. Es ist aber recht gut, daß ich ferne von der Zerstreuung bin. Der liebe Gott versucht halt eine Radikalkur an mir. Obschon ich lieber sitze als vor 15 Jahren, und ziemlich daran gewöhnt bin, so liebe ich doch das freie Leben noch mehr, laufe gerne und würde weit lieber handeln als denken, lieber schwatzen als schreiben, lieber selbst schaffen als reden. Nun ist's kurios, daß ich gerade das nicht soll, was ich möchte, und wozu ich mehr Geschick zu haben glaube. Es wird aber so sein, daß man das lernen soll, was man nicht kann, und sich zu dem zwingen, was man nicht mag." Es ist wohl richtig, daß Gotthelf, von der Familie abgesehen, nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich ziemlich einsam war. Das Verhältnis zu J. J. Reithard war sehr nahe kaum je geworden, und schon Ende 1839 hatte dieser aufgehört, Redakteur des „Volksfreundes" zu sein und Burgdorf verlassen. Der nun folgende Briefwechsel ist im ganzen literarischer und politischer Natur und flaut immer mehr ab, bis es zuletzt beinahe zum Bruch kommt. Immerhin wird man Reithard den Ruhm lassen müssen, Albert Bitzius' Bedeutung zuerst voll erkannt zu haben. In seiner Besprechung der „Fünf Mädchen" heißt es: „Aber unser Jeremias Gotthelf wird ganz gewiß — und trotz aller gelber und grüner Gesichter — die Anerkennung finden, die er verdient. Von ihm wird

es noch in hundert und mehr Jahren, wenn alle heutigen Ratsmäntel und Doktorhüte zu Staub geworden sind, heißen: er kannte das Volk; er wußte, was not tat und wie zu helfen war, er allein hatte mehr Geist als ein ganzes Regiment Neuzöpfe zusammen. Aber eben das war ein Verbrechen, das sie ihm nicht verzeihen konnten." — Es versteht sich von selbst, daß es für Bitzius selbst dieser Versicherungen nicht bedurfte, sein Wesen wurzelte tiefer als in der Zeit, als im Zeitruhm, es wurzelte zuletzt doch ganz im Religiösen, in Gott. Über seine jetzige Stellung schreibt er am 27. Okt. 1840 an Burkhalter: „Es gab eine Zeit, wo ich ein materieller Rationalist war, und noch jetzt würden mich viele so nennen, wenn ich mit ihnen über Bileams Esel und den Propheten Jonas, über die fleischliche Zeugung Jesu, die Abfahrt zur Hölle und die Vorstellung, als ob Jesus auf einer Wolke gen Himmel gefahren sei, disputieren sollte. — Denn doch bin ich kein eigentlicher Rationalist. Ein solcher erkennt nur das als wahr, was innerhalb der Schranken der menschlichen Erkenntnis liegt. Wo bleibt da der Glaube, die Ahnung? Ich bin aber auch kein Supernaturalist. Ich möchte mit diesen und auf ihre Weise kein einziges sogenanntes Wunder verfechten und mit ihnen bezeugen, es müsse so sein, wie sie sagen, und könne nicht anders sein. Ich nehme sie (die Wunder), wie sie gegeben sind, brauche meinen Verstand weder um sie zu verteidigen, noch um sie anzugreifen. Ich möchte mich eher einen Mystiker nennen in gewisser Beziehung. — Woher kommen wir? Ist unsere eigene Menschwerdung nicht ein Wunder, ein Wunder unser Ringen mit der Materie, der Sieg über sie außer uns, das schwere Ringen in uns? Wer setzt des Herrn Allmacht Schranken, daß er nicht auf die Insel im Weltmeere, die wir Erde nennen, einen von seinen Thronen senden konnte, für uns die Brücke zu bauen in eine andere Wohnung, uns zu offenbaren das Geheimnis seiner Liebe, daß er viele Kinder habe und viele Wohnungen für sie? Was sind diese Wohnungen? Sieht man von dort zu uns? Wir sehen ja fast in den Mond hinauf. Wie nahe tritt uns Gott, und wie tief vermögen wir zu schauen in das Geheimnis seiner Vorsehung? Wie haben wir uns hinzugeben und doch das Individuum zu bewahren usw.? Seht, das sind Wunder, über die ich sinne, in die ich mich verliere, über die ich aber wiederum nicht disputieren kann, die ich nicht in Worte fassen möchte wie Böhm; denn es sind Träume, Ahnungen

— die Wahrheit entschleiert sich nicht, aber Christus ist die Brücke, auf welcher wir zu ihr kommen; denn er brachte uns das Geheimnis der Hingabe an Gott, der Auflösung in ihn, verbunden mit selbständiger freier Ausbildung des Individuums usw. Daß aber Christus gelebt und den Eindruck auf seine Jünger gemacht habe, den sie uns wiedergeben, dessen bin ich überzeugt. Ein solcher Christus hätte nicht können erdacht werden, und solche, die nicht Tatsachen schreiben wollen, hätten die Evangelien nicht schreiben können. Daher glaube ich Strauß durchaus auf dem Holzweg. Sie sehen, ich lebe in diesem Augenblicke in einem anderen Gebiete als in dem, in welchem Rationalisten und Supernaturalisten sich streiten .... Unleugbar ist es, daß mitten in dem fürchterlichen Materialismus dieser Zeit das religiöse Element mehr und mehr hervorzuschimmern scheint und eine äußere Gestaltung anzunehmen strebt; denn alles, was auf Erden geboren wird, strebt nach äußerer Gestaltung und Form. Daher die Sekten aller Art, die Bestrebungen um Reformen und Heiden; daher das Aufnehmen der alten Formen, wie man ein warmes Kleid wieder aufnimmt, wenn man seine Nacktheit fühlt, schlottert und friert. — Nun will ich Ihnen gerne gestehen, daß auch ich religiöser geworden bin, d. h. ich beziehe wieder mehreres auf Gott, erkläre wieder öfter im Sichtbaren das Unsichtbare, betrachte mein jetziges Sein im Zusammenhang mit dem Zukünftigen. Ob das aus innern Ursachen kommt oder ich hingerissen werde durch die äußere Bewegung, wer will das entscheiden? Daß ich in mir nie tot war, weiß ich; aber hinwiederum bin ich auch ein Kind der Zeit und ihrem Einfluß untertan. Aber darin bin ich verschieden von vielen, daß bei mir das religiöse Element keine andere und bessere Form sucht als Leben in Gott, und dieses Leben durch mich und andere immer deutlicher darzustellen, und das nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen, Formeln usw., sondern eben durch das Leben selbst." In aller Bescheidenheit sei es gesagt, daß in den hinter diesen Sätzen stehenden Grundanschauungen ein deutsches Christentum steckt, das noch einmal bestimmtere Gestalt gewinnen und Jahrhunderte überdauern wird.

Und wie die Persönlichkeit Bitzius reif geworden war, so auch der Dichter Jeremias Gotthelf: Im Jahre 1841 erschien „Uli, der Knecht".

III.

Es ist hier jetzt der Ort, Jeremias Gotthelf, sein Hervortreten und erstes Schaffen im Rahmen der deutschen Literaturgeschichte seiner Zeit etwas näher zu betrachten. Eigentlich literarische Motive haben ihn, wie wir bereits gesehen haben, nicht zum Schriftsteller und Dichter gemacht, doch steht er natürlich, wie gleichfalls schon bemerkt, wie jeder andre in der Zeit und bedeutet etwas für die Entwicklung unserer Dichtung Als 1836 der „Bauernspiegel" erschien, da „herrschte" noch das junge Deutschland, jene merkwürdige Literatenschule, die die Poesie der Klassiker und Romantiker durch ein Gemisch von geistreichelnder politisch-sozialer Publizistik und renommistischer Lebemannsdichtung ersetzen zu können glaubte: Varnhagens Rahel-Buch, Börnes „Gesammelte Schriften" in neuer Auflage, Heines „Salon"-Bände, Fürst Pücklers „Semilasso"-Bücher, Gutzkows „Seraphine", Laubes „Reisenovellen", Mundts „Madonna" fallen in diese Tage und lassen es begreiflich erscheinen, daß eine „Reaktion" gegen das junge Deutschland auftrat. Als solche faßt man denn in der landläufigen Literaturgeschichtschreibung die sogenannte „Dorfgeschichte" auf, die man durch das Oberhofidyll in Immermanns „Münchhausen" (1838/39) begründet werden und dann schon in Berthold Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843) gipfeln läßt. Doch ist die Geltung dieser Anschauung durch das Erscheinen meiner „Geschichte der deutschen Literatur" stark erschüttert worden, seitdem erkennt man deutlicher, daß in der Mitte der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts eine gewaltige Entwicklung des Realismus steht, die schon in Goethes Alterstagen beginnt und sich bis fast an die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts heran fortsetzt; neben ihr erscheint das junge Deutschland als eine wenig bedeutende Vordergrundepisode, während die sogenannte „Dorfgeschichte" als deutsche Volksdarstellung einen gewaltigen Hintergrund erhält. Als Reaktion auf das junge Deutschland betrachtet man seitdem richtiger die fromme und neuromantische Poesie der vierziger und fünfziger Jahre. Immerhin mag man nach wie vor von „Dorfgeschichten" reden, tut dann aber gut, die Bezeichnung auf die Modegattung, die durch Berthold Auerbachs und seiner Nachfolger Schriften namentlich vertreten war, zu beschränken und weder Immermanns „Münchhausen" noch Jeremias Gotthelfs Schriften hineinzuziehen. An der Spitze der ganzen Entwicklung der neuern deutschen Volks-



Denkstein in Lützelflüh.



darstellung steht unbedingt, wie es hier schon ausgeführt worden ist, Jeremias Gotthelf mit seinem „Bauernspiegel“, doch ist Immermanns „Münchhausen“ natürlich literarisch weit einflußreicher gewesen. Schon Koberstein und Vilmar haben seine Bedeutung erkannt — der letztere nannte ihn „den einzigen Roman von wirklichem Kunstwert, den unsere Zeit aufweisen kann,“ während er Gotthelf auch in der letzten von ihm selbst besorgten Auflage seiner Literaturgeschichte noch nicht erwähnt. Zuerst aufgeführt finde ich diesen in dem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte“ von J. G. Th. Grässe, Dresden und Leipzig 1848, und eben da wird auch eine der frühesten zusammenfassenden Ausführungen über die Dorfgeschichten gegeben: „Gewissermaßen gehören zu der historischen Novelle auch die unter dem Titel Dorfgeschichten neuerlich erst aufgekommenen Genrebilder. Wir haben oben gesehen, daß in gebundener Rede schon manche Vorläufer dieser Gattung vorliegen; allein obgleich der Zeit nach der ‚Irrwischfritze‘ (Urania 1839) der Dichterin Adelheid Reinbold (1812—39), die unter dem Namen Franz Berthold auch einen gediegenen historischen Roman, ‚König Sebastian‘ (1839), hinterließ, voranstehen müßte, welcher, allzu große Sentimentalität und einzelne, stets von Frauen falsch aufgefaßte Züge abgerechnet, auch sonst sehr gelungen ist, so hat doch der Schweizer Jeremias Gotthelf durch seine ‚Bilder und Sagen aus der Schweiz‘ (1842), A. Weill, der bekanntlich die Geschichte des deutschen Bauernkrieges (1847) zu einem Volksbuche zu machen gewußt hat, in seinen ‚Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben‘ (1843), vor allem aber Berthold Auerbach aus Nordstetten im Württembergischen (geb. 1812), ein Israelit, in seinen in ihrer Art klassischen, nur zu monotonen ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten‘ (1843) mit vollkommener Ursprünglichkeit uns angeblich (!) treue Bilder aus dem Volksleben des Schwarzwaldes geliefert, die, obleich weit davon entfernt, uns einen erschöpfenden Blick in die armen Hütten dieser Gegend mit ihren Leiden und Freuden tun zu lassen, doch nur Idyllen sind, aber, während uns jene widerwärtigen Schilderungen sittlicher Verworfenheit und eines bis zur Tierroheit herabgesunkenen Proletariats, wie sie uns in den Nachahmungen von Sues „Mystères de Paris“ über Berlin, Wien, Amsterdam usw. vorliegen, mit Ekel und Furcht vor dieser Hydra erfüllen, die wärmsten Sympathien für seine Lieblinge einflößen, obgleich auch er neuerdings (Urania 1844) in den

‚Sträflingen' sich auf jenes bedenkliche Gebiet gewagt hat. Etwas breiter nur und umständlicher, sonst aber mit anscheinend gleicher Natürlichkeit, Treue und Malergenie schrieb Joseph Rank seine alten und neuen ‚Bilder aus dem Böhmerwald' (1843, 1847), und seine ‚Vier Brüder aus dem Volke' (1844), welche freilich der Proletariatsnovelle . . . näherstehen." Der brave Grässe hatte zwar von Gotthelf schwerlich etwas gelesen, da er dessen meist historische „Bilder und Sagen" für Dorfgeschichten hält, gibt aber die literarische Gesamtsituation der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts nicht übel wieder. In der Tat muß man Adelheid Reinbolds „Irrwisch-Fritze" erwähnen, den Tieck „ein echtes bäurisches Idyll aus unserer Gegenwart, niederdeutsche Sitten und Menschen mit der höchsten Treue und Wahrheit abgeschildert" genannt hatte, und neben Auerbach durften die Weill und Rank, die gleichzeitig oder noch früher hervortreten, nicht fehlen. — Die falsche Anschauung über die Dorfgeschichten, soweit es wenigstens Immermann und Gotthelf betrifft, geht auf Julian Schmidt zurück. In seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert", die 1853 hervortritt, heißt es (ich zitiere jedoch nach der 2. Auflage von 1855): „Die naive Poesie ist als Reaktion ein Erzeugnis der Sentimentalität; die Theokrite treten erst im Alexandrinischen Zeitalter auf. Diesen sentimentalischen Ursprung kann die naive Poesie unserer Tage nicht ganz verleugnen; am deutlichsten zeigt er sich in der ersten Figur dieser neuen Poesie, in dem westfälischen Hofschulzen, den Immermann als konzentriertes Leben 1838 seinem Münchhausen, dem zerfahrenen Lügengeiste entgegenstellte. Er verleugnet sich auch nicht bei dem Dichter, den die Literaturgeschichte als den vornehmsten Vertreter der neuen Richtung festzustellen hat," bei Berthold Auerbach! Es ist wohl nicht nötig, diese Auffassung zu widerlegen — Freude am Leben ist nicht sentimentalisch. Immerhin erkannte Schmidt, daß die literarische Reaktion, die „bald christliche Feldzeichen ausstreckt, sich bald in eine bäurische, bald in eine streng aristokratische Umhüllung wirft", „das Volk von dem leeren, gegenstandlosen Kultus der Subjektivität entfernt und ihm wieder Freude an den Gegenständen einflößt". Auch hat Schmidt Gotthelf wirklich gelesen, und er kommt später zu dem folgenden Vergleich zwischen Auerbach und Gotthelf: „Will man den hohen Wert der Auerbachschen Leistungen richtig würdigen, so muß man ihn mit seinen Nachahmern ver-

gleichen; will man sich dagegen über die Grenzen seines Talents klar machen, so muß man ihn neben Jeremias Gotthelf stellen. Beide Dichter haben unabhängig voneinander, im Anfang wahrscheinlich ohne voneinander zu wissen, für dieselbe Sache gearbeitet (!); sie haben auch manche Vorzüge gemein, z. B. das scharfe Auge fürs einzelne und das Ungeschick in der Komposition. Im innersten Kern ihres Schaffens dagegen bilden sie einen schreienden Gegensatz. Auerbach stellt sich als sinnender Denker der Natur gegenüber, die ihm in jedem einzelnen Zuge imponiert; Gotthelf dagegen ist selbst ein Naturprodukt und sein Verhalten zu seinen Gegenständen fast naiv. Der Schweizer hat nicht nötig, den Somnambulismus unserer Mondscheindichtung und die grauen Spinnweben unserer Dialektik von sich abzuschütteln; der überreizten Empfindsamkeit und der glaubenlosen Sophistik gegenüber ist er noch naiv. Vor der Blasiertheit hat ihn die freie Luft seiner Alpen bewahrt. Der Feind, gegen den er seine Natur bewaffnet, erscheint ihm in anderer Form, in der Form des politischen und religiösen Radikalismus. Seine Schriften haben durchweg einen pädagogischen Zweck. Sie sind nicht für die Gesellschaft, die sich durch die Anschauung harmonischer Zustände von ihrer eigenen Zerrissenheit erholen soll, sondern für das Volk selbst, um es über seine Tugenden und Schwächen aufzuklären. — Auerbach faßt die Zustände, die er schildert, ernst und elegisch auf. Trotz seiner andächtigen Hingebung an die Wirklichkeit ist er fast ganz ohne Humor. Gotthelf ist der freieste Humorist, den unsere neue Dichtung kennt. Er ist ein strenger Bibelchrist, aber er glaubt auch an die Erde und an ihre festen Grundlagen, im Gegensatz zu den modernen Schöngeistern, die mit dem Glauben an das Jenseits auch den Glauben an das Diesseits verloren haben, die zuletzt in ihrem Zweifel soweit gehen, auch die Schläge in Frage zu stellen, die man ihnen erteilt. Gotthelf genießt diese Erde und ihr Recht mit vielem Behagen; er hat ein schönes Auge für die menschliche Natur auch in ihren Schwächen; seine Grundsätze sind streng, seine Liebe weit. Sein Horizont ist eng umgrenzt, wie die Täler, in denen er predigt, aber in diesem kleinen Kreise leuchtet ein heller und warmer Sonnenschein. — Der Deutsche (!), in dem großen Zusammenhang des Idealismus aufgewachsen, erkennt mit stiller Trauer die Notwendigkeit des Auflösungsprozesses; der Schweizer, der außerhalb dieser Gegensätze steht, weiß nur von endlicher Schwäche

und Bedenken, für die er in der Art von Justus Möser eine allmähliche Abhilfe sucht. — Auerbach, in der Philosophie gebildet, ist in seiner Darstellung knapp, pointiert, fast epigrammatisch; Gotthelf, in der Mitte des Volkes aufgewachsen, erzählt breit und behaglich, die Einfälle drängen sich ihm massenhaft auf, und er überläßt sich ohne Bedenken dem Strom seiner Beredsamkeit und seiner guten Laune." Schmidt ist Gotthelf, obschon er ihn schätzt, doch nicht gewachsen, wie seine langen späteren Ausführungen über dessen Schattenseiten zeigen. Er ist eben auch ein Liberaler, liberaler Doktrinär, wie er denn bei Auerbach hervorhebt, daß er der „Fahne der Bildung und des Fortschritts" treu bleibe. Mit Phrasen wie „Auch der entlegenste Fleck der Erde kann sich bei unseren hochgesteigerten Kommunikationsmitteln der allgemeinen Kultur [er meint Zivilisation] nicht entziehen, und die wahrhaft konservative Gesinnung besteht nicht darin, dieselben zurückzuweisen, sondern sie auf eine verständige Weise mit dem Bestehenden zu vermitteln" wird man dem großartigen Konservativismus Gotthelfs nicht gerecht, ganz abgesehen davon, daß es eine Blamage war, 1853 oder 1855 von dem „idyllischen Zustand der von allen fremden Einflüssen abgeschlossenen Schweizer Kantone" zu reden und dabei an das Jägerleben der Mohikaner (!) zu erinnern. Wie ich schon einmal hervorgehoben habe, machte die freie Schweiz schon damals gewisse politische Krankheiten durch, an denen wir heute noch leiden. — Stellt Julian Schmidt Auerbach als den vornehmsten Vertreter der neuen „naiven Poesie" hin, so läßt Joseph Hillebrand in der 2. Auflage seiner „Deutschen Nationalliteratur" (1851) Gotthelf sich in „Uli der Knecht" und dem „Geltstag" „nicht ohne Glück an die Auerbachsche Weise anschließen", während Schmidt doch immer noch empfindet, daß Auerbachs „Diethelm von Buchenberg" Gotthelf nahesteht. Aber bis in unsere Tage hinein ist Auerbach für die Durchschnittsbildung der Große und Ursprüngliche geblieben.

Dabei kann es überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß der Schweizer Albert Bitzius schon in seinen ersten Werken, erst recht aber in „Uli der Knecht" etwas geschaffen hatte, was als Volks- und Lebensdarstellung, zuletzt aber auch als Poesie ganz bedeutend höher steht als Auerbachs Schwarzwälder Geschichten. Nicht Immermanns an sich allerdings unvergleichliches Oberhofidyll, das man im Grunde nicht aus dem „Münchhausen" herauslösen darf, noch viel weniger

Auerbachs frühere und spätere Produkte, das klassische Werk unseres dörflichen Volksromans ist Jeremias Gotthelfs „Uli"; denn dieser stellt eben, anders als Immermann, das Bauernleben wirklich als eine Welt für sich dar, und er stellt es auch, anders als Auerbach, aus sich selbst heraus dar, ohne etwas Fremdes hineinzutragen oder fremd und falsch aufzufassen. Mit dem „Oberhof" könnte man den „Uli" immerhin vergleichen, vor allem die beiden weiblichen Hauptgestalten, Lisbeth und Vreneli, (Verena, nicht Veronika, wie einmal im Text steht) sind verwandt; aber schon ihr Schicksal ist verschieden, das der Lisbeth romanhaft, das der Vreneli natürlich, und im übrigen haben die Handlungen beider Romane nichts Gemeinsames, kaum auch die Gestalten, nur die Situationen sind natürlich mannigfach ähnlich. Wiederum legt es aber Gotthelf bei diesen letzteren nicht auf Haupt- und Prachtstücke, wie die Schilderung einer großen Bauernhochzeit an, er stellt vor allem das Arbeitsleben der großen Berner Bauernhöfe dar, und eben darin liegt seine besondere Bedeutung; denn zum Arbeiten ist der Mensch auf der Welt, durch die Arbeit wird er etwas, und die Dichtung, die von dem Menschen als Arbeiter absehen zu können meint, steht immer auf schwachen Füßen. Lange bevor Julian Schmidt den Satz aufstellte, der deutsche Roman solle das deutsche Volk bei der Arbeit suchen, hat Jeremias Gotthelf ihn praktisch durchgeführt. Im übrigen ist der „Uli", wie zum Teil ja auch schon der „Bauernspiegel" und auch der „Schulmeister", Entwicklungsroman, nur nicht autobiographisch, sondern in folgerechter, ununterbrochener Erzählung in der dritten Person; die Tendenz tritt hier viel mehr zurück als in den früheren Werken, ist mehr allgemeine Lebens- als besondere politische oder soziale Tendenz. Das liegt auch in Gottfried Kellers vortrefflicher Charakteristik dieses Romans angedeutet, die ich hier wiedergebe: „In diesem Uli ist das Schicksal eines Bauers dargestellt, welcher sich vom armen hoffnungslosen Knechte herauf zu einem tüchtigen Pächter und zuletzt [in „Uli der Pächter", der Fortsetzung] zum großen Bauer und Eigentümer hinaufschwingt. Es handelte sich hier nicht darum, einen brillanten Charakter zu wählen, welcher im Kampfe mit finsteren Dämonen und feindlichen Mächten Heldentugenden im großen Maßstabe entfaltet und mit einem Effekt von der Bühne tritt; sondern mit meisterhafter Hand hat Gotthelf einen ganz gewöhnlichen Menschen genommen, gesund und kräftig an Leib und Seele, aber

eher etwas beschränkt als geistreich, wenigstens allen Einflüssen offen und für das Gute und Böse fast gleich empfänglich. Nicht große geniale Taten können eine solche Natur auf einen grünen Zweig bringen, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und unbedingteste Ehrlichkeit: ohne diese wird er ein Stümper in seinem Berufe, ein kümmerlicher Geselle, welcher den Fleiß durch Spekulationen, Sachkenntnis durch grundsatzloses Experimentieren, Gewissenhaftigkeit durch erbärmliche Kniffe und Schlauheiten ersetzen will und daher zugrunde geht. Hat der Schriftsteller einen solchen Charakter zu einem guten Ziele geführt, so kann ihm jeder Leser folgen, und hat die gerechte Hoffnung, ebendahin zu gelangen." „Klassisch" wird „Uli der Knecht" nun dadurch, daß Gotthelf die hier gegebene Entwickelung nicht nackt und nüchtern, sondern im Wechselspiel reicher und fester Charaktere (der treffliche Bodenbauer Johannes, der mißtrauische Glunggenbauer Joggeli, dessen gutherzige Frau und ungeratenen Kinder, das herrliche Vreneli usw.) und unter dem nötigen natürlichen Szenenwechsel durchführt, daß wir nirgends das nackte Gerippe einer Erzählung, sondern überall reiches und unmittelbares Leben erhalten, und zwar in durchweg reiner Darstellung, ohne allzu vieles Zwischenreden. Nirgends mehr, es sei denn in einigen seiner kleinen Erzählungen, ist Albert Bitzius ganz Dichter, als hier in „Uli der Knecht", man hat, wie Ferdinand Vetter es einmal so schön sagt, „ganz und gar das Gefühl, als ob seine Gestalten Naturwesen seien, die um ihn her aufwachsen, wie das üppige Grün auf den blühenden Fluren des Emmentals, wo auch in Maß und Form und Farbe keine ängstliche Regel und Ordnung herrscht, aber eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der einzelnen Gebilde das Auge immer von neuem erfreut", „man hat den Eindruck: das hat nicht der Dichter gemacht, sondern das muß nun einmal so sein" — was eben den Beweis bildet, daß einer ganz Dichter ist. „Auch die Höhenpunkte der Darstellung", fährt Vetter noch fort, „sind nie durch irgend welches Pathos weder der Sprechenden noch des Erzählers ausgezeichnet; sie liegen ganz allein in den Situationen; die Worte der Handelnden, sind gerade in solchen Augenblicken, der Wirklichkeit gemäß, von fast ausgesuchter Einfachheit. Jene Situationen aber sind oft auch äußerlich von einer Plastik und Anschaulichkeit, daß man sich wundern muß, wie nicht schon die bedeutendsten Genremaler der Gegenwart darauf verfallen sind." Nun, die tun besser, davon zu bleiben, in der Tat aber hat

Gotthelf hier in „Uli der Knecht“ die Meisterschaft erreicht, und das ergibt denn auch an den Höhepunkten der Darstellung reinste Poesie. Mit „Uli der Knecht“ (mehr über ihn siehe in der besonderen Einleitung, Bd. II) ist die Höhenperiode der Gotthelfschen Produktion angebrochen. „Bauernspiegel“, „Schulmeister“ und die beiden Branntweinpestschriften, dazu noch die „Wassernot“ und die „Armennot“, sowie „Der letzte Thorberger“ bilden die Werke der ersten Periode, die Periode des schriftstellerisch-dichterischen Werdens; „Uli der Knecht“, „Geld und Geist“ und etwa noch „Anni Bäbi Jowäger“ von den Romanen, der „Silvestertraum“ und „Eines Schweizers Wort“, und von den Erzählungen „Die schwarze Spinne“, „Elsi die seltsame Magd“, „Kurt von Koppigen“ bezeichnen die Höhe, dann geht es von 1846 an mit dem Eindringen stärkerer politischer Elemente in die Dichtung Gotthelfs wieder bergab; nur die kleinen Erzählungen gewinnen teilweise noch an Vollendung. — „Uli der Knecht“ ist das Werk gewesen, das Gotthelf den allgemein deutschen Ruf geschaffen und ihn auch, soweit es in den bösen Zeiten seit 1870 möglich war, erhalten hat.

Auf „Uli, den Knecht“ ließ Gotthelf 1842 im Verlag von Ch. Beyel, Zürich und Frauenfeld, „Ein Silvestertraum“ folgen, eine Prosadichtung, gewissermaßen das lyrische Seitenstück zu der epischen „Wassersnot“, das lyrischeste Werk des Dichters überhaupt. Man darf an die Welt Jean Pauls, von dem aus überhaupt mancherlei an Bitzius, der ihn liebte, überkommen ist, und etwa noch an die Erstlingswerke des damals gerade hervortretenden Stifter erinnern, dann aber auch dieser, Hölle und Seligkeit, nach Bitzius' Weise in engster Verbindung mit dem diesseitigen Leben, darstellenden Dichtung einen literarischen Stammbaum bis ins Mittelalter hinauf verleihen. Jedenfalls ist sie, die Berlin 1851 nochmals bei Julius Springer herauskam, äußerst wichtig zur Erkenntnis von Bitzius' Natur. — Noch in demselben Jahre 1842 erschien bei Jent und Gaßmann, Solothurn, das erste Bändchen der „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, das „Die schwarze Spinne“, „Ritter von Brandis“, „Das gelbe Vöglein und das arme Margritli“ enthielt. Damit begann also Bitzius seine kleinen Erzählungen zu sammeln; „Das gelbe Vöglein“ hatte bereits in dem „Neuen Berner Kalender“ auf 1840 gestanden und der „Ritter von Brandis“ entstammte der „Wassersnot“, während freilich „Die

schwarze Spinne" noch unveröffentlicht war. Im zweiten Bändchen, das 1843 herauskam, finden sich der erste Teil von „Geld und Geist oder die Versöhnung" und „Der Druide", das dritte Bändchen, ebenfalls 1843, bringt den „Letzten Thorberger" zum zweitenmal. Im vierten und fünften Bändchen 1844 sind die beiden letzten Abteilungen von „Geld und Geist" enthalten, das sechste, 1846, bringt die „Gründung Burgdorfs oder: Die beiden Brüder Sintram und Bertram". Scheiden wir den Roman „Geld und Geist" aus, so ist „Die schwarze Spinne" die bedeutendste Erscheinung in diesen Bändchen. Die Erzählung stellt mit gewaltiger Phantasie die Schrecken des Schwarzen Todes dar, und zwar in dem Rahmen einer bäuerlichen Taufe, was sie nur um so wirkungsvoller macht. E. Th. A. Hoffmann hat nichts so natürlich Packendes geschaffen, aus neuerer Literatur könnte man am ersten Roseggers „Gottsucher" zum Vergleich heranziehen. — Über den „Letzten Thorberger" ward schon gesprochen; „Der Druide" und „Die Gründung Burgdorfs" haben ein etwas übertriebenes Pathos, aber wenigstens die zweitgenannte Erzählung zeigt auch bedeutende Darstellungskraft und bringt mittelalterliche Stimmungen heraus, wie sie sich in Gottfried Kellers „Sieben Legenden", auf die sie wohl von Einfluß gewesen ist, nicht mächtiger finden. Merkwürdig ist es, daß Gotthelf die bedeutendsten Geschichtserzählungen, die er in dieser Zeit schrieb, „Elsi, die seltsame Magd" und „Kurt von Koppigen", nicht in diese Sammlung aufgenommen, sondern in ein Unterhaltungsblatt gegeben hat; sie würden das Gewicht seiner Veröffentlichung noch bedeutend verstärkt haben. Immerhin war es durch „Geld und Geist" und „Die schwarze Spinne" schon bedeutend genug, und wenn ein mit O. S. unterzeichnender Rezensent in Lewalds „Europa" „nur Trivialität, ja, ein gewisses Suchen nach gemeinen Redensarten" in dem Buche fand, wenn er eine durch alle Erzählungen [der ersten beiden Bändchen] sich durchspinnende „marternde Detailmalerei, die zu quälendster Langeweile führt", tadelte, so bewies er dadurch nur, daß er zu denen gehörte, die nicht alle werden. Reithard, der damals Mitarbeiter der „Europa" war, brach darauf mit ihr, Burkhalter strich den „Letzten Thorberger" sehr heraus, und A. E. Fröhlich nannte „Geld und Geist" eine liebliche Idylle („Auerbach hat nichts Anmutigeres erfunden"), so daß Bitzius mit dem Erfolg seiner Sammlung immerhin wohl zufrieden sein

konnte. (Mehr über den „Silvestertraum" und die „Bilder und Sagen" s. Einleitung zu Band VII.)

Das Bedeutendste der „Bilder und Sagen" war aber doch der Roman „Geld und Geist oder die Versöhnung", der später, Berlin 1852, einzeln erschien. Nachdem Gotthelf zuerst Romane in autobiographischer Form geschrieben hatte, dann mit „Uli, der Knecht" zur direkten Darstellung übergegangen war, aber doch noch eine ganze, fortlaufende Lebensentwicklung gebracht hatte, wandte er sich in „Geld und Geist" zum erstenmal der Darstellung einer Episode zu, d. h., er hob aus dem Leben einen Einzelvorgang heraus und ründete ihn künstlerisch. Allerdings, es sind in „Geld und Geist" zwei Episoden, der Ehezwist des Bauernpaares von Liebiwyl, Christians und Ännelis, und die Liebesgeschichte ihres Sohnes Resli, doch sind die beiden Episoden glücklich verbunden, sind, da die Liebesgeschichte zu einem Liebeszwist führt, innerlich verwandt, und so ist in der Tat ein künstlerisches Ganzes entstanden, das einen ganz bedeutenden Fortschritt des Dichters Gotthelf bedeutet: er bewies hier, daß er nicht an die bloße Widerspiegelung des äußeren Lebens und etwa noch eine folgerichtige Entwicklung einfacher Charaktere gebunden, daß er vielmehr auch zur Darstellung seelischer Konflikte berufen sei (woran freilich ein tieferer Beobachter auch der früheren Werke schwerlich je gezweifelt hatte). „Geld und Geist" ist reiner Familien- und psychologischer Roman, nicht gerade Idylle, wie A. E. Fröhlich meint, dazu sind die dargestellten Konflikte zu ernst, und er bezeichnet, literaturhistorisch gesehen, vielleicht den Beginn einer neuen Entwicklungsphase auf diesem Gebiete: Kaum je vorher sind, wie ich glaube, wenigstens nicht in der deutschen Literatur, die Ehe- und Liebeskonflikte in so intimer Verbindung mit dem Leben der Wirklichkeit und so detailliert, dabei so anschaulich dargestellt worden. Vielleicht ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß von Frankreich, wo gerade eine ähnliche Entwicklung stattfand, eine Herüberwirkung stattgefunden hat, Bitzius kannte beispielsweise Balzac; jedoch ist er darum nicht weniger selbständig, da er das Neue in voller Ursprünglichkeit auf dem ganz eigentümlichen, noch unbetretenen Gebiet des bäuerlichen Lebens herausarbeitete — Immermanns „Oberhof", den man hier wieder heranziehen könnte, ist immer noch literarischer, und seine Liebesgeschichte spielt ja auch zwischen zwei Personen verschiedenen Standes. So darf Bitzius auch hier

die Priorität beanspruchen, und das empfand unbedingt auch schon A. E. Fröhlich, als er gerade bei „Geld und Geist" dem Satze: „Auerbach hat nichts Anmutigeres erfunden" hinzufügte: „Aber dich hat er offenbar nicht nur gelesen, sondern studiert; er ahmt dich sogar hin und wieder nach, tut deiner aber in seiner genannten Schrift [„Volk und Schrift"] als ein rechter Deutsch-Michel [?] mit keiner Silbe Erwähnung." Betrachten wir „Geld und Geist" rein ästhetisch, so erscheint es uns als das reinste, in sich gerundetste, kurz, poetischste Werk Gotthelfs und steht uns ebenbürtig neben „Uli, dem Knecht", als dessen Ergänzung, denn, wie schon Manuel, Gotthelfs Biograph, bemerkt hat, während der „Uli" das Arbeitsleben des Berner Bauernhauses darstellt, kommt in „Geld und Geist" das innere, das seelische Leben, „das Walten in ruhendem Zustande" und trotz des Ehezwistes auch „die Sonnseite, das patriarchalische, edle Element des Bauernhauses zur Geltung", und zwar des Emmentaler Bauernhauses im Gegensatz zu einem Oberaargauer — aus vielen Werken Gotthelfs tritt uns ja der Gegensatz des Lebens auf den Emmentaler Einzelhöfen und in den Oberaargauer Dörfern entgegen. Äußerst vortrefflich ist in „Geld und Geist" die Charakteristik, sowohl im einzelnen wie in der Kunst der Kontrastierung: der Bauer von Liebiwyl und seine Frau, der Bauer von Liebiwyl und der Dorngrütbauer, die Bäuerin von Liebiwyl und die Dorngrütbäuerin, die Brüder Christeli und Resli, die Mädchen Anna Mareili und Annaliesi — das sind alles sich ergänzende Gegensätze von feinster Durchführung. Daneben fehlt es in diesem Werke auch an lebensvollen Situationen, selbst an großen Situationen nicht, und man muß sich wundern, daß es, zumal es auch noch Manuel sehr hervorgehoben hat, nicht in breitere Kreise gedrungen ist und sich die verdiente Stellung neben „Uli, dem Knecht" erkämpft hat. Man darf in der Tat sagen: Wer Gotthelf leidlich kennen will, muß wenigstens zwei seiner Werke, eben „Uli, den Knecht" und „Geld und Geist" gelesen haben, sie bilden die Höhe seines Schaffens und bezeichnen ganz verschieden, wie sie sind, zusammen, den Umfang seiner dichterischen Welt. Jedoch, „Geld und Geist" (worüber in der besonderen Einleitung, Band III, mehr gesagt ist) erfordert Leser, die lesen können, Leser, die für tiefere seelische Konflikte Sinn haben, und die sind nicht allzuhäufig, so daß denn das Werk auch heute noch wenig verbreitet, ja nicht einmal leicht zugänglich ist.

Auch der zweibändige Roman „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“ gehört noch in die Höhenperiode Gotthelfscher Produktion. Er ist gewissermaßen auf Bestellung geschrieben, die Sanitätskommission des Kantons Bern überlegte, „ob es nicht zweckmäßig sein möchte, in einer populären Schrift das Volk auf die medizinischen Pfuscher im Kanton Bern aufmerksam zu machen und vor den Gefahren, die ihm von daher drohen, mit Nachdruck zu warnen“, und fragte unterm 26. Januar 1842 bei Bitzius an, „ob er in dem Falle wäre, über den fraglichen Gegenstand eine für das Volk bestimmte Schrift zu verfassen, oder ob er es nicht vielleicht zweckmäßiger erachten würde, in dem von ihm redigierten Berner Kalender in beliebigen Abschnitten alljährlich diese Materie in der ihm als bewährten Volksschriftsteller eigenen ansprechenden Schreibart zu behandeln.“ Bitzius antwortete sofort, daß er bereit sei, mitzuwirken und regte eine Materialiensammlung an. Ein wenig später fragte er bei dem ihm befreundeten Professor E. Fueter, der Mitglied der Sanitätskommission war, und von dem wohl die ganze Sache ausgegangen ist, an, ob der Auftrag Ernst oder Spaß sei, und bat ihn, das „Pöstchen des Einsehers“ (Zensors) zu übernehmen. Fueter kündigte dann in einem Briefe vom 14. April die Materialiensammlung an und erteilte Bitzius eine Anzahl Ratschläge. Schon am 22. April 1842 schreibt dieser darauf an den Regierungsrat Dr. Johann Rudolf Schneider, den jüngern, in Bern (Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1906): „An der medizinischen Pfuscherei hätte ich bereits den Titel gemacht: Wie es Hansli Jowäger mit dem Doktern geht. Das Ding wird mir aber schwer, da ich im medizinischen Teil nicht zu Hause bin und die in Händen habenden Schriften mir über die Hauptsache keinen Aufschluß geben, nämlich über einige Krankheitsformen, die bei Pfuschern gedoktert und verdoktert werden und mit was? Hätte ich dieses, so wäre das Ganze leicht, z. B., wie verpfuscht dieser oder jener gallichte oder nervöse Fieber, Brust- oder Leberentzündung, wie geht ein anderer mit Auszehrung, Wassersucht, hysterischen Übeln um, wie mit offenen Schäden, wie bei Kinderkrankheiten? Hieran ließe sich die rührsame Geschichte einer ganzen Haushaltung knüpfen. Fueter hat es übernommen, Einsicht zu nehmen von dem Geschriebenen, aber erst muß ich etwas schreiben, ehe ich etwas zur Einsicht senden kann, und eben da fehlt es.“

Schon um Mitte Mai konnte Bitzius dann doch etwas senden, und Fueter antwortete, daß er es mit unendlichem Vergnügen gelesen habe, auch das „Blatternbild“ ganz vortrefflich sei. Es würde uns hier zu weit führen, die Entstehungsgeschichte der „Anne Bäbi Jowäger“ auch nur in Andeutungen so darzustellen, wie es nach den von Ferdinand Vetter in den „Beiträgen zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs“ beigebrachten Materialien möglich ist, nur die Hauptsachen seien erwähnt. Am 30. Oktober des Jahres 1842 weiß Bitzius, daß es zwei Bände gibt, „der erste bis zum Tode von Jakoblis erstem Kind reichend, soll im Frühjahr erscheinen, der zweite ein Jahr später.“ Fueter bleibt Bitzius' treuer Berater, und zwar auch in ästhetischen und literarischen Dingen — er hat in der Tat Verständnis, vergleicht Gotthelf mit Dickens und meint: „Deine Personen sind ausgezeichnet, und statt im Verlauf der Erzählung immer mehr zu verschwimmen, werden sie immer individueller, prägt sich ihr Charakter immer naturgemäßer aus.“ Im Dezember 1842 war, wie Bitzius an K. R. Hagenbach, dem ihm befreundeten Kirchenhistoriker in Basel, meldete, der erste Band von „Anna Bäbi Jowäger“ fertig, Fueter gibt im Dezember noch eingehende Bemerkungen dazu, im Februar 1843 wird mit Jent und Gaßmann in Solothurn der Verlagsvertrag abgeschlossen, am 12. Mai 1843 schickt Bitzius das Buch an Burkhalter: „Das beiliegende Büchlein ist ein eigentümliches, und mich wundert, wie es Ihnen munden wird. Wahrscheinlich wird es Ihnen zu spaßhaft sein. Der Ernst fehlt indessen auch nicht und kommt später vielleicht noch besser nach.“ Über die Aufnahme des Buches liegt gleichfalls ein ausgebreitetes Material vor: Burkhalter findet Spaß und Ernst so ziemlich am rechten Ort angebracht und berichtet die Äußerung des alten Walker Obrecht: „Das ist mi Seel besser als hundert Predige, es het mer drü Mal d'Augen übertribe“. Fröhlich ließ den ersten Teil einige Jahre liegen, lobte ihn aber dann, Hagenbach verschlingt ihn. Auch Bitzius fernerstehende Personen, wie der aus dem Fellenberg-Handel bekannte Th. Müller, preisen es („zündender Blitzstrahl und versöhnende Liebe feiern ein wahres Fest in dem Buch“), nur J. Pupikofer in Weinfelden kritisiert stark süßsauer („Ihr ‚Anne Bäbi Jowäger‘ hat mir recht viele Freude gemacht. Ich habe es mit Muße gelesen. Es ist eben in niederer Sphäre gehalten, aber gewiß psychologisch und pädagogisch lehrreich. Es sind meistens Schattenbilder darin und für manchen,

der mit den übrigen Produkten des Verfassers nicht bekannt ist, möchte der Eindruck ein ungünstiger sein; aber es soll ja ein Lebensbild aus dieser Sphäre sein, und als solches ist es trefflich gehalten"). Inzwischen war Bitzius bereits am zweiten Teile, und am 7. Dezember 1843 meldete er Hagenbach dessen Vollendung. Auch hier hat ihn Fueter mit Rat unterstützt, als er diesem das gedruckte Buch unterm 23. Mai 1844 schickt, bemerkt er: „Was du gewollt, habe ich verändert". Der Übersendungsbrief an den getreuen Burkhalter fehlt, dieser aber antwortet unterm 28. Mai 1844: „Soeben bin ich fertig geworden mit ‚Anne Bäbi' und bin so begeistert, daß es mich in allen Fingern juckt." Er lobt dann das Meyeli und die Reden des Pfarrers. Pupikofer meint, das Buch sei wohl in bezug auf den Stoff, d. h. psychologisch, das inhaltreichste, aber in der äußeren Anlage, wenn man beide Bände als Ganzes betrachten wolle, stehe es weit hinter dem „Schulmeister" und dem „Uli" zurück. Weiter gibt er dann noch manche richtige und manche superkluge Bemerkungen. J. Gersdorf, Prinzessinnenerzieher in Altenburg, und M. A. Feierabend in Kappel (Toggenburg) verlangen noch eine weitere Fortsetzung. Eine öffentliche Besprechung des Buches veröffentlichte u. a. Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatte. Das Interesse der Bernischen Regierung, die das Buch angeregt hatte, beschränkte sich auf die Anschaffung von sechs Exemplaren. Eine neue Auflage des Werkes ist nicht erschienen, was Berlin 1859 als dritte Auflage hervortritt, ist Titelauflage der Ausgabe in den „Gesammelten Schriften", in denen „Anne Bäbi Jowäger" den 21. und 22. Band ausmacht.

„Anne Bäbi Jowäger" war, wie aus einer Äußerung Fröhlichs hervorgeht, Albert Bitzius' Liebling. Er war sich aber doch klar über dies sein Buch. „Es bewegt sich auf eigentümlichem Boden", bemerkt er zu Reithard, „auf dem der niedern Bauernsame und der ganz beschränkten Denkweise. Die schwere Zeichnung der Figuren hat mir zuviel Platz weggenommen, so daß dem Hauptzwecke des Buches, der Quacksalberei zuwenig Rechnung getragen werden konnte, und ich die Hauptsache werde nachsenden müssen." Dies tat er denn im zweiten Teil, über den er dem Regierungsrat Fetscherin gegenüber die Äußerung tat: „Den zweiten Teil halte ich für verdammt gescheit, zweifle freilich, daß es allen Leuten so gehen werde." Also, im ersten Teile ist ihm die schwere Zeichnung der

Figuren aus beschränktem Lebenskreise die Hauptsache, im zweiten die Auseinandersetzungen geistiger Natur, und in der Tat beruht der Wert des ersten Bandes auf der Charakter- und Milieudarstellung, während der zweite vor allem als Bekennerbuch hervorragt. „Anne Bäbi Jowäger“ steht also zwischen „Geld und Geist“ und dem „Schulmeister“ ungefähr in der Mitte: mit dem ersteren Werke ist es als Darstellung des Familienlebens, ja, als Liebesgeschichte, freilich in niedrigerer Sphäre, vergleichbar, mit dem „Schulmeister“ teilt es (neben der kulturhistorischen Bedeutuug für uns Nachlebende) die Ausführungen zur Weltanschauung, die um so wichtiger sind, als Bitzius außer vom ärztlichen Berufe auch von dem seines eigenen Standes, von der Seelsorge redet und hier seine Ideale aufstellt. Sehen wir uns „Anne Bäbi Jowäger“ zunächst rein ästhetisch, als Roman an, so wird sich nicht leugnen lassen, daß das Werk, die Lebensdarstellung nicht ganz einheitlich ist, daß eine Verschiebung stattfindet, indem sich der Schwerpunkt im letzten Drittel aus dem Hause Hansli Jowägers in das Pfarrhaus verlegt. Wohlverstanden, geistig ist das Buch einheitlich, Gotthelf mußte, wenn er die geistige Höhe erreichen wollte, notwendig von der Leibespflege auf die Seelsorge kommen, jedoch als Geschichte ist es das nicht, mit dem zehnten Kapitel des zweiten Bandes etwa hört die Geschichte des Hauses Jowäger auf, und mit dem elften fängt die Geschichte des Pfarrhauses an, obwohl sich natürlich Verbindungsglieder finden. Die Geschichte des Hauses Jowäger nun gehört zu dem Amüsantesten, was Gotthelf geschrieben, sein Humor ist hier sehr frei und frisch, freilich auch derb, aber dies der Sphäre angemessen. Hatten wir in „Geld und Geist“ das aristokratische Bauernhaus kennen gelernt, so führt uns Gotthelf diesmal ins konservativ-demokratische, in das der niedern Bauernsame, wie er sich selber ausdrückt, und führt uns Menschen der ganz beschränkten Denkweise, wenn auch von unleugbarer Tüchtigkeit vor. Anne Bäbi Jowäger beherrscht das Buch, „ein trefflicher Originalcharakter“, wie Manuel bemerkt, „der zu den schwierigsten gehört, die Bitzius zu zeichnen unternommen hat: sie steht mit ihrem ganzen tiefliegenden Wesen, mit ihrem Eigensinn, mit der merkwürdigen Mischung von Härte und Gutmütigkeit, Verstand und Unverstand unter seinen Bäuerinnen als einzige Figur da.“ Das ist richtig, obwohl das schreckliche Eisi in der „Käserei in der Vehfreude“ immerhin einige Verwandtschaft mir ihr hat. Jeden-

falls ist ihr auch Mädi, die Magd, obwohl von Haus anders angelegt, nach und nach in mancher Beziehung ähnlich geworden, wir haben in beiden Weiber von unglaublicher Einseitigkeit, wesentlich Triebmenschen vor uns, und es war in der Tat äußerst schwer, wie Bitzius auch selber bemerkte, diese Menschen zu zeichnen, eine richtige, tief herausholende Psychologie solcher Typen, die keine Individualitäten sind, zu geben. Im besonderen die Unfähigkeit dieser Menschen, mehr als eine Vorstellung im Kopfe zu haben, ihr Anklammern an diese, die oft durch ein zufälliges oder mißverstandenes Wort wachgerufen ist, stellt der Dichter vortrefflich dar. Höher als die beiden Weiber stehen die Männer, Hansli der Bauer und Sami der Knecht, ersterer eine zurückgedrängte Natur, in der mehr steckt, als man zuerst denkt, vor allem sehr viel Herz, letzterer einer, der's hinter den Ohren hat, ohne darum etwa bösartig zu sein — beide Gestalten machen einem große Freude. Jakobli, das Söhnchen, erscheint zuerst bemitleidenswert, es ist aber sehr hübsch, daß ihm Bitzius dann eine Entwicklung gegeben hat, daß er zum Manne und somit seines Meyeli würdig wird. Diese Gestalt, die an das Mädi im „Schulmeister" erinnert, ist der „Lichtstrahl" des Buches, unglaublich reizvoll und dabei natürlich, nicht etwa gemachte Poesie. Ihren Gegensatz bildet das derbe Lisi vom Zyberlihoger, wie überhaupt die ganze rohe und schon stark verkommene Gesellschaft dieses Bauernhauses, aus dem Jakobli seine Frau holen soll. Fast kommt es einem vor, als hätte Gotthelf hier etwas zu stark aufgetragen. Neben Meyeli steht dann noch als hübsche Ergänzung ihre Freundin, die kouragierte Wirtstochter Röseli. Der ganze erste Band der „Anne Bäbi" ist wesentlich Liebesgeschichte, die Quacksalberei bleibt, wie auch Bitzius an Reithard schrieb, noch ziemlich im Hintergrunde, obschon sehr realistische Darstellungen der Blattern, des Laxierens und Purgierens gegeben und allerlei wirkliche und Wunderdoktoren vorgeführt werden. Hätte Gotthelf bei der Heirat Jakobis und Meyelis Halt gemacht, wir hätten eine vortreffliche Dorfgeschichte, die sich aber dem Charakter nach von zahlreichen andern nicht unterschiede und bei Gotthelf selber ein derberes Seitenstück zu dem weit feineren „Geld und Geist" bildete. Bitzius ging jedoch nicht auf Geschichten aus, und somit setzte er seine Erzählung über die Hochzeit hinaus fort, darin wieder ein Vorläufer der modernen Naturalisten, die mit Recht das Überwiegen der Erotik in der Erzählungs-

literatur bekämpft und uns gelehrt haben, daß mit der Ehe die erzählenswerte Geschichte in der Regel erst beginnt. Wie sich Meyeli im Hause der Jowäger einlebt, wie sie dann Mutter wird, das sind gewiß ebenso wichtige Dinge, als wie sie ihren Jakobli bekommt, und Gotthelf hat alles mit der größten, oft naturalistischen Treue dargestellt. Mit dem Tode des ersten Söhnleins Meyelis, das durch die Schuld eines Quacksalbers oder richtiger eine Unterlassungssünde der Großmutter herbeigeführt wird, beginnt die neue Geschichte: ein junger Vikar, der unter dem Schilde der Rechtgläubigkeit sein Strebertum auch sich selbst verbirgt, dabei freilich nicht gerade ein schlechter Mensch ist, will Anne Bäbi, die ihren Enkel stark verzogen hat, „bekehren", zur Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit bringen und stürzt sie dadurch in die Nacht des Wahnsinns, in der sie zweimal einen Selbstmordversuch macht. Damit kommen wir aus der bisherigen, im ganzen heiteren Atmosphäre der Geschichte in eine neue, alles wird ernst, fast tragisch. Der Pfarrer, in dem Bitzius, wenigstens was die Anschauungen anlangt, ein Selbstporträt geliefert hat, und sein junger Neffe, ein tüchtiger Arzt, retten Anne Bäbi, und nun spielt die Geschichte im Pfarrhause weiter, besteht freilich wesentlich nur noch aus Auseinandersetzungen des alten Pfarrers, neben denen die stille Liebe der Pfarrerstochter Sophie zu ihrem Vetter nicht ganz zu ihrem Recht kommt. Dieser Vetter, der junge Arzt Rudi, ist eine der schönsten Schöpfungen Gotthelfs, und sein früher Tod erweckt die stärkste Anteilnahme des Lesers. Gotthelf hat in ihm eine der starken modernen Naturen geschildert, die, ohne gerade ungläubig zu sein, sich doch ganz auf sich selbst und das diesseitige Leben stellen. Dem arbeitet der alte Pfarrer entgegen und behält recht, da Rudi in der Tat nicht findet, was er sucht, und zugrunde geht. Eine würdige Partnerin Rudis ist die muntere und neckische, im Grunde freilich auch tief empfindende und äußerst kluge Sophie. Ihre Mutter, die gutmütige Pfarrfrau, rundet den Kreis. Wie gesagt, der letzte Teil von „Anne Bäbi Jowäger" ist vor allem geistig bedeutsam, wir finden in ihm, wie in gewissen Partien des „Schulmeisters", die geistige Persönlichkeit von Albert Bitzius, seine Weltanschauung wieder, und damit müssen wir uns noch etwas befassen.

Man darf vielleicht sagen, daß der Theolog Albert Bitzius in der ganzen Freiheit und Klarheit seiner Ansichten, bei aller Gläubig-

keit, nirgends deutlicher hervortritt als hier in „Anne Bäbi Jowäger". Schon zu Anfang des Buches redet er einmal von der Zerknirschung, die jeden Atemzug für Sünde hält und bei der größten Bußfertigkeit die eigentlichen Sünden nicht erkennt, und davon, daß Geduld und Ergebung in Gottes Willen auch sein Maß habe, die menschliche Tätigkeit nicht lahm legen dürfe, und dieser gesunde und lebensfreudige christliche Geist geht durch das ganze Buch hindurch. Daneben kämpft er freilich auch gegen die Aufklärung im schlechten Sinne und das Gerede, die Zeit des „blinden" Glaubens sei vorbei, mit der sehr richtigen Bemerkung, daß mit der Entfernung vom Christentum eben anderer blinder Glaube aufgekommen sei, beispielsweise der an die Parteizeitung: „Der Glaube ist dem Menschen angeboren; scheint aber Gottes Sonne nicht hinein, so spukt der Teufel darin." Die alte Luthersche Fröhlichkeit in Gott will Gotthelf, er ist nichts weniger als ein Duckmäuser: „Die Erde ist ein vergänglich Wesen und noch dazu ein unvernünftiges, und doch hat sie nicht nur einen Frühling, wo alles jauchzt, alles lacht, sondern ist ein Frühling vorbei, so kommt nach wenigen Tagen ein anderer, und ist er hier vertrieben, so sproßt er in einer anderen Weltgegend wieder auf, und der ewige Mensch sollte hier nur einen Frühling haben, und mancher gar keinen, sollte nur wenige Tage lachen und jauchzen und viele gar nie? Sollte nicht eben in ihm, dem Ewigen, ein ewiger Frühling sein, voll Heiterkeit und Freude, und Früchte dabei und Gottes Segen allenthalben, trotz aller irdischen Stürme, aller menschlichen Zustände, sollte das Ewige im Menschenherzen nicht emporragen, sichtbarlich trotzend dem Wechsel der Zeiten, dem Wetter der Erde?" Dazu stimmt es denn auch, daß Bitzius das Buch der Natur und des Lebens neben die Bibel stellt, daß er verlangt, der Mensch solle in beiden lesen lernen, und die modernen Zustände aus der modernen Einseitigkeit erklärt: „Das ist eben vom Übel, daß die G'studierten mehr und mehr das Leben verachten, und dagegen als natürliche Wirkung das Volk das heilige Buch, daß die einen meinen, das Buch sei veraltet, die andern das Leben bedeute nichts, und dessen Verständnis lerne man von selbst, wie die Buben das Pfeifen ... So entsteht eine fürchterliche Einseitigkeit, welche in die klarsten Dinge Verwirrung bringt, welche unwiederbringlich die Menschen scheidet, eine babylonische Sprachverwirrung, wo keiner den andern mehr versteht, keiner dem andern mehr ein Bruder zu sein vermag." So geht

es zu den großen Weltanschauungskapiteln empor, dem 13. und 14. des zweiten Bandes, wo der alte Pfarrer seinem Neffen das Verhältnis von Religion und Wissenschaft auseinandersetzt, d. h. Albert Bitzius sein Glaubensbekenntnis ablegt. Wir können an dieser Stelle nicht ins Einzelne gehen, es muß genügen, auf den hier zutage tretenden Konservativismus Gotthelfs zu verweisen („Auf den Erfahrungen und Erfindungen der früheren Geschlechter steht das gegenwärtige Geschlecht") und eine Ausführung über die Wissenschaft, die noch heute oder heute erst recht Geltung hat, zu zitieren: „Denn sieh, mit der Wissenschaft ist es ganz anders gegangen, als man es sich gedacht hat, sie gerade ist's, die ihre Spitze den alten Aufklärern, welche wähnten, es bald so weit zu bringen, daß alles klar zutage liege wie ein umgekehrter Bienenstock, entgegengekehrt hat. Die Wissenschaft ist bis an den dunkeln Schlund gelangt, in welchen kein Leuchter leuchten will, wo aber doch die Hauptsache liegt, oder mit anderen Worten: sie ist dort angelangt, wo der Weg aus der Sonnenseite der Natur sich umbiegt und an die Schattenseite führt, aus dem Erklärbaren, durch die Sinne Wahrnehmbaren in die Tiefen des Naturgeheimnisses. Immer lebendiger drängt sich als Ergebnis aller Forschung das Bewußtsein auf, daß durch das Sichtbare sich ein Unsichtbares ziehe, ein wunderbares Band die Menschen unter sich verknüpfe, auf unerklärliche Weise mit der Natur nicht nur sie in Verbindung bringe, sondern auch mit einer höheren Welt, daß zwischen den Gestaltungen der Materie und den Äußerungen aller Kräfte gegenseitige Einflüsse und Wirkungen stattfinden, von denen die Sinne nichts wahrnehmen, die man weder unter das anatomische Messer bringen, noch in den Schmelztiegeln der Chemie zersetzen kann." Die Folgerung, die Gotthelf daraus zieht, ist natürlich die der Anerkennung einer höheren Macht, der Rückkehr zum Glauben: „Das Beten könnt ihr (Ärzte) denen überlassen, die dazu bestellt sind, wenn sie es gut finden. Man kann Glauben haben und zeigen, ohne Kopfhänger zu sein oder katholisch zu werden." Das Christentum ist Bitzius ja die Sonnenmacht in der Welt: „Eben das ist die Natur des Sonnenstrahls, daß er nichts schmerzlich reibt, daß ihm nichts feindlich im Wege steht; wo er nicht durch kann, da umfließt er das eine mit weichem Lichte, und wo er das nicht kann, da zürnt er wieder nicht, sondern beleuchtet freundlich und erquicklich das ihm Entgegenstehende. Das ist die wahre Geistesmacht, welche nichts

zwingen will, aber das eine verklärt, das andere durchdringt. Das ist die eigentliche christliche Macht, die nicht mit dem Schwerte dreinschlägt und doch die Welt überwindet, das ist die wahre Sonnenmacht, warum Christus das Licht der Welt genannt wird, also nicht dessetwegen, weil er uns etwas Neues sagt, sondern weil er Gewalt hat und diese Gewalt im Reiche der Geister wirkt, unmerklich, aber unwiderstehlich, wie die Sonne in und über der Erde." Da begreift man auch, daß Gotthelf gegen das Bekehren ist und, wie Manuel sich ausdrückt, „die wirksame, selbstvergessende christliche Liebe, die Caritas, die nicht um Glaubensformen zankt, aber in Glaubenswerken wetteifert, als das Höchste darstellt", freilich, ohne darum der landläufigen Humanitätsduselei zu verfallen, ohne die Forderung des alles durchdringenden Glaubens aufzugeben — wendet er sich doch direkt gegen die Leute, die vorgeben, das Gute um des Guten willen tun zu wollen. Aber weltfreudig ist Bitzius' Christentum, er vermag auch das Lob der irdischen Schönheit zu singen.

So ist Gotthelf hier in „Anne Bäbi Jowäger" noch in keiner Beziehung „Reaktionär" — im Grunde ist er's freilich auch später nicht geworden —, wohl aber tritt hier zuerst sein Kampf gegen den Zeitgeist schärfer hervor, wenn auch dies Buch noch nicht den ausgeprägt politischen Charakter gewinnt, den fast alle späteren tragen. Da wird gegen den modernen Bildungsschwindel und die Volksvergötterung gekämpft („Man braucht die Leute nur von weitem anzusehen, um zu erfassen, wie wißbegierig sie sind und wie offen jeglicher Bildung; haben wir nicht diesem Hunger und Durst nach Aufklärung die neue Ordnung der Dinge zu verdanken, und schwitzte sich das Erziehungsdepartement nicht fast die Seele aus dem Leibe ob Erziehung und Bildung des Volkes ... Wir haben ein so herrliches Volk, man könnte mit ihm machen, was man wollte, man könnte es um einen Finger lyren, wenn man sich seiner nur annehmen wollte" — schwatzt ein Berner Professor), da wird, wie übrigens ja auch bereits früher, die Pintenwirtschaft an den Pranger gestellt; die übermäßige Wählerei bekommt auch ihr Teil, ebenso die Angstmeierei der Regierung („Aber merkwürdig ist zu beachten, wie eine Regierung sittlich schlaffer wird, je ängstlicher sie wird in politischer Beziehung") und die „Unschuldstheorien" der Juristen. Hier und da ist schon direkter Spott über die bernischen Verhältnisse („Nach diesen Betrachtungen könnte man

glauben, Jakobli hätte nach großen Dingen getrachtet, hätte Kilchmeier werden wollen, Präsident an einer Wahlversammlung oder gar Hüttenmeister bei einer Käserei oder gar ein Auge gehabt auf den bernischen Generalkantonalgenialstab, hätte Heldentaten verrichtet, Rechte an eine Käshütte genommen, häufig die Faust im Sacke gemacht, dazu das Maul vollgenommen oder sonst etwas, worin die heutigen Heldentaten bestehen mögen"), und einmal geht es schon gegen den Kommunismus: „Wir sind und bleiben halt Menschen, solange wir hier weilen, und zu etwas anderem wird uns keine Theorie machen, weder eine Rousseausche noch eine Hegelsche noch irgendeine allerneueste. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Wahrheit ist eben der Kommunismus unserer Zeit, er ist ein Kind der Verwerfung der sogenannten Glückseligkeitstheorie, man soll nicht ans Jenseits denken, sondern seine Pflicht tun, eben weil sie Pflicht sei, man solle geistig sich emanzipieren, ohne zu fragen, warum, es sei an sich selbst schön. So hat man allmählich das Jenseits wegstibitzt, die Fortdauer nach dem Tode wegdisputiert, was aber geblieben ist, das ist: erstens die menschliche Natur, welche etwas haben will, deren Gott die Materie ist, und zweitens, die Lehre, daß Bildung, Geist, Kultur, Aufklärung, geistige Emanzipation, und wie das Zeug noch heißt, erst den Menschen zum Menschen mache." Des weiteren malt Gotthelf sehr drastisch aus, wie das „geistige Halunkentum" dem Volke Fallen stellt, „Staatsgüter für alle Staatsbürger, Rechtsamene für alle, die nichts hatten, Maßguttere (=flaschen) für durstige Offiziere, Haberkosten für dicke Schimmel, welche man von der Eidgenossenschaft bezahlt haben wollte, Pfarreinkommen für magere Schulmeister, Bürgergüter für schlechte Bürger und noch schlechtere Hintersässen, große Einkommen für weite Mäuler", und wie man mit dem feinsten Gifte in diese Fallen lockte, „das niemand merkte, das aussah, als käme es vom Himmel her, mit Theorien, die klangen wie Sphärenmusik, wie Schulmeistergesang, wie das herrliche Klingen am Zürchersängerfest, oder wie mit Speck die Mäuse, mit Ehrenbechern, Lorbeerkronen, moralischen Ehrentiteln und hyperboräischen Lobpreisungen in allen Zeitungen — mit exegi monumentum aere perennius, d. h. mit einem schlechten Artikel auf schlechtem Papier, das länger nicht währt als einen Tag". Kurz, es kommt schon zu einer heftigen Anklage des Zeitgeistes, der die Emanzipation des Fleisches auf sein Banner geschrieben hatte, und ausdrücklich

erwähnt Gotthelf, daß die zeitgeistige Reaktion gegen das Christentum hauptsächlich von Juden ausgehe, und spricht die Befürchtung aus, daß die Leute auf die Wege geführt würden, „welche direkt nach Rom führen". Zu so heftigem Eifern wie in den späteren Werken kommt es hier noch nicht, noch immer glaubt Gotthelf, daß man in einer „jungen Zeit" stehe und hoffte auf ein vernünftiges Alter, auf eine Verjüngung des Alten in neue Kraft. Überhaupt schilt er nicht bloß, allenthalben blitzt es mächtig hervor, daß er auch in der positiven Anschauung über seinen Zeitgenossen steht; die Pflicht des Staates ist es, die Schwachen zu schützen, sagt er geradezu und tadelt die oberen Stände, daß sie die unteren so oft beleidigen, wie er denn auch über den Takt an einer Stelle eine vorzügliche Ausführung hat; „Kinder sind des Staates größte Schätze", heißt es ferner, „sie sind jedes Gemeinwesens höchster Zweck, die geheimnisreichen Schatzkammern, in welche Gott seine Gaben niederlegt". Von so hohem Standpunkte treibt Albert Bitzius Politik — in unseren Tagen sucht man es den Völkern zu vertuschen, wenn die Geburten immer mehr abnehmen.

In eben diese Zeit seiner Höhe fällt dann auch noch eine bedeutsame kleine Prosaschrift Gotthelfs, „Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein". Über die Entstehung berichtet Bitzius selbst in einem Vorwort: „Herr von Fellenberg, Alt-Landammann, trug dem Fest-Komitee [des Schützenfestes] zu Chur [1842] bei Übersendung seiner Gaben an: auf einer von ihm geschaffenen Basis ein festliches Wort verfassen zu lassen und schlug dazu den Unterzeichneten vor. Das Komitee ging in den Vorschlag ein, und das Ansuchen gelangte an den Verfasser. Derselbe unterzog sich der Aufgabe um so williger, weil er die hohe Bedeutung des Schützenvereins anerkennt und die gegebene Basis seinen Ansichten nicht widersprach." So ganz glatt ging übrigens auch diese Geschichte mit Fellenberg nicht ab, wie die folgende Stelle aus einem Briefe an Burkhalter vom 22. August 1842 zeigt: „Sogar der alte Fellenberg wuchs in einer eigenen Deputschaft an mich, und ich mußte ihm etwas über das Schießet verfassen. Ich tat's, weil ich gerne zu der Sache auch ein Wort geredet hätte, aber was ich schrieb, war dem Alten doch nicht recht. Hofwyl kam nicht darin vor und die Mäßigkeitsvereine nicht. Da konnte sich der alte Schelm, durch dessen Hände der Druck ging, nicht enthalten, trotz der Verabredung

seinen eigenen Witz mir nichts dir nichts einzuschalten in meine Worte. Wir haben deswegen noch nicht abgerechnet miteinander; aber es geschieht noch. Der Alte ist immer der gleiche; mit allen Menschen geht er um, als hätte sie ihm Gott als Ackerwerkzeuge, Säemaschinen usw. zugestellt, und Treue kennt er keine." Auch gegen Reithard äußerte sich Bitzius über das Hineinpfuschen Fellenbergs. Die kleine Schrift, die Bern 1842 bei C. Rätzer erschien und bereits 1844 neugedruckt werden mußte (Solothurn, Jent und Gaßmann), ist ein Zeugnis des glühendsten Patriotismus Gotthelfs — ein moderner, international angekränkelter Beurteiler würde jedenfalls sogar Chauvinismus in ihr finden, beispielsweise dort, wo die Schweiz als des Herren Feste hingestellt und dem Schweizervolke die Aufgabe zugeschoben wird, ein lebendiger Spiegel zu sein, „in welchem die Völker der Erde schauen können die Wirkungen von Biedersinn und Frömmigkeit, den Abstand zwischen alten Sitten und neuen Lastern, die Möglichkeit, wie Arme und Reiche, Vornehme und Niedere eines Sinnes seien, brüderlich leben können, trotz Klüften und Gründen, trotz Hörnern und Zacken, und wie dieser Sinn ein Volk auf freie Höhe zu heben vermöge, wo jegliche Kluft schwindet, die Liebe alle Glieder bindet, einem Manne gleich die Nation nach einem Ziele ringt." Uns Nationalisten kann das nationale Ideal selbstverständlich gar nicht stolz und kühn genug sein. Den gesunden Sozialpolitiker Gotthelf finden wir in dem Satze wieder: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande; aus dem Hause stammt die öffentliche Tugend, und wer kein treuer Hausvater ist, dem fehlet des alten Schweizers Art und Weise, dem fehlet der Heldenmut, der aus der Seele stammt, und was nützet in den Tagen der Gefahr der, welcher nur im Munde liegt?" Aber Gotthelf geht hier auch weit über das Haus hinaus, er erweist sich als Kulturpolitiker großen Stils, indem er dem Schützenvereine Aufgaben zuweist, an die sicher keines der Mitglieder auch nur im Traume gedacht hat, und die doch in unserer Zeit vielleicht durch Bünde gelöst werden müssen: „Wenn also gestaltet der schweizerische Schützenverein, an Königsstatt und Stelle, Aufgaben würfe ins ganze Volk hinein, für den Landwirt, den Mechaniker, den Mathematiker, den Künstler, den Dichter, den Staatsökonomen, wenn die Eingaben aufgestellt, beurteilt würden am Schützenfeste; wenn das Schützenfest Ort und Stelle würde, wo der

Schweizer seiner Nation zeigen könnte seines Fleißes, seines Geistes Frucht; wenn er Hoffnung hätte, daß die Nation Kenntnis nehmen würde von ihm irgendwie, daß er nicht verkümmern müßte, unbeachtet nicht nur, sondern auch ohne Brot: dann würde das Schützenfest zum eigentlichen königlichen Nationalfest, dann würde es der Magnet der Nation, der Moses, der über die schlummernden Quellen gebietet und Ströme hervorbrechen läßt in der Wüste." Das ist bis heute aber ein schöner Traum geblieben und wird es noch lange bleiben, aber ein Phantasiekeim zu künftigen Lebensformen steckt hier vielleicht. — In einer Stelle von „Eines Schweizers Wort", die von Tell und dem Tellenkind handelt, steckt auch der Keim einer weiteren patriotischen Schrift Gotthelfs, die zwar erst 1846 erschien, aber doch recht wohl hier angeschlossen werden kann: Es ist „Der Knabe des Tell, eine Geschichte für die Jugend", das erste Buch Gotthelfs, das bei Julius Springer in Berlin herauskam und in den „Gesammelten Schriften" den „Bildern und Sagen" angefügt wurde, zu denen es auch dem Charakter nach gehört. Gotthelf schrieb an Fröhlich unterm 24. Dezember 1847: „Die Schrift ist mir quasi abgedrungen; als ich endlich dazu mich bewegen ließ, glaubte ich ein ander Feld urbar machen zu sollen für die Jugend; für sie ist der romantische Geist nicht." Er wollte die schweizerische Jugend in die große Vergangenheit der Heimat gewissermaßen hineindrängen, und das ist ihm auf seine Weise auch gelungen. Doch wünschte man das Werk, das mit den Kämpfen gegen Geßler beginnt und mit der Schlacht bei Morgarten endete, schlichter. Daß einzelne Szenen neben Schillers „Tell" bestehen können, hat schon A. E. Fröhlich bemerkt

IV.

Für das spätere Schaffen Jeremias Gotthelfs ist die politische Entwicklung in der Schweiz geradezu bestimmend (wenn er natürlich auch seiner innersten Natur nicht untreu wird und seine besten Gaben nie verleugnet), und so müssen wir uns hier etwas eingehender mit ihr befassen. Wir haben gesehen, wie Gotthelf die Regeneration von 1830 fast mit Begeisterung begrüßte („Wir haben ein großes Jahr erlebt") und auch später noch glaubte, daß nach Überwindung der gewöhnlichen politischen Kinderkrankheiten eine erfreuliche Entwicklung einsetzen werde (Brief an Burkhalter vom

3. April 1834); jedoch hatte er auch gleich die entfesselte Begierde weiter Klassen erkannt und daneben die radikale Verbohrtheit, die nicht Halt machen, sich nichts ruhig ausgestalten lassen kann. Je länger, desto mehr begannen seine Befürchtungen seine Hoffnungen zu überwachsen, es spielte sich in der Schweiz eben auch der nämliche Prozeß ab wie anderswo: „Auch in der Schweiz," sagt Oskar Jäger in der Fortsetzung der Schlosserschen Weltgeschichte, „wo kein Fürstenregiment als Sündenbock für alle Klagen und Vorwürfe vorhanden war, ging der längst entbrannte Kampf weiter und trat bald in seiner ganzen prinzipiellen Schärfe als Kampf zwischen Jesuitismus und Radikalismus zutage, obgleich auf der einen Seite auch viele standen, die keine Jesuiten und nicht einmal katholisch, auf der andern viele, die nichts weniger als radikal waren." — Das liberale Regiment im Kanton Bern dauerte bis zum Jahre 1846, wo es durch ein radikales abgelöst wurde, doch traten schon früher radikale Unterströmungen in ihm zutage. Zunächst waren die Gebrüder Hans und Karl Schnell aus Burgdorf, mit denen Bitzius befreundet war, Führer der Liberalen, und die Regierungsleute von 1830 bis 1844, die nach Vetter „fast ein neues Aristokratenregiment bildeten", hießen die Burgdorfer. Bitzius stand ihnen nicht unfreundlich, aber doch sehr kritisch gegenüber, und gegen manche Maßregeln der Regierung, wie gegen das Wirtshauspatentsystem, ging er sehr energisch vor. Die Briefwechsel mit Burkhalter, Reithard und später Fröhlich genügen einigermaßen, uns über seine politische Entwicklung Klarheit zu verschaffen. Am 14. Dezember 1837 klagt er zu Burkhalter: „Auch mit unserer politischen Entwicklung geht es wenigstens nicht vorwärts. Es ist, als ob ein Reif darüber gegangen wäre, als ob auf einmal die Säfte in allen Gängen und Adern stockten. Jeder Bengel meint, er sei ein geborener Regent, und keinen hält man zu schlecht, um ihm eine Stelle anzuvertrauen. Unser großer Rat ist bald das Gerümpelgemach des Kantons. Diese ziehen den Staatswagen so in den Kot hinein, daß man darin erstickt oder froh wird, wenn man nur sitzen bleibt und nichts Ärgeres geschieht. Die Leute nehmen zu gleicher Zeit eine Anmaßung an, daß einem übel würde, wenn man nicht lachen müßte. Gegen manche sind die alten Landvögte wirklich nur zarte, liebe Leutchen gewesen." So wird denn der „Dursli", wie wir gesehen haben, schon ein stark politisches Buch, enthält auch bereits persönliche

Anspielungen, so daß sich Bitzius' Vetter, der Landrichter Karl Bitzius bewogen findet, ihn vor der Politik zu warnen (Brief vom 10. Dezember 1838): „Um Gottes willen, bleibe bei diesen rein humanen Zwecken, daß reich und arm, Patrizier und Demagogen, Christ und Heide mit gleicher Erbauung Dir zuhören! Von allem Fremdartigen, um's Himmels willen, laß ab! — Was gewinnst Du durch giftige (sit venia verbo) Hiebe auf jetzige und gewesene Regenten, auf Rechtsamelose usw., als daß so viele Leute Deinen Ermahnungen unzugänglich werden, ja in Zukunft Dich gar nicht mehr hören wollen? Und was verlöre Dein Werk, wenn solche Hiebe darin fehlten? .... Denke darüber auch nach in Beziehung auf Deine Person und Familie .... Du hast die Wahl: Du kannst allgemeine Zuneigung erwerben oder vielfachen Haß. Ich rede nicht davon, daß man um die Liebe buhlen, dem Haß feige entkriechen solle. Aber ohne Not, ohne Pflichtgebot sich allmählich ein Heer von Feinden auf den Hals zu laden, Feinde in der Regierung, Feinde unter den Armen, Feinde in der Vaterstadt, — das hieße sein eigenes Glück und die Zukunft seiner Familie vielleicht ebenso mutwillig untergraben, als Dursli es tat, obgleich dieser den Kropf füllte, während Du ihn leerst. — Am schädlichsten für Deinen Zweck scheint mir vor allem jedes Eingehen in die Politik, jede unnötige Berührung derselben zu einer Zeit, wo fast jeder eine vorgefaßte Ansicht darüber hat und die meisten nur mit Leidenschaft über dieselbe reden und zuhören. Von einer gründlichen Erörterung politischer Fragen kann bei Deinem Zwecke ohnedies nicht die Rede sein, nur von einer um so pikanteren Berührung im Vorübergehen; da werden denn bald die, bald jene mitgenommen, bald diese, bald jene erfreuet und zuweilen mindestens ebensoviele erbost. Da gibt's taube Ohren für alles übrige, was in Deinem Buche steht; d. h. für Deinen Hauptzweck; es gibt Abneigung — zuletzt bei allen Parteien — gegen den Verfasser, um so mehr, als die aufreizenden Stellen eben bei den Haaren herbeigezogen erscheinen, um zu reizen, jedenfalls aber zum Geist, zum wahrhaft humanen Geist des Ganzen nicht passen und leicht vermieden werden konnten." Wer zweifelt, daß Karl Bitzius vernünftig redete? Aber bei der leidenschaftlichen Natur seines Vetters, aus der denn doch zuletzt sein ganzes Lebenswerk hervorwächst, war es natürlich in den Wind geredet, wenn Jeremias Gotthelf auch zunächst noch Maß hält und sich mehr in

Briefen als in seinen Werken herauswagt. Schon 1839 eifert er in einem Brief an Burkhalter über die Juristen („Mit den Gesetzen bin ich nicht nur Ihrer Meinung, daß sie ein notwendiges Übel seien, sondern ich behaupte, sie sind wirklich ein Übel. Die ver— Advokaten, Juristen und sonstiges Pack meinten, mit Gesetzen sei es gemacht, machten Gesetze, daß wir die Schwernot kriegen möchten und der Teufel Bauchweh, um den Geist aber bekümmerte man sich nicht. Unter dem Deckel der Gesetze erstund ein Mistloch, in dem die ganze Menschheit ersticken, vertrinken, verworgen würde, wenn man nicht bald den Deckel etwas lüftet, und mit dem D... ausfährt"), 1840 spricht er zu eben demselben, der Großrat geworden ist, von großrätlicher Zwingherrschaft, 1842 rückte er dem „Zeitgeist" auf den Leib („Was Teufels benggelt [wirft] man da mit Worten Zeitgeist usw. herum, als ob der Zeitgeist ein Gesetz wäre, und nicht vielmehr ein Gespenst, von dem viel geredet wird, das aber noch niemand gesehen hat"), 1843 tadelt er das Erziehungsdepartement („Es will jetzt die Lehrer ganz dem religiösen Boden entreißen, sie rein zu weltlichen Lehrern machen, und haut damit die Wurzel ab, durch welche der Lehrer am lebendigsten mit dem Volke zusammenhängt, und so mancher junge Lehrer, dem seine geistlichen Funktionen noch so eine Art von Hemmschuh gewesen, wird nun ganz weltlich und schlägt sich zu den halbaufgeklärten Agenten, Spielern usw. Dann war die Vorbereitung zu Kinderlehren und Leichenreden ein heilsam Studium, welches auch der Schule zu gute kam, und dem sich mancher nun ganz entschlagen wird"). Die persönlichen Dinge erfährt man am besten aus dem Briefwechsel mit Reithard. Da heißt es unterm 11. August 1840: „In Burgdorf geht alles im alten, soviel ich weiß; denn ich hatte diesen Sommer wenig Verbindung mit demselben . . . Hans Schnell sah ich wenigstens vier Monate nicht, und Cari (Karl) noch länger. Sein Volksfreund gefällt einigen Leuten, mir scheint er meineidig saftlos, de gustibus non est disputandum." An diesem „Volksfreund" arbeitete Gotthelf mit, schrieb nach Lötscher auch für die „Schweizer Zeitung", die „Eidgenössische Zeitung" und das „Neue schweizerische Unterhaltungsblatt", doch nicht häufig, da er wohl wußte, daß sein Talent für die Zeitungsschreiberei zu schwer sei. Einflußreicher steht er als Kalendermann da. Eine Verschärfung erfährt Bitzius' Abneigung gegen den Liberalismus, als statt der Gebrüder Schnell

Neuhaus an die Spitze der liberalen Partei tritt. Vielleicht rührt die Abneigung gegen diesen Mann aus seiner Wirkung im Erziehungsdepartement her, in dem er als Regierungsrat und Vorsteher gesessen hatte, und mit dem Albert Bitzius ja viel in Berührung gekommen war. Am 3. Dezember 1840 schreibt Bitzius an Reithard: „In unserer Republik geht es flau zu, der Radikalismus verliert auf dem Lande höllisch Boden, indessen blampen [schwanken] ein halb oder ganzes Hundert Großräte darin fort, und so, daß man wirklich sagen muß: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun. — Eine andere Menge beißt sich um Stellen, jagt sich die Fische auf die unverschämteste Weise in die Bähre [Reuse] und sollten es am Ende nur ein oder zwei Fünfunddreißiger [35 Batzen = 5 Franken] sein. Es kommt am Ende dazu, daß der Große Rat erkennt, als Grundsatz sei anzunehmen, daß die Hauptstraßen an den Häusern aller Großräte vorbeigeführt würden, jedoch mit möglichster Sorgfalt für ihre Güter. Gestern waren Wahlen, und Neuhaus wurde wieder Schultheiß, und wir riskieren wieder, daß er den Thiers mit uns spielt, und wenn er nicht mit auswärtigen Noten den Kübel umwirft, er denselben mit inwendigen ausschleckt." In einem Briefe vom 11. Juni 1843 heißt es: „Unser Neuhaus macht immer mehr den König, es muß wirklich der träge Bär [das Wappentier Berns] sein, der sich das gefallen läßt. Aber wenn derselbe einmal erwacht, so ist er ein unerchant [in seiner Wildheit gefährliches] Tier." Reithard seinerseits schreibt im März 1845 aus Hottingen-Zürich über Neuhaus, den er einfach einen Radikalen nennt, daß er die schöne Rolle eines Tartüffe spiele, „indem er durch jedes Mittel einen Tagsatzungsbeschluß zu verzögern und dadurch, unter dem Vorwand milderer Gesinnung, die Kraft der Luzerner Regierung im und durch den eigenen Kanton zu brechen sucht. Ich wohnte gestern, als er sein zweites Votum abgab, der Tagsatzung bei und ergrimmte über die Unverschämtheit und Perfidie, womit er die Gefahr der Zustände, das Recht Luzerns und die Schuld der Bundesputsche leugnete. Natürlich hat er auch hier den Beifall der Hefe für sich und die Unterstützung seinesgleichen." Die Luzerner Angelegenheit, die hier berührt wird, führt uns mitten in die Kämpfe der Zeit hinein. Wir haben hier aber erst noch einiges über die Entstehung des eigentlichen Radikalismus im Kanton Bern nachzutragen.

Seine Begründer sind die aus Deutschland in die Schweiz eingewanderten Brüder Wilhelm und Ludwig Snell, von denen der erste Professor des Rechts in Bern wurde. Wenn Bitzius im „Dursli" von einem ausgejagten deutschen Zeitungsredakteur redet, so meint er nach Vetter vielleicht L. Snell, und jedenfalls versteht er im „Uli" unter dem versoffenen Professor Wilhelm Snell, „der sein die Jugend begeisterndes ‚Naturrecht' zum Teil in der Kneipe soll vorgetragen haben". Die deutschen Flüchtlinge spielten ja damals eine große Rolle in der Schweiz, und es wird sich nicht leugnen lassen, daß auch manche bedenkliche Elemente unter ihnen waren. „Es wird je länger, je sichtbarer", schreibt Bitzius 1840 an Reithard, „wie häßlich das fremde Ghüder (Kehricht) ist und wie wüst es läßt, wenn es sich unserem Leibe ansetzt, und es gutet nicht, bis eine allgemeine äußerliche Abwaschung und eine innerliche Blutsreinigung stattfindet. Wir haben hinreichende Kraft, zulängliche Weisheit in unserem eigenen Volke; wir brauchen sie weder einzuführen aus dem Schwabenland noch aus Darm- oder anderen Städten. Und was wir allfällig nötig haben, können wir einführen zum Gebrauch, aber nicht zum Regiment." Wie der Liberalismus ohne scharfe Scheidung in den Radikalismus überging, so liefen in diesem neben rein demokratischen kommunistische und sozialistische Bestrebungen einher, und die freie Schweiz war ein Haupttummelplatz aller möglichen Revolutionäre und Phantasten, hatte doch auch das sogenannte „Junge Europa" dort seinen Sitz. „Neben dem Jungen Italien", so lesen wir in einer allgemein verbreiteten Darstellung, „entfaltete das Junge Deutschland (nicht mit dem literarischen zu verwechseln) in den dreißiger Jahren dort eine große agitatorische Tätigkeit. Deutsche Flüchtlinge und Handwerkervereine gehörten ihm an. Es zerfiel in besondere Klubs von mindestens fünf Personen. Die Verbindung hatte ihre eigene Gerichtsbarkeit über alle strafbaren Handlungen der Mitglieder, jeder Verrat sollte mit dem Tode bestraft werden, und jedes vom Ausschuß ernannte Mitglied war zur Vollziehung des Urteils verpflichtet. Die Ermordung des Spions Ludwig Lessing am 4. Nov. 1835 in der Nähe von Zürich erregte großes Aufsehen und erweckte stärkere Befürchtungen auf seiten der deutschen Regierungen. Als nun gar eine Versammlung deutscher Handwerker und Flüchtlinge im Steinhölzli, einem zehn Minuten von Bern gelegenen Wäldchen, die deutschen Farben aufpflanzte und die Farben

der deutschen Dynastien zerriß und mit Füßen trat, wozu noch Gerüchte von einem beabsichtigten bewaffneten Einfall in Deutschland kamen, erfolgten zahlreiche Ausweisungen aus der Schweiz. Zwar zerfiel damit der Verein, aber seine Bestrebungen wurden 1845 von Lyon wieder aufgenommen und machten sich in der Gründung weiterer republikanischer Vereine in der Schweiz und in der Organisation von Aufständen in Baden geltend.“ Im Anfang der vierziger Jahre lebte auch der bekannte kommunistische Schneidergeselle Wilhelm Weitling in der Schweiz und betrieb in Zürich, Lausanne und Neuenburg eine freilich auf kleine Kreise beschränkte Agitation. Vor allem natürlich hatten sich die konservativen Kreise der Schweiz gegen den Einfluß des Radikalismus auf die innere und äußere Politik ihrer Heimat zu wehren, und es ist nicht zu leugnen, daß er namentlich nach 1840 im Steigen begriffen war. Schon in den dreißiger Jahren hatte das Verhältnis des Staats zur katholischen Kirche in der Schweiz mancherlei Veranlassung zu Mißhelligkeiten, zu Bünden und Gegenbünden gegeben; eine neue Bewegung setzte ein, als der Kanton Aargau im Januar 1841 seine Klöster aufhob. Im Mai desselben Jahres siegten die Ultramontanen unter Leu und S. Müller in dem bis dahin liberalen Kanton Luzern, und nun beantragte die ultramontane Partei bei der Tagsatzung im August die Wiederherstellung der Aargauer Klöster. Aargau erbot sich, die vier Frauenklöster wieder herzustellen, und damit erklärte sich die Tagsatzung zufrieden, die katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg waren es aber nicht und traten zu einem Bündnis zusammen. Bald darauf erfolgte die Berufung der Jesuiten nach Luzern, deren Tätigkeit uns auch Gotthelf in einem längeren Aufsatze für seinen Volkskalender geschildert hat, ein Antrag Aaraus, die Jesuiten auszuweisen, wurde abgelehnt, und jetzt erhoben sich die Luzerner Radikalen und machten einen Putsch, der aber kläglich scheiterte. Dadurch ungewarnt, veranstalteten die Radikalen einen Freischarenzug unter Steiger und dem Berner Ulrich Ochsenbein gegen Luzern — und erlitten eine große Niederlage. Im Dezember 1845 bildeten dann die genannten katholischen Kantone und noch Wallis, wo auch die Liberalen niedergeworfen worden waren, den förmlichen Sonderbund, der militärischen Widerstand gegen unbefugte Bundesbeschlüsse beschloß. Zürich beantragte, den Sonderbund für ungesetzlich zu erklären, und sein Antrag erlangte im Juli 1847 die

Mehrheit durch St. Gallen und Genf. So war der Krieg unvermeidlich, der General Dufour brach in den Kanton Luzern ein, siegte und besetzte am 23. Nov. 1847 die Stadt. Den besiegten Kantonen wurden Verfassungs- und Regierungsänderungen und natürlich die Kriegskosten auferlegt. „Grausam genug", bemerkt Oskar Jäger, „war die radikale Reaktion, wie immer bei so kleinen Gemeinwesen, wo der Krieg und Parteihader nicht nur den Prinzipien, sondern auch den Personen gilt: mit Einkerkerungen und Konfiskationen wurden die Anhänger des zersprengten Bundes heimgesucht, Klöster aufgehoben und ihr Besitz versteigert." Das ist der geschichtliche Hintergrund, auf dem man die späteren Werke Jeremias Gotthelfs sehen muß. Ein Urteil über das Vorgehen der Radikalen abzugeben ist hier nicht am Platze, nur das soll doch bemerkt werden, daß die Liberalen in den dreißiger Jahren selbst Sonderbünde zum Schutz ihrer Verfassungen geschlossen hatten, und daß die Freischarenzüge jedenfalls ungesetzlich waren. Trotzdem wurden sie von den liberalen Regierungen, auch von der Berner, begünstigt, die gegen sie beabsichtigten Maßregeln von Regierungsräten hintertrieben. Noch vor dem Sonderbundkrieg, 1846, war es übrigens den Radikalen in Bern gelungen, eine Revision des Grundgesetzes zu bewirken: „Die neue, 31. Juli 1846 angenommene Verfassung beseitigte das indirekte Wahlsystem, setzte die Mitglieder der Regierung von 17 auf 9 herab, gab dem Volke das Recht, den Großen Rat abzuberufen, führte Geschworenengerichte ein und sah den Loskauf der Zehnten und Bodenzinsen vor. In die neue Regierung gelangten die Führer der Radikalen, der Freischarenführer Ochsenbein und Stämpfli, W. Snells Schwiegersohn." So begann denn in Bern eine förmliche radikale Ära, das sogenannte Freischarenregiment.

Albert Bitzius hätte nicht der Mann sein müssen, der er war, um allem diesem stillschweigend zuzusehen. Er wußte ganz genau, was die Jesuiten waren, fand sie nach persönlicher Kenntnisnahme ihrer Luzerner Mission viel gewaltiger und gefährlicher, als er gedacht hatte, sah aber in der bisherigen Kampfweise gegen sie nichts als „radikale Liederlichkeit". „Die ganze Eidgenossenschaft mache es sich zur heiligen Pflicht", riet er, „das religiöse Bewußtsein zu ehren und zu pflegen, wie es sich in der reformierten und katholischen Kirche ausspricht, und hüte sich vor der infamen, perfiden Intoleranz, welche unter dem Scheine von Glaubensfreiheit um

politischer oder kirchlicher Zwecke willen die Kirchen des Landes untergräbt, höhnt, ängstigt. Dann werden die Jesuiten überflüssig, ohnmächtig, werden wieder zerstieben, wie die Kosaken es tun, wenn sie auf einen Feind treffen, der standhält und übermächtig ist." Er hatte es am eignen Leibe erfahren, wie tolerant entschieden liberale und radikale Regierungen den „Pfaffen" gegenüber zu sein pflegen, sein Wirken als Schulkommissär war fast ein fortwährender Kampf. Unter dem 10. April 1842 schreibt er an Reithard: „Ferner hatte ich drei Kriege gegen drei Beamtete, welche alle vom Regierungsrat kamen. Im ersten kriegte ich einen tüchtigen Wischer pro forma, in re gab man mir recht, aber ich sollte es nicht wissen; im zweiten kriegte ich keinen Wischer, vernahm aber den Verlauf der Sache nicht; der dritte schwebt noch, in welchem ich einen höheren Beamteten mit seinem eigenen Schreiben der Lüge und des Ungehorsams gegen den Regierungsrat überwiesen habe. Sie sehen, ich hatte Werg an der Kunkel, wenn es so fort geht, so gibt es ein kriegerisches Jahr. Wollte aber lieber nicht, werden ohnehin in Bern denken, ich hätte den Teufel im Leibe und sei im Solde der Jesuiten, vielleicht gar vom Papst direkt bestochen. In diesen Verdacht zu kommen braucht es nicht viel, nicht mehr, als daß man nicht zu allem ‚Ja' sagt; und wenn man nicht schreibt und schreit, Neuhaus sei der edelste Eidgenosse, ein Köbi aus dem ff, so zuckt man die Achsel und seufzt, es sei doch schade um den, aber der habe wüst umgesattelt. Während man so am politischen Fieber wohl lebt und sich die Presse sichert oder sie schreckt, läßt man es im Arbeiten schlitten und eine schauderhafte Administration überhandnehmen." Daß sich Albert Bitzius um das Schul- und Armenwesen große Verdienste erworben, bedachte selbstverständlich niemand, aber das focht ihn auch weiter nicht an, er spielte nicht den Gekränkten, sondern diente der Sache. „Im Verkehr mit den eckigen und groben Bauern war er selber scharf geworden, oder er hatte nach seinem eigenen Ausdruck den Maßstab für das Anständige und Unanständige verloren, und es galt ihm als Herzensbedürfnis, lieber wahr als höflich zu sein", schreibt Tobler in der Schrift „Jeremias Gotthelf und die Schule" (Bern 1906). Nun, wirkliche Unanständigkeiten wird man ihm schwerlich nachweisen können, aber allerdings schreibt er oft sehr scharf gegen seine Vorgesetzten. Doch war es auch nötig, wie die von Tobler beigebrachten Beispiele deutlich zeigen. „Als die Schul-

kommission von Lützelflüh im Jahre 1842 sich wegen Nichtabnahme eines Lehrerexamens vom Departement den Vorwurf zuzog, sie übe Gewissenhaftigkeit am unrechten Orte aus, hatte die Kommission in ihrer Antwort vom 12. Oktober die Wendung gebraucht: dieser Vorwurf komme ihr ebenso sonderbar vor als Hochdenselben unser Verfahren. Die Schulkommission möchte für die Zukunft angefragt haben, wo denn auch der rechte Ort sei für gewissenhafte Handhabung der Gesetze?" Dieser Freimut trug ihr nun einen Verweis von oben ein, den sie mit der Androhung ihrer Demission beantwortete. Bitzius nahm seine Kommission, die für ihre Treue mit Ironie belohnt worden sei, mit Wärme in Schutz; ihr Rücktritt würde das Schulwesen der Gemeinde für Jahre hinaus zerrütten. „Hochgeachtete Herren! Das Volk muß halt reden, wie es kann, und will man diese Sprache nicht, ja, hochgeachtete Herren, auf welche Weise muß sich dann das Volk verständlich machen?" Als man im gleichen Jahre für einen Lehrer, der sich sittlich schwer vergangen hatte, mit Milderungsgründen eintrat, konnte er sich nicht enthalten, dem Departement zu schreiben: „Dies gehört zum Zeitgeist, d. h. zur Sucht der Juristen, aus Schuldigen Unschuldige zu machen. Die Schulkommission ist machtlos, sie muß schweigen, sie kann jammern. Hochgeachtete Herren, es bleibt unteren Behörden mehr und mehr dieses allein übrig." [In einer ähnlichen Angelegenheit schrieb Bitzius kurz vorher an das Erziehungsdepartement: „Ich will aufrichtig bekennen, daß, wenn ein Lehrer also an meinen Kindern täte, ich mich, trotzdem daß ich Pfarrer bin, kaum enthalten könnte, denselben halbtotzuschlagen."] Ebenso entschieden trat er im nächsten Jahre für die Schulkommission von Ruegsau ein, als sie gegen einen lässigen Gerichtspräsidenten Klage führte: „Aber, hochgeachtete Herren, wenn eine untere Behörde gegen eine obere etwas einwendet, so tut sie es entweder am unrechten Orte oder zu unrechter Zeit, oder die Oberbehörde hat so prächtige Gründe, daß die untere Behörde weit hinten abnehmen muß", meinte er mit scharfer Ironie. Und noch schärfer fährt er fort: „Hochgeachtete Herren! Es scheint in der Republik Bern viel gefährlicher zu klagen als zu stehlen. Da ich aber, solange mein Amt dauert, mein Gewissen nicht verletzen will, so glaube ich die Einsendung an Sie machen zu müssen." Im ferneren beruft er sich darauf, daß er schon oft gegen Unordnungen von oben aufgetreten sei, weil er die Gewohnheit habe, frank seine

Meinung zu sagen. „Denn an Offenheit ist noch keine Republik zuschanden gegangen.“ Im gleichen Jahr beklagt er sich über ein Urteil des Gerichtspräsidenten. Ein Vater war der Kommission ungebührlich begegnet, hatte gebrüllt, und hatte ihnen die Faust unter die Nase gehalten und sie alle „Kerlisse“ genannt. Er wurde mit zwei Franken bestraft. So schlägt der Richter jahrelange Mühe tot! „Hochgeachtete Herren! Da glaube ich es erlaubt, zornig zu werden; wehmütig wird man hinterdrein, wenn von Leuten aus dem Volk, die immer das Volk im Munde haben, jeder Anstrengung zur Bildung dieses Volkes die Spitze abgebrochen wird. Aber je dümmer es bleibt, eine desto sicherere Beute ist es, nicht der Pfaffen, sondern der Agenten.“ Allerdings unterläßt er es nicht, für den im Schreiben sichtbar werdenden Widerschein des Zornes um Verzeihung zu bitten für Vergangenheit und — Zukunft! Aber noch weiter wagte sich Bitzius im November 1843, als er gegen die Regierung den Vorwurf erhob, das Gesetz verletzt zu haben. Die Gemeinde Heimiswyl hatte gegen das Gesetz das Recht erhalten, daß die Unterweisungskinder (Konfirmanden) die Schule nicht mehr besuchen dürfen. Woher hat nun die Regierung sich das Recht genommen, eine solche Verfügung zu erlassen? Das Gesetz gab der Große Rat, und daran hat sich die Regierung zu halten. „Es liegt im Kreise meiner Pflicht, in geziemender Form alles aufzudecken oder zu rügen, was der Durchführung des Gesetzes, dem Gedeihen der Volksschule im Wege steht.“ Soweit Tobler. Liebkind der Regierung wurde Bitzius auf diese Weise natürlich nicht. Zweimal zum Dekan erwählt, wurde er beide Male von der Regierung nicht bestätigt, ja man drohte ihm, wie in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ von 1844 von Reithard berichtet wurde und wie dieser später in einem Brief an Frau Bitzius bestätigte, sogar mit der Absetzung („Die herrschende Gewalt zu Bern, erbittert über die scharfe und bündige Opposition, die ihr durch Pfarrer Bitzius im ‚Volksfreund‘ gemacht wird, hat diesem geistreichen Volksschriftsteller wegen Amtsvernachlässigung mit Absetzung gedroht“). Als die Amtsdauer seines Schulkommissariats am 1. Januar 1845 ablief, da erhielt er durch das folgende Reskript vom 13. Januar seinen schlichten Abschied als Schulkommissar: „Das Erziehungsdepartement der Republik Bern an Herrn Bitzius, Pfarrer in Lützelflüh. Das Schulkommissariat, durch Ablauf der dreijährigen Amtsdauer auf

1. Januar 1845 erledigt, wird unter Verdankung von B.s Bemühungen dem Herrn Kandidaten Karl Jäggi, Pfarrvikar in Oberburg übertragen und B. ersucht, diesem das Archiv des Schulkommissariats sofort zuzustellen." Damaliger Leiter des Erziehungsdepartements war der Regierungsrat Schneider. Bitzius seinerseits dankte folgendermaßen: „Hochgeehrte Herren! Sie erlauben mir in ehrerbietiger Rückantwort Ihres Schreibens vom 13. dieses, meine Entlassung als Schulkommissär enthaltend, Ihnen ebenfalls meinen Dank abzustatten. Vorerst danke ich Ihnen, daß Sie mir dadurch, daß Sie mich fast 10 Jahre mit der Führung des Schulkommissariats Lützelflüh beehrt, Gelegenheit verschafft haben, meine Kräfte zur Hebung des Schulwesens in dieser Gegend, wo es sehr vernachlässigt war, zu verwenden. In zehn Jahren wurden zehn neue Schulhäuser gebaut, der Schulfleiß um die Hälfte gehoben, die einem 40jährigen Prozesse unterworfenen Verhältnisse von Oberburg bereinigt, und soviel mir bekannt, war ich durch Berichte nie die Veranlassung zu Maßnahmen, welche der Behörde Verlegenheit bereitet und zurückgenommen werden mußten. — Ich danke Ihnen, daß Sie mir durch zehnjährige Führung dieses Amtes Gelegenheit gegeben haben, die Entwickelung unseres Schulwesens genau kennen zu lernen und durch eigene Anschauung mit dessen Mängeln und Vorzügen in weiterm Kreise gründlich bekannt zu werden. — Jetzt, da das Schwerste vollbracht ist, danke ich Ihnen für meine Entlassung. Dieselbe gibt mir eine Zeit zurück, von deren Anwendung ich Freude und Segen erwarte und (die) mir ein Wirken gewähren wird, das nicht ohne Frucht bleiben und hoffentlich manch Treiben dieser Zeit überdauern soll." In der Tat wendete Bitzius die so erhaltene freie Zeit so an, daß die Frucht nicht ausblieb, und sein Wirken hat allerdings manch Treiben der Zeit überdauert. „Es dürfte nicht schwer halten, die Frage zu entscheiden, wer würdiger dasteht, der Pfarrer von Lützelflüh, der keine doppelte Buchführung des Gewissens kannte, oder der allmächtige Neuhaus, der keinen Widerspruch zu ertragen imstande war," sagt Tobler.

Dann kam der Sieg des Radikalismus im Jahre 1846 und fegte auch den allmächtigen Neuhaus hinweg. Briefe an Burkhalter, Reithard und Fröhlich aus dieser Zeit lassen uns in bezug auf Bitzius' politische Stimmungen ziemlich klar sehen. Auch der wackere Burkhalter hatte Bitzius vor der Politik gewarnt („Daß Sie

es gut mit dem Berner Volk meinen, daran habe ich nie einen Augenblick gezweifelt. — Ob Sie aber immer die geeignetsten Mittel wählen, um dem Volk Ihre gute Meinung einzutrichtern, das ist eine andere Frage. Daß Sie sich auf den Tummelplatz der Politik wagten, das fand ich nie Ihrer Stellung und Ihrem geistigen Charakter angemessen. Ob ich mich geirrt habe, darüber wird die öffentliche Meinung entscheiden", Brief vom 11. Dezember 1844), aber natürlich mit seiner Meinung ebensowenig Erfolg gehabt wie andere. Bitzius nahm die Warnung jedoch auch nicht übel, und gerade an Burkhalter ist ein großer politischer Brief vom Weihnachtsabend 1846 gerichtet, der die Hoffnungen und Befürchtungen des konservativen Mannes zusammenfaßt. Leider ist er zu lang, um hier ganz abgedruckt zu werden. „Ich sehe unsere Zustände schon lange für äußerst gefährlich an, wie Sie wissen und ich dessen nie ein Hehl gehabt habe, auch wenn es mir übel genommen wurde," heißt es u. a. „Ich habe aber mehr Kummer für die äußeren Zustände als für die inneren. Ich glaube, die letzteren werden besser werden, an den erstern wird die schwere Hand des Unglücks rütteln. Ich gebe gern zu, in den untern Klassen regt sich der Unglaube und die in Theorien gekleidete tierische Begierde (Wolf im Schafpelz) reißt an der Kette; aber in den höhern Regionen wehen wieder ganz gläubige Ansichten und Richtungen, und Ihr wißt, das Wetter kommt immer von oben." Das war eine Prophezeiung auf den Sonderbundskrieg einerseits und auf die sogenannte Reaktionsperiode in den Fünfziger Jahren, die ein Erwachen der Frömmigkeit nicht, wie wir hier sehen, im Gefolge hatte, aber es allgemein hervortreten ließ — „es wird ein Geschrei nach Religion geben, wie an einer Feuersbrunst nach Wasser", bemerkt Bitzius noch. Des Weiteren spricht er sich über Glauben und Unglauben aus und meint dann: „Wir leben also in einer durchaus falschen Richtung, und selbst die Besten sind mehr oder weniger darin befangen oder schütteln schweigend die Köpfe und meinen, das müsse halt jetzt so sein und da sei nichts zu machen. Wohl, da ist eben noch zu machen. Wer laut redet und fest, dem hören wenigstens ein Dutzend zu. Das würde schon manch Dutzend machen, wenn jeder sein Maul brauchte, dem Gott eins dazu gegeben hat. Und gerade jetzt wäre die Zeit vielleicht nicht ganz ungünstig; denn mancher hat Augen gekriegt, welcher vor einem Jahre noch keine hatte, und gar mancher hat

einen Ekel gekriegt ob der Zurichterei und Pädagogerei, welcher vor einem Jahre sie für Herrenfressen hielt, zu welchem der Bauer allzulange nicht gekommen." Zum Schluß heißt es: „Ich mag Ihnen leicht schroff scheinen, aber ich wollte lange tolerant sein, bis mir endlich die Überzeugung ward, daß mit einem durchaus unchristlichen materiellen Prinzip ohne Verrat keine Vermittlung stattfinden könne." Wie sich Burkhalter zu dieser Anschauung verhielt, werden wir später, bei der Besprechung der neuern Werke Gotthelfs sehen. — Seinem Freunde Reithard teilte Bitzius unterm 9. März 1845 seine Zustimmung zu dessen Jesuitenpredigt, einem scharfen Spottgedicht, mit und sandte ihm für ein Familienbuch einen kleinen Aufsatz „Merkwürdige Reden, gehört zu Krebsligen zwischen 12 und 1 Uhr in der Heiligen Nacht", in dem sich die einzigen Verse, gereimte Sprüche, Bitzius' befinden. Bald darauf trat eine Spannung zwischen den beiden Männern ein, zum Teil durch Äußerlichkeiten, wie das Liegenbleiben von Manuskripten und Säumen im Briefschreiben, verursacht. Eine Erzählung, „Die Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans, vermittelt durch Professor Zeller", die Anfänge des späteren „Zeitgeist und Bernergeist", die Reithard selbst eingefordert hatte, sah er sich genötigt, zu retournieren: „Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß, wie trefflich auch Ihre Erzählung nach Anlage und Ausführung in der Hauptsache ist, dieselbe unter Ihrem Namen, so wie sie vorliegt, gewiß nicht gedruckt werden dürfte, wenn nicht Ihre Stellung im Kanton Bern dadurch im höchsten Grade gefährdet werden soll." Reithard mochte wohl recht haben, es ging wohl nicht an, beispielsweise den Professor Zeller, der 1847 an die theologische Fakultät in Bern berufen, aber, wie David Friedrich Strauß im Jahre 1839 zu Zürich, durch die drohende Volksstimmung entfernt worden war, direkt aufzuführen. Aber Bitzius hatte von jetzt an gegen Reithard ein bestimmtes Mißtrauen, das noch durch einen „Alpenrosen"-Handel, über den ihm Fröhlich berichtete, verstärkt wurde, zum Teil aber vielleicht auch darin wurzelte, daß in Reithard der Belletrist und Literat immer stärker hervortrat. Aus den letzten Briefen an und von Reithard mögen noch die folgenden Bemerkungen hervorgehoben werden: „Bei uns sieht es böse aus; eine bubenhaftere Wirschaft ist kaum möglich, wird auch kaum erlebt worden sein," schreibt Bitzius unterm 14. März 1847; Reithard warnt in einem Brief vom 20. April desselben Jahres vor einem Putsch: „Die Putschkonsequenzen sind unüber-

sehbar. Exempla sunt odiosa. Dagegen aber auch nicht die Hände in den Schoß legen und nicht vergessen, daß die sogenannten liberalen Institutionen jeder Partei und jedem Parteiwirken zustatten kommen." Das letzte Wort Bitzius' an Reithard lautet: „Wenn Sie in den Kanton kommen, so wird es mich freuen, Sie zu sehen. Mündlich kann man sich ordentlich wüst sagen, ohne eben böse zu werden, während geschriebene Buchstaben gerne ins Fleisch zu gehen scheinen." So ist der Ausgang des Verhältnisses immer noch versöhnlich, und Reithard hat denn auch nicht verfehlt, Bitzius nach seinem Tode einen schönen Nekrolog zu schreiben.

„Den Platz, welchen Reithard in Gotthelfs Innerem behauptet hatte," schreibt Rudolf Hunziker, „nahm endgültig Abraham Emanuel Fröhlich ein. Das vertrauliche ‚Du', mit dem sie sich anredeten, läßt übrigens darauf schließen, daß ihre Freundschaft ziemlich weit zurückreicht. Fröhlich war eine ähnliche markige und unbeugsame Herrschernatur und von den gleichen entschiedenen Gesinnungen beseelt wie Gotthelf, daneben besaß er ein volles, mit aufrichtiger Hochachtung gepaartes Verständnis für dessen überragende poetische Kraft." Wie den Briefwechsel Bitzius' mit Reithard, hat Hunziker auch den mit Fröhlich („herausgegeben und den Teilnehmern der einundsechzigsten Jahresversammlung der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz überreicht von Rudolf Hunziker, Winterthur, den 11. September 1906") veröffentlicht, und wir sind jetzt imstande, auch dieses Verhältnis klar zu überschauen. Fröhlich ist ja heute nur noch wenig bekannt, höchstens nur durch einige seiner trefflichen Fabeln, aber auch sein Tag wird ja wohl noch wiederkommen, wir werden Leben und Dichtung dieses trefflichen Mannes, der schwer unter der Mißgunst der Zeit und der heimischen Verhältnisse gelitten hat, wohl noch einmal gründlich dargestellt erhalten. Der Briefwechsel zwischen den beiden Männern wirft auch auf die politischen Verhältnisse mancherlei Licht: In dem ersten Briefe Fröhlichs vom alten Jahrabend 1843 ist von den Jesuiten die Rede, in dem zweiten vom 31. Dezember 1844 lobt Fröhlich die Jahreschronik in Bitzius' Kalender („In der Jahreschronik ist mancher Hieb gut bemessen; aber unsere Kulturbestien haben ein dickes Fell"), Gotthelfs erster Brief vom 1. November 1845 enthält die folgende charakteristische Stelle: „Ach Gott, wie arm ist man, wenn man nicht traute Herzen daheim hat, welchen man den Schmerz im Amt

und ums Land ausschütten, fluchen darf vor ihnen über der Menschen Verruchtheit, fragen darf, ob man wahnsinnig sei oder wirklich noch bei Verstand. Es wird mir wirklich manchmal, als möchte ich nichts als ein wacker Roß und einen guten Säbel und möchte reiten und schlagen gegen Teufel und Welt und möchte fließen sehen mein schwarzrot Blut in wackerm Streite." Das ist die Stimmung jedes tapfern Mannes gegenüber einer schlechten Zeit. Zu den heftigsten Anklagen erhebt sich Bitzius in dem Briefe vom 31. Januar 1848: „Die Despotie fängt an zu wachsen aus der Freiheit heraus auf abscheuliche Weise. Mit der Gerechtigkeit wird heillos Schindluder getrieben, und eidgenössische Repräsentanten legen eine Lügenfertigkeit und Schamlosigkeit an Tag, daß es einem ordentlich die Haare zu Berge stellt. Wo soll das am Ende hinaus? Müssen wir wohl in den allgemeinen Tanz hinein, zu welchem man frevle Geiger in allen Ecken ihre Geigen stimmen hört? Ich wollte hundertmal lieber eines Schinders Knecht sein als ein eidgenössischer Tagherr oder gar ein Repräsentant irgendwo. Ihre Namen wird man in 10 Jahren mit Titeln bezeichnen, an denen höchstens noch ein Metzgerhund riechen mag. Doch warum von solchen Dingen reden? Man verbittert sich nur! Indessen ist's fast unmöglich, seine Gedanken davon loszumachen, und was die Gedanken belebt, das fährt ungesinnet und unwillkürlich zu Maul oder Feder aus." Während des jetzt hereinbrechenden Sturmjahrs 1848, das der Schweiz die lange erstrebte liberale Bundesreform mit Garantie republikanisch-demokratischer Kantonalverfassungen, Rechtsgleichheit, Glaubensfreiheit, Preß- und Vereinsfreiheit usw. brachte, verhalten sich die beiden Freunde ruhig: „In meinen Schulen war ich wenigstens froh, vom Höllenlärm des Bürgerkriegs nichts zu hören," schreibt Fröhlich unterm 2. Juli, und Bitzius antwortet am 28. Dezember: „Was sagst Du zum Weltlauf? Am klügsten tut man, wenn man einstweilen gar nichts sagt. Die Sterne stehn gar seltsam, und das Unerwartetste ist das Ordinäre in dieser merkwürdigen Zeit. Ich habe manchen Sonntag über Stellen aus der Offenbarung gepredigt, es gefiel den Leuten." Zwei Jahre später, im Mai 1850, siegten, wie Bitzius vorausgesehen, bei den Wahlen die Konservativen, die radikale Ära war einstweilen zu Ende.

Es wird doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sie im ganzen unheilvoll gewirkt hat, und daß Bitzius in seinem Kampfe gegen

sie recht hatte. Zwar Manuel, der erste Biograph Jeremias Gotthelfs, drückt sich noch sehr vorsichtig aus und trifft mit seiner Verdammung mehr die ausgehende liberale Ära: „In diesen Zeiten war der Kanton Bern bewegter gewesen als andere. Der zweite Freischarenzug, in welchem derselbe eine Hauptrolle spielte, hatte den schon damals politisch nicht unbedeutenden Anführer Ochsenbein trotz des schmählichen Scheiterns der Züge, weit entfernt ihm zu schaden, an die Spitze der Kantonalangelegenheiten, und als Bern Vorort wurde, der eidgenössischen gebracht. Denn im Kanton Bern war durch den Freischarenzug und alles, was vorher und nachher geschah, die innere Fäulnis des Regiments zutage getreten, welches den Kompaß gänzlich verloren hatte und ohne Steuermann war. Materielle, nie erledigte Fragen, wie die Zehntablösungsfrage, kamen ins Spiel. Eine neue Generation, im demokratischen Fahrwasser einer exaltierten Zeit schwimmend, drängte nach oben, wollte mit den Personen, die am Ruder waren, aufräumen und trieb zu einer neuen Verfassung." Fragte sich nur, ob Stämpfli eine Verbesserung gegen Neuhaus war. Das letzte Wort über diese Zeit ist wohl noch nicht geschrieben, aber das geben selbst die liberalen Geschichtsschreiber zu, daß sich die Regierenden seit 1831 manche Blöße gaben und sich in einzelnen Fällen strafwürdiger Vergehen schuldig machten. Eduard Blösch, der freilich wohl auf Gotthelfs Seite steht, nennt die ganze Bewegung der Verfassungsrevision eine großartige Bestechung des Volkes, und der zweifellos liberale Lötscher meint: „Das Freischarenregiment hatte nun die Aufgabe, die durch die neue Verfassung geweckten materiellen Erwartungen und Ansprüche des Volkes zu befriedigen. Es war dieser Aufgabe leider nicht gewachsen wegen der sich furchtbar steigernden Belastung der Staatsfinanzen als Folge der vorzeitig aufgehobenen Feudallasten, die übrigens nur dem Großgrundbesitzer und nicht dem bedürftigen Kleinbauer zugute kam" (was Jeremias Gotthelf schon im „Dursli" vorausgesagt hatte). Die Verschlechterung der Finanzen haben wir schon früher durch Zahlen charakterisiert; wie es mit der Rechtspflege stand, charakterisiert die Tatsache, daß die Zahl der Untersuchungsgefangenen von 1845—1848 von der Zahl 390 auf 600 stieg, auf den Tag berechnet, durchschnittlich von 87 auf 137; unvollzogene Urteile hinterließ das Freischarenregiment nur aus den ersten vier Jahren seiner Tätigkeit, die Zahl von 10687. Über das Bestehen des Agentenunfugs haben

wir das Zeugnis eines politischen Gegners Gotthelfs, Gottfried Kellers: „Der Kanton Bern ist seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advokaten, Rechtsagenten, Schreibern u. dgl. überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor [W. Snell], von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten und dann als halbgebackene Juristen und Sykophanten großen Unfug im bernischen Volke anrichteten.“ Zugegeben wird von den Liberalen auch eine unerhörte Religionsspötterei und Pfaffenhetze der obrigkeitlich bevorzugten Presse. Auf Einzelheiten können wir uns hier nicht einlassen, soviel aber dürfte auch jetzt schon klar sein, daß Gotthelfs heftige Opposition berechtigte Ursache hatte. Mochte ihm Burkhalter immerhin entgegenrufen, daß er es nie gern höre, „wenn man alles in einen Kratten wirft und, was einzelne Individuen verschulden, dem ganzen Stand oder der ganzen Partei zur Last legt“, es muß jedenfalls doch auch Kämpfernaturen geben, die entschieden Stellung nehmen. „Es hat alles seine Zeit, sagt Salomo“, antwortete Bitzius auf Burkhalters Vorstellungen. „Sanftmütig und geduldig sein ist gar schön, aber es gibt Zeiten, wo unter Sanftmut und Geduld sich ein feiner Egoismus zu verstecken scheint, der sich nicht gerne in seiner Behaglichkeit stören läßt. Es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muß, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird. Die heutige Politik geht gerade nicht bloß gegen die Kirche, sondern das Christentum überhaupt, und da soll doch wirklich nicht schweigen, wer nicht, wie Jeremias sagt, ein stummer Hund sein will. Ob man damit etwas nütze, oder ob man einstweilen gesteinigt werde, darf man gar nicht fragen. Wo wären wir, wenn jeder so gefragt hätte? Der offene Kampf ist ausgebrochen, liegt für alle, welche sich nicht verblenden lassen, offen da. Wer nun zu einer Fahne geschworen, soll zu seiner Fahne stehn und streiten je nach seiner Kraft und Berufung. Nach dem Pfunde, welches jeder empfangen, wird er gerichtet. Möglich, daß einer in der Kampfesweise sich irrt, aber nach der Treue wird er gewogen.“ Bitzius war übrigens, wie Manuel mit Recht bemerkt, „kein Politiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes: er machte nicht Agitation für diese oder jene Verfassungsbestimmung, für oder wider bestimmte Gesetze und Einrichtungen. Das ganz Positive und Spezielle, um

welches das Regieren als Geschäft sich dreht, war ihm fremd und gleichgültig. Er schrieb daher nicht für oder wider eine Regierung, noch weniger für oder wider bestimmte Personen. Er faßte die Tagespolitik bloß in ihrem Totaleindruck, in ihrer Gesamtwirkung auf das Volk, auf das Leben des einzelnen, der Familie, auf die Sitten und Zustände ganzer Klassen auf, und je nachdem diese Gesamtwirkung ihm gut oder schlimm erschien, bekämpfte oder unterstützte er die Politik, aus welcher sie entsprang oder ihm von seinem Standpunkt aus zu entspringen schien. Er trat aus dieser von den Bestrebungen der Politiker vom Handwerk ganz verschiedenen Haltung auch da nicht heraus, wo er stark polemisch auftrat. Seine Kriegsführung, um uns so auszudrücken, war eine prinzipielle und keine launische, von subjektiven Sympathien und Antipathien diktierte. Er verkehrte daher stets während der bewegtesten Zeit auf gleich offene und ungezwungene Weise, in amtlicher und privater Stellung mit Personen, deren politische Meinungen er bekämpfte, und die ihm in dieser Beziehung scharf gegenüberstanden. Sein Charakter blieb sich im Leben ganz gleich, und die Bewegungen der Zeit, so tief sie ihn auch berührten, brachten ihn nie aus dem Gleichgewicht. Seine Schriften aber, die sich stets auf die lebendige Gegenwart bezogen, müssen allerdings nach der Zeit, in welcher sie entstanden, beurteilt und aus derselben erklärt werden."

Es sind noch sieben größere Bücher und ein Viertelhundert kleinerer Erzählungen und Schriften, die Gotthelf in den letzten zehn Jahren seines Lebens, seiner politischen Periode, verfaßt hat — er war unglaublich fruchtbar. „Das Schaffen ist mir", schreibt er unterm 29. Dezember 1845 an Fröhlich, „keine schwere Arbeit, es ist mir fast Bedürfnis; es ist nicht bloß das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreien in die Zeit hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen. An schriftstellerische Bedeutsamkeit denke ich nicht, an abgerundete, gewichtige Meisterstücke, gerundet mit kunstreicher Hand, ebensowenig; ich glaube: das solle ich sagen, und darum sage ich es, und wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über. Ich fühle gar wohl, daß dies keine Rechtfertigung ist, aber denn doch, wenn auch nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung. Aber es ist eine gewisse Hast in mir, welche immer glaubt, morgen sei kein Tag mehr, und was die andern nicht täten, das liege allein an mir." An Burkhalter schreibt er fünf Jahre

später: „Man wundert sich, daß ich neben dem Amte soviel schaffe. Die Sache ist einfach. Erstlich habe ich Gott zu danken, daß ich leicht arbeite. Zweitens schiebe ich nichts auf. Bestellt heute die Gemeinde eine Arbeit bei mir, so ist sie morgen fertig. Drittens benutze ich meine Zeit. Stehe früh auf, gehe wenig aus, sondern arbeite. In diesem Fleiß liegt der Segen, daß der Kopf immer zweg ist. Die Gedanken kommen, sobald man sie ruft, und mit großer Leichtigkeit sowohl mündlich als schriftlich flüssig werdend. Vor zwanzig Jahren hatte ich mir dies nicht möglich gedacht." — Das erste der neuen Werke Jeremias Gotthelfs war „Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode", Berlin 1846 bei Julius Springer, wie nun alle größeren Werke des Dichters mit Ausnahme des „Jakob". Über die Zeit seiner Entstehung berichtet uns das Bruchstück eines Briefes Bitzius' an seinen Freund Maurer, das Manuel mitteilt, und das auch die Tendenz des Buches angibt: „Dies Buch zeichnet die traurigste Seite unseres Volkslebens, das Wirtshausleben, hauptsächlich der Wirtsleute, teilweise auch das der Gäste. In solchen Nestern und von solchen Leuten wird die Aufregung in unserem Vaterlande erzeugt und erhalten. Hier entstehen die politischen Ansichten und Richtungen, und zwar durch brotlose Agenten, verspudelte Krämer und aller Grundsätze bare Handlungsreisende. Die Zeitungsmacht ist bereits veraltet. Den meisten der Leute ist es beschwerlich, eine Viertelstunde etwas zu lesen. Auf diese Kloaken einmal einen hellen, grellen Schein zu werfen, drängte es mich längst. Manchmal hilft es, wenn man eine Sache recht beleuchtet, welche man im Halbdunkel oder im Mondschein für recht schön oder wenigstens für anständig gehalten. Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt, um deswillen Du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar so tief in Galle und Bitterkeit getauft scheinen. Das Ding war dazu noch zwischen den zwei Freischarenzügen geschrieben, als eben dieser Wirtshauslärm am größten war." Also die Entstehung des Buches fällt in die Zeit zwischen dem Anfang Dezember 1844 und dem Ende März 1845; hervor trat es noch im Herbst 1845, wie aus einem Briefe Burkhalters vom 26. Dezember 1845 hervorgeht. Dieser Brief zeichnet auch das damalige Verhältnis Bitzius' zu den bernischen Politikern: „Ich erhielt das Buch kurz vorher", schreibt Burkhalter, „ehe ich [als Großrat] nach Bern mußte.

Zufällig hatte ich einige Prozeduren und mußte noch an ein Amtsgericht, so daß ich nicht einmal Zeit hatte, das Buch anzusehen. Ich nahm es daher mit nach Bern, um es dort zu lesen und Ihnen dann zu schreiben. Allein das hatte wieder seine Schwierigkeiten. In dem Gastzimmer beim Bären durfte ich nicht darinnen lesen; denn ich merkte bald, daß der Autor bei den Bärengästen nicht gut angeschrieben sei. In meinem Zimmer war es mir zu kalt. Ich wußte also nichts anderes zu machen, als es nachts im Bette zu lesen." Über das Werk selbst urteilt Burkhalter dann: „Sie sind, wie gewohnt, tief in alle Verhältnisse eingedrungen und haben sie treu geschildert. Allein so kurzweilig wie etliche frühere ist es nicht. Das ist aber sehr natürlich; denn der Stoff, der da behandelt wird, hat überhaupt nicht viel Anziehendes. Nur finde ich, was ich schon bei früheren bemerkt habe, es seien zuweilen Kleinigkeiten zu weit ausgesponnen und die moralischen Betrachtungen und Reflexionen seien zuweilen zu lang. Ältere Leute mögen der Sache erwarten; aber den jüngeren wird es gewöhnlich zu lang. Sie überspringen solches, und damit haben Sie doch dann den bezweckten Nutzen nicht. Die Wirtschaft auf der Gnepfi haben Sie so trefflich geschildert, daß ich nicht umhin konnte, zuweilen Vergleichungen anzustellen." Fröhlich schrieb Gotthelf sein Urteil unterm 31. Dezember 1845: „Deinen Geltstag habe ich gelesen, das Gemälde ist wahr und treu, leider nur allzuwahr; sie und er sind Dir wohlgeraten, zwei fahrige Naturen; vieles Beiwerk ist wieder sehr gut erfunden, die Kinder, die Vorgesetzten, die Steigerung, die Spiegelgeschichte, die zwei Alten u. a. — das lebt!" Im allgemeinen können wir uns diesen Urteilen anschließen, so etwa, daß wir Burkhalter die richtigere Empfindung zugestehen, ohne damit Fröhlichs Lob einschränken zu wollen. Die Erzählung beginnt mit dem Begräbnis Steffens, des Wirtes auf der Gnepfi, dann wird uns in weiteren neun Kapiteln die Geschichte dieses Wirtes Steffen, der der Sohn eines bernischen Politikers ist, und seines Weibes Eisi, einer Bauerntochter, erzählt. Diese Erzählung wird nicht eigentliche Darstellung, sie bleibt im ganzen Referat, außerordentlich klares, überzeugendes Referat: wir überschauen die psychologische Gesamtentwicklung der beiden Menschen, die beide in der Tat fahrig sind, von denen aber der Mann eine gewisse Gutmütigkeit bewahrt, während die Frau ein gut Teil bäurischer Härte und bäurischen Hochmutes verrät; wir erkennen

ganz deutlich, wie es zum inneren und äußeren Zusammenbruch kommen mußte. Der innere tritt zuerst ein, jedes der Eheleute wünscht dem andern den Tod; Eisi, die stärkere Natur, siegt, aber mit dem Tode des Mannes tritt der äußere Ruin an sie heran. Nun wird die Erzählung mehr Darstellung, wir erhalten genaue Schilderungen der Versuche, den Geltstag zu vermeiden, dann dieses Geltstages selber, nach dem das Buch mit Recht heißt. In gewisser Hinsicht haben wir hier wieder Naturalismus, was schon aus der folgenden Charakteristik Manuels hervorgeht: „Was hingegen dem Buche, namentlich für den Berner selbst, Interesse verleiht, ist die bis ins kleinste Detail gehende Kenntnis des ländlichen Geschäftslebens, welches im Kleinen seine große Bedeutung hat. Diese Steigerungen, Inventarisationen, Gemeinderatssitzungen usw. sind meisterhaft, wenn auch sehr breit. Die kleinsten Kniffe und Praktiken, wie sie etwa unter dem verhandelnden Personal bei solchen Operationen gang und gäbe sind, werden ans Tageslicht gezogen. Namentlich ist die ganze lange Verhandlung der Versteigerung ein vortreffliches Lebensbild, so gemein und burlesk auch alles zugeht." Die letzteren Ausdrücke brauchen wir heute für dergleichen Darstellungen nicht mehr. Naturalistisch ist in diesem Buche auch bisweilen die Rede, namentlich die Erzählung Trinis, einer Freundin Eisis, kann mit ihren Wiederholungen als musterhaft der Wirklichkeit abgelauscht gelten. Immerhin ist Bitzius auch hier Dichter: manche Episoden, die sich an verkaufte Gegenstände anschließen, illustrieren nun noch nachträglich das Verhältnis des Wirtsehepaars ganz dichterisch, die Geschichte mit dem Spiegel, auf die auch Fröhlich hinweist, ist von hochpoetischer Erfindung, und der Kampf der beiden Nebenbuhlerinnen, Eisis und einer benachbarten Wirtin, wirkt doch in manchen Momenten echt humoristisch. Endlich erhält das trübe und häßliche Lebensbild noch einen menschlich ergreifenden Ausgang: ein Pate eines der Kinder Steffens nimmt sich der ganzen Kinderschar und auch der Mutter an. Diese zwar hält im geregelten Leben nicht aus, sondern geht leichtsinnig eine neue Ehe ein, die zum Teil verwahrlosten Kinder können auch nicht zusammenbleiben, doch schließen sich wenigstens die zwei jüngsten Kinder dem trefflichen Patenehepaar mit dem Herzen an. Von diesen spielt das kleine fünfjährige Mädchen im ganzen Buche eine hervorragendere Rolle, indem es fortwährend die Mutter antreibt, für das Seelen=

heil des Vaters zu beten. Ich weiß nicht, ob Gotthelf hier nicht ein wenig zu weit gegangen. — Was die Breite der Reflexionen anlangt, so hat Burkhalter recht, doch sind sie an und für sich gehaltvoll. Ich mache besonders auf die Ausführungen über die „Halbschöppler", die den Zeitgeist machen, und über die Bildung im fünften Kapitel, über die sogenannte Mündigkeit des Volkes und die Demoralisation der regierenden Kreise im siebenten, über den modernen Industrialismus und damit in Verbindung über Kommunismus und Radikalismus im achten, über Erziehung im neunten, über konservativen und Freiheitssinn im sechzehnten, über die Hausgeister im siebenundzwanzigsten Kapitel aufmerksam. Direkte politische Anspielungen fehlen nicht, und manches ist scharf und grob, aber im ganzen der ernste und hohe Sinn des Verfassers doch nirgends zu verkennen. Bei der idealen Gestalt des Paten („Der Götti war ein schlichter Bauersmann, aber er las viel und dachte tief") hat Bitzius vielleicht an Burkhalter gedacht. Sehr schön ist die Schlußszene, das Stimmungsbild eines milden Herbstabends, an dem Götti, Gotte und die zwei kleinsten Kinder vor dem Hause sitzen — auch in Gotthelfs schwächeren Büchern, und zu denen gehört der „Geltstag" wohl, kommen die reinen Stimmungen immer wieder auf.

Dem „Geltstag" folgten sehr rasch „Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz", die ein rein-politisches Tendenzwerk, geradezu gegen den Kommunismus gerichtet sind, und zwar insbesondere gegen den Kommunismus der deutschen Handwerksgesellen in der Schweiz. Daß die Erscheinung des Kommunismus oder Sozialismus, welche beiden Begriffe Bitzius übrigens nicht ohne weiteres zusammenwirft, des großen Volksschriftstellers Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, braucht man bei seinem hier oft hervorgehobenen sozialen Sinn nicht des Breiteren auseinanderzusetzen, und Manuel berichtet denn auch, daß er mit einem französischen Geistlichen über den Sozialismus und dessen Folgen korrespondiert habe. Wer dieser Geistliche war, und wann es war, erfahren wir auch aus Vetters Beiträgen nicht. Über die Entstehung des „Jakob" hören wir etwas in einem Briefe Gotthelfs an Fröhlich, vom 29. Dezember 1845, demselben, in dem er von der schriftstellerischen Arbeit als Bedürfnis redet: „So habe ich auch den ersten Teil der Wanderjahre eines deutschen Handwerksburschen von Basel

bis Genf fertig, und wie Handwerker, welche das Manuskript gelesen, [sagen], soll die Schilderung richtig sein. „Es düecht mi b. D., dr söttet selber so ne Kerli gsi sy und greiset sy," sagte mir gestern ein Feilenhauer, welcher lange auf Reisen war. Daß der Kommunismus darin eine bedeutende Stelle einnimmt, kannst Du denken." Bei Manuel lesen wir: „Das Buch entstand nicht ohne äußere Veranlassung, und namentlich gaben deutsche Bekannte dem nun schon zu einem weitverbreiteten Ruf als Volksschriftsteller gelangten unermüdlichen ‚Jeremias Gotthelf' den Anstoß dazu;" auch ist es auf Kosten des Vereins zur Verbreitung guter Volksschriften 1846/47 zu Zwickau erschienen, in zwei Bänden: Burkhalter erwähnt in einem Briefe vom 27. November 1846, daß er es erhalten habe, und Fröhlich nennt in dem Briefe vom 31. Dezember 1847 den Anfang Oktober als Zeit des Eintreffens des zweiten Teiles. Das Werk hatte das folgende Vorwort: „Für den Leserkreis, in welchem der Verfasser bekannt ist, bedürfte diese Schrift kein Vorwort: was sie will, sagt sie klar, und was der Verfasser will, wissen seit zehn Jahren seine treuen Leser. Da dieses Büchlein aber möglicherweise in Kreise kömmt, wo weder der Verfasser noch seine früheren Schriften bekannt sind, so glaubt er bemerken zu sollen, er sei ein Republikaner, liebe das ganze Volk, nicht bloß einige Glieder desselben, und diese Liebe sei die Quelle seiner Schriften. Im gleichen Maße, wie er das gesamte Volk, also vom höchsten Haupte bis zum niedrigsten, liebt, haßt er die falschen Freunde des Volkes, welche unter der Larve des Wohlwollens den Teufel wecken in des Volkes Brust und vom Schweiß und Blut des armen Volkes sich gieriger mästen, als kaum je ein Tyrann kleinerer oder größerer Sorte sich gemästet hat. Vor solchen entlarvten Blutigeln gutmütige deutsche Handwerksburschen, deren schon soviele durch die verlarvten Freunde zugrunde gegangen sind, zu warnen, ist Zweck dieses Buches. Der Verfasser bezeichnet einstweilen bloß die Larven, nicht die Gesichter, wer noch für guten Rat empfänglich ist, wird die Gesichter bald erkennen und sich vor ihnen zu hüten wissen. Schließlich bemerkt der Verfasser noch vorzüglich zu Händen allfällig neuer Leser, daß er nicht um Gunst und Gnade schreibt, sondern für das Volk, unbekümmert, schmecke es dem Volke süß oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den allerniederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler.

Lützelflüh, den 28. Januar 1846. Jeremias Gotthelf." Von Äußerungen über das Werk begegnen uns im Briefwechsel Gotthelfs eine ganz kurze von Fröhlich („gelesen habe ich diesen Gesellen mit vielem Vergnügen") und eine längere von Burkhalter, die auch auf den Stoff des Buches, den Kommunismus näher eingeht. Da der Brief (der genannte vom 27. November 1846) historisch und politisch nicht unwichtig ist, setze ich ihn her: „Ihren Jakob, nebst dem werten, aber ziemlich kurzen Brief, habe richtig erhalten. Ich wollte Ihnen aber nicht schreiben, bis ich ihn gelesen hatte. Er gefällt mir; denn er ist im Volkston geschrieben und behandelt einen Stoff, der wichtig genug ist, um unsere volle Aufmerksamkeit zu verdienen, und soviel ich davon kenne, ist die Behandlung auch so ziemlich richtig. Herr Marcolin [Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee von 1835—1845] erzählte mir einmal, wie er in Zürich in einen Kommunistenklub geraten sei, was so ziemlich mit Ihrer Schilderung übereinstimmt. Sie werden sich erinnern an den Spektakel im Neuenburgischen, wo ein paar Kommunisten bei den Köpfen genommen wurden. Ich hörte von der Sache, ehe sie losbrach, und da unser Fritz Mathys damals als Schlossergesell in La Chaux-de-Fonds arbeitete, so vermutete ich, jung und geistig wie er ist, er möchte sich ebenfalls in die Sache verwickeln lassen. Ich warnte ihn daher, später besuchte ich ihn, und wirklich erfuhr ich, daß er und sein Freund Ingold von Herzogenbuchsee einem Klub beigetreten waren, in der Meinung, es seie ein Handwerkerverein zu wohltätigen Zwecken. Sie erhielten saubere Bücher zum Lesen und hörten Sachen verhandeln, bei denen es ihnen unheimlich wurde, so daß sie sich zeitig genug zurückzogen. — Gegenwärtig scheint mir aber der eigentliche grobe Kommunismus keine bedeutende Rolle mehr zu spielen. Man fängt an einzusehen, daß man doch nicht gerade mit der Tür ins Haus kann. Wohl aber sein Stiefbruder, der Sozialismus. Davon ist unsere junge Schule ganz durchdrungen! Schon lange merkte ich etwas davon, sowohl bei unsern jungen Advokaten und Studenten als auch bei den jungen Lehrern. Denn auch das Seminar ist davon angesteckt. Die Idee wäre im Grund schön, wie man sie mir vormalt. Ich las nämlich verschiedene Schriften, die dahin arbeiten. Unter anderen fand ich keine trefflicheren als diejenigen von Eugen Sue. Ich wundere mich nicht, wenn schon die jungen Leute ganz davon hingerissen werden. Allein nach meiner Ansicht sind diese Ideen, so

wie ich die menschliche Natur und unsere sozialen Verhältnisse kenne, unmöglich ausführbar! und daher, so wie sie bearbeitet werden, höchst gefährlich! — um so gefährlicher, da sich hier wie überall allerlei Unreines mit untermischt, was hier besonders naheliegt. Man fängt an, diese Ideen in die rohe Masse zu werfen. Hier gären sie. Man predigt von allgemeinen Menschenrechten; aber die Pflichten verschweigt man, oder wenn man sie schon schwach berührt, so nimmt die Masse wenig Notiz davon, indem die Führer selbst das Beispiel geben. Wenn nun diese Masse einmal ihre Kraft fühlt, wenn die Bande unserer staatlichen Verhältnisse immer lockerer werden, wo kann das bei dem Mangel aller Intelligenz hinführen? — Ich male mir vielleicht die Zukunft allzu düster. Allein bei dergleichen Unterhaltungen kommen mir die düstern Bilder unwillkürlich, besonders da ich in allem dem Zeug keinen eigentlichen religiösen Halt finde. Würde die Sache nach christlich-religiösen Grundsätzen behandelt, so könnte sie vielleicht zu guten Zwecken führen. Allein gegenwärtig ist keine Aussicht dazu, und wenn einer mit noch soviel Talent es versuchen wollte, unsere junge Schule würde darüber lachen. Nicht, daß ich diese jungen idealen, irregeführten Menschen alle verachten wolle; es sind gewiß mitunter edle Charaktere. Allein nach meiner Ansicht fehlen sie bei ihren Träumen am meisten darin, daß sie die Menschheit immer so nehmen wollen, wie sie sein sollte, und nicht, wie sie wirklich ist. Haben sie dann einmal in ihrem schönen Traum die wilde Masse losgelassen, so könnten sie vielleicht schrecklich erwachen." Dieser Brief bestätigt wieder meine Anschauung, daß die freie Schweiz die politischen Kinderkrankheiten unseres Jahrhunderts zuerst durchgemacht habe, und führt Julian Schmidts bei Gelegenheit Gotthelfs geäußerte Anschauung, die eidgenössische Republik sei der „anerkennenswerte Rest eines absterbenden Zeitalters" gründlich ad absurdum. — Gotthelfs Buch nun ist unbedingt eines seiner interessantesten, wenn auch nicht bedeutendsten Werke. Seine Erfindung ist glaubhaft: Jakob, ein deutscher Handwerksgeselle, den eine fromme Großmutter erzogen, kommt auf der Wanderung in die Schweiz und wird schon in Basel mit den kommunistischen und radikalen Lehren bekannt, denen er dann zu Zürich vollkommen erliegt. Gleichzeitig mit dem Glauben verliert er seinen sittlichen Halt und gerät in Bern in ziemlich bedenkliche Weibergesellschaft, bis er ein armes gutmütiges

Ding findet, das er darauf in anderen Umständen verläßt. In Genf läßt er sich mit anderen deutschen Handwerksgesellen zu einem radikalen Putsch gebrauchen, der aber einen üblen Ausgang nimmt. Nur, weil er krank wird, entgeht Jakob der Ausweisung und zieht dann nach seiner Genesung ganz elend durch die französische Schweiz. Ein wackeres Handwerkerpaar nimmt ihn auf, und nun erholt er sich nach und nach wieder, lernt auch tüchtig in seinem Handwerk, hält aber einstweilen noch an seinen Ansichten fest. Als sein Meister nach dem Tode seiner Frau das Geschäft aufgibt, kommt Jakob zu einem anderen Meister im Waadtland, bei dem er den ganzen Egoismus und die ganze Hohlheit der welschen Radikalen studieren kann. Seine Bekehrung vollendet ein längerer Aufenthalt im Haslitale, wo er sich in seine Meistertochter verliebt, aber keine Gegenliebe, jedoch seinen Glauben wieder findet. Er will dann sein Verbrechen an der Bernerin sühnen, findet sie aber tot und kehrt nun, nachdem er noch Zürich und Basel wieder besucht und sich über seine einstige Torheit hinreichend klar geworden ist, nach Hause zur Großmutter zurück, ein reifer Mann. Das ist die Erfindung des Buches, dem die psychologische Entwicklung durchaus entspricht. Sie geht sehr ins einzelne, und Manuel nennt sie mit Recht einen neuen Beweis von Bitzius' Vielseitigkeit und von seiner dichterischen Leichtigkeit, sich in ungewohnte und seinem Lebenskreise ferne liegende Zustände und Verhältnisse einzuleben. Immerhin müssen wir doch sagen, daß die Genialität der Gotthelfschen Bauernpsychologie hier nicht vorhanden ist, daß die kleinen packenden Züge, die dem unmittelbaren Mitleben entstammen, hier zum größten Teile fehlen. Freilich, es bleibt noch genug übrig, um hier einen Vorläufer der berühmten Kellerschen Handwerksburschen-Novelle „Die drei gerechten Kammacher" zu finden; wären alle charakteristischen Züge des Handwerksburschenlebens im „Jakob" auf dem kleineren Raum einer Novelle konzentriert, man könnte vielleicht sogar von einem Seitenstück zu dem mit Recht außerordentlich hochgeschätzten Werke Kellers reden, einzelnes Humoristisches, wie z. B. das Gespräch über die Mädchen im neunten Kapitel, ist sicher auf der gleichen künstlerischen Höhe und auch des Ernsteren und Ergreifenden ist hinreichend da. Im besonderen interessiert das Werk auch noch als Wanderbuch sozusagen durch die Schweiz: Gotthelf hat nicht verfehlt, überall aus dem Eigenen ein kräftiges Lokalkolorit zu geben, so daß wir die Ein-

drücke seines ganz persönlichen Verhältnisses zu den Städten und Landschaften der Schweiz erhalten, das Buch also auch subjektiv reizvoll für uns wird. Dazu trägt auch noch die persönliche Einführung des alten Zschokke und des Freundes Fröhlich im 29. Kapitel, das also literaturhistorische Bedeutung hat, bei. — Daß die Reflexion in ihm einen breiten Raum einnimmt, ist selbstverständlich, und es ist natürlich wesentlich politische Reflexion. Man kann sagen, daß dieses Buch so etwas wie ein Kompendium Gotthelfscher Politik ist, und wer es gründlich studiert, der muß erstaunen über die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner politischen Bildung oder besser seines politischen Denkens. Es ist nicht möglich, auch nur annähernd den Inhaltsreichtum des „Jakob" in dieser Hinsicht aufzuzeigen, es muß genügen, eine Reihe von Schlagworten zu nennen. Da finden wir Ausführungen außer über Kommunismus und Sozialismus über den Zug in die Stadt und Fabrikwesen und Handwerk, über die moderne Unzufriedenheit und den Anfang einer neuen Barbarei, über die Gefahren der radikalen Redereien und der politischen Vereine für den Handwerkerstand, über richtiges Nationalgefühl und Weltbürgertum, über die Rolle der wahren Kraft auf der Welt und den radikalen Haß gegen die Geschichte, über Träume und Leben und über das Naturrecht („eine Dummheit"!), über Weltfreiheit und die allgemeine Gleichheit, über freie Liebe und moderne Unduldsamkeit, über die Abgötterei mit der Schule und über den Einfluß der Eisenbahn — kurz, es gibt kaum ein Thema moderner Politik und modernen Lebens, das nicht berührt wäre, und überall wird man Selbständigkeit und Tiefe der Anschauungen finden, mag auch die eine oder die andere in unserer Zeit anderen Ausdruck und andere Begründung erfordern. Die reflexionsreichsten Kapitel sind das siebzehnte, das sehr scharf gegen den Zeitgeist angeht, das achtzehnte, in dem die große Ausführung über Kommunismus und Sozialismus enthalten ist, und das neunundzwanzigste, das durch ein Wirtshausgespräch die Zustände nach 1846 charakterisiert. Die Ausführung über Kommunismus und Sozialismus lautet im wesentlichen wie folgt: „Der Kommunismus ist ganz einfach der tierische Zustand, wie er auch unter den Menschen nach Aufhebung des Eigentums und der Ehe und Einführung der sogenannten freien Liebe entstehen würde. Der Sozialismus will in das Grobe das Feine bringen, will die von Gott gegebenen Kräfte ordnen, jeder

Kraft die passende Arbeit anweisen und jeder Arbeit akkurat den gehörigen Lohn, will die sichtbare Vorsehung sein und ergänzen die Ordnung Gottes. Aber das geht halt nicht, wer will so etwas handhaben .... an die Quelle des Übels reicht des Menschen Macht nicht. Zu ordnen, daß es weder Arme noch Reiche mehr gibt, das vermag der Mensch nicht, denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, hat Christus gesagt. Daß man aber eben vergißt, was Christus gesagt, daß Fabrikherr und Fabrikarbeiter das Heil nicht mehr bei Christo suchen, das Himmelreich nicht inwendig, sondern auswendig, daß einzelne eine wilde Horde um sich sammeln, um reich zu werden, und nicht daran denken, daß zahme Hunde am Ende doch ihren Herrn fressen, wenn sie hungrig werden, darin liegt das Übel, und dies heilt man nicht mit diesem, nicht mit jenem, mit keiner neuen Ordnung und keinem neuen Heiland, sintemalen ein einziger Name uns gegeben ist, in welchem wir sollen selig werden, der Name Jesus Christus. Dieser sagt uns, wo das Übel liege: nicht in den Zuständen der Welt, sondern in den Zuständen der Seele, nicht in der Armut, sondern in der Sünde, und nicht in Revolutionen ist das Heil, sondern in der Wiedergeburt des innern Menschen .... Der sogenannte Sozialismus ist nichts als ein schlecht Surrogat für Christus, und Surrogate entstehen nur, wenn das Wahre selten wird oder gar nicht zu haben ist. Ein Surrogat verdrängt das andere, keines hat Bestand. So würde der Sozialismus alsbald vom Kommunismus verschlungen werden, der Kommunismus vom Despotismus, und dieses wechselnde Elend brächte die armen Sünder vielleicht wieder zu dem, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, den Elenden nicht verstößt. Gar mancher begründet den Sozialismus mit dem Christentum und weiß nichts von Liebe, ist geneigt, Gott und Menschen zu hassen, ist Sozialist aus Neid und Haß, und Neid und Haß sind bekanntlich nicht Liebe. Es ist hier wie auf dem politischen Markte, es schreit gar mancher von Freiheit die Backen voll, kann nie genug Freiheit kriegen in allen Dingen, und läßt sich das Volk durch dies schöne Geschrei betören, gibt solchen die Gewalt in die Hände, so werden diese die größten Feinde jeglicher Freiheit, der äußern wie der innern .... Es sind gar wunderliche Geschöpfe, die Menschenkinder, haben immer noch Augen und sehen nicht, sehen die uralte Ordnung Gottes nicht, daß alle, welche andere Ordnungen statt Gottes Ordnung einführen wollen, zu lieblosen Despoten

werden, welche mit den gräßlichsten Mitteln ihr auf Sand gebautes Haus halten und festigen wollen und doch umsonst. Sobald die Winde Gottes sich erheben, stürzt es um und tut einen großen Fall. Siehe die französische Revolution und anderes mehr." Der Kernpunkt dieser Ausführungen liegt in der Forderung der sittlichen Wiedergeburt bei sozialen Veränderungen. Am Schluß seiner Erzählung wendet sich Gotthelf scharf gegen die Gleichgültigkeit der besitzenden Klassen gegen die sozialistische Bewegung: daß von ihr geistige Einwirkungen ausgehen könnten, daran denke man gar nicht, und sage es einer, schüttle man verächtlich den Zopf. Das sei im höchsten Grade unklug, denn man dürfe keinen Feind verachten, am allerwenigsten eine einreißende Gesinnung oder Denkweise. Wassertropfen höhlten einen Stein aus, man könnte denken, was Ansichten und zwar lockende und reizende, mit aller Beharrlichkeit und allem Nachdruck verbreitet und immer und immer wiederholt, am Ende für Wirkungen auf das im allgemeinen grundsatzlose Volk haben müßten. Wenn man die Gewissen nicht schärfe, sondern mit aller Gleichgültigkeit zusehe, wie durch die wüsten zersetzenden Lehren allmählich jede Scheu und jedes bessere Gefühl im Volke aufgelöst, dem Tiere die Ketten abgenommen würden, so könne man das Ende voraussehen. Dann müsse man ja nicht glauben, alles dieses saubere Gerede bleibe nur bei der Volkeshefe . . . wenn es so fortgehe, werde es bald von den Wänden des Ratshauses widerhallen . . . . Freilich, Geist müsse mit Geist bezwungen werden, böse Geister durch gute, mit Polizeiverboten sei da nicht geholfen so wenig als mit Gleichgültigkeit und Ignorieren. So erwies sich Jeremias Gotthelf im Jahre des Heils 1846 als ein guter Prophet und Hindeuter auf unsere Zeit, wie er denn auch schon den unerhörten Zwang, die tyrannische Macht, den die Apostel des Sozialismus gegen die Genossen übten, erkannte. Darum soll man auch dies Buch, das damals, in großen Auflagen verbreitet, vielleicht hätte Großes wirken können (viel gelesen worden ist es immerhin und hier und da wohl auch jetzt noch Volkslektüre), heute noch wieder lesen, vor allem auch, um zu erkennen, was alles schon dagewesen ist; denn wer weiß heute noch etwas von der alten kommunistischen Bewegung? Manchmal berührt der Vergleich zwischen damals und heute einen beinahe komisch, so wenn man von dem großen Freiheitszug der deutschen Handwerksburschen liest: „Sie selbst seien stark, wohl bei dreißig

tausend brave Burschen nur allein in der Schweiz, aus Frankreich her würden ganze Heere strömen, und hätten sie einmal die alten Aristokratennester besetzt, die alten grauen Neffchateller und Basler Taler an Licht und Luft gebracht, so würde Deutschland ihnen die Arme öffnen, der junge Tag der Freiheit komme herauf und alle würden Brüder. Dann ginge es nach Rußland hinein, dort müsse aufgeräumt werden, sonst sei man nicht sicher" — ach, August Bebel weiß schwerlich, welche alten politischen Ladenhüter er noch immer herumträgt. Wir aber hegen noch immer die nämliche Zuversicht wie Jeremias Gotthelf: „Die wahre Kraft wird ihre Gewalt und Macht behalten bis an der Welten Ende, wohne sie in einer gebrechlichen Großmutter oder einem Weltbeherrscher. Die Welt mag sie verleugnen, verhöhnen, mit Füßen treten, wie sie will, es ist dieses Aufbegehren dagegen nichts als das Sträuben des Kindes gegen die Rute, welcher es doch nicht entläuft. Kann es sich derselben auch gegen die Menschen erwehren, so gibt sie ihm Gott, und zwar um so schärfer. Die Nachwelt errichtet ihre Denkmale nicht den Knechten der Welt, den Volksschmeichlern und Heuchlern, sondern den Überwindern der Welt, den Volksbändigern, den Helden der Wahrheit. Diese werden die Lieblinge der Nachwelt, auch wenn die Mitwelt sie geschmäht, sie gesteinigt, gekreuzigt hat."

Noch ein zweites Werk schrieb Albert Bitzius gegen Kommunismus und Sozialismus: „Käthi, die Großmutter, oder der Weg durch alle Not". Es erschien 1847. Möglicherweise hat es den Dichter gereizt, die Großmutter aus dem „Jakob" in Schweizer Verhältnisse hineinzutragen und in den Mittelpunkt eines besonderen Werkes zu stellen, jedenfalls kehrt er hier zu dem altvertrauten Boden des Schweizer Volkslebens zurück. Die Grundidee des Werkes ist, daß es eine Ehrensache sei, „und zwar nicht bloß für diesen oder jenen Stand, sondern eine allgemeine, rein menschliche, mit eigenen Kräften und ohne Beihilfe und ohne Krücke sich so durch die Welt zu helfen, daß man vor Gott und Menschen bestehen mag mit Ehren", und diese seine Idee hat Gotthelf nun hier unter extremen Voraussetzungen durchgeführt; denn seine Großmutter ist alt und in sehr bedrängten Umständen, hilft aber nicht nur sich selbst und einem Enkelchen, das bei ihr lebt, sondern auch noch ihrem erwachsenen Sohne durch, als dieser einmal arbeitsunfähig wird. Ganz ohne Unterstützung durch gute Menschen geht das natürlich nicht, und das

ist dann die andere Seite des Buches: Bitzius wünscht für die alten Arbeiter, die ihre Pflicht im Leben getan haben, Unterstützung gewissermaßen als Ehrensold, wie er denn auch in anderen Büchern die Hauptaufgabe des Staates darin gesehen hat, die Schwachen zu stützen. Im großen Ganzen steht er also schon in den vierziger Jahren auf dem Standpunkte, den alle vernünftig sozial gesinnten Leute heute einnehmen: die Selbständigkeit des Individuums soll erhalten, aber die sogenannte freie Konkurrenz etwas eingeschränkt werden und jedenfalls für die im Lebenskampf Entkräfteten würdige Hilfe da sein. — Die Schweizerische Tagespolitik kommt in „Käthi, die Großmutter" vor allem in der Verspottung des freisinnigen Grozenbauern zur Geltung, eines jener häufigen Exemplare der Gattung, bei denen die Freisinnigkeit wesentlich nur in Reden besteht. Außerdem wird die merkwürdige „Politik" der radikalen Regierung in der Kartoffelnot jener Tage, die zuerst die Kartoffelseuche brachten, charakterisiert. Allerlei zornige Auslassungen über sonstige politische Tageserscheinungen und Reflexionen mancher Art fehlen natürlich auch nicht, doch wird dadurch der im ganzen idyllische Charakter der ganzen Erzählung nicht aufgehoben, sie wirkt sehr stark poetisch und gehört zu Jeremias Gotthelfs liebenswürdigsten Büchern. (Ausführlicheres in der besondern Einleitung, Bd. IV.)

In dem tollen Jahre 1848 treten von Gotthelf die beiden Erbvettern hervor, „H a n s J o g g e l i, d e r E r b v e t t e r, u n d H a r z e r H a n s, a u c h e i n E r b v e t t e r", wie der volle Titel lautet. Es sind zwei kleinere unpolitische Erzählungen, Familiengeschichten, die erste von köstlichem Humor, die zweite beinahe tragisch. Bitzius widmet sich von nun an überhaupt mehr der kleineren Erzählung, wenn darum auch die Produktion großer Werke nicht aufhört, er tut es in gewisser Beziehung notgedrungen, wie die folgende Äußerung vom 3. Oktober 1850 zu Burkhalter beweist: „Ich habe einen sehr zerstreuten Sommer gehabt und soviel als nichts gearbeitet. Kleinigkeiten mußte ich, von verschiedenen Seiten gedrängt, ausführen, und dies ist das Fatalste der Schriftstellerei. Es wollen immer Leute Bücher herausgeben, und andere sollen dazu ihnen helfen. Solche kleinere Sachen brauchen am meisten Zeit und Anstrengung, und am Ende ist es doch nichts." In der letzteren Beziehung täuschte er sich, täuscht sich auch sein Biograph Manuel, indem er meint: „Es ist in mancher Beziehung als eine Kalamität zu be-

trachten, daß Bitzius, als er einmal in Mode gekommen und jedermann einen Artikel von ihm in seiner Bude haben wollte, durch dies allseitige Drängen, dem er nicht widerstand, sich oft in einen wahren Notzustand versetzen ließ, in welchem vom ruhigen Schaffen und sorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede sein konnte. Da wurde er für Almanache, Zeitschriften, Kalender aller Art in Requisition gesetzt. So lieferte er Aufsätze in die Elsässischen Neujahrsblätter, in das „Deutsche Leben" von Pröhle, in die Volkskalender von Nieritz, [Karl] Steffens, [Friedrich] Hofmann, ferner in die schweizerischen Alpenrosen (die sein Freund Fröhlich 1849 neu aufgenommen hatte), in die Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz, in Reithards Kalender, in den Berner Kalender, solange dieser erschien, und in das Berner Taschenbuch. Da mußte es wohl oft etwas fabrikmäßig zugehen. Er hätte wohl besser getan, solche Zudringlichkeiten zuweilen zurückzuweisen und „Herr seiner Zeit und König seiner Stunden" zu bleiben. Der Vorwurf eines schweizerischen Kritikers in einem Tageblatte, daß Bitzius, der immer von der soliden guten alten Zeit spreche, so mit beiden Füßen in diese leicht fertige, moderne Buchmacherei hineinspringe, wäre dann auch in bezug auf diese kleineren literarischen Produkte unverdient gewesen, wie er es, was die größeren Werke anbetrifft, jedenfalls ist. Die Gewöhnung des Arbeitens auf Bestellung und Termine ist für Produkte, die etwas mehr als Handwerksarbeit sein sollen, sehr nachteilig, was schon große Genies durch Minderung ihres schriftstellerischen Ruhmes erfahren haben. Auf der anderen Seite wollen wir aber auch nicht verkennen, daß wir solchem äußeren Sporn vielleicht manche anmutige oder ernste Erzählung verdanken, welche sonst ungeschrieben geblieben wäre." Ich meinerseits bin der Ansicht, daß von den späteren kleineren Erzählungen keine einzige unbedeutend ist, daß sie alle zusammen für die Erkenntnis der Bedeutung Gotthelfs nicht zu entbehren sind, wenn auch vielleicht die eine oder die andere noch sorgfältiger ausgeführt hätte werden können, daß endlich eine Anzahl von Meisterwerken dabei sind. Etwas Fabrikmäßiges merkt man nirgends, jedes Werk hat seinen eigentümlichen Lebenspunkt und wäre wahrscheinlich auch ohne äußere Veranlassung irgendwie und -wo hervorgetreten — man beachte das mitgeteilte Geständnis Bitzius' über die Hast, die in ihm sei. Eine Anzahl auch der kleineren Erzählungen sind politischer Natur, so „Wahlängsten und Nöten des Herrn

Böhneler", so „Doktor Dorbach, der Wühler, oder die Bürglernherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847", so noch später „Ein deutscher Flüchtling" und „Niggi Ju". Von diesen trat der „Dotor Dorbach" Leipzig 1849 einzeln hervor. Der Wühler ist nach dem Leben gezeichnet, Bitzius selber nennt in dem Briefe vom 18. Februar 1849 an Fröhlich das Urbild: Vorberg. Burkhalter bemerkt über die Gestalt: „Ihren Wühler haben Sie prächtig geschildert. Wenn schon die Farben ein wenig stark aufgetragen sind, es schadet nicht. Es dient nur dazu, den Leuten die Augen vollends zu öffnen, nachdem sie ohnehin anfangen, einzusehen, daß uns dergleichen Helden unendlich geschadet haben. Indessen weiß ich nicht, ob ich es durchaus billigen soll, daß Sie die Sache in ein solches Gewand einkleideten. Daß er sich von den Bürgler Herren nicht bekehren ließ wie der Branntweindursli, das paßt zur Sache; denn diese Freiheitsapostel sind über alles erhaben." In der Tat ist die Verwendung der Sage von den Bürgler Herren, die außer im „Branntweindursli" auch noch im „Kurt von Koppigen" vorkommen, hier nicht recht am Platze. Fröhlich berichtet, daß der „Doktor Dorbach" überall mit Lust gelesen worden sei.

Die beiden nächsten größeren Werke Gotthelfs „Uli, der Pächter" und „Die Käserei in der Vehfreude" sind etwas freier von Politik als die drei unmittelbar vor 1848 liegenden. Beim „Uli" erklärt sich das ganz natürlich daraus, daß er eine Fortsetzung „Ulis, des Knechtes" ist, also die Richtlinien einigermaßen festgelegt waren und sich Politik in diese allgemein menschliche Entwicklungsgeschichte schwer hineinbringen ließ. Das Werk entstand zur Zeit des Sonderbundkrieges und mochte denn Bitzius auch noch zur Ablenkung von den Tagesereignissen dienen, veröffentlicht wurde es Ende 1848, mit der Jahreszahl 1849. Es hat sofort und auch später großen Beifall gefunden, schon als die stoffliche Fortsetzung des beliebtesten Romans Gotthelfs, als welche es in der Tat vortrefflich ist. Nicht nur sind die alten Fäden vorzüglich weitergeleitet, auch was mit dem Alten nicht unmittelbar zusammenhängt, wie die Geschichte des Hagelhans im Blitzloch, stimmt dazu und ist von großer Originalität der Erfindung. Als Grundidee dieses Werkes darf man etwa bezeichnen, daß die Lebensschule immer weiter geht: die reichen Erfahrungen, die Uli, der Knecht, gemacht hat, bewahren ihn nicht davor, noch zahlreiche neue und recht böse machen zu

müssen, zu einem guten Teil durch eigene Schuld. So wird die Erzählung natürlich wieder stark Charakterentwicklung, und Bitzius macht diese sehr deutlich, gibt, wie im „Geltstag" und „Jakob", auch direkt verstandesmäßige Ausführungen, doch im ganzen unbeschadet des sinnlichen Elementes der Darstellung. Vreneli und die Base gewinnen in diesem zweiten Teile noch, Hagelhans ist eine geradezu geniale Charakterschöpfung. Der Untergang des Hauses Joggelis kontrastiert den Aufschwung des Hauses Uli, der freilich zuletzt auch durch einen Glücksfall gefördert wird. „Uli, der Pächter" ist der erste Roman Gotthelfs, der von seinem jüngeren Landsmann Gottfried Keller besprochen wurde. Keller zog noch „Uli, den Knecht" heran und lieferte für die „Blätter für literarische Unterhaltung" einen längeren Aufsatz, der von einer Vergleichung mit Auerbach ausging. „Auerbachs ‚Dorfgeschichten' sind, mit Ausnahme des miserabelen Reinhard in der Frau Professorin, alle frisch und gesund und festtägliches Weißbrot für das Volk. Sie sind schön gerundet und gearbeitet; der Stoff wird darin veredelt, ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert; und wenn sie auch ein wenig lyrisch, oder wie ich es nennen soll, gehalten sind, so tut das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag. Nicht so verhält es sich mit Gotthelf. Dieser besitzt die gleiche Intensität des Talents, den Sinn für Haushalt und Leben des Volkes, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände; er vermag vielleicht noch tiefer herabzusteigen in die Technik und Taktik des Bauernlebens, gibt dasselbe mit allem Schmutze des Kostüms und der Sprache mit der größten Treue wieder, und gleicht hierin einem Niederländer. Aber er ist dabei ohne ästhetische Zucht geblieben, und wenn er als Pfarrer über seinem Publikum steht, so steckt er wieder als Schriftsteller wie ein Naturdichter mitten unter demselben und scheint ohne Nachdenken und Mäßigung zu arbeiten." Später kommt Keller dann auch auf die politischen Tendenzen Gotthelfs und meint zum Schluß: „Durch diese Tendenzen Gotthelfs haben nun seine Schriften das schöne Ebenmaß verloren; die ruhige klare Diktion wird unterbrochen durch verbittertes, versauertes Wesen; er überschriftstellert sich oft und gefällt sich darin, überflüssige Seiten zu schreiben, indem er seine eigene Manier sozusagen nachahmt und damit kokettiert. Man erhält nicht ein gereinigtes Kunstwerk, durch die Weisheit und Ökonomie des geschulten Genies zusammengefügt,

man erhält auch nicht das frische naive Gewächs eines Naturdichters, denn Gotthelf ist ein studierter und belesener Mann, sondern man erhält ein gemischtes literarisches Produkt, das sich nur durch das vortreffliche Talent Bahn bricht, welches sich darin zeigt." Wir werden noch auf das Gesamtverhältnis Kellers zu Gotthelf näher eingehen müssen. Den beiden „Uli" (von denen auch der jüngere hier in einer besonderen Einleitung, Bd. V, ausführlicher behandelt wird) wird er einigermaßen gerecht.

Die „Käserei in der Vehfreude", 1850 erschienen, ist zwar wieder politischer als der „Uli" (in ihr wird der Umschwung von 1850 noch angezeigt), aber als Ganzes doch kein politisches Werk, da es sich mit der Darstellung des genossenschaftlichen Lebens in einer Dorfgemeinde befaßt. Es hat vielleicht von allen Werken Gotthelfs die größte Breite und auch die stärkste Realistik, weswegen es denn auch von vielen Lesern als zu derb und schmutzig empfunden wurde — nimmt man es aber als Wirklichkeitsdarstellung, so muß man es wohl gelten lassen, zumal es außerordentlich frisch geschrieben ist und eines köstlich-drastischen Humors nicht entbehrt. Die im Mittelpunkt stehende Liebesgeschichte Felixens und Annelis hat dann auch viel echte und zarte Poesie. (Mehr siehe in der besondern Einleitung, Bd. VI.) Auch dies Buch hat Keller in den „Blättern zur literarischen Unterhaltung" besprochen, und seine Vorwürfe gegen den Verfasser werden immer schärfer, da der radikale Politiker Keller den großen Konservativen Jeremias Gotthelf doch eben nicht ganz verstand, ebensowenig wie der Künstler Keller das Tatgenie Albert Bitzius. „Seine tugendhaften Helden," heißt es diesmal, „sind alles konservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder durchaus behäbig sind, oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radikale Ungläubige, und ihnen ergeht es herzlich schlecht. Spott und Hohn treffen sie um so schärfer, je länger ihnen der Bettelsack heraushängt und je dürrer ihre Felder stehen." Daß dies durchaus nicht stimmt, weiß auch der oberflächliche Kenner Gotthelfs, seine Helden erhalten Wohlstand nicht als Belohnung für ihre Gläubigkeit, sondern durch ihre Arbeitsamkeit. Im übrigen übertreibt es Gotthelf auch mit der Gläubigkeit nicht, als „fromm" kann man in der Käserei weder den Amtmann noch seine Frau noch Sepp und Bethi und den Amt-

mannssohn Felix auch schwerlich als tugendhaft bezeichnen. Radikale Lumpen haben wir hier in den Gestalten des Eglihannes und des Katzenmani, und der erstere kommt auf den Hund, der letztere aber keineswegs. Keller war wenigstens objektiv genug, zuzugeben, daß Gotthelf die erbärmlichen und nichtswürdigen Gesellen als solche mit großer Trefflichkeit gezeichnet habe, und meint, daß Halbherrentum bei hartnäckigem Geldmangel die Triebfedern aller politischen Lumpen, auch der konservativen, seien. Das wird stimmen, doch ist die Entwicklung des Halbherrentums sicher eine Folge des Liberalismus gewesen. — An die Tendenzschriften Gotthelfs aus früherer Zeit wie den „Dursli" schließt das sich 1852 hervorgetretene kleine Buch „Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber" an, das er auf Wunsch einiger Baseler Freunde zur Empfehlung der Sparkassen schrieb. Das Büchlein erfüllt seinen Zweck vortrefflich, ist für jedermann lesbar und verständlich, bedeutet aber als Dichtung, als anschauliche Lebensdarstellung nicht allzuviel — mit Recht erinnert Manuel an Benjamin Franklin, und ich fühle mich fast veranlaßt, noch Zschokkes „Goldmacherdorf" hinzuzufügen: der Schritt von der tendenziösen Volksschrift der Aufklärungszeit zur sozialen Dichtung, den Gotthelf selber getan hat, erscheint hier, mit Absicht wohlverstanden, zurückgetan, aber es kam hier eben auch nur darauf an, verstandesgemäß zu überzeugen. Nur in der Anlage der Charaktere verrät sich doch Gotthelfs höhere Kraft.

Das Jahr 1850 hatte also im Kanton Bern den Sieg der Konservativen über die Radikalen gebracht, das Freischarenregiment war zu Ende. Damit hörte aber der Kampf selbstverständlich nicht auf, er wurde im Gegenteil noch heftiger, da ja eine Niederlage nicht so leicht verschmerzt ist, auch gewöhnlich die gewaltigsten Anstrengungen gemacht werden, sie wieder auszuwetzen. Auch Bitzius war weit entfernt, nun die radikale Gefahr als ein für allemal überwunden anzusehen, er blieb auf dem Plan, und gerade in diesen Jahren erschien das am stärksten politische all seiner Werke, „Zeitgeist und Bernergeist". Seine Anfänge gehen ziemlich weit zurück, sind in der an Reithard für eine „Schweizerische Neujahrsgabe" (aus der dann die „Neuen Alpenrosen 1848" wurden) gesandten Erzählung „Die Versöhnung des Ankenbenz und des Hunghans", die wir schon erwähnten, zu suchen. Ein Urteil Reithards über die Erzählung haben wir auch bereits kennen gelernt; ein

anderes lautet: „Wenn das Manuskript, so wie es vorliegt, gedruckt wird, bekommen Sie einen wütenden Preßprozeß an den Hals, ja, ich wollte selbst nicht bürgen, daß nicht eine Regierung von solchen Antezedentien und solcher Gesinnung wie die Ihrige, nach einem solchen Angriff Ihrer amtlichen Existenz zu Leibe ginge . . . Ihr gütiger Beitrag hat wieder die Ihnen eigentümliche Fülle von Menschenkenntnis und geistreicher Auffassung sozialer Zustände und Verhältnisse; auch jener sprudelnde Witz fehlt nicht, der die Agonie zum Lachen bringen könnte — aber mich dünkt das Ding zu stark, zu stark in Ausdrücken, zu verletzend in Persönlichkeiten" (Brief vom 8. Juni 1847). Reithard schlug später vor, das Werk historisch zu ergänzen und extra als Volksbuch drucken zu lassen, Fröhlich, dem Reithard das Manuskript mitteilte, urteilte ähnlich, und so blieb die Erzählung zunächst liegen. Im Jahre 1849 nahm sie Bitzius dann wieder auf („Ich habe nämlich Hunghans und Ankenbenz wieder vorgenommen, und arbeite ihn um und aus, um das Demoralisieren des Volkes von oben herab, namentlich durch schlechte Beamte zu zeigen. Ich muß fleißig daran sein, denn vor dem Frühjahr sollte das Buch im Volke sein," Brief an Fröhlich vom 12. Oktober 1849), doch kam sie noch nicht zur Vollendung in neuer Form, vorher erschien noch die „Käserei". Über den Sieg der Konservativen berichtet Gotthelf unterm 10. Mai 1850 an Fröhlich, auch sonst enthalten seine Briefe jetzt viel Politik, und diese scheint ihn hier und da von der Arbeit zurückgehalten zu haben. Doch muß „Zeitgeist und Bernergeist" im Verlauf des Jahres 1850 und des ersten Vierteljahres 1851 vollendet worden sein; denn unterm 20. Juni 1851 heißt es in einem Briefe an Fröhlich: „Ich bin voll großen Zorns. Seit drei Wochen harre ich meines neuen Büchleins; allenthalben liegt es aus [Aushängebogen?]*), und ich habe es noch nicht" und unterm 5. Dezember 1851: „Endlich ist das dir angesagte Buch vom Stapel gelaufen, wenigstens halb, die andere Hälfte soll in wenig Wochen folgen. Die Buchdruckerei hat es gräßlich verschleppt und ist längs Stück nicht vom Fleck gekommen. Jetzt trifft es in

*) Oder bezieht sich dies auf die „Erbbase", eine kleine Erzählung, die unter den „Neuen Volksbüchern", Leipzig 1851, erschien, und die Gottfried Keller in seiner Kritik von „Zeitgeist und Bernergeist" berührt? Sie ist nicht, wie ich in der Einleitung zu den „Kleinen Erzählungen", Bd. VII, annahm, mit dem „Besenbinder" identisch.

eine merkwürdige Zeit hinein, gerade recht; es ist, als ob es expreß so gereiset worden sei. Einstweilen ist unsere Majorität fest geblieben, bloß zwei haben unter großem Aufsehen in der Amnestiefrage mit den Radikalen gestimmt." Weshalb Gotthelf das Erscheinen des Buches für so zeitgemäß hielt, erläutert vielleicht ein Brief vom 25. Oktober 1850 an Burkhalter, der bei aller Freudigkeit über den Sieg der Konservativen, doch auch bereits Befürchtungen Ausdruck gibt und von den trägen Konservativen redet, die keinen Fuß versetzen mögen („Das ist die gefährlichste Sache, diese Gleichgültigkeit und Schlaffheit. Gegen sie muß man kämpfen als gegen das größte Laster; sie allein ist es, welche dem Feinde seine Macht noch erhält"). Vielleicht machten sich auch schon die Fusionsbestrebungen zwischen Konservativen und Radikalen geltend, die später in der Tat zu einer Übereinkunft führten. Nun, das Buch trat also um die Wende des Jahres 1851/52 in zwei Teilen bei Springer in Berlin hervor und war in der Tat „starker Schnupf für viele", wie Bitzius in dem Begleitbrief an Fröhlich selber sagt. Es hat das folgende charakteristische Vorwort: „Der Verfasser glaubt diesem Buche ein Wort voransetzen zu sollen, nicht eine Entschuldigung, daß er das Buch geschrieben, sondern eine Erklärung, warum er das Buch geschrieben. — Der Verfasser ist ein geborener, kein gemachter Republikaner; in republikanischer Freiheit, welche bloß während dem radikalen Freischarenregiment von 1846—1850 beschränkt wurde, wuchs er auf; er liebt daher die Freiheit nicht bloß, sondern sie ist ihm eine Notdurft. Aber er will eine christliche Freiheit, eine Freiheit, nicht bloß zum Anlaß dem Fleische, sondern zum Wandel im Geiste; der Apostel Paulus beschreibt die Freiheit, die er meint: ‚Ihr seid zur Freiheit berufen', sagte derselbe den Galatern, ‚allein ergreifet die Freiheit nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern durch die Liebe diene einer dem andern. Denn das ganze Gesetz ist in einem einigen Worte verfasset, nämlich in diesem: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. So ihr euch aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehret werdet. Ich sage aber, wandelt im Geist, so werdet ihr die Lust des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. Werdet ihr aber durch den Geist getrieben, so seid ihr nicht unter dem Gesetz. Offenbar sind aber die Werke des Fleisches, als wo sind: Ehebruch, Hurerei, Unreinlichkeit,

Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Ketzereien, Mißgunst, Totschlag, Saufen, Fressen usw., von welchem ich euch zuvorsage, daß, die solche Dinge tun, das Reich Gottes nicht erben werden. Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Langmütigkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. So wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geist einhergehen. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein, also daß wir uns untereinander ausfordern und einander mißgünstig seien.' Die Liebe zu dieser christlichen Freiheit für alle drängte den Verfasser, Schriftsteller zu werden, und zwar, als er bald vierzig Jahre alt war. Was er wollte, wußte er. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen. Er wußte ebenfalls, daß seine Bücher nicht Kunstprodukte sein würden; er ertrug geduldig, wie ein lernbegieriger Schüler eine strenge Schule, die scharfen Zähne der Kritik, die ihn nicht schonte. Gegen die Rezensenten hat er nicht gefochten, nie fechten lassen, er steht in keiner Kameraderei; er nahm es schweigend hin, wenn man mit dem Buche auch seine Person herumzog, den Landpastor lächerlich zu machen suchte. Es redet jeder nach seinen Gaben, hohen und niederen, und wer Sklave auf einer Galeere, kein Mann mehr, sondern bloß noch eine Nummer ist, der ist ja gar nicht mehr zurechnungsfähig. Der Verfasser lernte von ihnen — aber sein Panier änderte er nicht, mit gleichem Mut und gleicher Freudigkeit wie am ersten Tage trägt er es noch heute und wird es tragen, solange seine Hand es halten kann und solange der Kampf dauert. Das ist's, was dem Verfasser ein Vorwort abnötigt. Freundliche Stimmen baten ihn, die leidige Politik aus seinen Büchern fallen zu lassen, da man derselben satt und jetzt überall Ruhe sei. Statt diesen Bitten Folge zu leisten, strotzt dieses Buch wie kein anderes von sogenannter Politik; darüber glaubt er eine Erklärung geben zu sollen. — Im Kanton Bern, des Verfassers teurem Vaterlande, ist noch keine Ruhe; neu lodert der Kampf, vergiftete infame Waffen braucht der Feind, Lüge und Verleumdung; um jeden Preis soll der Kanton Bern der Propaganda zurückerobert werden. Der Bürgermeister von Zürich, Escher, erscheint an zu diesem Zweck veranstalteten Volksversammlungen, auf Verrat und Feigheit setzt die Propaganda ihre Hoffnungen. Aber dieses Treiben und die beteiligten Namen wird die Nachwelt richten. Wenn die Gefahr vor den

Toren tobt, legt man die Waffen nicht nieder, wenn der Feind an den Mauern klettert, begießt man nicht Nägeli, pflanzt nicht Kabis. Der Hauptgrund aber, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist, daß ja gerade das das bezeichnende Merkmal des Radikalismus oder der radikalen Politik ist, daß dieselbe sich in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt, das Heiligtum der Familien verwüstet, alle christlichen Elemente zersetzt. Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europas. — Wer mit Liebe am Volke hängt, klar in dessen Leben sieht, der muß überall mit der radikalen Politik feindlich zusammentreffen, denn dieselbe ist eigentlich keine Politik, sondern eine eigene Lebens- oder Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfaßt, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will. Durch eine eigentliche Sekte wird sie getragen, vom Fanatismus, welcher den Sektierern eigen ist, werden ihre Anhänger getrieben. Ihre Parole ist: Vorwärts, Fortschritt, ihr Feldgeschrei: Freiheit. Wo war je bei einer Sekte Freiheit? Ist das Leugnen einer höheren Welt, das Wandeln im Fleische, das Beißen und Fressen untereinander Fortschritt, Vorwärts? — Gehen dem Volke die Augen auf über die Natur dieser Sekte und ihr Ziel, dann ist sie auch zugrunde gegangen. An diesem Öffnen schafft der Verfasser mit Fleiß, und an diesem Werke schaffen alle, die es wahrhaft gut meinen mit dem Volke. — Die redlichen Radikalen, welche aber nicht zur Sekte gehören, die Zwecke des eigentlichen Radikalismus nicht verfolgen, weil sie nicht darin eingeweiht sind, deren radikale Politik nicht über die Grenzen der eigentlichen Politik geht, die sind es nicht, denen unser Kampf giltet; ihren Ansichten, wenn wir sie auch nicht teilen, räumen wir ihre Berechtigung ein. Ja, wir sind überzeugt, mit diesen werden wir zur Zeit, wenn die Gerichte einbrechen über die propagandischen Banden, in einem Lager stehen. Dann brechen aber die Gerichte Gottes ein über diese Bande, wenn ihre Larve vollends gefallen ist, die bodenlose Schlechtigkeit dieser Sekte offenbar wird, ihre gottesleugnerische Lehre wie ein verzehrend Feuer gegen alle Güter lecket, gegen jegliche Ordnung. — Gegen diese alles Volksglück zerstörende Sekte hat der Verfasser sein Buch geschrieben, seine Berechtigung dazu lag in der christlichen Liebe und der republikanischen Freiheit, seine Verpflichtung dazu im eigenen Gewissen. — Wie er es aber

geschrieben, gut oder schlecht, dem Zwecke entsprechend oder nicht, darüber urteilt, liebe Leser. In Demut läßt der Verfasser das Gericht über sich ergehen. Lützelflüh, den 12. September 1851. Jeremias Gotthelf."

„Zeitgeist und Bernergeist" ist im Grunde eine Darstellung der gesamten politischen Entwicklung im Kanton Bern seit der Regeneration, wie sie sich im Haupte Albert Bitzius' spiegelte, dann im besonderen eine Darstellung des politischen Treibens zur Zeit des Freischarenregiments, wie Bitzius selber sich ausdrückt, des Demoralisierens des Volkes von oben herab, besonders durch schlechte Beamte. Manuel sieht in dem Buche den Konflikt der politischen Bewegung und Agitation mit dem Stilleben der Familie, und auch diese Auffassung ist richtig: den Gegensatz zwischen dem Erhaltungswerten, Tüchtigen des alten Bernergeistes und dem Verderblichen des Neuen, des Zeitgeistes „stellt es dar durch zwei angesehene Bauernfamilien, die durch mancherlei Bande verknüpft sind, deren Häupter aber entgegengesetzten politischen Parteien angehören und infolge dieser verschiedenen politischen Richtung auch im Regiment und Leben der Familie getrennte Wege einschlagen. Die mehr altväterischen Lebensgrundsätze und die damit verknüpfte Lebensweise und Familienleitung des Ankenbenz gereichen ihm und seinem Haus zum Heil und bringen Wohlstand und Blüte, während umgekehrt Hunghans, in den Strudel des politischen Lebens gerissen, jene Grundsätze verläßt und dem ökonomischen und moralischen Ruin entgegengeht, wobei der in seiner eigenen Familie vorhandene Gegensatz zwischen altem und neuem Leben das Bild noch greller macht", wie ferner auch noch der Unterschied zwischen Alter und Jugend, Hunghans und seinem gleichnamigen Sohn. — Die Aufnahme des Buches bei den Freunden war günstig. Fröhlich meint: (Brief vom 15. Januar 1852): „Die Fabel, so einfach sie ist, ziehet sehr an, und überall tritt wirkliches Leben entgegen. Der Gegensatz tut sehr gut und ist durchaus notwendig neben all den ach nur zu wahr geschilderten Abscheulichkeiten der Zeit. Der Amtsrichter, der Regierer und Präsident, sie sind an allen Orten eben dieselben, und in dem Hans hast du tausende der verführten Söhne dargestellt. Zudem ist er wieder eine ganz neue Figur, wie sein Vater nicht minder, die zwei Grite und Benzen ebenfalls, und Lise sollte in allen Ratsälen und auch im Bundes- und Nationalrat Sitz

und Stimme haben. Auf einen solchen unverwüstlichen gesunden Verstand und auf das nicht zu vertilgende religiöse Gefühl müssen wir eben bauen. Die Szene im Wirtshaus, wo die Ankenbenzen übernachten müssen und die Mutter so tröstlich zum Täufling spricht, ist vortrefflich erfunden, nicht minder das Begegnen Gritlis und des jungen Benz und so manches andere. Auch die komischen Szenen, die Grännete, die Verkleidung, die Schützenfahrt, dergleichen malest Du keck weg, wie's sein soll, dieser Gegensatz hebt das Zart-Idyllische noch mehr heraus." Nun, Fröhlich war ein ausgesprochener Konservativer wie Bitzius, jedoch auch der liberale Burkhalter urteilte ähnlich: „Zwar halte ich dafür", schrieb er in einem Briefe vom 21. Januar 1852, „Sie haben an einigen Orten die Sache übertrieben, besonders in bezug auf die religiösen Spöttereien. Ich war gar oft mit dergleichen Leuten in Gesellschaft, ich hatte auch mit einigen nähere Bekanntschaft angeknüpft. Ich fand daher Gelegenheit, ihre Grundsätze kennen zu lernen. Sie haben dieselben ziemlich treu geschildert. Allein die Bursche rücken gewöhnlich nicht so plump damit heraus, vielmehr wissen sie der Sache in Gesellschaft noch einen Schein von Religion zu geben. Auch sind sie noch sehr verschieden. Einige haben wirklich noch religiöses Gefühl, aber keinen sicheren Haltpunkt mehr. Am übelsten ist die Sorte von Ihren Hansen daran, und deren gibt es sehr viele. Sie hatten in dieser Beziehung nie viel. Kommen sie nun in Gesellschaft, wo ein neumodisch Gelehrter das große Wort führt, so ist das wenige, was sie haben, bald vollends hinweggewischt, denn die neuen Grundsätze schmeicheln allzusehr der Sinnlichkeit, um ihnen zu widerstehen, und sind diese halb und viertels Gebildeten einst vollends gefallen, so gibt das eben die gröbsten Spötter. — Was die politischen und sozialen Verhältnisse anbelangt, so halte ich Ihre Schilderung ebenfalls für ziemlich treu, aber auch nur die wenig bedeutenden Schreihälse platzen damit heraus. Wir haben in unserer Nähe eine Menge wohlhabender Radikale. Wenn die wüßten, was ihre Führer für Tendenzen im Hintergrund haben, sie würden erschrecken — aber sie glauben nicht von weitem an das, was die Schreihälse plump herausplatzen. Stämpfli ist und bleibt ihr Heiliger. Ein Schulmeister soll sich letzthin in einer politischen Versammlung geäußert haben, man könne den Stämpfli wohl als den zweiten Heiland betrachten." Etwas anders als bei den Freunden war die Aufnahme von „Zeit-

geist und Bernergeist" natürlich bei den Feinden: „Als Bitzius im Jahre 1852 mit seinem „Zeitgeist und Bernergeist" über den scheinbar besiegten Gegner herfiel", schreibt Lötscher — in Wirklichkeit war es aber kein Herfallen, sondern nur, wie man auch aus Lötscher ersehen kann, ein Sichwehren gegen die Bestrebungen aller Liberalen und Radikalen der Schweiz, den großen und einflußreichen Kanton Bern wieder radikal zu machen — „gab es in Bern wohl keinen gehaßteren Namen als den seinen. Außer den Maßregeln der Behörde trafen ihn nun auch die schärfsten Angriffe der Presse. Redakteur Stämpfli veröffentlichte in der ‚Berner Zeitung' einen vertraulichen Freundesbrief von Bitzius. ‚Ich Kamel an dich Kamel. [Sag nicht, lüg nicht, aber sage ihnen, Stämpfli wolle uns katholisch machen und die Seelen der Leute durch die Schulmeister verwursten lassen'], um ihn in das denkbar ungünstigste Licht zu stellen; ja geradezu des Vaterlandsverrates zu beschuldigen, da er sich mit sichtlicher Lust in den gemeinsten Gemeinheiten wälze, jede Achtung für den sittlichen Zustand seines Volkes durch seine verleumderischen, gemeinen Schilderungen untergrabe und den moralischen Ruf des Bernervolkes um Schriftstellergold verschachere." Dieser Stämpfli, der in dieser Zeit eine Skandalszene im großen Rate heraufbeschwor und wegen Verleumdung ins Gefängnis gesetzt, „aber schon wenige Tage nach seiner Freilassung, gleichsam den Konservativen zum Trotz zum Nationalratspräsidenten gewählt" wurde, 1856 und 1862 Bundespräsident war und zuletzt der Eidgenössischen Bank vorstand, auch 1884 ein Denkmal in Bern erhielt, mag ein recht gutes radikales Vergleichsobjekt zu dem konservativen Bitzius sein, doch fällt ein solcher Vergleich außerhalb des Rahmens dieser Einleitung, wo es nur den Ton Bitzius' einigermaßen verständlich zu machen gilt. Weit mehr Veranlassung liegt vor, die literarische Kritik, die Gottfried Keller über „Zeit- und Bernergeist" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1852, Nr. 57, erscheinen ließ, hier etwas genauer anzusehen.

Gottfried Keller gehörte einem andern Volksmilieu, um es so auszudrücken, und auch einer andern Generation an, als Albert Bitzius, und so darf man sich nicht wundern, wenn er auch in seiner Zeit anders dastand. Er hatte an den Freischarenzügen teilgenommen und war als Dichter mit der politischen Lyrik aufgekommen, ja, die Radikalen hatten ihn gleich gegen die konservativen Dichter

der Schweiz ausgespielt. Als Keller dem bekannten radikalen Politiker Julius Fröbel, der damals in Zürich ein literarisches Comptoir hatte, seine ersten Gedichte anbot, schrieb dieser ihm wieder: „Die bedeutendsten Dichter und Belletristen der Schweiz, Fröhlich, Reithard, Bitzius gehören der Reaktion, der einfältigern christlich-germanischen Richtung an und sind unfähig, etwas Frisches zu produzieren. Möchte es Ihnen gelingen, sich auf einen Standpunkt hinaufzuarbeiten, auf dem sie sich können geltend machen und einen Einfluß auf den öffentlichen Geist der Schweiz ausüben.“ Der junge Dichter gab sich zunächst alle Mühe, das zu tun, er trat mit den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz, mit Adolf Follen, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, dann auch Arnold Ruge und Karl Heinzen in Beziehungen, und wenn er in dem Kampf zwischen Follen und diesen letzteren auch auf der Seite seines Gönners Follen stand, radikal war er nichtsdestoweniger. Dieser Kampf, über den man näheres in Bächtolds Keller-Biographie nachlesen mag, beweist übrigens klar, daß Gotthelf mit seinen Angriffen auf die Gottlosigkeit der Radikalen kaum übertrieb. Von den ersten Gedichten Kellers, die dann 1846 erschienen, sagt Jakob Bächtold: „Über politische Zügellosigkeiten, über alle die schönen Verse von Volksbeglückung und Volksbefreiung, über das Schimpfen gegen die Pfaffen, die in Grund und Boden hineingesungen wurden, sowie über vieles andere, was damals eben in der schweizerischen Luft lag und hier lebendigen Ausdruck fand, hat der gereifte Dichter selbst gelächelt.“ Einstweilen war der Dichter aber noch lange nicht reif. Allerdings finden wir in seinem Tagebuch von 1847 Stellen, die beweisen, daß er über die erste politische Jugendeselei hinaus war, er lobt die Züricher Regierungsmänner Furrer, Rüttimann und Escher und meint, daß Revolutionen überflüssig geworden seien; jedoch kehrt er sich darum noch nicht vom Radikalismus überhaupt ab, und in Heidelberg, wohin er 1848 von Erziehungsrat und Regierung mit einem Reisestipendium von 800 Franken jährlich geschickt wurde, verfiel er sofort dem Einfluß Feuerbachs („Ich werde Tabula rasa machen — oder es ist vielmehr schon geschehen — mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott“). Nach Berlin kam Keller mit Empfehlungen an Fanny

Lewald und verkehrte bei Varnhagen, was auch deutlich anzeigt, auf welcher Seite er stand. Hier hat er nun seine Besprechungen Gotthelfscher Bücher geschrieben, und schon in der zweiten, in der über die „Käserei in der Vehfreude“ spricht er von Gotthelfs Kniffsucht und Verdrehungskunst und einem bißchen süßer Verleumdung in dem Werke. Daneben plant er, aus Gotthelfschen Erzählungen Dramen zu machen, befaßt sich also immerhin ziemlich intim mit seinem Landsmann. Die schärfsten Angriffe richtet er gegen Gotthelf in seiner dritten Kritik, eben der von „Zeitgeist und Bernergeist“, und ich bin der Ansicht, daß sie ihm wenig Ehre macht. Man könnte persönliche Motive in ihr suchen wollen, Gotthelf zieht in seinem Werke über den Bürgermeister von Zürich Escher ziemlich heftig los, und eben dieser Escher war ein Gönner Kellers, schrieb ihm in eben diesem Jahre gelegentlich der letzten Stipendiumserteilung ermutigend und beteiligte sich wohl auch an der „Gründung“ Kellers auf Aktien, von der Bächtold berichtet. Jedoch soll man nie rein persönliche Motive, also hier eine Art Rächen des genannten Gönners annehmen, wo die sachlichen reichen, und der Anstoß, den Keller als der, der er war, an Gotthelfs neuem Buche nehmen mußte, genügt denn auch durchaus zur Erklärung der Kritik. Ehre macht sie ihm, ich wiederhole es, trotzdem nicht. Keller holt zuerst ziemlich weit aus und spricht zunächst von Fröhlich und den politischen Verhältnissen der Schweiz überhaupt. Dann heißt es: „Jeremias Gotthelf führt den Krieg mit aller Energie auf dem alten Boden nicht des ästhetischen, sondern des moralischen Schlechtmachens fort, wo er als Parteimann des Kantons Bern vollkommen berechtigt ist; ob er es aber auch als Schriftsteller, Dichter und Christ ist, wollen wir ein wenig näher ansehen.“ Zunächst geht Keller also an die ästhetische Untersuchung: „Als Christ hat er die Pflicht, sein Pfund nicht zu vergraben und ein dem Herrn gefälliges Kunstwerk zu liefern mit Fleiß, Reinlichkeit und Selbstbeherrschung, da er das Zeug dazu empfangen hat; als Bürger und Parteimann hat er diese Pflicht ebenfalls, weil ein wohlproportioniertes und schön gebautes Werk seinen Zweck besser erreicht als das entgegengesetzte, und gerade beim Volke allererst.“ Darauf, wie sich das Keller denkt, können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen uns darauf beschränken zu sagen, daß eine Natur wie Gotthelf auch schaffend ohne Leidenschaft eben nicht zu denken ist, daß das Ästhe-

tische an sich ihm mit Notwendigkeit gleichgültig sein mußte, daß bei einer Tendenz ein Kunstwerk auch schwer zu schaffen ist (Molières „Tartuffe“ ist bei weitem nicht das beste seiner Lustspiele), und daß Keller sich gründlich täuscht, wenn er von Kunstwerken die Wirkung auf das Volk erwartet, um die es Gotthelf zu tun war und zu tun sein mußte. Wenn es dann weiter heißt: „Seit er (Gotthelf) alle Rechtlichkeit und Weisheit, alle Ehre und Wohlgesinntheit, kurz alles Gute einer Partei vindiziert und alle Ehrlosigkeit, Schelmerei und Narrheit, alles Übel der andern, seit er das Menschenschicksal ausschließlich abhängig macht vom Bekenntnis dieses oder jenes Parteistandpunktes: seitdem hat er den Boden unter den Füßen verloren und liefert uns leidenschaftlich-wüste, inhalt- und formlose, stümperhafte Produkte. Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunst; und wenn Jeremias Gotthelf sagt, daß sein Buch kein Kunstwerk sein soll, so ist dieses die Resignation des Fuchses, welchem die Trauben zu sauer sind. Daß sie ihm aber zu sauer sind, ist seiner verletzten Pflicht hart vorzuwerfen; wäre er nicht von dem Schemel der Weisheit und Gerechtigkeit heruntergestiegen, so würden seine Beine nicht zu kurz sein und er könnte heute noch an den schönen Weinstock hinaufreichen.“ Gegen den ersten Vorwurf, den der totalen Einseitigkeit und Parteilichkeit, hat schon Manuel Gotthelf in Schutz genommen: „Es bleibt ganz fest stehen, daß wer so wie Hunghans Politik treibt, den Radikalismus so versteht wie er, auch die nämlichen Erfahrungen machen und, wie er, erst durch traurige Erlebnisse und mit großem Schaden werde klug werden müssen. Da es aber viele so unselbständige Naturen gibt wie Hunghans, und da nicht zu leugnen ist, daß in der radikal demokratischen Lebensansicht die Versuchung zur Zügellosigkeit und zu flottem, der Zukunft vergessendem Leben größer ist, so konnte Bitzius sein Buch ganz passend und zweckmäßig für die vielen geschrieben haben, die ihm der Warnung und Aufklärung zu bedürfen schienen, weil sie aus Beschränktheit freiwillige Sklaven eines zügellosen, unordentlichen Wesens wurden, das mit rein politischen Grundsätzen nichts mehr zu schaffen hat.“ Im übrigen geht ja schon aus Gotthelfs Vorwort hervor, daß er nicht so einseitig war, wie es Keller hinstellt, und als großer Menschengestalter gibt er auch seinen Lieblingen, mögen sie noch so gute Konservative und gute Christen sein, ihre Schwächen. Der zweite Vorwurf, daß Gotthelf

die Trauben zu sauer seien, ist sogar logisch nicht haltbar. — Keller gibt darauf eine zusammenhängende Darstellung der politischen Verhältnisse der Schweiz und im besonderen des Kantons Bern — inwieweit sie der geschichtlichen Wahrheit der Gotthelfs gegenüber entspricht, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, doch mag immerhin gesagt werden, daß ja der Züricher Dichter die Berner Verhältnisse unmöglich genau kennen konnte. Die Hauptstelle lautet: „Alte konservativ gewordene Volksführer taten sich wieder hervor, die Zeitumstände benutzend, und es entstand jene widerliche Verbindung von ehemaligen liberalen Magnaten vom Lande mit den eigentlichen Aristokraten, die überall, kein reelleres Band zwischen sich vorfindend, Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth macht. Sie erzeugten einen Umschwung in der Volksstimmung; das Volk wählte 1850 wieder konservativ, zeigte sich aber bald darauf den Radikalen wieder günstiger, da die konservative Regierung nichts Absonderliches vorzubringen wußte. Die Radikalen wollten nun jenes Abberufungsgesetz [von dem Keller vorher gesprochen hat, „wonach das Volk jederzeit die gewählte Regierung zwischen den Wahlterminen abberufen kann"], benutzen, um das eingedrungene Regiment vollends zu beseitigen; es entstand eine gewaltige Agitation, wo auf beiden Seiten die ausgebildetste Demagogie betrieben wurde. Das Volk berief nicht ab, nicht sowohl aus reaktionärem Sinne, als um zu zeigen, daß es Manns genug sei, ein einmal gewähltes Regiment seine Zeit ausdienen zu lassen, und daß es aus Respekt gegen seine eigene Wahlfähigkeit sich bis zum nächsten Termin gedulden wolle." Weshalb es „widerlich" sein soll, wenn sich ehemalige liberale Dorfmagnaten, die übrigens als altgesessene Bauern auch gute Aristokraten sind, mit den eigentlichen (städtischen) Aristokraten im Interesse von Religion und Sittlichkeit, die der Radikalismus gefährdet erscheinen läßt, verbinden, ist doch schwer einzusehen; auch ist das Wort vom „nichts Absonderliches vorbringen können" der konservativen Regierung doch bloßes Gerede, um so mehr, als diese konservative Regierung noch die radikale Verfassung von 1846 auf dem Halse hatte; endlich klingt der Preis des gesunden Sinnes des Volkes hier doch ganz absonderlich, da es ja eben vorher als zwischen Konservativen und Radikalen seltsam schwankend hingestellt worden ist. Keller gibt denn auch schon wenige Zeilen später eine Charakteristik des Bernergeistes, die seine ganze Darstellung als rein dia=

lektisch erscheinen läßt: „Daß diese Forderungen (des Zeitgeistes) aber in Bern ins Ungeheuerliche und Plumpe ausarteten, indem eine halbzugeleckte Generation sich plötzlich in einem wilden Rodomontieren und Perorieren gefiel, ist derselbe Bernergeist, in welchem früher die großen Bauernsöhne zum Vergnügen halbe Dorfschaften lahm schlugen und von denen Jeremias Gotthelf mit soviel wohlgefälligem Stolze sonst zu erzählen weiß.“ Daß die Erklärung stimmt, ist doch wohl zu bezweifeln, das wilde Rodomontieren war damals überall bei den Radikalen Mode, in Zürich, bei den Ruge und Heinzen z. B., in Deutschland, überall. Über den Roman selbst bringt Keller nicht allzuviel vor, er hebt einige Übertreibungen heraus, daß die Advokaten ihre Klienten öffentlich vor den Richtern zum Meineid veranlassen wollen, daß weibliche Honoratioren in einem Badeort davon reden, ihren Männern Hörner aufzusetzen, daß Gemeindevorsteher das Gut der Witwen und Waisen veruntreuen. Diese Übertreibungen wachsen bei Gotthelf aus der ganzen geschilderten Atmosphäre natürlich hervor, es wäre also zunächst darzutun gewesen, daß die grimmigen Anklagen, die Keller gegen die radikale Wirtschaft schleudert, aus der Luft gegriffen seien — daß sie das aber nicht sind, steht immerhin historisch fest. Die Geschichte selbst trägt nach Keller schon in ihrem Motiv den Stempel der Unwahrheit; gleich darauf schränkt er das selbst wieder ein, indem er das Ausschlagen des gefallenen Sohnes für nicht unmöglich erklärt, nur das des Vaters als falsch hinstellt. „Wer die Bauern kennt, weiß ja gut, daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die schweizerischen Bauern die Klage, daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt.“ Stimmt vielleicht, Hunghans fällt es aber auch gar nicht ein, sein Geld für Ideale zu opfern, er braucht es nur für sich, und im übrigen fällt er aus Großmannssucht. Sehr bedenklich ist die Kellersche Anschuldigung, daß Gotthelf „den Weibern in einem wahren Hebammenstile den Bart streichle“ — die von ihm angefochtene Stelle, in der von den beschwerlichen weiblichen Zuständen und den Mißstimmungen in ihrem Gefolge geredet wird, die bei reichen Frauen oft schlimmer seien als bei armen, stehen mitten in einer psychologischen Entwicklung und ist dort ganz unentbehrlich. Auch durch seine breite Behandlung der Interessen von Küche und Speisekammer, sein Auskramen der genauen Kenntnis der Milchtöpfe, der Hühner- und

Schweineställe soll Gotthelf die Gunst der Hausfrauen anstreben — als ob nicht die eingehende Detaillierung auf diesem Gebiete von vornherein ein Charakteristikum seiner Kunst gewesen und aus seinem Behagen am ländlichen Leben entsprungen sei! Weiter wendet sich Keller gegen die christliche Tendenz des Buches und meint: „Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen, als sie Christum bekennen. Tun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon, daß der rechte Christ ein reicher Berner Bauer sein müsse." Solches Geschwätz richtet sich selbst. Man kann schon aus Gotthelfs Vorwort ersehen, daß er nichts weniger als ein äußerliches Christentum will, und es fragt sich doch noch, ob die Humanitätsidee, die Keller in einer anderen Kritik als Ersatz des Christentums anpreist, für die Berner Bauern geeignet sein würde. Warum Gotthelf aber nicht streben sollte, die alteingesessenen Bauerndynastien fromm und tüchtig zu erhalten, da von ihnen doch das Gedeihen des ganzen Kantons abhing, ist erst recht nicht einzusehen. Zuletzt beschäftigt sich Keller noch mit zwei Einzelheiten, die von wenig Belang sind (ähnliche Blasphemien, wie die von Gotthelf einem von der Aufklärung angefressenen Kerl in den Mund gelegte „Gott ist ein Kalb" sind auch mir in meiner Jugend vorgekommen und gehen doch wohl auf den Radikalismus zurück), und schließt dann: „Wenn man das Buch zuschlägt, so hat man den Eindruck, als sähe man einen Kapuziner, nach gehaltener Predigt den Schweiß abwischend, sich hinter die kühle Flasche setzen mit den Worten: Denen habe ich es wieder einmal gesagt. Eine Wurst her, Frau Wirtin." Nein, den Eindruck hat man doch nicht, man hat den Eindruck, daß ein sittlich hochstehender Mensch sich über die nach seiner Meinung bedenklichen Zustände seiner Heimat stark ereifert und dabei hier und da die Grenze überschreitet, im großen Ganzen aber eine Fülle politischer und sozialer Weisheit ausbreitet, von der man noch heute, mehr als fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches, lernen kann. Wie wundervoll ist beispielsweise die Ausführung über politisches Leben im Eingang des zweiten Kapitels, die über die guten Häuser im dritten, die über Krankheit und Kraft im Volke im vierten, die über Wissenschaft, Moralunterricht, Kirche und Staat, Bildung und

Christentum im fünften und sechsten usw. An scharfen Angriffen, namentlich auch auf Professoren und Lehrer, fehlt es auch nicht, aber daß deren Radikalismus vielfach ungünstig gewirkt hat und noch wirkt, wird sich doch wohl schwerlich bestreiten lassen. Manche der Kämpfe, die Gotthelf berührt, sind noch heute nicht ausgefochten.

Ästhetisch steht „Zeitgeist und Bernergeist" nicht unter den hervorragendsten Werken Gotthelfs, so verächtlich, wie man getan hat, darf man es in dieser Beziehung aber doch auch nicht behandeln. Immer ist ja Gotthelf, der Schriftsteller, mit einer Tendenz in seine Werke hineingegangen, dann kam der Dichter durch und brachte gestaltetes Leben. Hier ist nun die Tendenz mehr im Vordergrunde geblieben, es gibt ganze Kapitel in „Zeitgeist und Bernergeist", die verstandesmäßige Dialoge und Abhandlungen sind, und auch die eigentliche Handlung ist von der Tendenz beeinflußt, ist nicht so reich und unmittelbar wie in den anderen Werken, noch in der „Käserei". Jedoch ist immerhin auch noch dichterische Entwicklung da, die zu lebendigen und ergreifenden Szenen führt — Fröhlich hat sie in seiner oben mitgeteilten Charakteristik wohl alle genannt — und dann ist die Charakteristik wie immer vortrefflich: Ankenbenz vor allem, der konservative und kluge Bauer; dann seine energische Lisi, auch Gritli und Greteli sind Meisterleistungen, ja, Gotthelf geht hier sogar über sein eigenstes Gebiet hinaus und schildert einige „Herren", vor allem den ersten Regierer, in einer Weise, daß man an die von Keller gelobte Kunst Gutzkows, die politischen Tröpfe in den oberen Regionen zu charakterisieren, denken muß. Übrigens versuchte sich auch Gutzkow an diesem Roman Gotthelfs und meinte (vgl. den Brief an Fröhlich vom 8. Februar 1853), der Verfasser passe am besten nach Muri oder Einsiedeln. Am bequemsten freilich wäre es, alle die, die mit dem Christentum ernst machen wollen, in Klöster zu stecken. Doch heute gibt es am Ende solche Leute gar nicht mehr, oder wenigstens dürfen sie logischerweise nicht mehr existieren. „Des Dichters bibelchristliche Weltanschauung trat in Konflikt mit der philosophischen Erkenntnis. Mit dem Hinfall jener fiel auch seine Kritik dahin und geht uns heute als solche nichts mehr an" — sagt der Verfasser des „Jeremias Gotthelf als Politiker".

Gotthelfs letztes größeres Werk „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers" trat Ende 1853 mit der Jahreszahl 1854 hervor. Das Vorwort trägt das Datum des 30. September 1853, so mag

das Werk in diesem Jahre nach der Stockung, von der Gotthelf in seinem Briefe an Fröhlich vom 8. Februar 1853 spricht, entstanden sein. Aus dem Vorwort ist die folgende Stelle hervorzuheben: „Wir fordern wenig vom Staate, wir fordern bloß, er solle dafür sorgen, daß die Institute und Ämter, welche er zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Sicherheit der Personen und des Eigentums errichtet, besoldet, patentiert, ihren Zweck erfüllen und nicht das Gegenteil desselben, daß, wer z. B. zum Recht verhelfen soll, nicht Teilnehmer am Unrecht oder Hehler desselben sei, daß Recht finden leichter sei als Unrecht verdecken, daß ehrlicher Erwerb wenigstens eben so sicher sei als Diebsgut, erwerben so begünstigt sei als verschleudern: daß über dem Volke ein klar Recht sei, einfach, ähnlich Gottes Wort, verständig auch den Unmündigen, und eine wackere Hand es verwalte, allen sichtbar, allen fühlbar. — Aus Erbarmen mit den Ehrlichen und Fleißigen, welche dem Sumpfe der Armut entrinnen wollen, ist dieses Buch geschrieben und zwar mit Pein geschrieben, denn wohl wird es einem nicht in dieser trüben Luft. Daher kann diesem Buche, wenn je einem, der Vorwurf gemacht werden, es stelle nicht die ganze Wahrheit dar, nackt in ihrem Umfang und in ihren Tiefen. Allerdings ist die Schlechtigkeit der einen nicht vollständig aufgedeckt und verfolgt in all ihren Gängen, das Weh, die schlaflosen Nächte der andern nicht geschildert mit gehörig lebendigen Farben. Jeder Leser mag nach seinem Gefühl und seiner Lust, was er vermißt, ergänzen. — Jedem Staate aber wird gewünscht, daß er zu immer klarerem Bewußtsein komme, wofür er eigentlich da sei, und danach tue, so kann das Publikum auch begreifen und wird zum Bewußtsein kommen: die Regierung sei von Gott, kein Übel, sondern eine Wohltat, nicht um der Regenten willen da, sondern um der zu Regierenden, und das wird besonders in Republiken das beste Mittel gegen alle Revolutionen sein." In seinem Begleitbriefe bei der Sendung des Werkes an Fröhlich bemerkte Gotthelf: „Dem Schreibervolke wird es böses Blut machen, ich wollte aber, es schadete ihm mehr als das." Fröhlich antwortete: „Für Deinen Weihnachtsgruß besten Dank, schon mehrere Abende haben wir, meine Frau und ich, auf der Keßlere [dem Hofe des Schuldenbauers] zugebracht; es fängt uns an, für die guten Leute bange zu werden, dem Bubi sind wir z'Gräbt (zum Begräbnis), dann mit ihr zu Dir in die Weihnachtspredigt." — Auch dieses Werk hat Keller kritisiert und dabei

seine alten Anschuldigungen wiederholt: „Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Redensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht; denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelfs, daß er in das leichte Geplänkel seiner frömmelnden und konservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Talers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauersmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikniff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im einzelnen zur trefflichen und wahren Ausführung. Wert und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und -wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern." Die Gedankenlosigkeit ist hier durchaus auf der Seite Kellers: Er hat die Bernische Agentenwirtschaft in seiner Besprechung der beiden „Uli" selber zugegeben, und daß sich das Agentengesindel zur radikalen Partei hielt, ist nicht nur historisch zu belegen, sondern auch aus inneren Gründen selbstverständlich. Der behauptete Zusammenhang zwischen Christentum und materiellem Besitz aber ist hier gar nicht vorhanden, da wir es hier nicht mit reichen Bauern, sondern mit einem aufstrebenden Ehepaar aus dem Knechtsstande zu tun haben, auch die vorkommenden Bauern gegen das arme Ehepaar nicht eben christlich verfahren. Wenn Keller fernerhin als Kern aller Gotthelfschen Werke das Verhältnis bezeichnet, daß alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und zugleich gut konservativ seien oder es zu werden verdienten, und dies ersichtlich Gottes Absicht sei, aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, die konservativen Gerechten in ihrem irdischen Florieren hinderten und sie fortwährend um das Ihrige brächten, so ist das nicht nur eine starke Übertreibung, denn es kommen ungerechte und bösartige Reiche genug bei

Gotthelf vor, und selbst hier im „Schuldenbauer“ geht es dem Hauptmann und anderem Lumpelgesindel nicht so übel, sondern es ist ein direktes Mißverständnis der Gotthelfschen Anschauungen: der Mann, der „Geld und Geist“ geschrieben, wußte recht wohl, wie Christentum und Besitz sich zueinander verhalten, stellte auch das Christentum nicht auf den Glauben an sich, sondern auf die rechte Gesinnung dem Leben und den Mitmenschen gegenüber und das Festhalten an bewährter, vornehmer Sitte. Man kann nicht Wert und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer so meisterhaft darstellen, wie Keller rühmt, wenn man ganze Werke auf groben Parteikniffen aufbaut; das ist ein schwerer Irrtum Kellers, der sich daraus erklärt, daß ihn selbst die liberale Weltanschauung in eine gewisse Begriffsverwirrung versetzt hatte; was Gotthelf forderte, war allezeit die Wiedergeburt im Geiste, und da der Radikalismus diese ablehnte, den Menschen an und für sich, den natürlichen Menschen als Maß aller Dinge setzte, so war die Grundanschauung Gotthelfs ihm gegenüber berechtigt, wohlverstanden subjektiv, und hatte mit Parteikniffen gar nichts zu tun. — Hier beim „Schuldenbauer“ sind übrigens, wie angedeutet, diese Erörterungen ganz überflüssig, die Erzählung erwächst so natürlich aus gegebenen, nicht wegzuleugnenden Verhältnissen, daß man Kellers Bemerkungen ruhig als Hineintragen falscher Gesichtspunkte bezeichnen darf; die eine, von Gotthelf mitgeteilte Tatsache, daß in einem Berner Amtsbezirk 250 Liquidationen jährlich stattgefunden hätten statt wie früher 20 bis 25, trägt das ganze Werk. Es ist die Geschichte eines armen, tüchtigen Ehepaars, das sich emporarbeiten möchte, aber vom Agentengesindel, das sich an seine Fersen heftet, um sein bißchen Hab und Gut gebracht und ins Elend gestürzt wird, aus dem es dann ein „Junker“ — welches Verbrechen gegen den liberalen Geist! — rettet. Die Erzählung ist die einfachste, die Gotthelf geschrieben ohne alle spannenden Elemente, doch durch eine Reihe hübscher häuslicher und Arbeitsszenen ausgezeichnet, im ganzen, wie der Dichter selbst sagt, „unter trüber Luft“. Die Charakteristik ist vortrefflich wie immer: Hans Joggi, der Held, eine trockene, mißtrauische Natur, doch zuletzt nicht ohne Gemüt und ein rechtes Arbeitstier, seine Frau, Anne Marei, munterer und frischer, seelisch beweglicher, weshalb sie denn auch unter trüben Eindrücken der Schwermut nahe gerät, eine Menge Nebenpersonen von ausgeprägter Physiognomie. Ich will nur die Betschwester des Buches

hervorheben, die allein hinreichend gegen die behauptete christliche Einseitigkeit Gotthelfs zeugt. Ärgern kann es einen freilich, daß sich hier, wie früher schon in „Geld und Geist“, ein häßlicher Angriff auf Goethe findet, er wird „der alte Sünder“ genannt, aber man darf nicht vergessen, daß unser größter Dichter damals noch nirgends voll erfaßt war, daß rechts und links auf gleiche Weise gegen ihn gesündigt wurde. Die Reflexionen und Betrachtungen sind auch in diesem Werke verhältnismäßig breit, enthalten aber auch viel Gutes, auch etliche deutliche Fingerzeige, daß Gotthelf nichts weniger als ein Pfaff war: er wendet sich gegen die Sekten, welche Sterben einen Gewinn heißen, will durchaus der Natur ihre Rechte gelassen wissen, nennt auch die kirchlichen Lehren allzukirchlich, will den Dogmen gegenüber der volkstümlichen Auffassung Raum gewahrt wissen usw. Vor allem wertvoll sind auch die sozialpolitischen Ausführungen, die gegen die Juristen, die über die Gewöhnung an die Arbeit, über die Spielsucht, über das Borgen. Die Derbheiten sind seltener als in früheren Werken, wenn sie auch nicht ganz fehlen, beispielsweise die Zeitungsschreiber einmal „die neumodischen Schinder“ genannt werden — man muß wissen, daß die heftigsten persönlichen Angriffe in den Zeitungen damals gang und gäbe waren. Das Beste über das Werk hat Manuel gesagt: „Es ist, als ob Bitzius in diesem seinem letzten Buch den Ärmeren und Gedrückten im Volke ein Vermächtnis seines warmen Herzens für sie hätte hinterlassen wollen. Das Buch ist in der Tat wie mit seinem Herzblut geschrieben, und des Traurigen ist weit mehr als des Erfreulichen. Doch mildert der Schluß der Erzählung, die bessere Aussicht für des tüchtigen und fleißigen Hans Joggis Zukunft die trübe Empfindung, die uns das Ganze wohl zu geben geeignet ist.“ Einige Male kommt doch Gotthelfs Humor auch hier auf und bringt es zu ergötzlichen Szenen und Gestalten, und die weiche poetische Stimmung findet sich auch in diesen seinen Spätwerken, in „Zeitgeist und Bernergeist“ beispielsweise bei dem Heimgang Lisis im 15. Kapitel, hier im Eingang des achten. Kurz, Gotthelf bleibt bis zuletzt derselbe, Dichter und Weiser, viel größer und tiefer und — bescheidener, als man gemeinhin glaubt. „Es gibt verschiedene Gaben, und die Gaben sind Gottes, und Gott sieht nicht auf das Was, sondern auf das Wie, es kommt auf die Treue an, und wenn einer nach seinen besten Kräften Gemälde macht und einer ebenso Bücher macht

und Anne Marei ebenso Schweine mästet, was ist da für ein Unterschied vor Gott, und wer unter ihnen ist berechtigter zum Selbstgefühl als der andere?" heißt es im „Schuldenbauer", und „Was man am wenigsten begreift auf Erden, das ist der Mensch, daher kein Wunder, daß man alles zu behandeln versteht, nur den Menschen nicht."

Neben dem der letzten größeren Werke Gotthelfs läuft dann noch die Veröffentlichung der „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz", fünf Bände, Berlin 1850—1855, her, deren erster Band Anfang Dezember 1849, deren zweiter Januar 1850, deren dritter im Herbst (Oktober?) 1852 und deren vierter im November 1853 erschien, während der fünfte erst nach Gotthelfs Tod herauskam. Gotthelf vereinigte in diesen Bänden die kleineren Erzählungen älterer und neuerer Zeit mit Ausnahme der in den „Bildern und Sagen" erschienenen, fügte auch allerlei religiöse Betrachtungen und sonstige Kalenderbeiträge hinzu. Einige Erzählungen wie „Michels Brautschau", „Die drei Brüder", „Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung" wurden hier zum ersten Male gedruckt. Ein Prinzip der Anordnung scheint Gotthelf bei der Herausgabe dieser Bände nicht verfolgt zu haben, es sei denn das der größten Abwechslung, er nannte auch einen dieser Bände in einem Brief an Fröhlich „zusammengelesenes Zeug". Aber die Bände haben eine warme Aufnahme gefunden: „Deine gesammelten Erzählungen," schreibt Fröhlich unterm 31. Dezember 1849, „wie haben sie mich und die Meinigen wieder erfreut, das Bekannte wie das Neue! Der Michel ist wieder ein lebensvolles Bild, das Interesse wächst, und eine Variation überbietet die andere. Herzlichen Dank für Dein köstliches Geschenk!" Ähnlich wird der zweite Band gelobt: „Einiges wie ‚Die beiden Raben', ‚Das arme Kätheli', las ich auch im Töchterinstitut vor, und es war rührend, wie die Mädchen teilnehmend und innig gerührt weinten. Der Kurt von Koppigen ist sehr unterhaltend, keck gezeichnet und gemalt, wie von eines anderen Meisters Hand, was aber eben recht, obschon in Ausführung des einzelnen Du gar nicht zu verkennen." Den „Kornwucherer" aus dem dritten Bande („Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken") liest Fröhlich „zum großen Ergötzen der Jungen" in der Schule vor und den „großen Kongreß auf dem Kasinoplatz zu Bern" seiner Frau — „lange haben wir nicht mehr so gelacht". Auch Burkhalter läßt

sich günstig vernehmen: „Ihre Bilder aus dem Volksleben haben mir viel Freude gemacht. Ich danke recht herzlich dafür; sie sind mir ein neuer Beweis, wie genau Sie mit den ältern und neuen Sitten und Unsitten in unserm Volksleben bekannt sind, wie es bisher noch kein Volksschriftsteller war. Ich finde sie den Grundzügen nach vollkommen treu und wahr. Nur deucht mich, Sie haben hin und wieder die Farben wohl stark aufgetragen, so daß zuweilen das, was eigentlich nur braun sein sollte, fast schwarz wird. Das ist aber nicht geeignet, bei den Deutschen eine respektable Meinung für uns Schweizer hervorzurufen. Indessen haben Sie in andern Schriften lieblichere Bilder aufgestellt, welche die Sache wieder ins Gleichgewicht bringen. Nur hätte ich gerne gesehen, daß unter diesen größtenteils düsteren Bildern auch etwa ein liebliches hervorragte. Ich denke aber, Sie werden wohl wissen, was Sie machen." Aus dem zweiten Bande hebt Burkhalter besonders den „Kurt von Koppigen" hervor, an den Erzählungen des dritten lobt er den gemütlich religiösen Zug. — Keller besprach die „Erzählungen und Bilder" mit der „Käserei" zusammen, wollte die Anekdoten und Visionen unterdrückt sehen, lobte aber die Novellen: „Die Novellen sind alle von gleich gutem Stoffe wie die größeren Arbeiten Gotthelfs. Vorzüglich fällt es auf, und jeder Leser wird es gestehen, wie abgesehen von der übertriebenen Polemik und den Geschmacklosigkeiten in vielen Bildern, es doch so wahrhaft episch hergeht in dieser Welt. Viele Züge könnten ebensowohl dreitausend Jahre alt sein wie nur eins, und in beiden Fällen gleich wahr und treffend." Wie schon erwähnt, wollte Keller einige der Gotthelfschen Novellen dramatisch bearbeiten. Was der Novellist Keller dem Novellisten Gotthelf verdankt, ist vielleicht auch nicht so ganz wenig und würde, wie überhaupt das Verhältnis der dichterischen Welten beider Dichter, einer genauern Untersuchung wert sein. — Gotthelf selbst unterschätzte seine kleinen Sachen, wie er denn beispielsweise vom „Erdbeeri-Mareili", das ihm einfiel, als ein Erdbeermädchen in sein Haus kam und das er vor einer Reise „zwischen Predigt und Kinderlehre" niederschrieb, meint, es sei ganz unbedeutend. Aber eine Anzahl seiner Erzählungen „Die schwarze Spinne", „Kurt von Koppigen", „Elsi, die seltsame Magd", „Wie Christen eine Frau gewinnt", „Hans Joggeli der Erbvetter", „Segen und Unsegen", „Das Erdbeeri-Mareili", „Der Sonntag des Großvaters", „Der Besenbinder von

Rychiswyl", „Der Oberamtmann und der Amtsrichter", „Der Besuch", „Die Frau Pfarrerin", bilden unbedingt einen Teil seiner Unsterblichkeit. Die zuletzt genannte Erzählung war sein letztes Werk; Fröhlich berichtet darüber: „Seine letzte Erzählung ‚Die Frau Pfarrerin', schrieb er, soviel sich aus den Umständen schließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftstellerarbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen ... Aber doch kann er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im allgemeinen an das Los einer Predigerswitwe zu denken; und es ist rührend, in seiner Handschrift dieser Erzählung zu sehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: ‚Ihre Seele wird dort Gott preisen, wie nur die reinen Herzen es vermögen', die Tinte ausgegangen war und das ‚vermögen' verschwindend geschrieben ist." Jedenfalls bildet diese Erzählung voll reinen Humors und tiefen Gefühls einen wunderbaren Abschluß seiner Schriftstellerlaufbahn. (Ausführlicheres über die Erzählungen in der besonderen Einleitung, Bd. VII.)

Über das Leben Albert Bitzius' in den letzten Jahren vor seinem Tode können wir uns aus einer Reihe von Quellen ausreichend unterrichten; da ist der Briefwechsel mit Fröhlich, der außer dem Politischen und Geschäftlichen auch manchen feineren Lebenszug enthält, da ist Fröhlichs Aufsatz im fünften Bande der „Erzählungen und Bilder" „Aus Jeremias Gotthelfs Leben", der den Niederschlag verschiedener Besuche Fröhlichs im Pfarrhause von Lützelflüh darstellt, da ist die ausführliche Darstellung in Manuels Gotthelf-Biographie Seite 151—168, da sind die Erinnerungen der Tochter des Dichters Henriette in der der Ausgabe des „Schulmeisters" von 1877 angehängten Lebensgeschichte, da ist endlich der Aufsatz des Lotzwyler Pfarrers J. Ammann in der „Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs" unter den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich" erschienenen kleinen Schrift. — Bitzius wurzelte nach wie vor in seinem Familienleben, das nicht schöner zu denken ist. Über seine Frau Henriette Bitzius-Zeender sagt Manuel: „Frau Bitzius war keine gelehrte, aber eine gebildete, sehr richtig fühlende Frau von feinem Urteil und schöner Weiblichkeit, ganz dazu gemacht, die stete und treue Ratgeberin eines solchen Mannes zu sein, der auch auf ihr Urteil ungemein viel gab, ihren ganzen Wert erkannte, so daß wohl kein Werk von ihm ohne ihre Billigung den Lauf in

die Welt angetreten haben mag.“ Ein dem Hause Nahestehender meint: „Niemand hat Jeremias so völlig, so durch und durch verstanden in all seinem Dichten und Trachten als gerade seine Frau.“ Den Familienkreis rundeten, wie schon bemerkt, drei Kinder, der Sohn Albert und zwei Töchter, von denen die jüngere des Vaters besonderer Liebling war; außerdem gehörte wenigstens im Sommer noch Bitzius' ältere Schwester Marie zur Familie. Die Erziehung der Kinder wurde hauptsächlich von der Mutter geleitet. „Die schmerzlichste Züchtigung,“ schreibt die ältere Tochter, „war für uns, wenn die Mutter einige Tage lang uns nicht ‚Gute Nacht‘ sagte oder gar Tränen über uns vergoß. Eine Lüge war in den Augen unserer Eltern das höchste Vergehen, und ‚Lüge‘ hieß alles, was nicht unbedingte Wahrheit war. Nie vertuschte die Mutter vor dem sehr heftigen und strengen Vater unsere Fehler, nie durften wir hoffen, vor seinem gerechten Zorne bei ihr unsere Zuflucht zu finden. Durch Wort und Vorbild lehrte sie uns die unbedingteste Offenheit und Aufrichtigkeit; auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß sie uns Kinder mit Wort und Beispiel dazu anhielt, die heiligen Namen, Gebete und Lieder nie gedankenlos oder gar scherzweise in den Mund zu nehmen.“ Von dem Vater heißt es dann noch: „Er war ein liebender, oft etwas strenger und ernster Vater, der seinen kurzen Befehlen ohne viel Rede Nachdruck zu verschaffen wußte. Mehr als mit Worten strafte er mit dem flammenden Blick seiner Augen, die bei jeder Gemütsbewegung Farbe wechselten.“ — Der Sohn Albert mußte das Elternhaus früh verlassen und das Waisenhaus im benachbarten Burgdorf beziehen, da der Vater der Ansicht war, daß ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Gesundheit gelange. Er wird in den Briefen an Fröhlich öfter erwähnt: 1852 als auf einer Reise im Glarnerland befindlich, 1853 als zu „schönen Hoffnungen berechtigend“, noch im selben Jahre mit den Plänen, die der Vater für ihn hat („Ich bringe meinen erst das nächste Frühjahr auf die Hochschule, und, wenn möglich, muß er mir im Sommersemester nach Lausanne oder Genf, dann in Bern absolvieren und erst nachher nach Deutschland“), 1854 als „glücklich bestandener“ („Mein Junge hat sein Maturitätsexamen gemacht und sehr brav, wie ich höre. Jetzt ist er in Lausanne und soll Welsch lernen. Dagegen ist das junge Meitschi wieder heim und brachte uns viel Leben ins Haus“). Albert Bitzius der Jüngere wurde in der Tat der würdige

Sohn seines Vaters, entwickelte als Pfarrer zu Twann am Bieler See eine rege sozialreformerische Tätigkeit und wurde 1878 mit der Leitung des Erziehungs- und Gefängniswesens im Kanton Bern betraut, starb aber schon 1882. Nach seinem Tod erschienen sieben Bände seiner Predigten, die sehr bedeutend sind. — Über die in dem Brieffragment genannte jüngere Tochter sagt Manuel: „Sie war besonders lebhaft, und ihr Vater ergötzte sich oft an ihren witzigen Einfällen und naturwüchsigen Bemerkungen und schrieb einmal seinem Freund Meurer, wie er die Kritik seines ganzen Hausstandes über sich müsse ergehen lassen, wie auch seine Kinder daran teilnähmen und wie sein Jüngstes Präsident in diesem Gerichtshof sei."

Das Haus Bitzius zeichnete sich durch große Gastfreiheit aus und wurde namentlich im Sommer von Freunden und Bekannten, als der Hausherr eine literarische Berühmtheit geworden war, aber auch von Fremden vielfach aufgesucht. Fröhlich, der häufig und dann längere Zeit in ihm weilte (Sommer 1849, 1851, 1852, zum letztenmal wohl Mai 1853) hat in seinem genannten Aufsatz eine genaue Schilderung des Hauses selbst und seiner ganzen Umgebung gegeben. Ammann vergleicht das Haus zur Sommerzeit einem Taubenschlage, „wo es nur so aus- und einflog von heimischen und immer mehr auch von fremden Gästen. Letztere waren meist Deutsche, wie jener Baron, den das junge Dienstmädchen mit den Worten anmeldete: ‚Frau Pfarrer, es is e Fadebund da und wott en Chrüzer.' Nie, man mochte anklopfen, wann es war, hatte man den Eindruck, daß man ungelegen komme. Wer auch nur einmal eintrat in diesen Familienkreis, dem mußte unwillkürlich das Wort des Petrus beifallen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Daß trotz dieses geselligen Verkehrs Bitzius' Lebensweise eine sehr geregelte war, versteht sich bei seiner großen Arbeitslast von selbst. „Er stand des Morgens," schreibt Manuel, „sehr früh auf, frühstückte schon um sechs Uhr und bereitete den Kaffee für das Familienfrühstück selbst, so daß, wenn er Besuch hatte, der Gast, der etwa früh morgens abreisen wollte, immer seinen heitern Wirt selbst bereits im Eßzimmer mit dieser patriarchalischen Operation beschäftigt fand. Die guten Morgenstunden aber bis elf Uhr waren der Arbeit gewidmet, und Bitzius liebte es nicht, vor dieser Stunde in seinem Tagewerk gestört zu werden, wenn er auch

nie eine Audienz abwies. Beim Mittagessen liebte er behaglich zu verweilen. Der Nachmittag war leichteren Amtsgeschäften oder den Gängen in Schulen und Häuser oder nach der ihm so sehr am Herzen liegenden Armenanstalt zu Trachselwald, ferner Besuchen oder während der „Saison" dem Empfangen von solchen gewidmet. Auch der Abend, welchen nach alter Berner Sitte ein späteres Nachtessen schloß, blieb der Geselligkeit, dem Lesen von Zeitungen oder Zeitschriften oder anderer Lektüre vorbehalten. Bitzius arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bitzius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat diesen Grundsatz im Leben stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwandte. Nur seine staunenswerte Leichtigkeit im Produzieren hat dies möglich gemacht." Das schlichte Arbeitszimmer Bitzius' mit dem Blick auf den Eiger hat Fröhlich geschildert, auch seinen Lieblingsplatz im Garten des Pfarrhauses mit einem Gartenhäuschen und einem Fischteich. Bitzius war ein großer Blumen- und Tierfreund: „Er hatte eine Lieblingskatze und fütterte seine Fische und auch seine Hühner täglich selbst." Groß war zu allen Zeiten seines Lebens sein Interesse an der Landwirtschaft, „die Wirtschaft in Scheune und Feld ließ bei ihm nichts zu wünschen übrig." Früher Jäger und rüstiger Fußgänger, mußte er in späteren Jahren wegen Herzbeklemmungen mehr zu Hause bleiben. Auch zu Reisen kam er nur noch selten; im Sommer 1846 machte er eine Reise durch die Ostschweiz über Schwyz und Graubünden, im Jahre 1850 besuchte er die Predigerversammlung zu Neuenburg, 1851 die zu Liestal, von wo aus er dann nach Straßburg und Baden-Baden ging, 1852 machte er mit Fröhlich einen Ausflug nach Selisberg in Unterwalden. Nach Bern kam er natürlich häufiger.

Sein Verhältnis zu seiner Gemeinde war nach wie vor gut. „Im Verkehr mit den Gemeindegenossen," berichtet Ammann, „war Bitzius ein Muster pastoraler Klugheit [es war wohl etwas mehr!]. Er war ein leutseliger und wohlmeinender Herr, der sich auf alle

Bedürfnisse und Sorgen der Leute gut verstand und mit seiner eminenten Lebensweisheit praktischen Rat erteilen konnte ... Auch mit der Tat stand er der Not stets zur Seite." Allerdings, Gotthelfs Schriftstellerei scheint einzelne Leute argwöhnisch gegen ihn gemacht zu haben, sie befürchteten, daß sie irgendwo gedruckt werden könnten. „Mir selbst hat eine, im übrigen sehr tüchtige und angesehene Bäuerin, die ihr Haus wohl sehen lassen durfte, es einmal erklärt," erzählt Ammann, „sie sehe es nicht gern, wenn der Pfarrer von Lützelflüh herüberkomme nach Goldbach. Nichts entgehe seinem scharfen Auge, und auf alles achte er, und man müsse immer mit Schrecken denken, daß man bald in einem Buche oder gar im Kalender sich wiederfinden werde." Fröhlich berichtet denn auch allerlei charakteristische Dinge in dieser Hinsicht. Im großen ganzen blieb Albert Bitzius aber doch der Vertrauensmann seiner Gemeinde und hatte auch nähere Freunde in ihr — Manuel nennt vor allem die Brüder Geißbühler. „Regelmäßig an Sonntagabenden," heißt es bei Ammann, „fand sich Bitzius mit einigen Freunden im Hinterstübchen des Wirtshauses bei einem Schöpplein zusammen, und da diese Freunde ganz außerordentlich gescheite und witzige Leute waren, so ging Bitzius nie heim, ohne für weitere Arbeit angeregt und bereichert worden zu sein. Aber nicht nur dort im Hinterstübchen, sondern auf Weg und Steg, namentlich auch in den Pfarrhäusern ringsumher sammelte er mit Bienenfleiß Honig für seine Schriften, und vermutlich kehrte er nie reichlicher beladen heim, als wenn er im Hause seines alten Freundes zu Wynigen und dessen redseliger Frau Pfarrer z' Gast gewesen war. Viel Lustiges und Ernstes wird auch hin und her geflogen sein an den Nachmittagen, wo Bitzius mit seinen Intimis, dem Pfarrer Ryz von Utzenstorf und dem schon genannten Dekan Farschon in Wynigen, seine regelmäßigen Zusammenkünfte im Stadthaus zu Burgdorf hielt. Von drei Seiten fuhren jeweilen an diesen fröhlichen Tagen die drei Freunde heran, jeder in einem Chaischen oder im Char à banc, ‚dienlich für Landpfarrer'. Nur ein riesiges Gedächtnis ermöglichte übrigens unserm Dichter-Pfarrer, über das reiche Material, das ihm der Verkehr mit allerlei Volk eintrug, mit souveräner Freiheit zu verfügen. ‚So zwei Jahre', sagte er selbst einmal zu mir, ‚behalte ich alles, was ich während dieser Zeit gesehen, gehört und gelesen habe'" — woraus man, nebenbei bemerkt, nicht schließen möge, daß einen

Dichter wie Bitzius das ausgezeichnete Gedächtnis mache: Bereicherung der angeborenen und von Jugend auf entwickelten künstlerischen Anschauung würde hier das richtige Wort sein. Bei seinen Amtsgenossen soll Bitzius beliebt gewesen sein: „Wohl hatte er auch für ihre Schwächen ein scharfes Auge, aber wenn er sie ans Licht zog, geschah es meist mit liebenswürdigem Humor; ganz wie seinem Sohn später, ward ihm darum manches geflügelte, mehr oder weniger boshafte Wort zugute gehalten, das, aus anderm Mund geflossen, einen tiefen Riß gezogen hätte. Seinen Amtsbrüdern bewahrte er Freundschaft und Treue, auch wenn sie politisch andere Wege gingen. Ein tüchtiger, aber durchaus nicht blinder und einseitiger Korpsgeist ließ ihn die Differenzen der politischen oder theologischen Anschauung übersehen und das Hauptgewicht legen auf das Gemeinsame und Zusammenhaltende." Nur die jüngeren Vikare, die dem in „Anne Bäbi Jowäger" glichen, kamen bisweilen schlecht weg bei Albert Bitzius.

Über sein Äußeres finde ich zwei einander widersprechende Nachrichten. „Er war," heißt es in einem Aufsatz Fröhlichs, „eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lukubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch seine Rede: ernst und gewichtig, ohne Wortreichtum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend." „Besonders hell und klar," fügt Manuel in Übereinstimmung mit anderen hinzu, „war sein Auge, das die Menschen und Gegenstände zu durchdringen schien, ohne im geringsten etwas Lauerndes oder Auskundschaftendes zu haben. Man könnte sagen, es sei klar gewesen wie seine Seele. — Auch sein Kopf mit den schwarzen krausen Haaren war ein männlich schöner." Ferdinand Vetter berichtet dagegen: „Bitzius war von kleiner untersetzter Gestalt, hell von Aug' und Haar, rüstig zu allen Leibesübungen bis ins nahende Alter." Wer hat nun recht? Ich denke, Bitzius wird helle Augen und braunes, nicht ganz dunkles Haar gehabt haben. Ein recht gutes Bild von ihm scheint zu fehlen. Die von Barth, Leemann (über den sich im Fröhlich-Briefwechsel allerlei findet) und Dietler werden genannt.

Bitzius hatte immer eine Ahnung gehabt, daß er nicht alt werde, und seit 1850 war denn seine Gesundheit in der Tat erschüttert,

zum Teil gewiß infolge der gewaltigen geistigen Anstrengung und seelischen Erregung der letzten Jahre. Manuel schiebt auch dem wegen eines Halsleidens gebrauchten Jodin einen Teil der Schuld zu. Es stellten sich Herzbeklemmungen ein; diese „entstanden (nach Manuel) aus einer Hypertrophie des Herzens, an welcher er litt, sowie auch an Leberhypertrophie, und seine Lebensweise war, namentlich in betreff dieser Übel, die häufig Bedingungen zur Wassersucht sind, undiätetisch. Schon im Jahre 1851 hatte er geschwollene Füße.“ Doch trat wenigstens keine eigentliche Leidenszeit ein, und Bitzius blieb auch geistig frisch. Den schönen Winter 1852—53 genoß er mit voller Seele: „Wir haben Blumen im Garten, und die Bäume wissen gar nicht mehr, was für Zeit es ist und woran sie sind, sollen sie eigentlich treiben oder nicht.“ Hier und da klagt er freilich über Müdigkeit („eine Art vis inertiae lag wie eine schwarze Wolke über mir; möglich, daß eine Masse unerquicklicher Geschäfte daran schuld war“), dabei liegt ihm aber die von Springer geplante Gesamtausgabe seiner Werke sehr am Herzen, und auch politisch ist er immer noch der alte. Im Sommer 1853 muß er eine Kur im Gurnigelbade durchmachen, die aber wenig nach seinem Geschmack ausfiel: „Meine Hauptsorge (Brief an Fröhlich vom 6. September 1853) war die, wie die Zeit totschlagen von einer Mahlzeit zur andern; denn von Ausfahrten ist im Gurnigel keine Rede, höchstens von Exkursionen, die ziemlich einförmig und sehr anstrengend sind, so daß ich in der Regel dazu zu müde war. Der Gurnigel ist sehr angreifend; die einen faßt er am Kopf, die andern an den Beinen, mich eben an den letztern. Jetzt wären sie wieder gut, und ich wollte nur zu gerne herum mich treiben, wenn nur das Wetter nicht so herzlich schlecht wäre.“ In einem Brief vom 24. Januar 1854 bricht Gotthelfs politischer Zorn zum letztenmal gegen Fröhlich stark hervor („Ein miserabler Pack versammelt sich doch kaum irgendwo auf Erden unter dem Namen von Räten als unsere saubern Eidgenossen in Bern. Jetzt, da unser Kampf mit den Radikalen von neuem angeht, reißen die Kerls unsrer Regierung den Schild vom Arme und schlagen ihr die Waffen aus der Hand“); etwas ruhiger ist er im letzten der erhaltenen Briefe an Fröhlich, wo er auch den bevorstehenden Krimkrieg berührt („Es ist schwarz am Himmel. Niklaus ist wahrhaft ein großartiger Mann, und Engländer und Franzosen führen sich auf wie Buben, wie echte Radikale, großes Maul und nichts dahinter“).

Die dann eintretende „Fusion" der Konservativen und Radikalen ist schwerlich nach seinem Herzen gewesen. Im Sommer 1854 unterblieb die Badekur, da die Symptome fortschreitender Wassersucht schon deutlicher hervortraten, auch ein fast beständiger Husten die Kräfte aufreiben half und bisweilen Schlafsucht eintrat. Doch konnte Bitzius auch diesen Sommer noch den Besuch seines Verlegers Springer annehmen und mit ihm eine Wagentour durchs Emmental, später selbst mit einem anderen Freunde eine kleine Bergexkursion machen. Er erlebte im September noch die Freude, daß sich seine älteste Tochter Henriette mit dem Pfarrer Ruetschi in Sumiswald verlobte, und feierte am 4. Oktober 1854 seinen achtundfünfzigsten Geburtstag mit den Seinigen bei leidlichem Wohlsein. An diesem Tage schrieb ihm Fröhlich: (Ich) „reiste an den Frankfurter Kirchentag, am 20. September. Am 27. September war ich wieder zurück. Ich blieb Gott sei Dank wohl und wurde in dieser von 1500 Gästen besuchten Versammlung vielfach belehrt und gar sehr auf- und angeregt. Es wäre stundenlang zu erzählen. Neu belebt wurde Bewußtsein und Freude, der evangelisch deutschen Kirche anzugehören. Dir frugen viele Deutsche nach. Du bist überall bekannt; Deine Schriften finden sich in allen Volksbibliotheken. Namentlich Nordpreußen und Hessen lassen Dich grüßen, unter diesen aus Darmstadt Herr Studienrat Spieß, der einst in Burgdorf war. Ein beneidenswertes Denkmal hast Du in Grimms Wörterbuch. Du weißt es vielleicht noch nicht. In der ersten Lieferung (Leipzig) 1854, in der Vorrede zum ersten Bande, S. XVII, sagt Jakob Grimm: ‚Die schweizerische Volkssprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es sich schon aus der Freiheit des Volkes begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich mit dem übrigen Deutschland mächtig zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zutat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf (Bitzius), kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig andere gleich.' ... Und dieses Wörterbuch ist wohl auch aere perennius." Am 10. Oktober zog sich Bitzius durch einen Krankenbesuch bei einem gefährlich daniederliegenden Unterweisungsknaben, wie Manuel berichtet, eine Erkältung

zu, die sogleich einen entzündlichen Charakter annahm, indem sich Blutspeien mit starker Oppression einstellte. Gleichwohl schonte sich der Erkrankte nicht, legte sich trotz der Mahnung seiner Ärzte nicht einmal zu Bette und ging noch am 14. Oktober abends in die Armenkommission, die sich im benachbarten Schulhaus versammelte, bei kalter und feuchter Oktoberwitterung. Ein wegen des immerwährenden Blutspeiens unternommener, jedoch nur ganz schwacher Aderlaß hatte zwar, wenigstens dem allgemeinen Befinden nach, anfangs günstigen Erfolg. Allein es trat nun rasch allgemeine Wassersucht ein, gegen welche sich die angewandten Mittel nicht mehr wirksam zeigen wollten. Über die letzten Tage schreibt der Sohn Bitzius an Fröhlich: „Seit letzten Montag [16. Oktober] verließ er das Lager nicht mehr, ja, er äußerte nicht einmal das Verlangen aufzustehen. Seine Umstände schienen besser zu werden, die Ärzte hatten wieder Hoffnung. Sein Interesse für alle Dinge, die ihn umgaben, die ihn sonst beschäftigt hatten, war noch rege. Politik [die damals beginnende Belagerung Sebastopols nach Manuel], Schriftstellertum, Familienverhältnisse beschäftigten ihn unaufhörlich in seinen Träumen, sowie in fieberhaften Zuständen, die auf den Schlaf folgten und dem völligen Erwachen vorangingen. Sonnabends ging wieder alles gut, nur war er noch schwerer zu erwecken als gewöhnlich. Abends aß er noch etwas mit gutem Appetit; auch schlief er weniger unruhig, redete weniger im Traum. Zuweilen erwachte er noch ein wenig und fragte nach der Zeit. Um halb fünf nahm er noch Arznei; von da aber begann sein Todeskampf. Doch dauerte er nicht lange und war schmerzlos. Noch einmal öffnete er die schon gebrochenen Augen, dann stockte sein Atem." Am Sonntag, dem 22. Oktober 1854, morgens gegen 6 Uhr ist Albert Bitzius an einem Stickflusse jählings verschieden. Sein Begräbnis fand am 25. Oktober statt. „Eine große Menge Volkes folgte dem Sarge. Die Amtsgenossen waren zahlreich vertreten, ebenso die Gemeinde, die Armenanstalt von Trachselwald, die einen so liebevollen Pfleger verloren." Auch die studierende Jugend Berns fand sich in den Freunden des jungen Bitzius ein. Die Leichenrede hielt der Freund des Verstorbenen, Dekan Farschon — Ammann hat sie in seinem Aufsatz über Gotthelf vielfach benutzt. Sein Grab ist auf dem Kirchhof von Lützelflüh und mit einem gotischen Denkstein geschmückt. Ein öffentliches Denkmal wurde ihm am 22. September 1879 an der Land-

straße bei Lützelflüh errichtet: „Von der Landstraße führt eine schöne Steintreppe empor zum Denkmal. Es ist ein hoher, roher Steinblock, in dessen oberer Hälfte das gutgetroffene, bronzene Medaillon Gotthelfs (von Bildhauer Lanz) eingelassen ist. Darunter in großer Antiqua die Inschrift:

Jeremias Gotthelf 1797—1854
in Dankbarkeit gewidmet."

V.

Der Ruhm Jeremias Gotthelfs war seit 1848 ganz bedeutend gestiegen, hier und da fand er um die Zeit seines Todes bereits die Anerkennung, die er verdiente. Von den damals mächtigen Literaturkritikern war es namentlich Wolfgang Menzel, der immer wieder in seinem Literaturblatt für ihn eintrat — Hunziker verzeichnet von 1838 an neun Kritiken — und ihn, wie wir sehen werden, auch in seiner spätern Literaturgeschichte an den richtigen Platz stellte. Daneben hat auch Julian Schmidt für Gotthelf gewirkt. Von großer Bedeutung für Gotthelfs Anerkennung war zweifellos W. H. Riehls Eintreten für ihn. In dem dritten Bande von dessen „Naturgeschichte des Volkes", „Die Familie", 1855 zuerst erschienen, heißt es: „Ludwig Richter zur Seite möge nun hier der wackere Mann stehen, von dem ich zu reden versprochen, der ist ein Bußprediger, welcher die Verderbnis, die über das Haus gekommen, in kühnen Zügen umrissen, die Blüte des in alter Ehrenhaftigkeit gegründeten Hauses zwar auch mit großem Glanze geschildert hat, mit ungleich größerer Macht aber und mit einer Fülle der zürnenden sittlichen Begeisterung den Verfall der häuslichen Sitte, daß ihm hierin kein anderer deutscher Schriftsteller der neueren Zeit gleichkommt. Dieser Mann ist Jeremias Gotthelf. Nicht mit Unrecht gab er sich den Namen Jeremias; denn wie jener klagende Prophet auf die Trümmer von Jerusalem, deutet er uns immer wieder auf das zertrümmerte Heiligtum der deutschen Familie. Seine Bücher sind ohne Form und Maß, bald zu breit und bald zu lang, aber es spricht ein so frischer Geist voll natürlicher Poesie in ihnen, daß man in dem Verfasser mit Recht ein Stück von Shakespeare gefunden hat. Shakespeare als Dorfpfarrer im Kanton Bern. Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden; er will sie

gar nicht verstehen. Er ist ein ebenso großer Barbar gegen den ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten des klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und wie der feinfühlige, liebevolle, von den Grazien geweihte Richter nicht Bilder genug zeichnen kann, so kann dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn — wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist ein kulturgeschichtliches Phänomen. Feine norddeutsche Kritiker behaupten, Gotthelfs Schriften leuchteten zwar von einem wunderbaren poetischen Funkensprühen und seien voll fesselnder Ursprünglichkeit; allein man könne alle diese Bücher nur anfangen, nicht auslesen. Ich habe an mir selber im Gegenteil wahrgenommen, daß, wenn man nur ein einziges Buch von Gotthelf ordentlich zu lesen angefangen hat, der Verfasser einen gar nicht wieder los läßt. Er packt uns wie mit dämonischer Faust und reißt uns in seinen Gedankengang hinein, wir mögen wollen oder nicht." An diese Ausführungen knüpft Otto Ludwig an, dessen unvollendete Erzählung „Aus einem alten Schulmeisterleben" an den Stil Gotthelfs erinnert: „Die Ähnlichkeit, die Riehl zwischen Shakespeare und Jeremias Gotthelf findet, liegt darin, daß beide die Naturgeschichte der Leidenschaften abhandeln und darin die Mittel zeigen, welche sie tragen, und direkt oder indirekt auf die Mittel hindeuten, welche sie heilen können. Der große Unterschied liegt in den verschiedenen Horizonten beider, dort der weite von allgemein menschlichen Typen des Staats und des privaten Lebens in wenigstens dem Staatsleben entlehnten Rahmen, und hier das enge, spezifisch schweizerische Bauernhaus." Die von Riehl bemerkte Bewunderung Gotthelfs durch das feingebildete, namentlich norddeutsche Publikum war in den fünfziger Jahren Tatsache, im besonderen in Berlin schwärmte man für den großen Schweizer, wofür eine bösartige Bemerkung Kellers in der Kritik der „Käserei" und auch die Berücksichtigung durch Jakob Grimm Zeugnis ablegt — unzweifelhaft ist auch dieser letztere durch die ästhetischen Kreise Berlins auf Gotthelf aufmerksam gemacht worden.

Unter den Nekrologen Gotthelfs sind zwei bemerkenswert, der von Reithard in der „Eidgenössischen Zeitung" und der von Gott-

fried Keller in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Reithard wies darauf hin, daß die Parteileidenschaften der Schweizer ihnen das Vermögen des echten Nationalstolzes geraubt hätten, und gab dann eine Charakteristik der Persönlichkeit Bitzius', die an das Tiefste rührt, wenn sie auch in einzelnen Punkten irrtümlich sein mag: „Bitzius war eine überaus kräftige und selbständige Natur, welche weder dieser Anerkennung, noch jener Feindseligkeit [der Freunde und Feinde der Wahrheit] bedurfte, um zum Schaffen angeregt zu werden. Neben seiner ausnehmenden Tätigkeit lag etwas Ehernes, Massenhaftes und doch wieder eine unendliche Zartheit und Innigkeit in seinem Geiste. Wo er eines der vielen Zeitgebrechen zeigen wollte, da ergriff er mit unwiderstehlicher Macht das Publikum und nötigte es, auf das Bild hinzuschauen, das er mit scharfen Strichen gezeichnet; und wo er eine seiner lieblichen oder männlichen Gestalten schuf, da war die Gewalt der Anziehung so groß, daß selbst der erbitterte Gegner Gotthelfs immer und immer wieder darauf hinblicken mußte. Dagegen läßt sich — um der Wahrheit genug zu tun und auch die Schattenseite nicht zu verschweigen — kaum leugnen, daß Bitzius, bei aller Überlegenheit seines guten Menschen, bei aller Trefflichkeit seiner Grundgesinnung, doch in sich selber einen Kampfplatz trug, auf welchem starke Leidenschaften seiner edleren Natur zahlreiche Gefechte lieferten und wohl auch hie und da — in schwachen Stunden einzelne vorübergehende Vorteile errangen. Diese Leidenschaften spiegeln sich auch in manchem seiner Werke ab, ja zuweilen läßt sich herausfühlen, daß der Verfasser bei üppigen und gehässigen Schilderungen mit momentaner Vorliebe verweilt — freilich um nachher in feurigem Zorne den Geist des Laszíven und Lieblosen zu züchtigen. Übrigens versteht sich ohnehin von selber, daß jeder Psycholog — je weiter er es in der Menschenkenntnis gebracht — mehr und mehr einsehen muß, daß das Maß seiner Seelenkunde eigentlich auf dem Grade der Selbstkenntnis, auf dem mehr oder minder klaren Einblick in seine eigene innere Welt beruht, in welchem — ob auch gebändigt — alle Dämonen hausen, die er durch Wort und Tat in der äußeren Welt bekämpft." Ich möchte hier das Wort „Vorliebe" entfernt sehen — es ist eher ein gewisser mit Grauen gemischter Reiz, zu dem sich das dichterische Bedürfnis der Treue der Darstellung gesellt — und auch die Selbstkenntnis möchte ich durch ein Wort, das das Instinktive und teilweis Un=

bewußte betont, ersetzt wissen. Aber daß Albert Bitzius eine leidenschaftliche Natur war und heftige innere Kämpfe bei ihm sicherlich nicht gefehlt haben, ist ganz zweifellos.

Kellers Nekrolog, kurz nach der Kritik des „Schuldenbauers“ geschrieben und mit ihr zusammen veröffentlicht, ist etwas wie ein Pater peccavi und dem jüngeren Landsmann hoch anzurechnen: Man kann einmal ungerecht sein, aber wenn es darauf ankommt, muß man sich besinnen können. Gleich am Anfang steht das klarste Bekenntnis zu der Größe Gotthelfs: wollen wir versuchen, den Gesamteindruck, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, zusammenzufassen, da müssen wir sogleich bekennen, „daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinertum und oft das Gegenteil von dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Tun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht keiner. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem ‚Hermann und Dorothea‘, aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Tun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der

Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Zynismus, als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der Tat scheint es mehr eine Art asketischer Demut und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davonnehmen noch hinzutun zu wollen zu dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zutat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führt." In aller Bescheidenheit glaube ich, daß, was die „andere Seite" anlangt, Keller, in die Schranken seiner rein ästhetischen Begabung eingeschlossen, sich in der Tat gänzlich irrt: Gotthelf ist weder so ästhetisch schwach, wie der Züricher Dichter meint (seine Kompositionen beispielsweise können mit der des „Grünen Heinrich" und des „Martin Salander" leicht den Vergleich aushalten), noch geht seine angebliche Gleichgültigkeit aus Asketik und Barbarei, aus einer „nicht durchgebildeten kurzatmigen Weltanschauung", wie Keller an anderer Stelle sagt, hervor, sondern aus der Grundanlage seiner Begabung, die nicht rein dichterisch war. Darüber später mehr. Übrigens wird Keller nun auch dem Manne Bitzius mehr gerecht, gibt zu, daß „Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär im schlechtern Sinne des Worts und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war: trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, tat er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für soviele literarische Reaktionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst, und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie tadelte er anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: „Euch andern geht es nichts an!" Er mo=

närchelte nicht, er katholisierte nicht, jesuiterte nicht, pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches); er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie" — Der langen Rede kurzer Sinn scheint mir, habe ich bereits in meiner früheren Schrift über Gotthelf gesagt: er war gar kein Reaktionär und kein Frömmler, sondern ein Mann, ein Mann, der seine Heimat und sein Volk liebte und es auf seine Weise glücklich sehen wollte, was sein gutes Recht war. Der Dichterkundige Keller kommt dann in den folgenden schönen Ausführungen zu Worte: „Nichts geringeres haben wir daran (an Gotthelfs Werken), als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber dem positiven Guten das Negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir tun und lassen sollen, vielmehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens. — Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mit genießen, ohne zwischen der registrierten Schilderung und der Geschichte hin und her geschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen. Ein [Beispiel] bei Gotthelf: nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfern oder Adalbert Stifterschen Malermitteln (welche uns andern allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen); und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Täler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen . . . . Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Haustiere, der

fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen. — Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind: nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen tun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rat, Hilfe in der Not oder Teilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert. — Überhaupt ist es der seltene Vorzug unseres Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugtuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint." Wahrlich, an einer solchen Kollegenkritik muß der Literaturhistoriker seine helle Freude haben, und er bedauert nur, daß Kellers letzter Gotthelf-Aufsatz dann fast vierzig Jahre lang wie begraben lag und erst mit den „Nachgelassenen Schriften" wieder ans Tageslicht trat.

Ein Jahr nach Bitzius' Tod, im Jahre 1855, begannen bei Julius Springer in Berlin die „Gesammelten Schriften" Gotthelfs zu erscheinen, von denen schon bei Lebzeiten des Dichters die Rede gewesen war, und sie lagen im Jahre 1858 in 24 Bänden vollendet vor. Der Inhalt der Bände war: I. Der Bauernspiegel, II. Uli der Knecht, III. Uli der Pächter, IV. Käthi, die Großmutter, V. Leiden und Freuden eines Schulmeisters, erster Teil, VI. Leiden und Freuden eines Schulmeisters, zweiter Teil, VII. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz, erster Teil, VIII. Erzählungen und Bilder, zweiter Teil, IX. Erzählungen und Bilder, dritter Teil, X. Erzählungen und Bilder, vierter Teil, XI. Jakobs, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz, XII. Dursli, der Branntweinsäufer, Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen, Hans Joggeli, der Erbvetter, und Harzer Hans, auch ein Erbvetter, XIII. Geld und Geist, XIV. Zeitgeist und

Bernergeist, XV. Bilder und Sagen der Schweiz, erster Teil, XVI. Bilder und Sagen der Schweiz, zweiter Teil, Der Knabe des Tell, XVII. Die Armennot, Hans Jakob und Heiri, XVIII. Der Geltstag, XIX. Erlebnisse eines Schuldenbauers, XX. Die Käserei in der Vehfreude, XXI. Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht, erster Teil, XXII. Anne Bäbi Jowäger, zweiter Teil, XXIII. Ein Silvestertraum, Die Wassernot im Emmental, Dr. Dorbach der Wühler, Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein, Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs gesammelten Schriften, zusammengestellt von Albert von Rütte, Pfarrer, XXIV. Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), sein Leben und seine Schriften, dargestellt von Dr. C. Manuel. Dieses Buch Dr. Manuels, das auch einzeln erschien, ist das ausführlichste und beste Werk über Gotthelf bis auf diesen Tag und kann nur durch eine wissenschaftliche Biographie größten Stils überwunden werden. Es zerfällt in zwei Teile: „Das Leben von Bitzius" (170 S.) und „Die Schriften von Bitzius in ihren Hauptzügen" (137 S.). Die Biographie gibt nur die Hauptsachen, wenig Detail und muß jedenfalls, wie hier ja auch schon zum Teil geschehen, durch Ausnutzung des Briefwechsels bereichert werden. In der Biographie sind gleich die einzelnen Werke, wie sie entstehen, betrachtet und meist sehr verständig beurteilt. Der zweite Teil dann, der durch die Schriften zur Persönlichkeit zu kommen strebt und weiterhin wesentlich apologetischer Natur ist, darf als außerordentlich tüchtige Leistung gelten; soweit wie eine nicht spezifisch-ästhetisch beanlagte Natur kommen kann, ist Manuel überall gekommen und hat die Grundzüge und Hauptsachen durchweg richtig festgestellt. Er weist zunächst die Anschauung zurück, daß Gotthelf ein Erbauungsschriftsteller sei, er predige durch seine Erzählungen, durch das Leben seiner Menschen und ihre Schicksale am eindringlichsten und schönsten; wo er als eigentlicher Prediger predige, rühre er in weit geringerem Maße. Den didaktischen Zweck, das praktische Motiv von Gotthelfs Dichtungen leugnet Manuel nicht: Bitzius will Volkslehrer sein, sagt er, aber sein Schaffen geriet durch höhere Nötigung zu einem dichtenden und der Moralist und Religionslehrer kam unter die Gewalt des Dichters. Daß er affirmativ, nicht verneinend, daß er religiös war, lag zum Teil schon in seinem Dichterberuf selbst, der den Menschen in seiner Totalität aufzufassen

zwingt, lag weiter in seiner Stellung im Volke, daran, daß er selbst ein naturwüchsiges Stück Volk war; der religiöse Gesichtspunkt ist mit seinem Denken und Fühlen so verwachsen, daß er überall ohne Zwang und ohne falschen Schein, ohne alle Affektation in seinen Schriften sich geltend macht. Aber er geht insofern über das Volk hinaus, als er überall strebt, die religiösen Begriffe zu vergeistigen und von den Schlacken des Allzusinnlichen und Materiellen zu reinigen. In dem Christentum sah er einerseits das große Bindungsmittel der Menschen durch Liebe und Brüderlichkeit, das Erziehungsmittel zu aller höheren Kultur, und andererseits das Erweckungsmittel aller Kräfte im Menschen und den Sporn zu allen Tätigkeiten. Es bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit, und zwar immer reiner, verklärter, geistiger. Der Glaube darf nicht ein toter, passiver, nur innerlicher sein; er soll sich stets verkünden durch das Leben, durch die stete innere Umgestaltung desselben, durch Treue, Mut, Geduld, Kraft, die dem Bösen widerstreitet und den Wechsel der Tage zu ertragen weiß. Es ist das reformierte Christentum in seiner Reinheit, dem Bitzius huldigt, er will sittliche Freiheit wecken, überall aufs Innere wirken und von innen heraus bauen und bessern. Die äußeren Formen des Kultus, die Kirche mit ihrem positiv Bestimmten, mit ihren Institutionen sind ihm Mittel, nicht Zweck. Doch ist er gleichwohl der Kirche zugetan und allem Sektenwesen abhold, die Kirche ist ihm das Organische und Organisatorische, das Erhaltende und Sammelnde, dessen Zerstörung durch den individualisierenden Sektengeist, der zuletzt soviele Religionsbekenntnisse statuiere, als es Köpfe gebe, nur ein Vorbote allgemeiner Zerrüttung und Zerbröcklung wäre. Sein religiöser Standpunkt, meint Manuel zuletzt, ist daher ein äußerst reicher und fruchtbarer, seine Werke begünstigen das Quietistische in der Religion, die bloße Beschaulichkeit nicht; sie geben zwar, wie das natürliche Leben selbst, Ruhepunkte und Stunden der Sammlung oder der behaglichen Freude, aber sie rufen zum Schaffen, zum Handeln, zur Arbeit, zum Tun auf. Die religiöse Gesinnung muß diese Impulse geben, wenn sie echt sein soll. Bitzius bekämpft daher vorerst alles Verneinende, Frivole, Antireligiöse, auf Materialismus, persönlichen Eigennutz und Sinnengenuß Ausgehende, welches diese Gesinnung nicht aufkommen läßt und geradezu zerstört, sodann aber

auch das Sektiererische, Seperatistische und Eitle, welches dieser Gesinnung eine falsche Richtung gibt und die Schale für den Kern zu nehmen in Gefahr kommt. Die Landeskirche mit ihren gegebenen, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und tief im Volksbewußtsein wurzelnden Institutionen scheint ihm zwischen diesen Äußersten die rechte Mitte zu halten und die beste Entwicklerin und Bewahrerin des religiösen Lebens im Volke zu sein. Ähnlich entwickelt Manuel dann die politische Denkweise Bitzius'. Er ist entschieden konservativ, aber das hinderte ihn nicht, den Liberalen der dreißiger Jahre nahezutreten, als diese notwendige Reformen in Aussicht stellten, und jedenfalls war er von allem romantischen Idealisieren vergangener Zeiten, namentlich der nächstvergangenen, die in seine Lebenszeit noch hineinreichte, weit entfernt. Bitzius war ein ganz nationaler Schweizer und Berner, dabei eine ganz deutsch-schweizerische Natur, dem das französische Wesen durch und durch zuwider war. Bei seinem ganz aufs Praktische gerichteten Sinn galten ihm Gesetze und Reformen, solange sie bloß auf dem Papier standen, nichts, er mußte, um sie zu loben, erst sehen, ob und wie sie ausgeführt wurden. Sein Zensoramt als Schriftsteller übte er mit unbestechlicher Strenge aus, drang, wie es des ernsthaften Schriftstellers, der öffentliche Zustände schildert, heiligste Pflicht ist, überall auf Charakter, Festigkeit und Konsequenz im Handeln, auf Rechtlichkeit, Selbstgefühl und öffentliche Moralität. Darum trat er zu dem Freischarenregiment von 1846 in einen so scharfen Gegensatz, weil er glaubte, mit der neuen Verfassung propagandistische Prinzipien, gegen Kirchliches und Staatliches gerichtet, einziehen zu sehen, welche zersetzend und zerstörend bis ins individuelle Leben hinein wirkten und, über die Sphäre der bloß politischen Meinungen und Grundsätze hinausgehend, dem Sozialismus und Kommunismus die Hand reichten. Man könnte Bitzius, trotz der sonstigen großen Verschiedenheit, in vielem mit Aristophanes vergleichen. Wenigstens war die Stellung beider zu der Staats- und Zeitrichtung eine ganz ähnliche. Beide traten in einer Zeit auf, welche die Grenzscheide zweier Epochen machte, in welcher Altes und Traditionelles neuen Begriffen weichen mußte, in welcher der einzelne mit seinem individuellen Streben und Egoismus gegen das korporative und staatliche Zusammengehörigkeitsgefühl ankämpfte, seine eigenen Wege suchte und von dem Aufgehen im Ganzen, von opferbereiter Pietät gegen dieses Ganze nichts mehr

wissen wollte. Beide hielten mit aller Macht an dem erhaltenden Standpunkt der Unterordnung des Individuums unter das gemeine Beste, unter die Disziplin der Genossenschaft fest und bekämpften alles aufs nachdrücklichste, was ihnen diesen Kitt zwischen den Bürgern aufzulösen schien. Religion und Staat sind beide aufs innigste verbunden, und Bitzius steht der neuen Philosophie, die sich ihm in der Berufung Zellers als aggressiv darstellte und von welcher er Ärgeres fürchtete, als sie ihrer Natur nach hervorzubringen geeignet war, ganz so gegenüber, wie Aristophanes den alles dialektisch zersetzenden Sophisten und dem sokratischen „Denkstübchen". Die Zügellosigkeit des Privatlebens und die damit verbundene Schlaffheit und Schwäche im öffentlichen Leben werden von Aristophanes wie von Bitzius mit unerbittlicher Laune gegeißelt. Demagogen, Rabulisten, Intriganten, Volksschmeichler, Betrüger und Betrogene müssen bei beiden ohne Pardon herhalten. Nur greift der Athener, in der Hauptstadt, am Sitz des Regiments wohnend und durch die Sitten der Zeit zu größerer Freiheit berechtigt, die regierenden Personen und ihr Leben selbst an und bringt sie aufs Theater, während Bitzius, auf dem Lande wohnend, mehr die Wirkungen der politischen Sitten in seinem Bereiche, in den Landbezirken schildert und das Treiben untergeordneter Demagogen und egoistischer Aufspürer und Ausbeuter enthüllt. Man könnte eine Menge Stellen in Aristophanes aufweisen, die ganz in Bitzius' Geist geschrieben sind und umgekehrt, weil die Menschen und ihre Leidenschaften seit Jahrtausenden gleichbleiben. Bitzius erscheint jedoch gegen den Griechen ganz zahm und mäßig, wie denn Zeit und Stellung, sowie Zweck und Gattung seiner Dichtung ihm andere Behandlung und Weise vorschreiben mußten. Immerhin gleichen sich beide, trotz allen gewaltigen Divergenzen, in patriotischer Gesinnung, männlichem Geiste, in Schärfe des Witzes und in der genialen Kühnheit, mit welcher sie in ähnlichen Lagen ähnliche öffentliche Zustände und Gebrechen bekämpften. Hätte Bitzius den griechischen Komiker gekannt, so würde dieser vielleicht eine Lieblingslektüre für ihn geworden sein. — Den Vorwurf, Bitzius sei zu sehr Tendenzschriftsteller, weist Manuel damit ab, daß er sagt, alle neueren berühmten Romanschriftsteller, Dickens, Bulwer, die Beecher-Stowe, die George Sand, Gutzkow, Auerbach seien es, in bezug auf den Vorwurf allzu großer Heftigkeit der Polemik, zu großer Zügellosigkeit und Schärfe des Stils und eines zu schroffen Parteistandpunkts hält er den Radikalen bloß das

„Quis tulerit Gracchos de seditione querentes“
entgegen. Gotthelfs Freimütigkeit ist bei der Reinheit seines Willens und der Unbestochenheit seines Urteils durchaus berechtigt, nie hat er für sich selbst etwas gesucht, nie für diesen oder jenen Stand, noch weniger für einzelne Personen geschrieben oder auch nur ihm nahestehende politische Führer gelobt. Wenn er sich zuweilen auch durch allgemein gefaßte Redensarten und Witze über Wissenschaft und höhere Geisteskultur lustig zu machen scheint, so muß man bedenken, daß er als Dichter das Leben in seiner Totalität gegen Abstraktion, Systemsucht, die papierne Regel zu verteidigen berufen war, und daß die Tyrannei liberaler und radikaler Doktrinen und Theorien in jener Zeit nicht zu leugnen ist. Am schlimmsten kommen die Juristen bei ihm weg, aber er vindizierte eben der Moral und Religion ihr Gebiet und bekämpfte die Alleinherrschaft des rein juristischen Rechts; dann nahm er auch Gelehrte im allgemeinen, Professoren, Schul- und Katheberleute her, aber seine Satire galt der Halbbildung, der Halbgelehrsamkeit und dem von dieser unzertrennlichen Dünkel. Seine Politik glich seiner Religion auf ein Haar: er haßte allen Schein und alles Schöntun, er wollte Übereinstimmung der Worte mit der Tat, er verlangte eine Liberalität, die sich in allem gleich bleibt und die Probe aushält. — Bei der ästhetischen Beurteilung Gotthelfs gibt Manuel zunächst zu, daß an der äußeren Form seiner Schriften manches auszusetzen ist: man wirft derselben, und zwar begründeterweise, Mangel an Korrektheit, sogar an grammatikalischer Richtigkeit, Nachlässigkeit, Mangel an Sorgfalt und Wahl im Ausdrucke, sowie an Konzision und Präzision, unendliche Längen und Breiten im einzelnen, sodann eine oft fast unauflösliche Verquickung des Schweizer Idioms mit der deutschen Schriftsprache, welche für den deutschen wie für den schweizerischen, heimatlichen Leser gleich störend ist, kurz einen Mangel an Aufmerksamkeit auf alles, was zum sprachlichen Gewand eines Schriftwerkes gehört und dessen äußere Gestalt und ihren Eindruck bestimmt, vor. Jedoch erklärt sich dieser Mangel zum Teil daraus, daß Bitzius in seinem Dialekt denkt und hochdeutsch schreiben soll, weiter aus ungenügender sprachlicher Bildung in der Jugend, der später auch bei gutem Willen nicht mehr abzuhelfen war. Der heimische Dialekt war in Bitzius' Hand ein unvergleichliches Instrument, und er ließ denselben, ohne welchen er

das Volk gar nicht hätte mit Naturwahrheit auftreten lassen können, in seinen ersten Werken ganz frei vorwalten und sich ausbreiten, darauf nahm er aber, als er im weiteren Deutschland bekannt wurde, immer mehr Hochdeutsch auf, und so entstand eine Sprachfusion, die keinem der beiden zusammengelöteten Teile vorteilhaft gewesen ist. Eine stete Weiterbildung in betreff der Sprache und des Stils hat bei dem immer gebieterischer drängenden Produktionstrieb dann nicht stattgefunden, der Einfluß Jean Pauls, den Bitzius besonders gern las, war auch nicht günstig, und so ist Bitzius' Sprache durchaus nicht unbedenklich zu nennen. Jedoch gehört er immerhin zu den Schriftstellern, die in ihrer Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen wissen, und sein heimatliches Idiom hat er sogleich in seiner ganzen Fülle ans Tageslicht gezogen. Man erstaunt wirklich, wenn man Bitzius' Schriften mit Aufmerksamkeit liest, über den nicht geahnten Reichtum dieses bisher soviel als unbekannten Bernischen Volksdialekts. Wieviel Anmutiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes enthält er in seinen Redeweisen und Wendungen! Und wie körnig derb, schneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten. Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in demselben. Bitzius hat diesen Sprachschatz erst gehoben. — Wo er dann über den Dichter Bitzius redet, schließt sich Manuel vielfach an Julian Schmidt und Gottfried Keller an. Den Vorwurf, daß sich Bitzius um das Architektonische, Komposition usw. zu wenig kümmere, weist er mit einem Worte Bitzius' selber zurück, das lautet: „Der Verfasser ist untertan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt; der Verfasser kann eine Erzählung beginnen, aber dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt und gestaltet nach seinem Willen,“ und berichtet dann, daß Bitzius so gearbeitet habe, daß er nicht zum voraus wußte, wie sich die Dinge und die Schicksale der einzelnen Person entwickeln würden. So arbeiten aber wohl alle Erzähler, und Bitzius steht meiner Ansicht nach in dieser Beziehung weit vorteilhafter da, als man früher geglaubt hat. Richtig ist die spätere Bemerkung, daß der größere (geschichtliche, nationale oder soziale) Hintergrund der Erzählung meist bei Bitzius fehle, aber da die Umstände

und Umgebungen der Menschenwelt und Naturwelt in breitester Entfaltung uns vorgeführt und sinnlich anschaulich werden, entbehren wir ihn nicht. „Jede seiner großen Erzählungen," sagt Manuel äußerst treffend, „gleicht einem breiten Strom des Lebens, der tief und ruhig dahinfließt, und dem wir behaglich und stets durch neue Bilder angeregt in seinem Laufe folgen. Das Kleine verschwindet nicht neben dem Großen, die Nebenfiguren nicht neben den Hauptpersonen, die unbedeutendste Persönlichkeit hat Charakter, überall ist feste Zeichnung, und jeder kleinste Zug verrät den treuesten und schärfsten Beobachter der Natur, der wirklichen Dinge, ein Vorzug, den wir bei den Alten so bewundern. Das menschliche Leben erscheint in breiter sinnlicher Anschaulichkeit, und diese Anschaulichkeit wird, wie es die Kunstregel verlangt, durch ruhige, umständliche, nach außen gerichtete Entfaltung der Gegenstände erreicht. Die Darstellung ist plastisch, alles hebt sich vollkommen deutlich ab, jede Person, jede Handlung und Bewegung, jeder Gegenstand wird für die Phantasie körperlich eindringlich." Später heißt es dann noch: „Bitzius' Dichtung behandelt die wirkliche Welt, ist aus ihr gezogen. Sie ist nichts mehr, wo diese Unterlage der Wirklichkeit ihr entzogen wird. Ihr Stoff ist diese frische, reale Wirklichkeit, möchten wir sagen, die er freilich mit dem Zauberstab der Dichtung berührt und so in ein Bild verwandelt. Die Versuche, Bitzius' Werke in die beschränkte Dorfpoesie einzuordnen, weist Manuel ab. Zum einzelnen übergehend, bemerkt er darauf, daß Gotthelf den Forderungen des dichterischen Ausdrucks und der dichterischen Charakteristik in seinen Werken überall volles Genüge tue, daß eine tiefe Psychologie überall zutage trete, und weist dies dann gründlich nach. Fast alle Gestalten Bitzius' werden vorgeführt, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Dichters in dieser Hinsicht überzeugend dargetan, im besonderen auch noch die Trefflichkeit der Nebenfiguren hervorgehoben. Daß Bitzius oft Satiriker oder vielmehr, insofern er darstellt, nicht räsoniert, Komiker ist, wird nicht verschwiegen, aber dabei gesagt, daß er hierin nicht zu weit geht. Er wollte auch nicht durch Anhäufung von Kriminalgeschichten die sozialen Zustände seines Volkes und Landes schlimmer darstellen, als sie wirklich sind, und blieb so bei der Darstellung der Anfänge der Übel stehen, bekämpfte aber scharf alles, was dem Verderben Vorschub leistete. Seine Poesie wird überall von seinem Charakter, von der starken Überzeugung einer männlichen Seele ge-

tragen; er steht in keinem anderen Dienste als in demjenigen des Geistes, welcher den höheren Menschen treibt, sich der Welt mitzuteilen und sein Scherflein dazu beizutragen, daß dieselbe immer mehr zum Bewußtsein und Verständnis ihrer selbst gelange, was ja nach Hebbel die höchste Aufgabe aller Literatur ist. Vergleichen kann man Gotthelf etwa mit Claudius, Hebel, J. H. Voß, Justus Möser, Franklin und Pestalozzi, Jean Paul, Melchior Meyr, und Manuel tut dies, lehnt aber den Vergleich mit Auerbach ab. Dieser trägt nach ihm die großen Kollisionen der Geschichte und der Gegenwart in ihrer bittersten, extremsten und feindseligsten Gestalt in die Gemüter seiner Dorfbewohner über, aber sie existieren nicht da, wohin sie Auerbach verpflanzt, und nicht so, wie er sie darstellt; Bitzius stellt diese Konflikte, wo sie in die Welt des Landmannes hineinspielen, weit milder, die Leidenschaften weniger grell, die Gegensätze versöhnlicher dar, mehr der normalen Temperatur des Lebens gemäß, und hat damit recht. Das wird im einzelnen nachgewiesen. Auerbach, heißt es zum Schluß, huldigt ganz dem Geschmack der durch Romanlektüre aller Art übersättigten Zeit, Bitzius hingegen weist alle solche Dinge aufs entschiedenste ab und hat sich von den Forderungen des herrschenden Geschmacks völlig emanzipiert, er gehört zu den Schriftstellern, von welchen man behaupten kann, daß sie uns nicht nur innerlich gesund und geistig frisch erhalten, sondern, daß ihnen auch eine Heilkraft innewohne, um uns von krankhaften Stimmungen und Bestrebungen zu befreien. Damit schließt Manuel seine grundlegenden Ausführungen. In der Zeit, als sein Buch erschien, ward dann auch wenigstens in e i n e m literaturhistorischen Werke das wahre Verhältnis von Bitzius und Auerbach festgestellt. „Eine ganz neue Gattung von eigentlichen Volksromanen gründete", heißt es in Wolfgang Menzels ‚Deutscher Dichtung', Stuttgart 1859, „Albert Bitzius, der sich Jeremias Gotthelf nannte, indem er 1837 seine Schilderungen aus dem Berner Landleben begann .... Bitzius' bester Nachahmer wurde ein aus dem Schwarzwald gebürtiger Jude, Bertold Auerbach ... In den ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten' verrät sich überall die Bezauberung, in welcher sich derselbe befunden, seitdem er Bitzius gelesen. Noch führt der Schüler nicht mit voller Sicherheit den Pinsel des Meisters, aber überall blickt dessen Manier hervor." Ganz so einfach, wie Menzel meint, liegen die Dinge nicht, da mancherlei Einflüsse auf Auer=

bach wirkten, aber die Priorität Gotthelfs ist auf keine Weise zu bestreiten.

Die große Beliebtheit, deren er sich in den fünfziger Jahren erfreute, hielt dann in den sechziger leider nicht stand, wie schon daraus hervorgeht, daß sich die Firma Springer genötigt sah, ihre Ausgabe der „Gesammelten Schriften" teilweise als Titelauflage unter der Bezeichnung „Neue wohlfeile Ausgabe" (1861) ins Publikum zu bringen. Die Ursachen dieses vorläufigen raschen Hinweggehens über Gotthelf sind unschwer zu erkennen: zunächst wurde die Zeit nach 1860, ja eigentlich schon nach dem Krimkrieg wieder politischer, die literarischen Interessen traten, im besonderen für uns Deutsche, deren Einigungskriege begannen, mehr zurück; dann kam der Liberalismus wieder empor, zunächst ein besonnener, gemäßigter Liberalismus, Nationalliberalismus darf man sagen, und dieser hatte natürlich für Auerbach, der ihm nahe stand, mehr Interesse als für Jeremias Gotthelf; endlich beginnt um diese Zeit auch der öffentliche Einfluß des Judentums größer zu werden, und diesem war natürlich ebenfalls Auerbach der Nächste. In der Literaturgeschichte speziell sehen wir im Beginn der sechziger Jahre die großen Realisten, Willibald Alexis, Sealsfield, auch bereits Hebbel und Ludwig scheiden, und zwar die letzteren, ohne daß sie eigentlich durchgedrungen sind; die neuaufkommende Richtung, die wir als den Neuklassizismus der Münchener bezeichnen, steht dem Volke und dem Leben, also auch Jeremias Gotthelf, fern, bald zeigen sich auch die ersten Symptome einer hereinbrechenden Dekadence. Und so tritt der große Schweizer fast für ein Menschenalter in den Hintergrund; außer einer Ausgabe des „Schulmeisters", der ja durch das Fachinteresse bis zu einem gewissen Grade lebendig bleiben mußte, und zwei Stereotypausgaben des „Uli" erscheint in der zweiten Hälfte der sechziger, den ganzen siebziger und der ersten Hälfte der achtziger Jahre nichts von Gotthelf neu. Die Literaturgeschichtschreibung tut in bezug auf ihn, auch wohl unter dem Einfluß des Liberalismus, mehr als einen Schritt rückwärts. Schon in einem Briefe vom Februar 1849 hatte Fröhlich an Gotthelf geschrieben: „An unserer Kantonsschule ist über den Jeremias Zwist. Die Deutsch-Michel Rochholz und Kurz, die Professoren heißen, lehren: ‚es sei mit diesem Bitzius nichts' u. dgl. Nun aber haben die Schüler Deine Werke gelesen, sind von denselben entzückt, und selber radikale Bursche sagen:

‚Wenn Bitzius nicht ein Aristokrat, so würde er einem Rochholz und Kurz auch gefallen. Es wäre aber traurig, wenn man erst durch die Literaturgeschichte solcher Herren zur Anerkennung und zum Leben kommen sollte.‘“ Der hier genannte Kurz ist natürlich Heinrich Kurz, und dessen „Geschichte der deutschen Literatur“ erlebte bis 1876 sieben (der vierte Band allerdings nur vier), sein Leitfaden bis 1878 fünf Auflagen, und dieser letztere drang in viele Schulen ein. Da erfuhr man denn, daß Bitzius „ohne künstlerische Bildung und zu leidenschaftlich“ sei, während Auerbach „Treue und poetische Auffassung des Volkslebens“ nachgerühmt wurde. Unglücklicherweise hatte auch der bedeutendste deutsche Literaturhistoriker, der in diesen Jahrzehnten aufkam, Adolf Stern, kein rechtes Verhältnis zu Gotthelf, sein ästhetisches Glaubensbekenntnis war das des poetischen Realismus der Ludwig und Keller, und dabei bestand Gotthelf nicht besonders gut. In der „Geschichte der neueren Literatur“, Band VII, Leipzig 1885, bildet Stern völlig unhistorisch in der größeren Abteilung „Die Rückkehr zur Kunst in der deutschen Dichtung“ ein Kapitel „Berthold Auerbach und die Dorfgeschichte“ (daß Auerbachs Schwächen im übrigen nicht verschwiegen wurden, sei der Wahrheit gemäß erwähnt), Gotthelf aber muß mit einer relativ kurzen Behandlung unter den „Realistischen Erzählern“ in der Abteilung „Die poetischen Realisten der deutschen Dichtung“ vorlieb nehmen. Sterns Abneigung gegen den wirklichen Realismus bricht sich hier zunächst in den folgenden Worten Bahn: „Unter der ‚Wirklichkeit‘ ward immer weniger die Wiedergabe sämtlicher Lebenserscheinungen und immer mehr die ausschließliche Berücksichtigung gewisser Gesellschaftsklassen und Lebenskreise sowie der in ihnen herrschenden Anschauung und Empfindung verstanden. Mit dem Bekenntnis zum Evangelium des reinen Realismus verband sich leicht ein bewußter und feindlicher Gegensatz zu jeder idealen Lebensauffassung und idealen Stimmung, eine Abneigung gegen alle rein künstlerischen Formen der Dichtung, also auch gegen das künstlerische Gleichmaß und die Stilvollendung in Romanen und Novellen.“ Dann heißt es: „Die größte, aber auch die am raschesten vorübergehende Wirkung errang unter diesen Erzählern der Schweizer Jeremias Gotthelf ... Jeremias Gotthelf gehörte seiner ausgesprochenen Tendenz nach zu jenen Volksschriftstellern, denen die praktische, lehrhafte Wirkung ihrer Schriften über jedem poetischen Erfolg steht, die in erster Linie

Moralisten und allenfalls nur unbewußt Poeten sind. Das war hier wirklich der Fall, und Gotthelfs Talent überragte seine unmittelbaren Absichten." Die ersten Werke Gotthelfs verraten nach Stern zunächst nur, „daß dem Verfasser ein guter Blick für die Beobachtung der Alltagsvorgänge und eine unerschrockene Derbheit in der Wiedergabe seiner Beobachtungen zu eigen sind. Die Moral seiner Geschichten trug er faustdick und im polternden Kanzelton vor." In den späteren Werken „machten sich neben diesen minder erfreulichen Eigentümlichkeiten seiner Schriften, neben einem fast brutalen und jedenfalls herausfordernden Naturalismus in der Schilderung häßlicher, widriger, äußerlich schmutziger Vorgänge höhere Eigenschaften geltend. Die kernige Kraft und unbeirrte Sicherheit, mit welcher er seine Gestalten zeichnete, die dramatisch wirksame Anschaulichkeit aller dargestellten Situationen, mochten dieselben nun anziehend oder abstoßend erscheinen, der gedrängte energische Ton des Erzählers gewannen ihm Leser, welche an seinen Berner Bauerknechten und den vierschrötigen ‚Meitschis' des Pfarrers von Lützelflüh keinen inneren Anteil nehmen konnten. In einzelnen Momenten (!) gesellte sich diesen Vorzügen auch ein tieferer Blick in die Menschenseele und die Fähigkeit des ergreifend schönen Ausdrucks verborgener physischer Regungen hinzu." Nach diesem versteht es sich von selbst, daß Stern, wie übrigens schon Gottfried Keller, die kleinen Erzählungen Gotthelfs über die Romane stellte. Auch in der ersten Auflage der „Deutschen Nationalliteratur seit dem Tode Goethes" lautet es bei Stern noch nicht viel anders, noch immer schließt sich Gotthelf an Freytag und Ludwig an. Erst in späteren Zeiten, unter meinem Einfluß, ist Stern zu anderen Anschauungen über Gotthelf gelangt, man vergleiche die fünfte Auflage seiner „Nationalliteratur". Da steht auch Gotthelf vor Auerbach. — Wenn das am grünen Holze geschah, was wollte man vom dürren erwarten! Erich Schmidt kann nicht umhin, Gotthelf in seinem Auerbach-Essay (Charakteristiken I) der Schmutzmalerei zu zeihen. Otto von Leixner schreibt reichlich zwei Seiten über Auerbach und nur eine halbe über Gotthelf und meint bei allem Wohlwollen von diesem: „Er war nicht imstande, das Geringste zu übersehen, und darin wurzelt der oft übertriebene Naturalismus seiner Darstellung, welche uns auch die Mistpfütze nicht erspart." Noch bei Max Koch ist Immermann der Begründer der Dorfgeschichte, Gotthelf aber wird nach Koch von Keller „mit Auerbach zusammengestellt", obschon

Koch doch wissen mußte, daß Keller den Vergleich mit Auerbach im Nekrolog vollkommen fallen gelassen. Was Koch im übrigen sagt, ist äußerst ärmlich. R. M. Meyer läßt Gotthelfs Werk aus der romantischen (!) Feindschaft seiner Zeit gegen allen Rationalismus erwachsen; Gotthelf ist eine „knorrige Riesengestalt", aber „Dilettant", „Tendenzpoet", „strenger Orthodoxer", „radikal reaktionär", „vergewaltigt die Wirklichkeit": „der erste große Realist des neunzehnten Jahrhunderts fälscht die Natur, die er zuerst nicht mehr durch konventionelle Verschönerung entstellte, durch moralisch-pädagogische Tendenzen". Der Berliner Literarhistoriker Eduard Engel kann sich nicht mehr verhehlen, daß Gotthelf über Auerbach gesiegt hat, tadelt aber „die grob zugreifende Sprache, die Häufigkeit und Heftigkeit des Scheltens, wobei ein bißchen Pharisäertum unvermeidlich ist" [der liberale Pferdefuß!], auch das „Kleben an den Kleinigkeiten des Stoffes". Inzwischen war der Umschwung in bezug auf Gotthelfs Stellung erfolgt.

Er hängt mit der Überwindung des konventionellen Münchnertums und des sogenannten Feuilletonismus um die Mitte der achtziger Jahre zusammen, mit der neuerwachenden Sehnsucht nach mächtiger Dichtung aus Volkstum und Leben heraus, mit der Abwendung vom Liberalismus, wie ich sie in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" ausführlicher dargestellt habe. Mit den anderen großen Realisten, mit Hebbel und Ludwig vor allem, auch mit dem endlichen Durchdringen Kellers, dem Aufkommen Fontanes, mit Ibsen, Zola und Tolstoi, um den Kreis noch weiter zu ziehen, erschien auch Jeremias Gotthelf wieder. Der alte Verleger Springer gab 1885 „Ausgewählte Werke" Gotthelfs heraus, Cotta brachte, da er nun frei war, „Ausgewählte Werke" in vier Bänden; dem breiteren Publikum die Kenntnis Gotthelfs wieder eröffnet zu haben, ist aber das Verdienst des Berner Professors Ferdinand Vetter, der 1886/87 „Uli der Knecht", später auch noch „Uli der Pächter" und einige kleine Erzählungen in Reclams Universalbibliothek, und zwar in der ursprünglichen Gestalt, herausgab. Durch ihn habe auch ich, damals Leipziger Student, Gotthelf zuerst kennen gelernt. Die Einleitung, die Vetter seiner Ausgabe „Ulis des Knechts" mitgab, umfaßt 44 Seiten und ist die erste größere Arbeit aus neuerer Zeit über Gotthelf. Sie ist im ganzen ziemlich vorsichtig gehalten und sagt dem Kenner Manuels und Gottfried Kellers nicht eben Neues. Der

Standpunkt Vetters ist ein gemäßigt liberaler: „Die Aufnahme," sagt er, „welche die schriftstellerische Tätigkeit Gotthelfs fand, war eine sehr geteilte. Die ersten Hauptwerke stießen viele Leser durch ihre polemische Tendenz ab; später hielt man sich über die Derbheit und Offenheit des Verfassers auf, welcher die Bauern und sein Volk überhaupt an den Pranger stelle. Dazu kamen in der Umgebung Gotthelfs selbst die politischen Gegensätze, welche eine richtige Würdigung des Schriftstellers immer mehr erschwerten. Die dreißiger Liberalen wurden durch die aufkommende radikale Partei mehr und mehr in die Defensive gedrängt; die von jüngeren Kräften geforderte freiheitlichere und einheitlichere Weiterentwicklung der Schweiz schien das gute Alte, schien das Lebensideal des Dichters zu gefährden. Die Freischarenzüge und der Sonderbundskrieg (1844—1847) waren ihm Anzeichen tiefen Verfalls, sittlicher Zersetzung im Vaterlande. Seine späteren Werke geben dieser seiner Stimmung Ausdruck, die ihn oft zu Ungerechtigkeiten, aber niemals doch zur Hoffnungslosigkeit führte. Sie mögen für den Fremden weniger genußreich sein als für den Einheimischen, mit der Geschichte und den Verhältnissen des Landes Vertrauten; als getreue Abbilder des Volkslebens stehen sie hinter den früheren kaum zurück." Die soziale Bedeutung Gotthelfs erkennt Vetter, schränkt sie aber sehr ein, da er schreibt, daß Bitzius den Bestrebungen, auch die allgemeinen Bedingungen für das Fortkommen der arbeitenden Menschen günstiger zu gestalten, feind gewesen sei. In bezug auf Gotthelfs religiösen Standpunkt meint er: „Die religiösen Gegensätze und selbst die spezifisch christlichen Glaubensformen erscheinen so abgetönt, daß das Christliche bei ihm tatsächlich nur als eine zufällige Erscheinungsform seiner Humanität, der ganzen Richtung der Menschen auf Rechtlichkeit und ehrliches Fortkommen, wie sie seinen Helden eignete, gelten kann." Dem muß ich kräftig widersprechen: Gotthelf ist positiver Christ in dem Sinne, daß er das Heil der Menschen von der christlichen Wiedergeburt und dann noch von Gottes Gnade abhängig macht, ist auch, wie er selbst gesteht, wenn nicht Supranaturalist, doch Mystiker. Sehr glücklich sind oft Vetters ästhetische Ausführungen. Zwar sagt er auch, daß bei Gotthelf in bezug auf die Komposition des Ganzen der völlige Mangel jeder Kunst, jedes Kunstfleißes auffalle, aber in bezug auf die Ausführung bemerkt er: „Da ist alles charakteristisch, alles scheinbar mit höchster Kunst gewählt und geordnet, und doch, wenn man näher zusieht,

lediglich nach der einmal konzipierten Handlung und dem notwendigen Charakter der sie tragenden Personen halb unbewußt geworden, wie es ist. Der Dichter hat seine Menschen, sein Lokal, seinen ethischen Zweck: alles einzelne kommt während der Arbeit ihm und den Figuren, die er vor uns handeln läßt, mit jeder Bewegung derselben nur so angeflogen wie durch magnetische Kraft aus dem überreichen Schatze von Beobachtungen, der um ihn her gehäuft ist." Ungefähr trifft das den Charakter des Gotthelfschen Schaffens. Auch die folgenden Ausführungen sind im ganzen treffend: „Wie bei Homer ist nicht das, was geschieht, das eigentlich Wirksame, sondern es ist die wunderbare Harmonie des Geschehenden mit den Charakteren der handelnden Personen, mit ihrer Umgebung, mit den begleitenden Umständen in Haus und Familie und Gesellschaft, in der Natur, im Himmel und auf Erden — kurz, jene Wahrhaftigkeit, welche dem Dichter auf Schritt und Tritt zuflüstert, was nun unter so veränderten Verhältnissen mit Naturnotwendigkeit vor sich gehen, getan, gesprochen werden muß. Daher auf jeder Seite dieser Eindruck des Selbstverständlichen, Müheloſen, freilich auch oft des Sorg- und Maßlosen, wie es dem überreichen Beherrscher eines ihm ganz und völlig angehörigen Gebiets eignet Noch als Gotthelf später, als er Mode geworden, vielfach in ein allzu heftiges Produzieren außerhalb seines eigentlichen Arbeitsfeldes hineingeriet, konnte von ihm das Wort gelten, das Schiller von Jean Paul gesprochen:

Hieltest du deinen Reichtum halb so zu Rate wie jener
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert."

Nur dagegen muß man protestieren, daß das Modewerden je Einfluß auf Gotthelf geübt und daß er je auf ein fremdes Arbeitsfeld geraten — Politik in seinem Sinne war von Anfang bis Ende das Agens seines Schaffens. Mit Recht weist Vetter dann noch darauf hin, daß Gotthelfs Darstellung die Schilderung des Äußeren an Personen und Dingen verschmähe, wie er denn nicht einmal die Tracht der Berner Frauen oder ein Emmentaler Bauernhaus im Zusammenhang beschreibe, seine Spezialität sei die ungewöhnliche Detaillierung bei der Darstellung des menschlichen Gemütes: „Auch die besten seiner Gestalten denken und handeln noch gänzlich bäuerisch im alten voreisenbahnlichen Stil, sind durchweg beengt durch die Rücksicht auf die ‚Leute‘ und brauchen im Verkehr alle die

herkömmlichen bäuerlichen Vorwände und Winkelzüge ... Dazu gehört freilich, daß wir die Bauern nicht bloß im Sonntagskleid sehen, sondern daß uns auch die Details landwirtschaftlicher Arbeit keineswegs geschenkt werden, und daß die Äußerungen menschlicher Leidenschaft und Genußsucht im Trunk und geschlechtlichem Umgang mit ungewohnter Offenheit zur Sprache kommen ... Man ist eben bei ihm immer in freier Natur und sieht sich der reinen wahren Natur unmittelbar gegenüber, und dies Gefühl ergreift uns mit Elementargewalt wie eine stimmungsvolle Landschaft, daß jede Kritik an der überzeugenden Wahrhaftigkeit des Geschauten abprallt. Man hat den Eindruck, das habe nicht der Dichter gemacht, sondern das muß nun einmal so sein." Nur in bezug auf die späteren Werke und das nicht aus dem Volksleben Geschöpfte schränkt Vetter dies sein Urteil ein. Zum Schluß spricht er seinen Glauben an die Zukunft Gotthelfs aus und meint, daß seine Beliebtheit noch bedeutend wachsen werde, „wenn wir einmal völlig mit seinen religiösen und politischen Gegensätzen fertig sind." Daß wir je damit fertig werden, bezweifle ich nun zwar, denn die hier gemeinten Gegensätze sind ewige, die wir bei uns haben werden bis an das Ende aller Tage, und es ist auch keineswegs vom Übel, daß der Mann und Politiker Gotthelf vom Dichter nicht zu trennen ist, auch jener hat noch seine Mission — jedoch, die Beliebtheit Gotthelfs ist in der Tat, seitdem Vetter so schrieb, und mit durch das Verdienst seiner Ausgaben, stetig gewachsen.

Zum hundertsten Geburtstag Gotthelfs veröffentlichte, wie schon erwähnt, die Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich ein Heft, das die Erinnerungen J. Ammanns und außerdem einen Aufsatz von Dr. H. Stickelberger „Über die Sprache Gotthelfs" enthielt. Weit wichtiger noch war die damals erfolgte Herausgabe der Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter durch G. Joß, Pfarrer in Herzogenbuchsee. Ich selber schrieb damals (1897) einen großen Aufsatz für die „Grenzboten" über den Dichter, den ich später (Berlin 1902 bei G. H. Meyer, München 1904 bei Georg Müller) mit Proben aus Gotthelfs Werken als Buch herausgab. Wie ich in aller Bescheidenheit glaube, war dies die erste größere Arbeit über Gotthelf, welche ihn vom modernen literaturhistorischen Gesichtspunkt aus betrachtete. Zunächst suchte ich die „Art" Albert Bitzius' festzustellen: „Bitzius war ein Tatmensch, eine zum praktischen Wirken

berufene große Persönlichkeit, die nur, weil der Raum mangelte, auf das Schreiben verfiel, nun freilich großartige schriftstellerische und dichterische Gaben entfaltete, aber immer im Dienste der Praxis, nie in dem der Kunst, die er denn auch zu verachten schien. Man darf ihm, um das gleich hervorzuheben, keineswegs eine Mischbegabung zuschreiben; wenn auch Genie und Talent in der Regel spezifisch sind, so wird doch der genialen Begabung jeder Art, auch der praktischen, immer ein großes Maß von Anschauungs- und Darstellungskraft verliehen sein, und diese wird sich offenbaren, sobald ihr Besitzer, wie es in unserer Zeit so leicht möglich ist, zur Schriftstellerei getrieben wird. Gesetzt aber auch, man müßte die so lange latent gebliebene künstlerische Kraft des Schweizer Pfarrers als etwas Ungewöhnliches annehmen, so harmonierte sie doch vollständig mit seiner Persönlichkeit, der Eindruck des Zwiespältigen wird nie erregt. Demnach ist bei ihm eine reine dichterische Tätigkeit, ohne die praktischen Beweggründe und Antriebe, undenkbar, er ist in erster Reihe sozialer Schriftsteller und dann erst Dichter, wer bei ihm von mangelnder ästhetischer Durchbildung redet, versteht sein Wesen gar nicht. Eine solche Durchbildung wird eben nur ein rein künstlerisches Talent erstreben, aber ein Tatmensch, der zu schreiben genötigt ist, wird Naturalist (im alten Sinne) bleiben, und das ist denn auch bei Bitzius der Fall gewesen. Ist doch das Schreiben überhaupt nur ein unvollkommener Ersatz für das Handeln, und für solche Menschen erst recht; vivree necesse est, scribere non necesse est möchte man manchmal in unserem „tintenklecksenden Säkulum“ sagen, wodurch freilich die Tätigkeit des dichterischen Genius, die in hervorragendem Sinne „Handeln“ ist, nicht berührt wird. Auch Gotthelf war von jener Wahrheit tief durchdrungen und mußte es seiner Art nach sein; dennoch blieb ihm nichts anderes übrig, als Schriftsteller zu werden, wenn er, wie er seiner Natur gemäß mußte, wirken wollte, und im Laufe seiner Entwicklung wurde er denn auch mit Leib und Seele Schriftsteller, er schrieb viel, aber nie um zu schreiben.“ Die neueren Briefveröffentlichungen haben diese meine Auffassung unzweifelhaft bestätigt. An anderer Stelle heißt es dann noch: „Unser Begriff vom ‚Dichter‘ paßt auf Gotthelf gar nicht: er war durchaus an die Erscheinungen des wirklichen Lebens gebunden und strebte, sie umzugestalten. Eine solche Schriftstellerei setzt eine ganz genaue Kenntnis der Verhältnisse voraus, auf

die man wirken will, die nur mit Hilfe gewaltiger Anschauungskraft, aber auch mit dieser nicht im Handumdrehen zu erwerben ist und außerdem erst mit der eingetretenen Reife des Verstandes Wert erhält; so erklärt sich, wie schon C. Manuel ausführt, das späte Hervortreten Gotthelfs, auch die ganze heftige Art dieses Hervortretens, besser gesagt, der Produktion selbst, die stets den Charakter der Tat trägt." In bezug auf Kellers Tadel bemerke ich: „Technik, Kritik, Literaturgeschichte und Ästhetik sind schöne Dinge, aber es kann ihrer auch zuviel werden, daher ist ja in unsern Tagen der Naturalismus zum künstlerischen Prinzip erhoben worden. Gotthelf war aber ein natürlicher Naturalist, während unsere modernen Naturalisten, obwohl sich auch bei ihnen das Streben nach unmittelbarer moralischer und sozialer Wirkung findet, Literaten, wie sie meistens sind, als künstliche Naturalisten zu bezeichnen sein dürften und daher weder seine Naturwahrheit noch seine Wirkung erreichten, wenn man die Wirkung nach der Tiefe, nicht nach der Breite mißt." Über das Verhältnis Gotthelfs zum Naturalismus handeln natürlich ganze Partien meines Buches, das war in jenen Tagen unvermeidlich. „Um gleich die wahre Sachlage mit einem Schlagwort anzudeuten," heißt es gleich zu Anfang, „Gotthelf ist, so gut wie der Franzose Balzac, der Vater des Naturalismus, nicht bloß des deutschen, sondern des europäischen, aber freilich, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater. Ein bekannter Ästhetiker sagt einmal: ‚Es gibt Geister, die Spitzen und Ausgänge eines Naturprozesses sind, es gibt andere, die nur Stadien und Übergänge vorstellen. Von jenen gehen stets reine und entschiedene Eindrücke aus, von diesen verworrene und unbestimmte. Die einen deuten rückwärts, und dem mit Tiefblick begabten Historiker ist es nicht selten möglich, eine ganze Stufe von vorbereitenden Individuen aufzuzeigen, die ihnen vorherging. Die andern deuten vorwärts und finden erst nach Jahrhunderten ihre Ergänzung.' Man muß diese Anschauungen noch etwas erweitern und zugleich bestimmter fassen, um sie auf die Literaturgeschichte anwenden zu können. Erfahrungsgemäß gibt es ja in der Literatur wie in der Geschichte und im Leben keinen Anfang und kein Ende, aber jede Persönlichkeit ist ein Anfang und ein Ende, und ferner sind doch aus Persönlichkeiten bestehende Entwicklungsreihen festzustellen, die einen Anfang und ein Ende haben oder doch zu haben scheinen. Nur muß man nicht meinen, daß

solche Entwicklungsreihen stets mit einem kleinen Talent begönnen, auf das größere folgen, bis die Reihe in ein Genie ausläuft, an das sich dann wieder der Größe nach abnehmende Talente schließen; so einfach geht es in der menschlichen Entwicklungsgeschichte nicht zu. Es kann recht wohl an der Spitze der Entwicklung eine verhältnismäßig große Persönlichkeit stehen, von der nach verschiedenen Richtungen Talente ausgehen, die Übergänge können durch Talente bezeichnet werden, die an Bedeutung sehr verschieden sind, das gipfelnde Genie kann auch seinerseits, obgleich sein Werk abgeschlossen erscheint, wieder vorwärts deuten und eine Ergänzung fordern, nicht im einzelnen, aber der Gesamtheit nach. Im allgemeinen ist jedoch die aufsteigende wie die absteigende Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst, ja, der gesamten menschlichen Tätigkeit festzuhalten, nur daß die ganze Entwicklungsreihe nie den bekannten Perlenkränzen gleicht, sondern höhere und niedere Typen gemischt sind. Jeremias Gotthelf wäre also ein Anfang, wenn ihm auch schon eine Entwicklung volkstümlicher Schriftstellerei in Deutschland vorhergeht, aber er ist nichts weniger als ein beschränktes Talent, sondern eine universale Erscheinung, in der eine ganze Reihe verschiedenartiger Erscheinungen späterer Zeit, ich will nicht sagen, wurzelt, aber doch angedeutet und zum Teil vorweg genommen ist, ohne daß bisher das gipfelnde Genie hervorgetreten wäre. Nicht nur der dogmatische Naturalismus Zolas, der bestimmte moralische Zwecke verfolgt, ist bei Gotthelf zu finden, sondern auch der natürliche der großen russischen Schriftsteller, der das, was wir ‚Erdgeruch‘ nennen, in die Literaturwerke hineinträgt; das politisch Tendenziöse der (älteren) Dramen Ibsens und seine etwas karikierten Parteimänner fehlen bei Gotthelf ebensowenig wie der soziale Geist der neueren Deutschen, der sich mit besonderer Vorliebe auf die Armeleutbilder geworfen hat. Und diese verschiedenen Bestandteile sind nicht etwa bloß im Keime, sondern mehr oder minder ausgebildet da.“ Daß ich bei solcher allgemeinen Auffassung Gotthelfs Stellung in der deutschen Literatur zu ihrem Recht kommen ließ, versteht sich von selbst: „Dennoch begann mit dem ‚Bauernspiegel‘ ein neuer Zeitabschnitt der Volksschriftstellerei, richtiger, der Volksschilderung. Zwei Jahre vor dem Erscheinen von Immermanns ‚Münchhausen‘, mit dessen Oberhofidyll man in der Regel die neue Periode der Schilderung des Bauernlebens beginnt, kam in einem Winkel der Schweiz das Buch heraus,

das dieses Bauernleben mit gewaltiger Kraft als eine Welt für sich hinzustellen wagte — was Immermann nicht getan hat — und zugleich die unerbittliche Wahrheit der Lebensdarstellung, wenn auch nicht zu poetischen Zwecken, doch im ganzen mit poetischen Mitteln, d. h. solchen der Anschauung durchführte. Was die Tat des Pfarrers Bitzius für das Volksleben selbst, also praktisch bedeutete, darüber ist gleich nach dem Erscheinen des Buches hin und her gestritten worden; was sie in der Geschichte der Literatur, der Dichtung bedeutet, können wir erst heute, nach sechzig Jahren beurteilen. Es ist, wie gesagt, nicht mehr und nicht minder als das Auftreten des Naturalismus in der Literatur, d. h. der Kunstrichtung, die nichts verschweigen, nichts verdrehen, nicht komponieren, nicht verklären und verschönern, kurz, nicht die Poesie der Dinge, sondern die Dinge selbst geben will, genau, wie sie sind. Und wenn man zehnmal den Theoretikern des Naturalismus entgegenwirft, daß das unmöglich sei: ‚Gotthelf, der freilich an eine neue Kunstrichtung nicht im entferntesten dachte, konnte sich mit vollem Recht rühmen, daß er die Wahrheit gegeben habe; denn er hatte fast vierzig Jahre unter den Menschen und Zuständen gelebt, die er schilderte, und hatte nicht nur (sich unbewußt) die Anschauungskraft des Dichters, sondern auch den praktischen Verstand des Sozialpolitikers, der nicht in die Gefahr kommen konnte, sich irgendwie über die Richtigkeit und die Tragweite seiner Darstellung zu irren.‘ Bei der Betrachtung der einzelnen Werke Gotthelfs hebe ich dann in der Regel hervor, inwiefern sie naturalistisch sind — beim „Schulmeister" haben wir die Darstellung des Menschen als Berufsmenschen, die ganz genaue Schilderung des „Milieu" und die Abhängigmachung des einzelnen von diesem Milieu; dem Naturalismus im modernen Sinne, dem „grellen" Naturalismus, der eine Vorliebe für verkommene Menschen, für trostlose, ja grauenhafte Verhältnisse hat, kommt Gotthelf in den „Fünf Mädchen" am nächsten, ohne freilich die schauerlichen Züge so zu häufen und auszumalen wie die Modernen; beim „Uli" ist das Innehalten des gewöhnlichen Gangs des Lebens naturalistisch, bei der „Käserei" die Darstellung des genossenschaftlichen Lebens in einer Dorfgemeinde und das Technische (der Vergleich mit Zolas „La terre" wird aber abgelehnt) — und zum Schluß noch einmal gesagt: „Kurz, wir haben in Gotthelf den Überwinder der rationalistischen, volkstümlich sein wollenden

Tendenzschriftstellerei früherer Zeiten, den ersten großen natürlichen oder, wenn man will, poetischen Naturalisten der deutschen Literatur. Über Gotthelf ins klare kommen, heißt über den Naturalismus ins klare kommen. Wir haben gesehen, daß sich bei ihm so ziemlich alles findet, was man als besondere Eigentümlichkeit der Naturalisten seit Zola hervorhebt: die genaue Schilderung des ‚Milieu', der berufsmäßigen Tätigkeit, die Unerschrockenheit dem Häßlichen, ja Rohen und Ekelhaften gegenüber, die Verachtung der künstlerischen Komposition, die soziale Tendenz. Auch sprachlich verfährt er naturalistisch, Keller wirft ihm vor, ‚ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch zu schreiben, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen.' Er war daher weit entfernt, das zu tun, was man bis in die neueste Zeit von ihm und von der Dichtung überhaupt verlangt: ‚allfällige eingeschlichene Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift,' die Wirklichkeit war ihm eben nicht gemein im schlechten Sinne." Dann vergleiche ich noch Gotthelf und Keller, den Naturalisten und den poetischen Realisten, teile die Dichter überhaupt in zwei Klassen ein, solche, die an die Zeit und den Boden der Heimat gebunden sind, und solche, welche sich von ihnen lösen können, komme noch einmal auf den Vergleich mit Balzac zurück, den ich hier weiter ausführe, und gebe zuletzt das Programm der Heimatkunst: „In der Verbindung des heimatlichen Charakters der Dichtung, wahrhaft volkstümlichen Lebens mit dem modernen sozialen Geiste und ehrlichem künstlerischen Streben sehe ich zunächst das Heil unserer Literatur." Das ist der hauptsächlichste Inhalt meiner Gotthelfschrift, die aus der Zeit geboren ist, deren Hauptfeststellungen ich aber auch heute noch festhalte.

Die Schrift fand einige Aufmerksamkeit, selbst bei den zünftigen Literaturhistorikern. Wenn einige Jahre später R. M. Meyer im „Euphorion" schrieb: „Erst wenn wir ein solches (stilgeschichtliches) Buch über Gotthelf und ein gleiches über Balzac haben, werden wir die Genesis des modernen Realismus [soll heißen Naturalismus] wirklich verstehen können", so war das wohl auf die Lektüre der „Grenzboten" zurückzuführen; die Zusammenstellung Gotthelf-Balzac liegt gar nicht so auf der Hand und findet sich auch in der ersten

Auflage der Literaturgeschichte Meyers nicht. Es erschienen dann zwei Vorarbeiten zu dem stilgeschichtlichen Buch über Gotthelf, beide Schweizer Doktordissertationen, die eine „Jeremias Gotthelf. Studien zur Erzählungstechnik" von Dr. Lilli Haller (Bern 1906), unter den Auspizien des Berner Professors Oskar F. Walzel, die andere „Die Welt des Sichtbaren in ihrer Darstellung bei Jeremias Gotthelf." Von Dr. Friedrich Rudolph (Bern 1906), unter den Auspizien des Baseler Professors John Meier hervorgetreten. Beide stellen sich feindlich zu meinem Gotthelfbuch, und so kann ich hier im Anschluß an sie gleich das noch Notwendige über Gotthelf sagen. Die Schrift von Lilli Haller ist oberflächlich oder besser ruschelig, wie das schon die beifolgende Stichprobe zeigt: „Was wußte also Bartels mit ihm (Gotthelf) anzufangen? Er erinnert daran, daß der Franzose Balzac bis jetzt der einzige ‚Vater' des Naturalismus war, und hielt es daher (?) notwendig, diesem noch einen zweiten Vater beizugeben, und dieser wäre nun Gotthelf. Nun bin ich fest überzeugt, daß wenn unser braver Bernerdichter noch lebte, und jemand würde behaupten, Gerhart Hauptmann und Emile Zola seien seine Kinder, er diese Vaterschaft sicher dankend abgelehnt hätte! Es ist nicht meine Aufgabe, zu verfolgen, inwieweit Gotthelf mit dem Naturalismus zusammenhängt oder nicht, und ich halte mich hier nur an einzelne Aussprüche (!) Bartels', die mir nicht auf Gotthelf zu passen scheinen." Dabei läßt sie mich behaupten, daß, wenn Gotthelf gewollt, er Form und Sprache zur höchsten Klassizität hätte steigern können, während ich im Gegenteil sage, daß Gotthelfs Natur „in rein ästhetischem Schaffen keine Befriedigung gefunden hätte, auch wenn es ihr, was freilich ausgeschlossen ist, möglich gewesen wäre." Sie selber behauptet aber später, daß sich mit der Zeit der Künstler in ihm hätte entwickeln können. — Im Gegensatz zu dieser ist Rudolphs Arbeit durchaus ernst zu nehmen und behält auch dann ihren Wert, wenn, wie ich nachweisen kann, die Polemik gegen mich im ganzen mißverständlicher Natur ist. Er ist der Ansicht, daß Gotthelfs Darstellung im wesentlichen realistisch, nicht naturalistisch sei, und meint, ich habe die stofflichen Momente nicht getrennt vom formalen Prinzip und sei so zu einem falschen Schlusse gekommen. Aber schon ein Jahr, ehe ich die Gotthelfschrift schrieb, hatte ich in der ersten Auflage meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" ausgeführt: „Zur Bezeichnung des ästhetischen Standpunktes der

neuen Schule wurden die beiden Begriffe Realismus und Naturalismus ohne viel Unterschied gebraucht, und während des (neuen) Sturmes und Dranges gingen realistische und naturalistische Bestrebungen mit alten idealistischen wirr durcheinander. Vielleicht hat sich kaum einer der Jüngsten den Unterschied von Realismus und Naturalismus völlig klar gemacht und ebensowenig einer ihrer Kritiker; er ist ja auch keineswegs so leicht zu geben. Auch ich will mich hier nicht auf weitläufige Untersuchungen einlassen, sondern einfach eine praktische, der geschichtlichen Entwicklung entsprechende Erklärung versuchen. Nehmen wir Zolas Satz ‚Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament‘ als richtig an (und er ist, wenn auch zu allgemein, doch nicht falsch und vor allem bündig), so legt der Realismus auf das Temperament (die künstlerische Persönlichkeit), der Naturalismus auf die Natur das größere Gewicht, der Realist verzichtet nicht auf seine Künstlerrechte, das Komponieren, Abbrevieren usw., wenn er auch nur dem Leben entnommenes Material verwendet, der Naturalist kennt keine Rechte, sondern nur Pflichten, das realistische Kunstwerk begnügt sich mit der Lebenswahrheit (wenn man will, kann man auch sagen, mit dem Schein der Wirklichkeit), das naturalistische will wie die Wirklichkeit, wie die Natur selbst wirken. Ob es das kann, ist eine Frage, die uns hier nichts angeht; in der Praxis läuft die Sache im allgemeinen darauf hinaus, daß der Naturalist folgerichtiger ist als der Realist und nicht bloß wirkliches Leben dem Gehalt nach, sondern das Leben mit allem Drum und Dran darstellt, genauer: durch das Drum und Dran das Leben.“ Bei Rudolph lauten die Definitionen: „Entweder gibt uns der Künstler die Wirklichkeit mit peinlicher Treue, stellt sie im Kunstwerke so dar, wie er sie mit den Sinnen erfaßt, wie er sie in seiner eigenen Seele erlebt und in der Seele eines anderen nacherlebt. Sein Ziel ist illusionäre Wirkung. Diese Stilart nennen wir Naturalismus. Oder: der Künstler bleibt zwar innerhalb des Kreises seiner Erlebnisse, aber er verarbeitet, gestaltet sie; er strebt eine bewußte künstlerische Wirkung an. In diesem Falle haben wir den Realismus.“ Ich finde nicht, daß das klarer ist als meine zehn Jahre ältere Auseinandersetzung. Daß der ganz konsequente Naturalismus nur in der Theorie existiert, gibt Rudolph dann auch zu. Später entdeckt er, daß in der Auslese das Hauptmerkmal des künstlerischen Realismus liege: „Aus dem gegebenen

Reichtum des Erfahrenen wählt der Realist die für das Kunstwerk wertvollen Momente aus und läßt alles Nichtssagende und Nebensächliche beiseite. . . . Indem der Realist die für eine Situation charakteristischen Züge auswählt, sich auf die Hervorhebung des Bedeutenden beschränkt, verläßt er den Boden der gemeinen Wirklichkeit." Aber der Naturalist, der doch zuletzt auch wählen muß, nicht alles bringen kann, wird eben andere Momente für wertvoll, charakteristisch, bedeutend erklären als der Realist, und eine gemeine Wirklichkeit gibt es zuletzt für die Dichtung nicht, die ja nicht moralisch urteilt. Also, Rudolph hätte doch meinen Gedankengängen etwas sorgfältiger nachgehen sollen, dann würde er vielleicht darauf gekommen sein, weshalb ich Gotthelf einen Naturalisten nenne. Sein Irrtum liegt darin, daß er „Sinnesart des Künstlers", „Stoffgebiet" und „künstlerische Darstellungsart" scharf scheidet und meint, daß Sinnesart und Stoffgebiet mit den eigentlich künstlerischen Fragen nichts zu tun haben, daß Naturalismus, Realismus und Idealismus rein künstlerische Prinzipien, ausschließlich formaler Natur seien und daher von Sinnesart und Stoffgebiet sorgfältig getrennt werden müßten. Ja, ja, leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Die Wahrheit ist, daß die Sinnesart des Künstlers, die Rudolph wieder in das Temperament des Künstlers, seine Erlebnisse und seine Weltanschauung zerlegt, nicht nur die Stoffe wählt, bestimmte Stoffe wählen muß, sondern auch den Stil, alles Künstlerische bestimmt. Allerdings bietet auch die Zeit, wie Rudolph ausführt, Stoffe und Stile dar, aber dieses Zeitelement kann man bei der ästhetischen Betrachtung ruhig ausscheiden; denn es ist ja eben jeder Mensch auch ein Kind seiner Zeit, und das Zeitelement ist also schon in der Sinnesart enthalten. So erklärt sich nun auch, daß ich, weit entfernt, unklar stofflichen und formalen Naturalismus durcheinander zu werfen, unter Naturalismus den Gotthelfs Sinnesart beherrschenden naturalistischen Geist verstand, den naturalistischen Geist der Lebenserfassung, der sich bei Gotthelf durchaus an die Wirklichkeit hält („Bitzius' Dichtung ist nichts mehr, wo ihr die Unterlage der Wirklichkeit entzogen wird", sagt Manuel), nicht, wie Rudolph den Realismus definiert, „eine bewußte künstlerische Wirkung erstrebt." Um es zum zehnten Male zu wiederholen, Bitzius will auf das Leben wirken, also muß er es durchaus so darstellen, wie es ist. Nun hat er

die moderne naturalistische Methode, den modernen naturalistischen Stil zweifellos noch nicht, aber es ist die Schuld meiner Kritiker, wenn sie dem Wort Naturalismus immer den Begriff des Zolaschen dogmatischen Naturalismus unterschieben. Ich habe es nirgends getan, ich habe an Balzac und nicht an Zola erinnert, ich habe Gotthelfs natürlichen oder poetischen Naturalismus, wie die oben hervorgehobenen Stellen zeigen, scharf von dem dogmatischen Naturalismus, von dem Schulnaturalismus, wie es an andern Stellen heißt, unterschieden. Nein, nur der künstlerische Geist Gotthelfs ist naturalistisch, sein Stil ist es noch nicht, ist es nur, wie ich auch gesagt habe, hier und da, mehr oder minder ausgebildet. Aber Gotthelf gibt viel mehr Detail aus der Wirklichkeit als irgend ein Volksdarsteller vor ihm (vielleicht auch nach ihm), und er gibt es an vielen Orten auch unmittelbarer, als man es bisher gewohnt war. Und das alles nenne ich in einem weiteren Sinne naturalistisch. Hätte er einen ausgebildeten naturalistischen Stil vorgefunden, so würde er sich natürlich seiner bedient haben, aber den Zeitstil bildet ja nicht einer, den bilden viele zusammen, und ich habe Gotthelf ja auch den „Vater" des Naturalismus genannt, den ausgebildeten haben erst die Söhne. So kann ich also Rudolph ruhig zugeben, daß die Darstellungsmittel Gotthelfs meist noch realistisch sind — er steht in meiner Literaturgeschichte auch historisch richtig in der großen Entwicklung des Realismus —, ich kann sogar zugeben, daß seine Mittel manchmal konventionell sind, er ist ja eben kein reinästhetischer Geist. Aber der Geist aller seiner Werke ist naturalistisch, ist dem Leben und der Wirklichkeit näher als die realistische Kunst seiner Zeit, nimmt auch im einzelnen manches voraus, was dann das Kennzeichen des ausgebildeten Naturalismus wird. So kann ich mir Rudolphs auf gründlicher Untersuchung beruhendes Schlußresultat ruhig aneignen, so scharf ich seine Behauptungen in bezug auf mich auch ablehnen muß: „Wenn ich auch prinzipiell der Bartelsschen Auffassung der Gotthelfschen Kunst entgegentreten muß", schreibt er, „so räume ich doch gerne ein, daß sich bei Gotthelf vielfach Anklänge an den modernen Naturalismus finden. Ich habe oben gezeigt, wie er der große Vorläufer der ‚Heimatkunst' ist, wie er uns ein Stück Erde mit aller Eigenart, selbst bis auf den Menschenschlag schildert. Und auch Gotthelfs Vorliebe, im Berner Dialekt zu schreiben, erinnert an neuere Bestrebungen [auch gibt er, nebenbei bemerkt, schon namentlich weib-

liche Erzählungen mit allen Wiederholungen der Alltagsrede wieder]. Die geringe Bedeutung, die Gotthelf der Handlung in seinen Dichtungen beimißt, berührt sich ebenfalls mit der modernen Dichtung. Sodann möchte ich noch andeuten, daß man bei Gotthelf schon den Einfluß des Milieu auf den Charakter deutlich erkennen kann. Man vergegenwärtige sich beispielsweise den Vater des Jeremias im ‚Bauernspiegel'; ihm hat das Milieu jeden Eigenwillen abgetötet, er arbeitet ganz mechanisch, ohne eigene Überlegung. Wenn er selbständig etwas denken sollte, ‚so war es ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt.' Oder ich erinnere an ‚Anne Bäbi', wo unter dem starken Willen der Frau Hansli zu einem willenlosen Mann wurde. Hier ahnen wir bereits die moderne Kunst, die uns zeigt, wie tief der einzelne von seiner Umgebung bedingt ist. Dieses alles gebe ich zu, aber ich sehe darin nur Berührungspunkte mit der modernen Kunst. Die künstlerische Darstellungsart — auf die es für mich allein ankommt [für mich aber nicht] — ist hier trotz alledem realistisch.— Aber ich gehe noch weiter und sage: Wir finden bei Gotthelf sogar Ansätze zu einer naturalistischen Darstellungsart, aber eben nur Ansätze. Bei der Hütte der Armen — sowohl im Innern wie im Äußern — wies ich auf diese Tatsache hin, desgleichen bei der Besprechung des menschlichen Bildes, wo uns Gotthelf niedrige Menschenexemplare ziemlich ausführlich schildert. Wir beobachten in beiden Fällen eine Häufung des Details. Auch im Ausmalen des Zustandsbildes nähert er sich bisweilen [sehr oft] der neuen Kunstform, ebenso in der stellenweise etwas breiten Schilderung des Häßlichen. Doch vermag ich überall nur Anfänge zu sehen, nirgends einen durchgebildeten, konsequenten Naturalismus." Von dem habe ich auch nirgends geredet, sondern immer nur von natürlichem oder poetischem Naturalismus, und bei diesem Ausdruck natürlicher Naturalismus (mit ein wenig Anklang an die alte Bedeutung von Naturalismus) wollen wir denn auch bleiben.

Seit dem Erscheinen meiner Schrift — ich bin aber auch noch in allen meinen Aufsätzen zur Heimatkunst und in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" kräftig für Gotthelf eingetreten — ist das Ansehen Gotthelfs und die Verbreitung seiner Schriften stetig gestiegen, was ich aber natürlich nicht allein auf meine Rechnung setze. Vielfach zu Gotthelf neu hingeleitet hat jedenfalls die „Volksausgabe" seiner „Werke im Urtext", die im Jahre 1898 zu Bern

zu erscheinen begann und in der Hauptsache von Ferdinand Vetter besorgt wurde, der dann auch einen starken Ergänzungsband zu den erschienenen ersten 10 Bänden: „Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs“ herausgab, in dem außerordentlich viel Material zur Biographie und Bibliographie Gotthelfs steckt. Die 10 Bände enthalten: I. Der Bauernspiegel, II. und III., Leiden und Freuden eines Schulmeisters, IV. Wassernot, Fünf Mädchen, Dursli, V. und VI. die beiden Uli, VII. Armennot, Silvestertraum, Eines Schweizers Wort, VIII. und IX. Anne Bäbi Jowäger, X. Käthi die Großmutter. Weshalb diese Ausgabe ins Stocken kam, ist mir nicht bekannt geworden; vielleicht fand sie, da in der Schweiz eine illustrierte Ausgabe von Zahn-Sutermeister Chaux de Fonds o. J., sehr verbreitet ist, nicht den genügenden Absatz. Aber wir hoffen doch, daß sie noch vollendet werden wird, eventuell wäre es sogar die Pflicht der Bernischen Regierung dafür zu sorgen. Die eine oder die andere kleine Auswahl ist seitdem wohl auch noch in Deutschland hervorgetreten, vor allem sind aber Gotthelfs kleinere Erzählungen unter den billigen Volksbüchern, die man vielfach herausgibt, zu starker Geltung gelangt. Recht umfangreich ist nun auch schon die Gotthelf-Literatur: G. Joß ließ seinen Briefen Gotthelfs an Burkhalter Bern 1899 die Briefe Burkhalters an Gotthelf folgen, den Briefwechsel mit Reithard gab, Zürich 1903, Dr. Rudolf Hunziker, derselbe auch neuerdings (zunächst nur als Manuskript) den mit Abraham Emanuel Fröhlich heraus. Als Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft zu Bern auf das Jahr 1898 erschien K. Geiser, „Land und Leute bei Jeremias Gotthelf“, ebenfalls ein solches Neujahrsblatt und zwar auf das Jahr 1907 ist Gustav Toblers „Jeremias Gotthelf und die Schule“, den Doktordissertationen von Lilli Haller und Fr. Rudolph geht U. Lötschers „Jeremias Gotthelf als Politiker“ um einige Jahre voran. Über Jeremias Gotthelfs Erzählungen und Bilder aus der Schweiz hat Prof. Dr. Jul. Stiefel geschrieben. Häufig sind auch Gotthelf-Publikationen in dem Neuen Berner Taschenbuch, so in den Taschenbüchern auf die Jahre 1906 und 1907, erschienen, und manches andere ist in schweizerischen und deutschen Zeitschriften verstreut. Unbedingt naht die Zeit heran, wo man das große erschöpfende Werk über Jeremias Gotthelf schreiben kann. Es muß ein Landsmann, möge es der rechte Mann sein.

Denn darüber, daß Jeremias Gotthelf einer unserer deutschen Großen ist, kann nicht länger Zweifel herrschen. Zum zweitenmal habe ich jetzt seine Werke gründlich durchgearbeitet und diesmal beinahe noch einen stärkeren Eindruck gehabt als das erstemal; mehr und mehr will es mir scheinen, als ob zu dem Dithmarschen Friedrich Hebbel, dem Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, der am stärkstem aus eigenen Mitteln gelebt hat, als einziger Ebenbürtiger der Schweizer Albert Bitzius zu treten berechtigt wäre. Ich weiß es wohl, sie sind weltverschieden: Gotthelf ist ein Tatmensch, Hebbel ein Kunstgenie, Gotthelf ist eine rein epische, Hebbel eine dramatische Natur, Gotthelf strebte als Darsteller ins Breite und Weite, Hebbel geht in die Tiefe, Gotthelf hat politisch-soziale, Hebbel mehr philosophische Neigungen, Gotthelf haftet an seinem engeren Volkstum, Hebbel löst sich von ihm, Gotthelf will nicht viel von der Ästhetik wissen, Hebbel erzieht sich durch sie und erweitert und bereichert sie ganz bedeutend — dennoch, beide sind leidenschaftliche germanische Mannesnaturen, konservativ und gut deutsch gesinnt und von gleichem sittlichem Ernst. Ihre dichterischen Welten ergänzen sich; wer beide Dichter gründlich kennt, hat sozusagen das neunzehnte Jahrhundert im Bilde, der Kreis der Dichtung ist durch diese beiden allein gewissermaßen geschlossen. In früheren Zeiten stellte ich wohl Gottfried Keller an die Stelle Gotthelfs, und auch jetzt leugne ich noch nicht, daß er der größere Künstler ist. Aber die Kraft Gotthelfs ist größer und vielleicht auch die allgemein-menschliche Tragweite seiner Werke, eben da in ihnen mehr von der Menschheit ist. Ganz gewiß, das Ästhetische soll nicht unterschätzt werden, die formende und gestaltende Kraft ist zuletzt das Wesentliche des Dichters, aber man soll sich andererseits nicht verhehlen, daß die gestaltende Kraft sich sehr elementar äußern kann, und die ästhetische Kultur nicht über die Natur setzen, es gibt Naturdichter in dem Sinne, daß das Schaffen ein reines Hervorbrechen ist und die bewußte ästhetische Durchbildung und Reflexion bei ihnen keine Rolle spielt, während selbstverständlich der Naturdichter, der nichts zu lernen braucht, alles von selber hat, ganz ohne jede Beeinflussung durch die Literatur dasteht, ein Unsinn ist. Gotthelf hat, wie wir nachgewiesen haben, mancherlei Einflüsse erfahren, aber zur ästhetischen Reflexion ist er kaum je gelangt, da er immer mit dem Leben genug zu tun hatte. So schuf er gewissermaßen aus der Sache heraus, er dachte nicht: Wie bringe ich einen Roman, eine

Novelle möglichst vollendet fertig, sondern er kontrollierte sich nur in bezug auf die Lebenstreue und die etwaige unmittelbare, sachliche Wirkung seiner Darstellung auf ein ganz bestimmtes Publikum, sein Berner Volk. Auch so entstand Kunst, die gestaltende Kraft Gotthelfs war sehr groß und stellte Menschen hin, und darauf kommt es zuletzt an; nur die spezifisch-ästhetischen Reize, die Feinheiten in der Darstellung, Anordnung, im Ausdruck, die die ästhetisch-durchgebildete Künstlerpersönlichkeit verraten, blieben aus, aber sie hätten ja auch kaum zu Gotthelfs Welt gepaßt. Seine Reize sind alles Naturreize und als solche oft von großer Schönheit; auch Innigkeit und Zartheit fehlen nicht, aber sie kommen unmittelbar aus seinem Dichterherzen und nicht durch das Medium der ästhetischen Kultur hindurch. Zuletzt natürlich stehen Kunstdichter und Naturdichter doch auf einem Boden: die gestaltende Kraft, das Können (unter dem man nicht, wie es so oft geschieht das technische Können verstehen soll) macht den Dichter, und der Schöpfungsprozeß tritt immer mit Naturgewalt und innerhalb einer nicht vollhellen Bewußtseinssphäre auf, ist kein Rechenexempel. Nur die treibenden Motive können je nach der Artung der Persönlichkeit, und ebenso können die der Konzeption folgenden, die eigentliche Schöpfung vorbereitenden Reflexionsstadien des Schaffens nach der Artung der Begabung — es gibt sehr verschiedene Kategorien von Dichtern, Dichter-Künstler, Dichter-Redner, Dichter-Schriftsteller usw. — verschieden sein, die Kraft ist aber die gleiche. Und so heißt denn auch Gottfried Keller Albert Bitzius ein episches Genie. Eine geniale Begabung war er unbedingt, in unserer Literatur wohl unvergleichlich. Aber ich habe bereits den Franzosen Balzac, der freilich als Romane Städter, nicht Bauer ist, wie Gotthelf, zum Vergleich herangezogen, ich ziehe auch Leo Tolstoi heran. Beide scheinen unsern Bitzius literarisch zu überragen, weiter zu sein als er, allein dafür hat er vielleicht die größere Treue. Schon in meiner früheren Gotthelf-Schrift habe ich gesagt: „Bitzius schildert das Bauernleben als eine Welt für sich, man möchte fast sagen, als die Welt, und so oft er auch, namentlich in seinen späteren Werken, das politische und allgemein soziale Leben der Schweiz in seine Darstellung hineinzieht, es wird doch fast immer nur als Hintergrund verwandt, die Bauern bleiben die eigentlich handelnden Personen. Das ist, wie die Dinge nun einmal lagen und zum Teil noch liegen, nicht Beschränktheit sondern Notwendigkeit und Wahrheit und in der

Geschichte der Literatur geradezu eine Tat, eine, die sich kaum wiederholt hat; denn wer hat nach Gotthelf so resolut zu verfahren gewagt, so selbstverständlich und so aus dem Vollen dargestellt? Seine Werke enthalten in der Tat die ganze Natur- und Kulturgeschichte des schweizerischen Bauerntums bis in die geringsten Einzelheiten herab, ja, die Naturgeschichte des Bauerntums überhaupt, des westeuropäischen wenigstens, und werden deshalb ihren Wert behalten, auch wenn der letzte wirkliche Bauer gestorben ist. Daß aber der Bauer ein sehr bemerkenswerter ‚Repräsentant der Menschheit' ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden, Gotthelf selber wußte das auch und meinte, das Leben gleiche der Luft, die oben und unten gleich sei, nur oben und unten ein wenig anders, gröber und feiner gemischt, und daß sich die Menschen in sittlicher Beziehung viel näher stünden, als man ihrem Äußeren nach glauben solle. So ist denn der Bauernspiegel, wie man die Gesamtheit seiner Werke nennen kann, zugleich ein Weltspiegel, aus dem jeder lernen kann." So schrieb ich vor zehn Jahren und möchte es heute noch mit besonderem Nachdruck wiederholen: Ja, Gotthelf hat den großen Bauernspiegel gegeben — und wir Deutschen sind von Haus aus, von Natur ein Bauernvolk, und daß wir seit dem Aufkommen von Liberalismus und Industrialismus in zu hohem Maße aufgehört haben, es zu sein, ist ein nationales Unglück und kann die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Darum ist nun aber auch Gotthelf gerade heute wieder so zeitgemäß, den Kampf, den er geführt hat, müssen wir heute wieder führen — und man darf uns doch wohl kaum zumuten, daß wir diese starke Persönlichkeit, die uns so unendlich viel helfen kann, heute schon rein ästhetisch, sine ira et studio betrachten. Nein, noch lebt auch der Kämpfer Gotthelf, seine Weltanschauung ist noch keineswegs überwunden, hat sich im Gegenteil im Kampf der Zeiten bewährt; wie er sind wir alle heute sozial gesinnt, aber vernünftig konservativ dabei, wollen alle nicht, daß die Grundlagen unseres Volkstums für alle Zeiten zerstört werden — also rufen wir diesen deutschen Mann und guten Christen, wo wir ihn brauchen können, und er versagt sich uns nicht. Mag man immerhin von seinem überwundenen bibelchristlichen Standpunkt reden und ihn politischer Enge zeihen, die Wahrheit wird auf die Dauer nicht zu verhehlen sein, daß er viel freier und weiter und stärker ist, als selbst seine Freunde glauben: Man könnte aus Gotthelfs Werken ein aphoristisches Weltanschauungs-

buch zusammenstellen, das neben denen unserer ersten Geister seinen Platz behaupten würde. Nur an der geistlichen Terminologie müßte man sich nicht stoßen, den evangelischen Geistlichen immer in Betracht ziehen — aber ist denn alles Geistliche schon Frömmelei und Muckerei? Dem Kern nach ist Gotthelf deutsch, unserem Luther in mancher Beziehung sehr verwandt — und ich habe schon oben meine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß der deutsch-christliche Glaube der Zukunft in mehr als einer Hinsicht die Züge des Glaubens von Albert Bitzius tragen wird.

Diese Ausgabe ist natürlich, wie alle Hesseschen Klassiker-Ausgaben, von rein ästhetischen Gesichtspunkten aus geschaffen. Es galt eine größere Auswahl aus Jeremias Gotthelf zu bringen, die einstweilen als Ersatz für die vergriffene alte Berliner und die unvollendete neue Berner dienen und jetzt und später allen denen, die Gotthelf gründlich kennen lernen wollen, aber ihn nicht gerade studieren können, eben recht sein könnte. Es wurde ungefähr die Hälfte der gesamten Schriften, 10 Bände, genommen und in ihr wieder zwischen den größeren Werken und den kleineren Erzählungen das richtige Verhältnis, 6 und 4 Bände, hergestellt. „Der Bauernspiegel", „Uli, der Knecht", „Geld und Geist", „Käthi, die Großmutter", „Uli, der Pächter", „Die Käserei in der Vehfreude" sind unbedingt die künstlerisch vollendetsten Werke Gotthelfs, sind bei großem Lebensreichtum auch als Kompositionen etwas und zeigen den Dichter in seiner ganzen Entwicklung und von den verschiedensten Seiten; unter den hier gebrachten kleineren Erzählungen aber sind alle die allgemein als Gotthelfs Meisterwerke anerkannten. Wenn wir auch die „Wassernot im Emmental" und den „Silvestertraum" einfügten, so geschah das, weil sie für die Erkenntnis der Persönlichkeit Gotthelfs unentbehrlich sind, ebenso wie das gleichfalls gebrachte Studententagebuch und die angeschlossenen Erinnerungen Fröhlichs für die Erkenntnis seiner Entwicklung und seiner menschlichen Existenz. Die Schweizer werden vielleicht den „Schulmeister" und „Anne Bäbi Jowäger" aus kulturhistorischen Gründen entbehren — ich verkenne nicht, daß die erste Hälfte von „Anne Bäbi" auch ihre großen darstellerischen Vorzüge hat — aber die Einfügung dieser umfangreichen Werke, von denen das erstere doch wesentlich nur noch Fachinteresse hat, würde diese Ausgabe zu sehr belastet, an der Erfüllung ihres eigentlichen Zweckes gehindert haben. Textlich zugrunde gelegt habe ich dieser Ausgabe die Berliner Ausgabe der Gesammelten

Schriften, nicht die Werke im Urtext, und zwar aus den folgenden Gründen: Gotthelf ist für den Nichtschweizer sehr schwer lesbar, und in neuerer Zeit ist (wie ich es aus der Gleichgültigkeit meiner Landsleute gegen die Prosa Klaus Groths weiß) die Abneigung gegen jeden Dialekt noch gestiegen. Zudem ist eine Einheitlichkeit der Texte bei den Gotthelf-Ausgaben überhaupt nicht zu erreichen: er selber hat bald mehr, bald weniger im Dialekt geschrieben und ja auch den ersten „Uli“ selber hochdeutsch überarbeitet. Bei „Uli, der Pächter“ und „Käthi, die Großmutter“ z. B. gibt es sozusagen gar keinen Urtext. Wer Gotthelf studieren will, soll, das ist meine Ansicht, die Werke im Urtext lesen, die übrigen Leser die dialektfreiesten Fassungen. So stellt sich in dieser Ausgabe das Verhältnis so, daß der „Bauernspiegel“, „Geld und Geist“ und die „Käserei in der Vehfreude“ den meisten Dialekt haben, „Uli, der Knecht“, „Uli, der Pächter“ und „Käthi, die Großmutter“ aber ziemlich frei von Dialekt, freilich noch immer reich an Provinzialismen sind. Natürlich habe ich sowohl den Dialekt wie die Provinzialismen verständlich zu machen gesucht, und zwar durch erklärende Einfügungen oder Übersetzungen gleich im Text. Damit habe ich denn die Einheitlichkeit der Ausgabe hergestellt und dem Leser der Mühe, Noten zu lesen oder gar Erklärungen in einem Idiotikon zu suchen, überhoben. Die Arbeit, die mir, dem Nichtschweizer, durch die Einfügungen erwuchs, war, wie man sich denken kann, sehr beträchtlich, obwohl ich nicht auf philologische Erklärung, sondern einfach auf die nächste zweckentsprechende ausging, und ich hätte sie kaum zu leisten vermocht, wenn mich nicht ein in Weimar lebender Landsmann Gotthelfs unterstützt hätte. Dieser empfahl meine Arbeit auch dem Oberbibliothekar der Züricher Stadtbibliothek, Herrn Dr. Escher, und von dort empfing ich alle schwierigeren Informationen. Auf dem Gebiete der Gotthelf-Biographie erfreute ich mich der Unterstützung des Herrn Prof. Dr. Rudolf Hunziker in Winterthur, der, wie erwähnt, die Briefwechsel Gotthelfs mit Reithard und Fröhlich herausgegeben hat. Die Einleitung zu dieser Ausgabe ist, wie man sieht, sehr umfangreich ausgefallen, da aber die große wissenschaftliche Biographie Gotthelfs noch nicht existiert und doch das zahlreiche neue Material verarbeitet werden mußte, war der für solche Einleitungen übliche Raum nicht ausreichend. Ich habe vor allem danach gestrebt, das Leben und Schaffen Gotthelfs durch eigene Äußerungen oder

solche seiner Freunde sozusagen festzulegen und tiefer heraus zu erklären, ich habe den geschichtlich-politischen Rahmen etwas weiter gezogen und sorgfältiger gefügt, als es bisher geschehen, ich habe dann vor allem, meiner Natur gemäß, gründliche ästhetische Feststellungen zu geben gestrebt — wobei ich nur bedauere, daß ich die Arbeit zwischen der Haupteinleitung und den Einleitungen zu den einzelnen Werken verteilen mußte. Endlich habe ich in dem letzten Abschnitte dieser Einleitung auch die Geschichte des Wirkens und Durchdringens Gotthelfs zu schreiben versucht und damit ein Gebiet betreten, auf dessen Wichtigkeit ich schon vor Jahren hingewiesen habe, und das den Literaturgeschichtschreibern bei fast allen deutschen Dichtern neue Arbeitsperspektiven eröffnet. Solange das große wissenschaftliche Werk über Gotthelf noch nicht existiert, wird neben Manuel diese meine Arbeit wohl die maßgebende sein und zweifellos auch auf jenes mannigfach hinüberwirken, da in ihr die Entwicklung Gotthelfs einigermaßen festgelegt, seine Bedeutung hinreichend klar umschrieben ist. Das sage ich nicht, um mich zu rühmen, sondern in der Freude darüber, daß ich für einen Großen, dem ich mich in den Anschauungen und Gesinnungen und ein wenig auch im Charakter verwandt fühle, so tief ich auch sonst unter ihm stehe, eine solche Arbeit leisten durfte.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Erster Band.
Der Bauernspiegel.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Der Bauernspiegel

oder

Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Von ihm selbst beschrieben.

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Bartels.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.



Einleitung des Herausgebers.

Albert Bitzius' erstes Werk „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben" erschien im Verlag von C. Langlois zu Burgdorf mit der Jahreszahl 1837. C. Manuel, der Biograph Gotthelfs, setzt das Erscheinen des Buches in den Spätsommer des Jahres 1836, R. Hunziker nimmt in seiner Schrift „Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard", Zürich 1903, den Winter 1836 als Zeit des Erscheinens an und mag recht haben, da die erste Ankündigung des Werkes durch die Verlagsbuchhandlung in dem ihr gehörigen „Berner Volksfreund" erst am 18. Dezember 1836 erfolgte. Eine vorherige Anzeige war in „Der Republikaner, Kalender auf das Jahr 1837", Winterthur, herausgegeben von J. J. Reithard, erfolgt, dieser gab wohl auch die erste Besprechung, im „Berner Volksfreund" 1837, Nr. 5. Eine „zweite durchgesehene und vermehrte" Ausgabe des „Bauernspiegels" erschien Burgdorf 1839, die „dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Wohlfeile Ausgabe" Berlin 1851, Verlag von Julius Springer. In der Gesamtausgabe, „Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius') gesammelte Schriften", Berlin 1856, bildet der Bauernspiegel den ersten Band, ebenso in der „Neuen wohlfeilen Ausgabe" (Titelauflage) von 1861 und in der Volksausgabe der Werke im Urtext, Bern 1898, wo er von Ferdinand Vetter besorgt ist.

Der „Bauernspiegel" ist, wie das ja auch auf dem Titelblatt der ersten Auflage gesagt ist, ein autobiographischer Roman, die Lebensgeschichte eines Bauernenkels, den das Schicksal schon mit acht Jahren zum von der Gemeinde verdingten Güterbuben (Hofjunge heißt es

norddeutsch) macht, der als Knecht von seinem Meister betrogen wird, dann, als er heiraten will, seine Geliebte im Kindbett verliert, darauf als Schweizer Soldat nach Frankreich geht, sich dort nachträglich eine Bildung erwirbt, nach der Julirevolution zurückkehrt und nun, durch Erbschaft in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, allerlei volkserzieherischen Plänen nachhängt. Die Kapitel 1—6 stellen die Kindheit des angeblichen Schreibers dar und mit ihr das Leben auf einem stattlichen Bauernhofe, in Kapitel 7 „Die Bettlergemeinde" wird die Verdingung geschildert, Kapitel 8—14 bringen die wechselnden Geschicke des Güterbuben, den nur seine gute Natur vor dem völligen Verkommen rettet, Kapitel 15—26 stellen die Erlebnisse des Knechtes und seines Änneli dar, Kapitel 27—29 schildern die französische Dienstzeit, Kapitel 30—32 die Heimkehr und den Glücksumschwung im Leben des „Roten", wie die ehemaligen französischen Söldner in der Schweiz hießen, endlich Kapitel 33—42 stellen die Versuche Gotthelfs, ein Amt zu erlangen, und seine erzieherischen Pläne, mit ihnen zugleich das politische und Gemeindeleben im Kanton Bern nach der Regeneration dar. Manuel hat hervorgehoben, daß das Werk als Komposition über die Forderung, die man an eine ganz bescheidene Lebensgeschichte stellen kann, nicht hinausgehe: „Diese Geschichte drängt nicht, wie von einem eigentlichen Roman, noch mehr freilich von einem Drama verlangt werden kann, in Anlage und Fortgang auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang, auf eine Beglückung oder eine Katastrophe hin. Der Weg ist dem Verfasser wichtiger als das Ziel." Das ist richtig, wenn man auch die Kehrseite genügend anschaut, daß nämlich das Buch durch seine autobiographische Form, dadurch, daß der Held seine Geschichte selbst erzählt, überall seine innersten Empfindungen und individuellen Betrachtungen, die ihm seine vielfachen Kollisionen mit den verschiedensten Lebensverhältnissen abnötigen, als eigenst Erlebtes ausspricht und mitteilt, eine Wärme, eine Farbenfrische und Wahrheit erhält, die eine bloße objektive Erzählung kaum erreicht haben würde. Bis zur Flucht nach Frankreich ist an dem Roman auch vom Gesichtspunkte der Komposition aus schwerlich viel auszusetzen, dann freilich berichtet Jeremias mehr, als daß er erzählte und darstellte, und bei den letzten zehn Kapiteln merkt man überall die Absicht, obgleich auch sie natürlich noch treffliche Einzelheiten haben. Alles in allem ist

der „Bauernspiegel" immerhin einer der besten autobiographischen Romane, die unsere Literatur besitzt, dies freilich vor allem durch seinen Lebensreichtum und seine Vollendung im Detail.

Er bildet in der Tat, wie ich es in meiner früheren Schrift über Gotthelf ausgeführt habe, einen neuen Anfang, es beginnt mit ihm ein neuer Abschnitt der Volksschriftstellerei, richtiger der Volksdarstellung. Zwei Jahre vor dem Erscheinen von Immermanns „Münchhausen", mit dessen Oberhofidyll man in der Regel die neue Periode der Schilderung des Bauernlebens beginnt, kam in einem Winkel der Schweiz — das war Bern, literarisch gesehen — das Buch heraus, das dieses Bauernleben mit gewaltiger Kraft als eine Welt für sich hinzustellen wagte — was Immermann nicht getan hat — und zugleich die unerbittliche Wahrheit der Lebensdarstellung, wenn auch nicht zu poetischen Zwecken, doch im ganzen mit poetischen Mitteln, d. h. solchen der Anschauung durchführte. Nur etwa in der wirklichen Autobiographie Ulrich Bräkers war schon ähnliches zutage getreten, Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" hat ja, so genau die Menschen in ihrem Handeln charakterisiert sind, fast noch kein Milieu, und die Tendenz ändert doch Menschen und Verhältnisse ein bißchen rasch. Das war nun alles anders geworden. Gewiß, man merkt auch hinter Jeremias Gotthelf den Pfarrer Albert Bitzius, an Tendenz fehlt es im „Bauernspiegel" nicht, aber zum ersten Male erscheint nun doch die volle Erkenntnis durchgebrochen, daß nur absolute Treue in der Darstellung des Volkslebens tieferes Insichgehen und fruchtbare Besserungsarbeit nach sich ziehen könne, die törichte Anschauung, als ob man durch tendenziöse Darstellung das Volk zu seinem Glück gleichsam überreden könne, ist aufgegeben. Und wenn Gotthelfs künstlerische Mittel auch wesentlich naturalistisch (im alten Sinne) sind, so wird seine Darstellung fast überall wirkliche Kunst, unwillkürlich motiviert er beispielsweise überall, wo er einer seiner Personen Reden in den Mund legt, die in ihm auffallen könnten, man vergleiche die Rede des Schulmeisters gegen die „Afflikaten" im achten Kapitel oder die Ausführungen Gotthelfs über die Freude im fünfzehnten mit dem klugen Einlenken: „Doch ich versteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuster, der über seinen Leisten will." Das sind aber noch Nebensachen, die Hauptsache ist die Charakterisierungs- und Milieukunst des neuen Volksschriftstellers. Schon oben habe ich

das Wort „Milieu" gebraucht und will es auch festhalten, das deutsche „Umwelt" sagte mir nicht ganz dasselbe, da das „mitten drin" der Menschen nicht so stark in ihm ausgedrückt ist. Das ist nun Gotthelfs besondere Kunst, uns mit seinen Menschen überall mitten in die Dinge hineinzuführen, und zwar macht er es nicht so wie später Emil Zola, daß er ganz genaue, gleichsam reportermäßige Schilderungen der Dinge gibt, bei denen die Menschen gleichsam erdrückt werden, er ist mehr Sittenmaler, bei dem Menschen und Dinge gleichberechtigt erscheinen. So erhalten wir im „Bauernspiegel" das Essen bei einer Brautschau ganz naturalistisch-treu vorgeführt, aber die Essenden sind nicht „Milieumenschen", sondern bestimmte Charaktere. Ähnlich wird der ganze landwirtschaftliche Betrieb auf dem gepachteten Hofe von Jeremias' Vater geschildert, eben auch künstlerisch lebendig, da die ungleiche Anteilnahme beider Eltern an den Arbeiten den individuellen Reiz hinzutut, ähnlich ist die Schilderung der Bauernhöfe auf der Egg, des Brandes im sechzehnten Kapitel, und noch manches andere — man wird sehen, daß solche abgerundete Milieu-Darstellungen künstlerisch-naturalistischer Natur durch alle Werke Gotthelfs hindurchgehen, selbst in den kleinen Erzählungen gelegentlich zu finden sind. An Naturalismus, wie man ihn seit Zola versteht, fehlt es schon im „Bauernspiegel" dann freilich auch nicht, Gotthelf scheut vor der Darstellung keiner Sache, die auf der Welt vorkommt, zurück, und wenn er auch nicht in widerlicher Weise ausmalt, er bringt doch die bezeichnenden Züge, der Geist seiner Darstellung ist naturalistisch. Man vergleiche hier im „Bauernspiegel" Kapitel 14 die Schilderung der Konfirmationsstunden (Unterweisung)! Und naturalistisch ist es auch, wenn der Sohn von der eigenen Mutter berichtet, wie sie als junge lustige Witwe sich um den Besuch ihres Söhnleins nicht kümmert, sondern „schon aufgezäumt" auf eine Bestellung geht. „Bald darauf heiratete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr und sie etwas von mir gehört hatte" — etwas Grausigeres als diesen Lakonismus kenne ich kaum. Aber überhaupt geht durch diesen „Bauernspiegel" hindurch ein scharfer Geist — gewiß, er gibt den Lauf der Welt, aber den bösesten, alles ist scharf auf die Spitze gestellt, beispielsweise: alle drei Tanten des Helden taugen nichts, der Großvater betrügt seine älteren Söhne, und trotzdem sagt der Schulmeister an seiner Leiche, daß er treu für seine

Kinder gesorgt habe, es nimmt sich nicht einer der Gemeindemänner der armen Witwe und später ebensowenig ihres Sohnes an usf. Auch spricht Gotthelf selber im zwölften Kapitel einmal den Grundsatz dieses seines Naturalismus im Geiste aus: „So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt als die, in welcher sie leben, dann kennen sie jene und diese nicht, seufzen über jene und verbessern ihre eigene nicht, die nicht besser ist, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hause nicht; denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen nicht, sie sind blind geboren, den Star muß man ihnen stechen. Viele im Unrat Geborene merken ihn nicht, bis man ihnen die Nase darauf stößt und ihnen sagt: Das stinkt; dann sagt nur noch die Hälfte nach: Ja das stinkt; ein Viertel sagt: Ich rieche nichts, und das andere Viertel behauptet gar: Du lügst, das riecht wohl. So geht es in der Welt." Daneben fehlen direkte scharfe Urteile über die Menschen im allgemeinen und die Schweizer im besondern nicht, so wenn es im 25. Kapitel heißt: „Freilich haben viele Menschen wenig Geist, nur aus überflüssigen Abschnitzeln anderer besteht er, aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser als gar keinen. Darum lehrt von Jugend auf die Menschen mit ganzer Seele und von ganzem Gemüte bei dem sein, was sie machen, dann kriegt ihr ganz andere Menschen: andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungsredaktoren und andere Pädagöglein." Oder im 28. Kapitel: „Überhaupt ist der Schweizer, wenn er einmal losgelassen, ein ung'hürigs Tier." Bitzius kannte oder empfand doch den scharfen Charakter seines Buches, der übrigens bei einem Erstlingswerke wie diesem unvermeidlich war, er sprach in seiner Vorrede davon, daß der Spiegel nicht die Sonnen-, sondern die Schattenseite des Bauernlebens zeige. Glücklicherweise war das trotz alledem doch nicht völlig der Fall, und zwar deshalb nicht, weil der Verfasser ein ganzer Mensch und ein ganzer Dichter war.

Den Dichter macht das volle Mitempfinden jeder Lebenslage und das tiefste Verstehen jedes Mitmenschen vom Herzen aus, und damit ist denn auch das, was wir Poesie (im weitesten Sinne) nennen, ohne weiteres gegeben. Gerade an solcher Poesie ist Jeremias Gotthelf unendlich reich; daneben fehlt ihm freilich auch die Poesie im engeren Sinne, die Poesie der Schönheit, keineswegs, und endlich

tritt noch der Humor als stark fesselnder Faktor seiner Dichtung hinzu. Sehen wir uns zunächst die Menschenwelt im „Bauernspiegel" etwas näher an, so ist ja nicht zu leugnen, daß die meisten Gestalten nicht eben einen idealen Charakter tragen. Aber kaum eine von ihnen stößt doch vollständig ab, weder der Großvater, der seine Kinder betrügt, noch die Großmutter, die ihre Töchter nicht erzieht, weder der rohe gutmütige Vater Gotthelfs, noch die etwas schlampige Mutter, weder die christlichen Zigeuner, bei denen Jeremias als Güterbub ist, noch das pfiffige Bauernpaar — der Dichter läßt über dem Allzumenschlichen das Menschliche nie ganz verschwinden, und wo er weniger schöne Seiten der Menschennatur wie die Pfiffigkeit zu schildern hat, da tut er es mit so reinem künstlerischen Behagen an der vollkommenen Ausprägung dieser Eigenschaften, daß auch wir eine Art Vergnügen daran haben. Hier und da freilich verurteilt er auch sehr scharf: Vreni, Samis Frau erscheint als wahres Greuelwesen, und es tritt in dem Roman ein Arzt auf, der kaum Schinder zu sein verdiente — wahrscheinlich spielt da ein persönliches Erlebnis mit. Die Hauptursache, daß der Roman bei aller scharfen und bittern Wahrheit nicht abstößt, liegt aber in der ganzen Anlage und trefflichen Durchführung des Charakters seines Helden. Manuel meint, der Name Jeremias bezeichne vortrefflich das Charakterbild des Helden: „Er ist ein Klagender, Gedrückter, mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt, das ihn so vielfach in Mitleidenschaft zieht, Trauernder und Zürnender, aber er geht unversehrt mitten hindurch, und der Geschlechtsname Gotthelf deutet sinnbildlich an, daß er sich mit Gottes Hilfe und auf Gott vertrauend, freilich die eigene Kraft anstrengend, durchschlagen und nicht unterliegen werde." Das stimmt ja wohl im ganzen, ich aber möchte auf die spezifisch-deutsche Natur in diesem Schweizerknaben noch besonderes Gewicht legen: Er gehört zu den harm- und arglosen Naturen, den „reinen Toren", die nie recht klug werden, aber dafür freilich auch nicht schlimmen Schaden an ihrer Seele nehmen, dabei trotz alledem etwas Männlich-starkes haben und ein reiches inneres Leben dazu. Von Siegfried über Parzival zu Grimmelshausens Simplizissimus und von da bis in unsere Tage kehren sie immer wieder. In diesen Naturen liegt sozusagen auch ein Stück angeborener Poesie, und Bitzius hat das sehr wohl empfunden und läßt es oftmals, so schon in der Darstellung des Lebens, das der Güterbub zuerst bei den Zi-

geunern führt, heraustreten (man lese die Stelle: „O, es war schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald usw."). Hier namentlich leuchtet Bitzius' große Dichtergabe des Mitempfindens jeder Lebenslage klar hervor. Fast ganz reine Poesie ist dann auch das Verhältnis des Jeremias zu seinem Änneli, wenn man von jenem einen häßlichen Kiltgang absieht, über dieser Gestalt liegt eine wehmütige Schönheit ausgebreitet, und die später noch weiter ausgebildete Begabung Bitzius' für das Zarte und Liebliche tritt schon hier hervor. Auch das Mareili ist eine durchaus wohltuende Gestalt, von einer gesunden reifen Schönheit, möchte ich sagen, und zu ihr tritt noch als äußerst sympathisch der Bonjour, der auch eine gute psychologische Leistung ist — der seltsame Glaube an die Wiederkunft Napoleons durfte dieser Gestalt auf keinen Fall fehlen. Merkwürdig übrigens, daß auch der kräftige Schweizer Bitzius, der die Franzosen eigentlich nicht liebt, der Napoleonlegende unterliegt: er steht zu dem Korsen zwar nicht wie Heinrich Heine, aber doch ungefähr wie Christian Dietrich Grabbe. So stimmt die Anschauung, daß der „Bauernspiegel" nur die Schattenseiten des Bauernlebens darstelle, keineswegs ganz, auch liegen „die am weitesten auseinandergehenden Eigenschaften Weichheit und Derbheit" in diesem Buche zwar überall nebeneinander, aber doch keineswegs unvermittelt; sieht man aufs Ganze, so ist das Leben selbst in dem Werke, und alles scheinbar ganz unvermittelt Nebeneinanderstehende gleicht sich zuletzt aus, wenn wir die „Schärfe" darin auch nicht ganz übersehen wollen. Ein so großer Menschenkenner wie Albert Bitzius war — und schon der „Bauernspiegel" zeigt ihn als solchen, im besonderen sind die charakteristischen Züge der allgemeinen Weibsnatur schon meisterhaft herausgestellt — ein solcher Menschenkenner wird naturgemäß leicht einmal zu scharf. Sehr viel weniger als diese Schärfe stören die Derbheit und die Drastik Albert Bitzius', da sie meist von Humor getragen sind. Wie wundervoll ist die Schilderung der heiratslustigen Tochter im zehnten Kapitel, das mit seiner sorgfältigen Darstellung des Treibens der christlichen Zigeuner überhaupt einen der Höhepunkte des Buches bildet, wie übel ergeht es dem berühmten Schulmeister und dem berühmten Pfarrer im vierzehnten Kapitel! Die hier zugrunde liegende Satire wird durch die Drastik der Darstellung wirklich Humor. Freilich, es wird immer Leute geben, die Gotthelfs Derbheit abstößt,

die bei einer Wendung wie: „Damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe totgeschlagen wurde, zum Richter" beinahe in Ohnmacht fallen. Aber wir wollen denn doch nicht vergessen, daß Bitzius die ganze Skala menschlicher Töne und Empfindungen von dieser Derbheit bis zum Allerzartesten beherrscht — bei diesem Großem durfte auch kein Ton fehlen, sonst hätte er seiner Welt nicht gerecht zu werden vermocht. Das Entscheidende bei Bitzius ist zuletzt trotz aller Kraft und Leidenschaft das weiche, jedes Leid der Menschheit mitfühlende Herz.

Und zwar ist das Mitleid Albert Bitzius' nicht bloß das christliche einer früheren Zeit, sondern schon das moderne soziale (daß diese beiden nicht im Kern, sondern nur in der Form verschieden sind, weiß ich natürlich). Man hat sich die Bedeutung des Pfarrers von Lützelflüh als sozialen Menschen und Schriftsteller noch bis heute kaum je vollständig klargemacht, sonst würde man doch schwerlich bei einem Manne wie Ferdinand Vetter auf Sätze wie den folgenden stoßen: „Wenn unsere Zeit mit Recht danach strebt, auch die allgemeinen Bedingungen für das Fortkommen des arbeitenden Menschen günstiger zu gestalten — eine Seite der sozialen Frage, welche Bitzius, für einen Leserkreis von sehr konservativen Traditionen schreibend und gewaltsamen Neuerungen überhaupt abhold, ganz außer acht läßt und sogar mit einiger Bitterkeit befeindet, so wird usw." (Ähnlich noch Lötscher: „Bitzius und seine Zeitgenossen, befangen von Naturtrieben der alten Gesellschaftsordnung, konnten die Notwendigkeit und Berechtigung der sozialen Frage noch nicht erkennen.") Demgegenüber kann man nicht scharf genug betonen, daß Albert Bitzius einer der ersten gewesen ist, die die Notwendigkeit und Berechtigung der sozialen Fragen (e i n e soziale Frage gibt es bekanntlich nicht) nicht nur erkannt, sondern auch vertreten haben. Das ist schon hier aus dem „Bauernspiegel" nachzuweisen. Da heißt es im sechsten Kapitel: „Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß soviele arm sind?" und das ganze Buch hindurch ziehen sich ähnliche Äußerungen, mehr, bestimmte Vorschläge zur Verbesserung der sozialen Zustände. Im siebzehnten Kapitel fordert Bitzius, daß die Herren die Sachen ihrer Dienstleute gegen Feuersgefahr versichern, im achtzehnten tadelt er das Herumtrampeln auf den Gefühlen derer, die unter einem sind, im vierundzwanzigsten will er in jeder Brust das Gefühl

der Menschenwürde erweckt haben, fast überall tritt er für das Recht der Bettelkinder gegen die Gemeinde ein. Einmal heißt es: „Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann bringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen.“ Mehr kann man doch für 1836 und am Ende auch für die Gegenwart nicht verlangen. Und wie hier auf sozialem, erweist sich Bitzius auch auf religiösem Gebiet als ein Fortgeschrittener; gleich zu Anfang nennt er den Glauben, ohne Taufe könne man nicht selig werden, ein Vorurteil, tadelt dann die gute alte Zeit, wo man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, und bekennt sich an vielen Stellen zu dem weltfreudigen Christentum, nennt es die schönste Sache, wenn man Freude hat an dem, was man eigentlich tun soll in der Welt, und spricht von vielen fröhlichen Christen, deren Gefühle und Leben freudige Loblieder Gottes sind. Daß da die „Stündeler“, die Pietisten nicht besonders gut wegkommen, versteht sich von selbst — sie scheinen's auch hie und da damals arg getrieben zu haben. Auf die politischen Anschauungen Gotthelfs, die das letzte Drittel des „Bauernspiegels“ offenbart, will ich hier nicht näher eingehen, es bleibt wohl kein Gebiet des politischen Lebens unberücksichtigt, und die im ganzen volkstümliche politische Weisheit des Pfarrers von Lützelflüh hat Hand und Fuß. Natürlich tritt sein konservativer Sinn schon hier hervor, von der Bundesrevision beispielsweise will er nicht allzuviel wissen. Aber er sieht die wirkliche Entwicklung weit richtiger voraus, als sie die Liberalen jener Zeit gesehen haben, er sieht die Kluft im Volke entstehen, über die wir heute kaum noch weg können, die zwischen Gebildeten und Ungebildeten, er erkennt die Unfruchtbarkeit, ja Gefährlichkeit des Doktrinarismus. „Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurteile, so war der höhere Sinn beschränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht halb begriffen hatten. Diese Theorien selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlten die chemischen Apparate dazu, Philosophie und Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchdrungen, gerade wie das Volk auf seine Vorurteile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studiert als die französische Revolution, und diese nur

von 1788 bis 1789, und meinen nun, akkurat so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorie und Vorurteile gegeneinander geschlagen werden wie Stahl und Stein, ohne Vorsicht, so nehmt Arm und Beine in acht, lieben Leute, denn es gibt Feuer. Das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist" — also schrieb Albert Bitzius Anno 1836, und unsere liberalen Historiker wagen noch heute kaum diese einzig richtige Anschauung jener Zeit vorzubringen, ja, man schleppt selbst jene Kinderkrankheiten des Liberalismus noch durch unsere Tage fort. Alles in allem darf man in dieser Hinsicht vom „Bauernspiegel" sagen, daß nie ein besseres politisches Buch in kritischen Zeiten einem Volke dargeboten worden ist, der Pfarrer von Lützelflüh hatte die Wahrheit, soweit sie ein Mensch haben kann, und er sprach sie. Aber das Bedürfnis nach ihr war, wie zu allen Zeiten, nicht allzugroß.

So war denn die Aufnahme des Buches nicht allzufreundlich. Allerdings machte es einiges Aufsehen und wurde, wie Manuel berichtet, als bedeutende Erscheinung begrüßt, aber doch bekam der Verfasser, der sein Inkognito nicht lange festhalten konnte, sehr bald allerlei Unangenehmes zu hören. Reithard zwar stellte das Werk neben Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" und wünschte es in jedem Bauernhause zwischen Bibel und Gesangbuch zu sehen, aber die unverständige und böswillige Kritik blieb auch nicht aus. „Welchen Begriff," hieß es in einem Eingesandt des Intelligenzblattes für die Stadt Bern, „gibt uns der Verfasser von der Seelsorge, seinem Stande anvertraut, wenn er seine Herde so ganz zum Vieh herabwürdigt"; an anderer Stelle liest man: „Es werden die respektiven Leser gewiß mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß mehrere Kapitel Langeweile, ja sogar Gähnen hervorbringen." Daneben heißt es dann freilich: „Es wäre ungerecht dem sich selbst genug liebenden Verfasser ein ganz vorzügliches Talent abzusprechen", aber zum Schluß wird ihm doch geraten, „sich mit einem Lehrbuch zu befassen, wie der Landmann auf jenen Höhepunkt zu bringen wäre, der ihn zum tüchtigen Regenten, zum guten Bürger und zum wahren Christen umzuschaffen imstande sei" und an den bekannten „Splitter" erinnert. Bitzius trumpfte diesen Rezensenten als „Mitbürgerchen" in der Vorrede zu seiner zweiten Auflage ziemlich böse ab. (In der Gesamtausgabe blieben diese „Persönlichkeiten" dann mit Recht fort.) Eine

wohlwollende Besprechung fand sein Buch in der „Neuen Kirchenzeitung für die reformierte Schweiz"; hier ward die Fülle von Menschenkenntnis, „wie wir uns nicht leicht erinnern in einem Buche gefunden zu haben", hervorgehoben, freilich dann doch die einseitige Wahrheit getadelt — der Bauer werde nicht seine eigenen Schwächen erkennen, sondern nur die seiner Nächsten, und werde erbost werden, weil man ihn so schlecht mache, manche Darstellung reize durch ihr genaues und belebtes Detail zur Sünde statt abzuschrecken. Bitzius verteidigte sein Buch gegen diese Kritik am selben Orte — wir lassen diese seine Selbstverteidigung, die seine Weise mit der Arbeit des Schälpflugs vergleicht, als Anhang zum „Bauernspiegel" folgen.

Vorwort zur ersten Auflage.

Grüß Gott, liebe Leute, und zürnet nüt! Eine Gabe bringe ich Euch dar; nehmt sie auf, wie sie gegeben ist, treuherzig. Ein Spiegel ist's, doch nicht ein gemeiner, in dem ein jeder ein schönes Gesicht zu sehen glaubt, weil er das eigene erblickt. Mein Spiegel zeigt Euch die Schatt- und nicht die Sonnseite Eures Lebens, zeigt also, was man gewöhnlich nicht sieht, nicht sehen will. Er zeigt Euch dieses nicht zum Spott, sondern zur Weisheit. Man hat Euch g'wundrig (neugierig) gemacht, und von Engländern und Russen, hohen und gemeinen Leuten in allen Ländern könnet Ihr lesen, wie sie sind, was sie treiben. Von Euch selbst aber könnt Ihr nichts lesen als einzelne Scheltungen, einzelne Schmeichelreden; noch niemand hat in Liebe und Treue Euch Euer Bild vorgehalten und noch viel weniger ein Bild, das die trüben Schatten Eures Lebens enthält. Das ist schlimm; denn kennt Ihr diese Schatten nicht, so könnt Ihr sie auch nicht verwischen und tilgen. Von Jugend auf habe ich unter dem Volk gelebt und es geliebt; darum entstund auch sein Bild treu und wahr in meinem Herzen; jetzt schien die Zeit es mir zur Pflicht zu machen, dieses Bild aus meinem Herzen zu nehmen und es vor Eure Augen zu stellen; denn der Zeiten Ruf, weiser und besser zu werden, habt Ihr vernommen; er dringt in alle Hütten. Diesmal zeige ich Euch nur eine Seite des Bildes; das Ganze auf einmal würde Euch verblenden, und zeige ich Euch die Schattseite zum Zeichen einer aufrichtigen Treue und damit Ihr ob dem Schönen, das ich von Euch zu zeichnen wüßte, das Schlimme nicht vergesset, welches dennoch auch da ist.

In diesem Lebensbilde werdet Ihr auch bemerken den Widerschein, den verschiedene andere Stände in Euer Leben werfen, dasselbe auch treibend und verwirrend. Dieser Widerschein muß angemerkt sein; sonst würden Lücken im Bilde erscheinen, die niemand begreifen könnte. Dies ist die Erklärung, warum manches da ist, das nicht hierher zu gehören, oder aus besonderer Absicht oder aus besonderer Bosheit da zu sein scheint. Male ich dann einmal die Sonnseite, so will ich auch freundliche Strahlen hineinziehen von jedem Stande, der mit dem Volksleben in Berührung kommt.

Treuherzig bringe ich Euch, liebe Bauersleute, meine Gabe, und treuherzig will ich bleiben, mag man mich auch mißkennen und schmähen, oder verspotten und auslachen. Sollte einer zarten Seele dieses Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komm' ich auch einmal expreß für Dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist eben auch nicht für Dich geschrieben; darum lege es weg.

Mancher Schulmeister wird die Achseln zucken und meinen, es sei Gott versucht, bei einer solchen Sprachunkunde, bei der er keinen zum Schulmeister machen würde, ein Buch zu schreiben. Primar- und Sekundarlehrer werden mich bemitleiden und bedauern, daß ich nicht bei ihnen in die Schule gegangen; es hätte vielleicht etwas aus mir werden können. Ihr habt recht, hochgeehrte und liebe Leute; wie und wo ich schreiben gelernt, werdet Ihr lesen. Ich weiß nichts von den Aussagewörtern, nichts von den Dingwörtern, am allerwenigsten von dem Prädikate und seiner sonderbaren Ehe mit der Copula. Aber deswegen bin ich ja auch weder Schulkommissär noch Schulmeister, sondern eben nur der ehrliche Jeremias Gotthelf, dem Gott geholfen, und der in wahrer christlicher Treue auch andern helfen möchte. Ich hätte meine Schrift einem Gelehrten geben können, sie zu polieren; aber ihre Hecheln sind oft so spitzig und scharf, daß meine Arbeit, die ich so lange in stiller Brust getragen sorgfältiglich,

mich dauerte, und mich tröstete der Gedanke, daß doch besser zu dem Herzen dringen werde, was aus dem Herzen, als was aus den Hecheln kömmt.

So gehe denn in Gottesnamen, liebes Büchlein, aus dem Herzen zu den Herzen, und wo du ein liebes Herz findest, dem bringe einen lieben Gruß vom gutmeinenden schweizerblütigen

Jeremias Gotthelf.

Vorwort zur zweiten (schweizerischen) Auflage.

(Nach der Gesamtausgabe).

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute, und dank Euch Gott! Meine treuherzige Gabe habt Ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß sie schon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich sie der Mühe wert geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieses Vorhalten führe zur Besserung und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugnis, daß ich Euch, Ihr lieben Leute, besser kenne, als viele andere Leute. Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, sie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch totgeschlagen würde. Und als dasselbe gedruckt war unvermutet, da hatten meine Freunde große Angst um mich, und fragten bekümmert an jedem Schausaaltag (klinischen Schautag), ob man mich nicht mit abgeschlagenem Kopf in die Insel (Name des Kantonsspital) gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und besser aufsetze? Aber ich wanderte wohlgemut und wohlbehalten unter Euch herum,

und wer weiß, ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Änelene mich begleiteten.

Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen sollen, und nicht Bauernspiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten sie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches, aus andern Ständen wandeln nur einige Gestalten flüchtig über diesen Boden. Auch will ich euch jetzt, da ihr mich so vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieser Titel ein Lockvogel war. Hitzig auf dem Lesen seid ihr eben nicht, wenn ihr etwas lesen sollt, so muß man es euch aparti beitzen (eine Falle stellen), und diese Beitze lag im Wort Bauernspiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, sonst kennt man das Buch nicht mehr.

Einige meinten: den Herren, die doch immer die Nase zuvorderst hätten, hätte auch die Ehre eines Herrenspiegels zuerst gebührt; oder werden nun böse, daß er noch nicht nachgeliefert wurde. Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenspiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Torheiten, Narrheiten beschreiben wollte, so müßte man ein Buch machen, so groß wie eine Zehntscheuer. Zudem gibt es freilich reiche und arme, brave und schlechte Bauern, aber alle machen doch nur einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenstände, die in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, gibt es nicht, und wie ließen sich wohl alle in ein Buch zusammenbringen, da man sie nirgends zusammen findet? Wo sieht man z. B. alte und neue Herren beisammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen, ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr steckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, so kömmt es ihm in die Luftröhre, er hustet, daß ihm der Bauch gnappet (wackelt). Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, so kömmt es dem Pfarrer in die Nase, und er muß niesen, daß es ihm weh tut in allen Seiten. Treffen sie sich wundersamer-

weise in einem Stübli oder Futtergang, so gramselt (krabbelt) es ihnen krebsartig in den Beinen, und sie gehen hinter sich, so streng (rasch) sie mögen. Wirte, Kaufleute, Kuder-(Leinwand-) händler, Ärzte sind freilich anderer Art; die findet man zwischen aller Leute Beinen. Aber diese Herren würden sich denn doch ärgern, nur so zwischen fremden Beinen dargestellt zu werden so nebenbei. Es wäre auch zum Teil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht stehen, akkurat wie die respektabelsten Männer, und bekanntlich kann man zwischen fremden Beinen nur tief gebückt existieren. Dann gibt es aber Herren, die sich stellen, als ob sie anderen Menschen auf den Köpfen stünden, die, wenn sie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Tier hinter einem Gütterli (Fläschchen) sitzen, von dem man nicht weiß, soll es einen Schoppen oder eine Halbe vorstellen, sich gebärden, als ob sie Napoleon und seine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herrensorte übergangen werden sollte, man wenigstens sieben Herrenspiegel hintereinander reihen; und vor so einer weitläufigen Geschichte grauset es mir, da von Natur niemand ungerner sitzt und schreibt als ich. Zudem sind die Herren gar aufbegehrischer Art, die alten und die neuen, und die letztern fast noch mehr als die erstern, wie Kinder auch kitzliger sind als Greise.

Zudem sind die Herren b'sinnte (mit gutem Gedächtnis begabte) Köpfe, die jahrelang es nicht vergessen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung gewesen ist als sie; würden sie mir es je vergessen, wenn ich mich unterstünde, ihre Majestät im Hausrock zum Vorschein zu bringen? Doch kömmt Zeit, kömmt Rat, und was sonst noch alles kömmt, weiß niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür sorgen helfen, daß dieses Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kömmt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu tun. Man wird es dem Buch nicht ansehen, aber dem Ungeübten

rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen sind keine gemacht worden, selbst die Rezensenten veranlaßten mich nicht dazu; sie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und schonend mit mir um.

Ein bedeutender Teil des Publikums dagegen hat den Stab gebrochen über den zweiten sogenannten politischen Teil; gar nicht hierher gehöre er, meinte man, daß gar zu viel geschwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Teil des Volkes das Leben einen politischen Aufflug nahm und dem andern Teil Politik einzutrichtern versucht wurde? Soll dann in dieser Schilderung des Volkslebens diese Seite desselben nicht dargestellt werden dürfen, ja nicht vielmehr dargestellt werden müssen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik so erleidete (verleidete), daß jetzt niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in diesem Teil viel geschwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt seit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in Tat oder Geschwätz! Und ist dieses Geschwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: wer nicht Großrat sei oder irgend ein Bein (Knochen, Teil) von einem Großrat, den gehe die ganze Geschichte nichts an. Diese Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja, mein Ländchen liebe ich, und diese Liebe ist's, die mich stark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Und um dieser Liebe willen habe ich den zweiten Teil nicht umgeschaffen, sondern ihn noch mit Zusätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir sprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieses Ländchens durch selbstsüchtige Leidenschaften niedergetreten, durch Frechheit zerstört, durch Laster aufgezehrt, durch schnöde Geldsucht ausgebeutet, durch Unbedachtsamkeit, Rechthaberei oder Leichtsinn untergraben sehe. Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine

Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden besternten oder verlöcherten (zerlumpten) Buben das große Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Worts sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht verteidigen dürfen mit der Schärfe des freien Worts! Und findet man dennoch mein Beginnen unrecht, so verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn jemand unschuldig sich getroffen glaubt, ich wollte es nicht; und die schuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, sondern aus Liebe zum teuren Vaterland. Wer aber diese Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für diesmal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erstgeborenes! Du sollst wandern gehen in fremder Herren Länder, sollst an fremde Türen klopfen, sollst um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! Gute Leute gibt es auch dort. Sprichst du auch in fremder Mundart, sieht man dich anfangs auch mit mißtrauischen Augen an für einen verdächtigen Wältsch (Franzosen), so gedulde dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringst von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerstraße, finden sich nicht in den zur Unnatur verzerrten Mimeligestalten*), so werden sie dir sicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaste. Und wo du freundliche Gesichter findest, mein lieb Büchlein, da teile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

*) Anspielung auf H. Claurens (K. G. S. Heuns) berüchtigte „Mimili", Dresden 1816.

1. Kapitel. Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus.*) Mein Vater war der älteste Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof besaß und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckigt und rüstig früh und spät. Er war Meister in Feld und Stall. Das erstere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, dessen Same ihn nichts kostete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müssen. Aus dem Stalle zog er die Zinse der schuldigen Kapitale. Er mästete alle Jahre etwas, aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als sein Vater. Im Hause schaltete und rumorte die Großmutter, und alles mußte sich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles selbst für die Menschen und die Schweine, besorgte den Garten und die Pflanzplätze soviel möglich allein und spann dabei Kuder (Lein geringster Güte) fast zu Tode. Das Geld hatten sie im Genterli (Schränkchen im inneren Wohnzimmer) und die Großmutter immer so viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater sehr munter von einem Märit (Markt) heimkam, ich die Großmutter in der Nacht aufstehen, dem Großvater die Hosen erlesen (durchsuchen) und das Geld zählen sah

*) D. h. zur Zeit der französischen Revolution, die bekanntlich einen andern Kalender einführte.

und sie brummeln hörte: „Dä het afe (doch aber) g'hudlet (gelumpt), es hätt es schöns Säuli gä (gegeben), was er versoffe het; dem will ih morn es Kapitel lese." Richtig waren sie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli (Schlafzimmer der Meisterleute, wo die Gardinenpredigten gehalten werden). Niemand wußte, was sie verhandelt hatten, aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen, und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein*) und dem wahren Christentum*); schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe**), und kein Anken- (Butter-), kein Garnhändler, obgleich die letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Pfennig beluxen. Daher hielten beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur notdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigtste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühesten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend an als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen tat der Großvater selbst, aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht tun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz (Bauholz, das jemandem unentgeltlich geliefert wird) zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der erste und letzte dabei sein müssen, an die Fuhrungen (Lieferungen) seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhn-

*) Erbauungsbücher, ersteres von Bogatzky, letzteres von Joh. Arndt.
**) Römische Fünfe, mit Kreide an Türen oder Wände geschrieben.

lich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmälte der Großvater niemals; es ging nicht aus seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder ihnen gar abgeputzt (sie gescholten), wenn sie anders heimgekommen wären. Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen Vater leicht vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel, nur im Zorn, der aber selten ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einsehen tun werde. Übrigens war er nicht gewohnt, zu denken, auch nicht an die Zukunft, er ließ die Dinge gehen, wie sie mochten, und nahm sie, wie sie kamen. So kam er auch zu einer Frau, sicher wie viele andere, ohne recht zu wissen wie, und ganz bestimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern soll die Heirat gar nicht recht gewesen sein; nicht daß sie den Vater nicht gerne heiraten gesehen hätten; zu essen hatten sie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit, nur die Person war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter, sie soll hübsch, aber auch gefallsüchtig gewesen sein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts getan, sondern dem Laden abgewartet und auf der Bank vor demselben getan haben, als ob sie nähe oder stricke, was sie leider bös (schlecht) genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und sie zusammenkamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Lust wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte sie viel zu glatt gestrählte Haare, und tat viel zu zimpfer (zimperlich), nach Art einiger Krämertöchter, unter denen es aber auch ganz scharmante Kinder gibt. Sie wollten sie nicht ins Haus, ein unehlich Großkind (Enkelkind) wollten sie aber auch nicht. Darum drangen sie auf die

Heirat, zu welcher weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Lust hatten, wie sie sich oft genug vorhielten, wenn die Not sie gegenseitig offenherzig machte. Das Geld zu dieser Hochzeit gab der Krämer, meine Großeltern nahmen Schneider und Schuster auf die Stör (in Hausarbeit), ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen, ob er aber auch Geld habe, darum kümmerten sie sich nicht, und Geld zu fordern ließ sich nicht leicht eins ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder sie konnten sich zuweilen einen kleinen Vorteil machen; allein das ging natürlich schnell darauf. Meine Tanten sollen z. B., wenn sie auf einen Märit (Markt) gingen, immer ein Stück Brot und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit, wenn sie niemand zu Gast hielt, sie nicht Hungers sterben müßten. Die aßen sie dann freilich nicht in der Tanzstube.

Diese Tanten (ich sage dieses hier, weil später nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch schlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie sie dieselben werchen (arbeiten) lasse. Ja! dreinschlagen und spinnen mußten sie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten sie nichts, die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn sich eins ihrer Meitschenen (Mädchen) in der Küche aufhalten wollte. Ob sie gewaschen seien, gab niemand acht, und wenn eine mehr als einmal in der Woche strählen (kämmen) wollte, so machte Großmutter die Faust und nahm die Züpfen (Zöpfe) selbst in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus, denn die Großmutter war berühmt, und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke sie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernsöhne, wurden aber die unverständigsten und unsäuberlichsten und bei allem Geiz die kostbarsten (kostspieligsten) Hausfrauen, weil sie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der Ältesten schlug von Haus (entfremdete sich dem Hause),

wurde ein Trunkenbold und fiel im Rausche tot. Der Mann der Zweiten starb vor Verdruß, als er einst den ganzen Fleischvorrat wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfressen sah. Die dritte starb glücklicherweise schon in dem ersten Kindbette, weil sie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie sie eine sei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk (ihren Leuten) Erdäpfelstock und saures Mues aß. Die meisten Leute konnten dieses nicht begreifen; ich habe es aber seitdem oft erlebt, daß die berühmtesten Weiber die Töchter am schlechtesten erziehen, eben darum, weil sie allein berühmt sein und nichts an die Töchter lassen wollen, diese bloß für Maschinen gebrauchen und sie nie zu der wichtigen Haushaltungskunst vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb also in ihrem elterlichen Hause, der Vater in dem seinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für sich anzufangen. Freilich erhielt er noch immer keinen Lohn und mußte von meiner Mutter später oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt (geschenkt), und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirtshause gewesen. Alles, was die Großeltern taten, war, daß sie ihrer Sohnsfrau in die Kindbette jedesmal ein Ankenbälli (Butterballen) sandten, worüber aber die Großmutter jedesmal dem Ankenträger geklagt haben soll, wenn sie ihm nicht die gewohnte Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater starb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider gewesen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte sich ein hübsches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffartsteufel ihm in den Leib, er schämte sich zu Fuß zu gehen, stellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu schlecht, er baute ein großes schönes Haus; Weib und Kind wurden auch angesteckt, schämten sich der Arbeit, wollten alles am schönsten

haben. Die Frau tat es den Bäurinnen zuvor und wollte die beste Frau in der ganzen Gemeinde sein, und das kostet auf dem Lande viel. Die Kinder suchten in Pracht und Großtun alle andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Losung (Erlös, Bareinkommen), soviel ihm beliebte, ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte sich das bare Geld immer mehr, verlegene Waren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden sollte. Nun nahm der Kredit ab, die Waren mußten teuer gekauft werden, und als endlich der Krämer, wahrscheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, starb, war viel zu wenig da, und nun Not und Elend, wo früher Übermut und Überfluß gewesen.

Jetzt wäre der Zeitpunkt dagewesen, wo mein Vater noch etwas für sich mit Nutzen hätte anfangen und seine erschrockene und lind (weich) gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können; aber er hätte darüber sinnen (nachdenken) müssen, und dieses war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt. Er wußte daher nichts anzufangen, als Frau und Kinder zu sich zu nehmen, und dieses tat er auch erst am Tage, als sie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Großeltern um ein leeres Stübchen im Küherstöckli (Nebengebäude, in dem der Küher wohnt) zu fragen, sie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß, wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Großvater dem Vater einen Trämel (Balken) hätte müssen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken sie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgestellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein tat ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf. Sie hatten einander lange nie so lieb gehabt; wer zuerst von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht, aber als sie nach Hause kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet (Säzeit)war, hatte doch der Groß-

vater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel (Gerümpel) zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht, dazu hatte der Vater kein Geld, meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Essen. Wie es hierbei meiner Mutter zumute war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als sie noch im Flor war, kam sie ein- oder zweimal zu Großvaters im höchsten Staat. Meines Vaters Brüder und Schwestern sahen sie scheu und neidisch von der Seite an, sie war eben auch nicht am freundlichsten mit ihnen, und keins kam ins Hinterstübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, so oft man ihnen rief, und keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann sich nun die Schadenfreude denken, mit welcher sie ihre Schwäger und Schwägerinnen ansahen, nachdem ihr Vater geltstaget (bankerott gemacht) hatte; sie hatten immer etwas zu zäpflen (spotten) beim Essen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böse mit ihr, allein sie konnten sich, und besonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu sagen: „Es wird dih ungwohnt düeche (dünken)"; dann folgte gern eine Nutzanwendung, daß man es nicht besser vermöge, wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings tat meiner Mutter Essen und Arbeit sehr ungewohnt. Es wollte sie fast zerreißen, daß sie in der Küche nicht mehr bröseln (heimlich für sich kochen) konnte, wann sie wollte; daß Erdäpfelsuppe und schlecht gekochtes Kraut am Morgen den Kaffee ersetzen sollten; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem sie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel und Milch zusammen zu essen, ohne zu verschütten, besonders seit sie merkte, daß man ihr aufpasse, um sie auszulachen. Im Stöckli schickte es sich nicht wohl, etwas besonders zu machen, man hätte es gemerkt, wenn sie gefeuert hätte. Doch die Not macht erfinderisch. Im Winter wurde manches Kaffee beim Heizen

gemacht, und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer soll sie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgestanden sein, um etwas für den Tag z'weg (zurecht) z'mache, in der Hoffnung, man merke um diese Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht, sie hatte sich Sackgeld (Taschengeld) gemacht und später viel überflüssigen Flitterstaat verkauft.

Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht besser, sie konnte dieselbe kaum aushalten, bei aller Mühe arbeitete sie immer weniger und schlechter als die andern; je mehr sie schwitzte, desto mehr sah sie die andern sich Blicke zuwerfen und spotten. Sie mußte alle Tage hören, das sei was angers (anderes) als vor em Lade hocke (sitzen) und g'fätterle (mit leichter Handarbeit die Zeit vertändeln). Meine Mutter war im Grunde nicht böse, und wenn man sie mit Liebe und Nachsicht behandelt hätte, so wäre sie verständig genug gewesen, sich nach und nach in ihre Lage zu schicken, und ganz sicher eine bessere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle, denn sie war weit gescheiter als diese. Auf diese Weise wurde sie mutlos und bitter, sie bemühte sich nicht mehr, die Sachen besser zu machen, sondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde so scharf und schneidend, daß die übrigen am Ende froh waren, zu schweigen. Zu diesem allen sagte mein Vater wenig oder nichts, er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten sollte. Am Tage schämte er sich seiner Frau bei der Arbeit, beim Essen ärgerte sie ihn, und er nahm sich vor, ihr nachts hinter dem Umhang (Bettvorhang) abzukapiteln, aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und zu schimpfen über das Betragen seiner Verwandten und wußte es in ein solches Licht zu stellen, daß der Vater sich fest vornahm, es nicht mehr zu dulden, sondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schwestern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit seinen Ver-

wandten, des Nachts dann wieder mit seiner Frau. Das ging so lange, bis man sich trennte.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieser Lage gewesen war, wurde ich geboren. Nun wird sich mancher wundern, woher ich das alles wissen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabeigewesen? Nur Geduld, e: wird es schon erfahren! Aber wundern wird man sich nicht, daß meine Mutter in ihrer Gemütsbeschaffenheit in der Kindbette ernstlich krank wurde, so daß sie nicht imstande war, mich zu säugen und zu besorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelassen, eine Hebamme zu rufen, sie glaubte noch einmal so geschickt als eine solche zu sein. Sie stund meiner Mutter in der schweren Stunde getreulich bei und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeschrei erblickt haben soll. Sie nahm mich, als sie die Schwäche meiner Mutter sah, sofort zu sich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, sondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit als früher ihren acht Kindern zusammengenommen. Während den ersten Tagen meines Lebens glaubte man, ich würde sterben. Die gute Großmutter wird mich wahrscheinlich schon von Anfang an mit lauter Nidle (Rahm) getränkt und diese mein Magen nicht vertragen haben. Solange ich im großelterlichen Hause war, hatte ich immer mein besonderes Näpfchen bei Tische, worein Großmutter aus den großen Kachlen (Schüsseln), welche für die übrigen hingestellt waren, das Bessere obenab geblasen hatte. Meine Kränklichkeit erregte große Angst, ich möchte vor der Taufe sterben, dann wären die Eltern schuld, wenn mir durch diese Versäumnis die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hause hingen alle fest an dem Vorurteil, ohne Taufe könne man nicht selig werden; dabei glaubten sie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unserm Hause war es halt

auch so wie in hundert andern, man glaubte gar vieles, aber zweierlei tat man nicht. Man untersuchte erstlich nicht, woher man das hätte, was man glaubte, ob es in der Bibel seinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben (Motten) ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeschichte Jesu und seine Auferstehung gleich fest glaubte, wie irgend eine erlogene Teufelserscheinung oder eine Hexengeschichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangelischen Wahrheit, und den, der an den dummen Märlein und elenden Hexengeschichten zweifelte. Zweitens stellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zusammen, untersuchte nie, ob es auch zusammenpasse. So glaubte man an Gottes Allmacht, und doch, daß ein altes Weib das Vieh verhexen und Kapuziner sogar Menschen töten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva geschaffen. Der Großvater konnte gar tröstlich beim Schlafengehen das Unser Vater, und Vater vergib mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und handkehrum zu der Großmutter sagen: „Ih hoffe doch, daß Niggis Joggi (Nikolaus' Joachim) einist e fürige Ma (Mann) werdi, wenn e gerechte Gott im Himmel isch; dä donners Schelm het mer hüt wieder e ganzi Furen abg'fahre, u der Marchstei (Grenzstein) lyt (liegt) ganz blutt (bloß) und krumm." Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man also einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene (Paten), Großmutter Gotte (Patin) sein sollten; dem Vater war das Tschämele (zu Gevatter bitten) zuwider, er war nie ein großer Redner und bei solcher Gelegenheit vollends nicht, und die früheren Male soll er immer in seiner Herzensangst seinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man so das Kindbettmahl ersparen, und das zürnte niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen schon lange auf die Züpfen (Gebäck in Zopfform) der Gevattersleute gerechnet hatte.

Über meinen Namen aber entstund ein gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffärtigen gehabt und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz so geheißen. Meine Großeltern wollten von diesem nichts hören, der sei ihnen zu herrschelig (herrenmäßig); sie bestanden auf Christi (Christian), das sei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erstaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung, er verwarf die beiden vorgeschlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, also auch hier nicht, um so hartnäckiger blieb er bei seiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer gesehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters um so eigensinniger bei ihrem Willen beharren, je weniger sie dafür zu sagen wissen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die Welt sang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schicksale zu diesem Namen bestimmt. Zuerst gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Christi und nicht jeder Bettelbube so hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein biblischer Prophetenname sei und sie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erste war, wie es wohl irgend ein Fritz sein mochte, den sie kannten.

Es soll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitkittel (Hochzeitkleid) übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch schlug es mir nicht übel, sondern gut zu, wogegen sicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang sterben mag. Wahrscheinlich hatten die raschen Bewegungen der Großmutter, die mich absolut tragen wollte und doch immer mit ihren Schuhen zu tun hatte, meinem Magen die Nidle (Rahm) verdauen helfen, oder er war derselben mehr gewohnt geworden; kurz, ich wurde gesund. Daß aber dieses Gesundwerden nicht natürlichen Ursachen, sondern der wunder-

baren Kraft der Taufe zugeschrieben, die Vorurteile vermehrt und verstärkt wurden, kann man sich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum ersten Male beiwohnte, stimmte ihn weich, und gutmütiger als vernünftig kramte er der Mutter allerlei. Dieses schmeckte ihr natürlich besser als das Doktorzeug und beförderte ihre Genesung nicht. Es ist merkwürdig, daß die Menschen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmütig sein können; bald sind sie zu verständig, bald zu gutmütig, noch mehr aber weder das eine, noch das andere.

Ich war also ein sehr wertes Kind und wurde natürlich ein sehr fettes, denn darin zeigt sich bei gar vielen Leuten, die nicht gelernt, wann sie gutmütig, wann sie vernünftig sein sollen, die Liebe, daß sie den Kindern so viele und so gute Speise einschoppen (einstopfen), als zum Mund hinein mag; an die Folgen denken sie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz gewesen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder (Lein geringer Sorte) an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt sein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattieren, dann konnte er der Gewährung seiner Bitte sicher sein. Sie ferggete (schleppte) mich überall mit sich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn sie spann, so trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich fast ebenso lieb, obgleich ihm anfangs das Geschrei des Nachts zuwider gewesen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kundgeben konnte, da soll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen sein, ohne zuerst nach mir zu sehen. Großmutter behauptete steif und fest, es gebe nicht nur kein so schweres, sondern auch kein so witziges (kluges) und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne schon beten, behauptete sie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zusammenlegte.

Man sollte diesem nach glauben, ich sei den anderen Hausgenossen um so unwerter geworden, je werter mich die Großeltern hielten, denn man sieht sonst meist, daß, wenn Menschen oder Tiere von den einen mit besonderer Liebe behandelt werden, die andern sie hassen und insgeheim verfolgen. Es ist auch natürlich, indem die meisten Menschen nur ein bestimmtes Maß von Liebe haben. Erhalten die einen zuviel davon, so zieht es den andern zu wenig (kommen die andern zu kurz). Auch müssen gar oft unter der Meisterlosigkeit eines Hausgenossen, eines Kindes oder einer Katze alle leiden und Verdruß ausstehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meisterlosigen müssen es entgelten, wenn sie sich schon dessen nichts vermögen, wenn an ihrer Meisterlosigkeit andere schuld sind. Überhaupt sind die Menschen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, so hassen ihn viele schon deswegen, auch wenn er ihnen nie in den Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid tot, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es aber nicht. Ich war nicht nur allen lieb, sondern zum Teil Ursache, daß sich die einen auch mehr liebten, und oft den andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, neugierig, fragte viel und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen und gaben um einen Kreuzer, so nötig sie ihn hatten, kein gutes Wort, mir aber konnten sie nicht widerstehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zulieb, mir zu flattieren; dazu waren sie zu holzböckisch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, jemanden Liebe zu zeigen oder etwas zulieb zu tun. Man war in unserm Hause nicht gewohnt, zu zanken, aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Äußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen. So waren meine Onkel und Tanten allesamt sauertöpfig geworden, und wenn man

aus sauern Gesichtern Essig ziehen könnte, so hätten wir nie Essig zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten sie von weitem entgegen, jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hub mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte sich oft darüber, daß sie mit mir so freundlich seien, sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Felsen scheint; daß in der Tat viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach außen ziehen und sie hervorlocken wie ein unschuldig Kind.

Meine Tanten durften sich zuweilen mit mir versäumen, dafür erhielt ich von ihnen als Kram (Geschenk) immer alle Birnenschnitze (getrocknete Birnen), die ihnen an den Märiten (Märkten) übrig geblieben. Am glücklichsten wurden durch mich meine Geschwister, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten sie nirgends sein sollen, sie waren allenthalben im Wege, am Tisch, im Haus und ums Haus. Alles fuhr über die Bursche aus; war etwas zerbrochen, sie hatten es getan; verloren, sie hatten es verschleipft (verschleppt); zertreten, sie hatten da gespielt. Jedes klagte, sie seien einem immer unter den Füßen und doch zu nichts zu brauchen, und wieviel Haarrüpfe (Zausen am Haar), Stöße, Ohreten (Ohrfeigen) es da absetzte, kann niemand abzählen. Natürlich wurden sie auf diese Weise nicht die Besten, und weil sie doch alles getan haben sollten, so taten sie, was sie konnten; und weil sie niemand liebte, so liebten sie wieder niemanden. Mein Vater nahm sie so wenig in Schutz, als er meine Mutter beschirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und glaubte daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und schimpfte er sie selten aus, aber gute Worte gab er ihnen ebensowenig. Meine Mutter nahm sich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Teilnahme und Mitleiden, sondern aus Widerspruchsgeist, und weil sie nicht dulden wollte, daß man

ihnen befehle, weil es ihre Kinder seien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter, dafür war ihre Selbstsucht zu groß; sie machten ihr zu wenig und gaben ihr zuviel zu tun, und wenn sie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, so sollten immer die Kinder schuld sein. Es gibt gar viele Leute dieser Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen und die Ursache davon nie bei sich selbst, sondern bei andern suchen und es diese entgelten lassen. Die Kinder waren immer schlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zweimal im Jahr Schneider und Schuhmacher und im Herbst eine Lismerin (Strickerin) auf die Stör (in Hausarbeit), so erhielten die Geschwister an Kleidern und Schuhen auch ihren Teil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter nicht durch den Schneider plätzen (flicken) lassen, das solle die Mutter tun, sie verrichte sonst nicht viel, und ihr bißchen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu den Winterstrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß diese Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren, und die Kinder entweder mit blauen Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten sich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu sticheln, und jedesmal, wenn die Mutter um ihrer Saumseligkeit willen, oder weil sie sich lieber eine neue Blegi (Saum) an ein altes Gloschli (Unterrock) nähte, als für die Kinder lismete (strickte), einen Stich erhalten, fand sie eine Ursache, die Kinder zu prügeln.

Sowie ich heranwuchs, änderte sich das Verhältnis meiner Geschwister zum Hause. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen, denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, sich mitzuteilen, sich anzuschließen; so hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schwestern. Je seltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, desto stärker wurde diese Liebe, desto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'fätterlen (spielen) konnte. Meine

Geschwister kamen nämlich, außer um zu essen, selten ins großväterliche Haus, man duldete sie ungern und sie kamen ungern, weil sie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. Sowie ich eines ansichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und solange es bei mir war, durfte ihm niemand etwas tun. Was ich hatte, jeden Leckerbissen, teilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht stärker. Im Speicher waren die Vorräte von dürrem (getrocknetem) Zeug: Äpfel, Birnen, Kirschen und Zwetschen lagen da ganze Kasten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit, denn allemal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn sie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder, wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherschlüssel im ganzen Hause herumlief, bis sie mich ansichtig wurde und ich den Speicherschlüssel sah. Natürlich hängte ich mich alsobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber stellte sich dann immer, als wollte sie mich durchaus nicht mitlassen, schalt mich aus, daß ich alles sehen müsse, was ich nicht solle; drohte, sie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zusah. Nach und nach erlaubte sie mir, mitzugehen, aber versicherte bestimmt, sie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Liede war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergessen hätte, mich selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geschwistern, teilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch sie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten sie mich und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn sie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem sie glaubten, es freue mich, so brachten sie es mir. So wurden meine Geschwister dem ganzen Hause

befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten sie sich gefälliger, betrugen sich besser und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil sie allenthalben sein durften, ohne verschüpft (verstoßen, übel angesehen) und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbst meine Mutter hatte die Liebe der andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnsfrau gehalten und darauf gesehen, daß ihr das Nötige nicht fehle. Ich glaube zwar, sie habe mich beneidet, obgleich sie mich an sich zu locken suchte, wahrscheinlich um mich auszufragen, was im Hause getrieben, was, besonders über sie, geredet wurde. Ich hatte sie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube, es war mir zu enge dort. Die Mutter war, was hoffärtigen Mädchen gerne geschieht, eine Hotsch (nachlässige Person) geworden; das Stübchen lüftete sie nicht, räumte nicht auf, sie selbst war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erstere immer seltener, das letztere alle Tage.

Man kann sich denken, wie glücklich mir auf diese Weise die ersten Tage meines Lebens verflossen! Ich war der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein gesegnetes Kind, sondern auch der Segen anderer, denn von mir aus kam die Liebe in die verschiedenen Glieder, und ein heiteres Lebenslos schien mir bestimmt. Aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen.

---

2. Kapitel. **Wie ein Vater Kinder prellt.**

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf (Besuch) bekamen, was eine sehr seltene Sache in unserm Hause war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierschrötiges Mädchen mit plumpen Gesichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeugte von Reichtum, aber sie hatte

ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer gewesen wäre (so äußerte sich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäurischen Stolzes und Hochmutes. Der jüngste Sohn nahm das Roß ab, das einen halbzentnerschweren Kommet anhatte und in demselben daher trampelte, fast wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäste mit sichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkel und Tanten hingegen wirkte die Erscheinung dieser Leute wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, sie schossen nach allen vier Winden hin. Einige Zeitlang sah man noch bald das eine, bald das andere hinter einer Ecke oder aus einem Türspalt hervorgucken; bald aber verschwanden sie alle und keines zeigte sich mehr bis am späten Abend, ja zwei der Onkel kamen erst am Morgen wieder zum Vorschein. Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, welche in jedem Bauernhause eine sehr wichtige Rolle spielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alsobald wieder in die Küche, nachdem sie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewischt hatte, ich, an ihrem Kittel (Rock) hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brot gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu tun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brot, Wein geholt, Nidle gewellt (Rahm gesiedet), Fleisch herabgeschnitten, Äpfelschnitze gewaschen, Küchliteig (Krapfenteig) angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. Sie war eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte sie doch nicht, sie rief daher: Stüdeli, Lisebethli, Bäbeli, dann: Stüdi, Lisebeth, Bäbi! Aber niemand gab Bescheid; sie rief: Hansli, Joggeli, Christi, Peterli, und wieder: Hans, Joggi, Christen, Peter! Aber niemand kam. Man kann sich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete (verarbeitete), sogar ich bekam einen Mupf (Puff), dazu durfte sie ihn nicht laut werden lassen, und

alles mußte doch gemacht werden, wenn sie nicht mit Schanden bestehen sollte, ob welchem Gedanken es ihr fast g'schmuechten (sie fast ohnmächtig werden) wollte. Trotz meinem erhaltenen Mupf tröstete ich die Großmutter und versicherte sie, ich und meine Geschwister wollten ihr so gut und besser helfen als die andern; und so geschah es auch. Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Lust die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hause in die Wüste, ins Elend trieb. Kätheli holte das Brot und wusch die Schnitze (Dürrobst und -gemüse), Benzli holte den Wein und Anneli röstete, mahlte, erwellte, und alle machten der Großmutter es zum Dank, vor allen ich, der zum Feuer sah und ihr das Leiterli hielt, als sie Speck und Fleisch herunterschnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein schön gelöchert Tischlachen (-laken, -tuch) ausgebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert (Glasschrank) mit Glasfenstern die geblümten Kacheli (Tassen) herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewischt und eingeschenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht, ich mußte heraus zu meinem Feuer, dorthin vergaß Großmutter nicht, mir meinen Teil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen (Rahmkanne) noch einmal zugefüllt hatte, denn sie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäste ihre Kacheli (Tassen) umgestürzt ins Blättli (Untertasse) gestellt und das Meitschi beteuert hatte, es müßt si S. . l oben abe gä (sich erbrechen), wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hinterdrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg (zurecht) und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauer her wanderte durch Wald und Felder, sah hintendrein die Tochter marschieren und dachte dabei nichts anderes, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte,

als eine arme Seele im Fegefeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft stille und verwarf die Hände (fuchtelte mit den Händen), dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind (gar) geworden, die Küchli (Krapfen) standen an der Wärme, ein Teil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische, da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchelschnitte, fortgeschickt, ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „Göht doch yche" (geht doch hinein) hatte sagen müssen. In meinem Leben kamen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Ärmel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vors Gesicht und ging dann seiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz (Verweis) oder klagte über ein Mißgeschick oder die schlechten Zeiten usw., oder die Großmutter sprach zu einem der Kinder: „Hest noh nit genue (genug)? Es düecht mih, du chönntisch's afe (einstweilen) mache."

Wie ging das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüsseln herum und legte den Gästen gar noch aufs Teller, als ob sie keine Arme hätten; sie sagte in einem fort: „Näht (nehmt) doch! Äßit doch!" Dann entschuldigte sie sich, daß man es so schlecht bei ihnen habe, daß sie nicht besser aufwarten könne, und rief dann wieder: „Sami, schäich (schenk) doch y, u mach G'sundheit!" Obgleich alles gut war, aßen der Bauer und seine Tochter doch, als ob ihnen das Essen zuwider sei, sie

gabelten auf dem Teller herum, als ob sie Spreuer auf demselben hätten, und doch rühmten sie die Großmutter und ihr Essen; mit dem Trinken machten sie es ebenso, nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwischendurch wurde viel geredet und gerühmt, ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmsel, das er anbrachte über seine Habe und über seine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle (Stück) Tuch nach der andern zu zeigen brachte, und nicht ruhte, bis sie das Vreneli, so hieß nämlich das große Mensch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und seine Tochter soviel sie z'Platz kommen konnten. Der erstere, wieviel Heu er dem Küher (Kuhknecht) gebe, wieviel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die letztere, wie frühe sie aufstehe, für wieviel Schweine und wieviele Menschen sie koche, wieviel sie zwischendurch spinne usw. Das Reden schien ihnen Hunger zu machen, je länger sie aßen und tranken, desto geschwinder wurden sie mit ihren Gläsern fertig, und desto geschwinder räumten sie ihre Teller ab. Ja, als es zu dunkeln anfing und von der Heimreise die Rede war, konnte Sami mit Einschenken nicht fertig werden, so daß es der Großmutter Angst machte, sie hätte nicht Wein genug holen lassen, und sie nach und nach mit Pressieren nachließ; aber sie nahmen unpressiert; es war jetzt, als ob sie alles reue, was sie übrig lassen müßten. Ich saß da ganz voll Verwunderung, hatte längst genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu sagen: „Großmutter, es düecht mih, si chönntis afe (einstweilen) mache!" Ich erhielt die erste Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wissen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeschickt. Diese Behandlung schmerzte mich tief, ich weinte bitterlich, bis Sami das Roß einspannte, die Gäste aufbrachen und aufsaßen unter vielen Danksagungen und Entschuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil

es bös sei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt sei. Sami ging und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hause. Die weggelaufenen Söhne und Töchter stellten sich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgescholten, und wenn nicht allzuviel Versäumtes nachzuholen gewesen wäre, so daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, sich prügeln zu lassen, sie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen schlief ich betrübt ein und erwachte erst am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles sah am Morgen noch verstört aus; wo man hinsah, steckten einige die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander. Ich glaubte, sie klagten sich ihre gestern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiseits, um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegessen worden und wie man einander angesehen usw. Hier hörte ich, die Gäste seien der reiche Bauer Niegenug zu Unsegen samt seiner Tochter gewesen, welche der Onkel Sami heiraten solle. Nun zog die Mutter los, zuerst über den Bauer und seine Tochter, dann über Großvaters. Über die ersten wußte sie hundert Geschichten von ihrem Geiz und Stolz und dem gewöhnlich damit verbundenen Unverstand. So behauptete sie, der Bauer stehle seinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von seiner Frau und Tochter, daß sie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde säßen, um die Kittel (Röcke) nicht zu verribsen (durchreiben, abschaben), und ihre Erdäpfelrösti (Röst- oder Bratkartoffeln) täten sie auf die Fenstersimse an die Sonne, um sie zu wärmen und Holz zu sparen. Großvaters seien aber um nichts besser, sonst würden sie einen solchen Geizhund nicht ins Haus begehren; aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heirateten, sobald sie

nur goldene Hörner und einen silbernen Schwanz hätte usw. Die Heirat war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Taler die Elle kostete, die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hemder her; nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte, doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der übrigen erweckte, kann man sich leicht denken; daß niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls, doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen, man hatte keine Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heimkam, fiel noch nicht auf, aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am andern Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft (Schrank), Trögli (Truhe), Bett, Spinnrad, Wiegle usw.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt wie man erwartet hatte, bei ihren Eltern bleiben solle. Das erschreckte alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man soviel Böses von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trapp (Gangart) durch eine Fremde mochte unterbrochen sehen. Doch fand man bald Ursache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Bestürzung. Als der Trossel (Brautschatz, trousseau) abgepackt werden sollte, fand man Trog und Schaft sehr schwer und fürchtete sie zu verletzen; daher packte man sie auf dem Wagen aus. Zum Vorschein kam nun das sämtliche Zeug der jungen Frau, aber alles un=

gewaschen. Wahrscheinlich hatte sie zu Hause die Seife gereut und das Holz, und sie fand, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen, denn nichts war ordentlich eingepackt, und alle, die damit zu tun hatten, sorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamlosigkeit zusah und mit aller Gleichgültigkeit diese Lüfteten (dieses Lüften) geschehen ließ.

Den folgenden Tag stand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derselben wirtschaftete, beguckte alles und sprach zuerst davon, wie sie es zu Hause gemacht; dann hatte sie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszusetzen, fand zuviel Anken (Butter) in der Pfanne, als diese die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln (Milchschüsseln), welche die Großmutter auf den Tisch stellen wollte, oben ab in den Nidelkübel (Rahmkrug). Überall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergessen; hatte immer ein böses Wort für mich, und nur, daß ich mich fest an der Großmutter hielt, sicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geschwister jagte sie, so oft sie sich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff sie schon mehr ein, und so alle Tage mehr, bis sie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte. Man fühlte auch alsobald die Änderung. Das Essen wurde spärlicher, schlechter. Alle murrten, meine Mutter stichelte; es scheine, man fange an, den Schweinen zu geben, was den Menschen gehöre, und den Menschen, was den Schweinen zukommen sollte. Sie erhielt aber alsobald die Antwort, für eine verhungerte Krämerstochter sei das noch lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter sich erklären. Sie, die sonst so resolute Frau, ließ sich alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn sie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Kuder

(Lein) saß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichtum am höchsten hielt, daß sie also auch vor reichen Leuten den größten Respekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren, als sie, nach ihrer Weise von oben herab zu behandeln; selbst den Pfarrer, auf dem sie übrigens viel hielt, ließ sie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe wie sie; dagegen sah sie jedem Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich, daher hatte sie Respekt vor ihr und durfte ihr Recht gegen sie nicht behaupten. Noch lag eine andere Ursache ihres Benehmens im Hintergrunde, die niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weise an den Tag kommen sollte.

An einem Samstag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverstand, denn er war Gerichtsäß (Gerichtsbeisitzer). Man pflegt an vielen Orten Gemeinden (Gemeindesitzungen), Gerichte, Steigerungen an einem Samstage abzuhalten. Solche Versammlungen sind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durst trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räsonnieren dürfen, die, beiläufig gesagt, auf die Titel ihrer Männer sich viel einbilden, den Geschäften aber, die mit dem Titel zusammenhängen, nichts nachfragen und über jede Stunde branzen (zanken), die der Mann bei denselben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, sondern der Sonntag; an diesem kann man, ohne etwas zu versäumen, ordentlich ausschlafen, und ein schwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an seinem Tage an solchen schweren Köpfen ein besonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob solche schwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unsterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man sich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, sind die meisten, die also tun, nicht gottlos, aber sie denken halt zuerst an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erst,

wenn sie nichts mehr anderes zu denken wissen, an den lieben Gott. Daß also mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel niemand auf; ebenso nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortsandte, mit dem Bedeuten: er solle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finster werde und der Alte nicht mehr soviel erleiden (aushalten) möge. Spät kamen sie zusammen heim, niemand achtete sich ihrer. Am Sonntag war es schön Wetter. Viele aus unserm Hause gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man sie fast zwingen, in den Gottesdienst zu gehen, und später, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging sie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen alle zurück, bis an meinen Vater, den niemand seit der Kirche gesehen haben wollte. Man setzte sich zu Tische, ärgerte sich über das schmutzige Tischtuch, die schlechte, verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleisch, aber aufreden (darüber losreden) durfte doch niemand. Da wurde plötzlich die Türe aufgerissen, mein Vater stürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn niemand noch gesehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte: „Ist's wahr, hest de dem donners Schnuderbub (Gelbschnabel) da d'r Hof ums halb Geld verkauft?"

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeschlagen hätte; mehrere Minuten lang sprach niemand ein Wort. Meinen Vater hatten Wut und Haß sprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erschrocken über den so schnell an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimnis bleiben sollte noch eine Zeitlang, teils, weil man die andern Brüder noch zugunsten Samis als Knechte ohne Lohn benutzen, teils, weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchtbarwerden dieser unväterlichen Handlung nach sich ziehen mußte, verschieben wollte. Großvater hatte sich bei der Fertigung einige Maß Wein mehr nicht reuen lassen, um sich bei seinen Kollegen Stillschweigen zu erkaufen, und

einen ganzen Kloben (Krontaler) an den Schreiber, daß er spät abends die Fertigung (Ausfertigung) noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute alles. Wie war das möglich? Das hätte der gute Großvater gar gut wissen können; allein die Menschen wissen oft gar nicht, was sie selbst tun, und können es sich daher nicht erklären, wenn andere das gleiche tun. Wenn Hausväter um Mitternacht oder erst gegen Morgen nach Hause kommen, so sagt ihnen ihr Gewissen, daß sie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber sie tüchtig abputzen (ausschelten) oder mit ihnen kupen (schmollen) werden. Nun sinnen die Männer, auf welche Weise sie das Wetter abwenden können; die einen kramen Wein, ein weißes Brötli, die meisten aber, instinktmäßig die schwache Seite der Weiber auffindend, bringen ihnen nicht etwas für den Hunger oder den Durst, sondern etwas für den G'wunder (Neugierde) nach Hause. Sie wissen, daß, sobald sie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und sich fest beißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt (zankt) auch mit dem Manne gar nicht, weil er spät heimkommt, sondern nur, um Neuigkeiten und Geheimnisse herauszupressen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Wasser herausläuft. So geht es in manchem Hause, so ging es bei Großvater und so auch bei andern Gerichtsäßen (Gerichtsbeisitzern); und sicher nicht nur zu Unverstand, sondern an andern Orten mehr, und sicher nicht nur bei den Gerichtsäßen, sondern auch bei den Sittenrichtern.*) Ja, man sagt, diese erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, sondern schon des Mittags bei der Fleischsuppe fingen sie an, und ehe man mit dem Fleische fertig sei, wisse man über den Tisch weg die ganze Verhandlung, von welcher sie eben kommen. So war es diesmal gegangen wie andere

*) Mitgliedern des kirchlichen Chor- oder Sittengerichts.

Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete steif und fest, es müsse jemand unter dem Bett versteckt oder am offenen Fenster gewesen sein. Des Vaters Brüder waren verstummt; an so etwas hatten sie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das bestehende Verhältnis ändern könnte: sie brauchten lange Zeit, die Sache zu fassen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wut Worte gebildet und zum Mund hinausgetrieben hatte. Es lohnte sich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über diesen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von seinem Vater gekauft, und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen sollte; allein die Kaufsumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großvater hatte den Hof 6000 Pfd. teurer übernommen, als er gefergget (ausgefertigt) wurde vor Gericht. Diese 6000 Pfund betrugen sein Weibergut, welches er gleich bar an den Hof zahlte, ohne daß dessen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von soviel tausend Pfund die Staatsgebühren zu ersparen, den Staat drum zu beluxen. Ein Kniff, den nicht nur Gerichtsäße, sondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch bessere Bearbeitung gar sehr verbessert worden, und doch gab er alles das dem Sami um den Kaufschilling, den er bezahlt hatte.

War Großvater ein so schlechter Mann, daß er seine sieben übrigen Kinder auf eine so schändliche Weise betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig anderes gesinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zusammenzubringen; seine Kinder sah er wie Ameisen an, welche zu diesem Haufen immer noch mehr zusammenkräzen (=schleppen) sollten. Daß dieser zusammengescharrte Haufen zusammenbleibe auch nach seinem Tode, das war sein Lieblingsgedanke; ob darüber seine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am besten, wenn keines heiratete, sondern alle die un=

bezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, diese Betrachtungen zu machen, während sie alle sich stumm, aber auf der einen Seite mit wachsender Wut, auf der andern mit steigender Verlegenheit gegenüberstanden. Auf der sündigen Partei war allein Samis Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerst das Stillschweigen und sagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigsten an; er selbst sei nichts wert, und seine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umsonst gefüttert. Wie oft ein Kanonenschuß das Zeichen der Schlacht ist, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwischen prasselt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, so war hier die Rede Vrenis (Veronika) der Kanonenschuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuste ballte. Alles brach los, meine Mutter vor allen mit schneidenden Worten, die Tanten schimpften und die Onkel brüllten geradeheraus. Als Großvater und Großmutter schlichten wollten, erhielten sie auch ihren Teil. Man stand auf, man trat einander näher, hielt sich die Fäuste vors Gesicht, die Kinder schrien, eine allgemeine Prügelei drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geschleudert, wollte Vreni beim Göller (Kragen) nehmen, die warf ihm eine Kachle (Schüssel) Milch ins Gesicht, daß er schnobsen (schlucksen) mußte. Andere Hände streckten nach Vreni sich aus, Sami drängte sich wieder hinzu, Großvater wollte auch fassen, da fuhr auf einmal unser Ringgi (der Haushund), der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Vreni an die Beine, weil es sich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Über diesen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte sich mit Händen und Füßen, aber Ringgi wurde immer

wilder, riß ihm das Fürtuch (Schürze) vom Leibe, den halben Kittel (Rock), biß auch Sami, der helfen wollte. Man sah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Vreni sich zu rächen, das ihm weit schlechter und weniger zu fressen gab, als früher die Großmutter. Die andern zogen ihre ausgestreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für sie alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten sie ob der Schadenfreude und der wilden Lust den Handel und den Hof fast vergessen und konnten nicht satt werden, zu erzählen, wie wütend und zerrissen Vreni das Schlachtfeld hätte verlassen müssen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um seiner treuen Arbeit und vielleicht auch um meinetwillen wahrscheinlich Teil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun 45 Jahre alt, hatte keine 10 Batzen Geld im Sack, nichts angeschafft, keine Ehesteuer, keinen Trossel (Brautschatz, trousseau) erhalten; nichts besaß er als die Kleider und ein wenig Hausrat, den seine Frau aus ihrem Schiffbruch gerettet. Das rüttelte sein ganzes Wesen auf; er verschwor sich, keinen Streich mehr auf diesem Hofe zu arbeiten, und verschwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage, denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem andern ein gutes Wort; nur wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen sicher, aber nirgends vor bösen Worten. Großvaters waren still und mürrisch; wahrscheinlich schlug das begangene Unrecht ihr Gewissen, und sie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Vreni vollends Meisterfrau (Herrin) geworden sei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters angst; sie fürchteten nach und nach, er möchte sich ein Leid angetan haben. Das wäre das Schrecklichste gewesen, was ihnen hätte widerfahren können;

nicht bloß, weil sie sich als die Ursache seiner Verzweiflung hätten betrachten müssen, sondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil sie ganz bestimmt glaubten, er müsse als Gespenst wiederkommen, hätte keine Ruhe und ließe auch andern keine. Schon durfte des Nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn abends jemand an der Türe klopfte, so hätte sie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: Wer ist da? aus Furcht, den Benz zu sehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Ursache der Abwesenheit des Vaters, aber sie war boshaft genug, sie nicht nur nicht merken zu lassen, sondern noch durch verstellte Betrübnis und Stichelreden über beraubte und getötete Kinder die Herzensangst zu vergrößern und sogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Diese hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu, aber das Wiederkommen desselben fürchtete sie gerade am meisten, weil zu erwarten war, das Gespenst werde sich am meisten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages nach jenem Auftritt, erschien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli (Nebengebäude) und befahl der Mutter, alsobald die wenigen Habseligkeiten aufzupacken und mich holen zu lassen; er wolle weder dem Pferde eine Handvoll Heu hier geben, noch einen einzigen Bissen hier essen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und sandte alsobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwidern, ich sei ihr Kind, sie lasse mich nicht. Einer erneuerten Botschaft gab sie gleichen Bescheid. Da erschien mein Vater selbst, drang in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu sagen, zur Türe hinaus. Doch die Großmutter stellte sich ihm in den Weg und sprach: „Benz, tu doch nicht so, wo willst du hin mit dem Miaßli, den lasse ich dir nicht!“ Nun folgte ein erschütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen sein wird. Die frühere Angst um den Sohn war noch in Groß-

vaters, sein wildes Aussehen ließ sie glauben, daß er zu allem fähig sei, selbst zum Mord seiner Kinder. Ihr Gewissen fing nicht nur an zu erwachen, sondern sie begannen schon zu fühlen, daß sie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe sie genug gegessen, daß Undank ihr Lohn sei; sie waren schon beiden, Sami und Breni, im Wege, und was ihnen gegeben werden sollte, erhielten sie entweder gar nicht oder schlecht. Beide waren weich gestimmt und wollten den Benz so nicht fortlassen, die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn sitzen; er mußte endlich, so sehr er sich weigern mochte, von dem aufgestellten Brönz (Branntwein) trinken, nur essen wollte er nicht, das hatte er verschworen. Sie baten ihn, nicht so wüst zu tun, mich ihnen zu lassen; wenn sie das Leben hätten, so würden sie sorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, zählte alles her, was er getan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zumute gewesen sei, was er erst furchtbares im Sinn gehabt, und alle drei weinten miteinander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen, warum sie so lange warten müsse? Nun erst mußte Vater Bescheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen (gepachtet) habe; Großvater schüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli (Geldschränkchen) und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins seiner Kinder hätte Triftig (eine ruhige Stunde) in der Nähe des Geizhundes, sie wäre imstand, ihnen ein Leid anzutun, und er hätte es verschworen, keins eine Stunde länger im Hause zu lassen, sobald er ein ander Obdach für sie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Tränen dunkeln Augen packte sie meine Kleidchen zusammen. Sie fühlte wohl, daß Benz recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte strafende Folge ihrer Handlung sein müsse. Zum letzen Male nahm sie den Spycherschlüssel (Speicher-

schlüssel) zur Hand, doch mich ließ sie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch (Schürze) voll dürres Zeug (Backobst) zurück, womit sie mir alle Säcke vollstopfte und dem Vater noch den Rest einsteckte. Der Vater pressierte, aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küssen und mir zu sagen, ich solle sie nicht vergessen, im Frühjahre wolle sie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz nasse Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was sie in den Säcken (Taschen) hatte, bat auf das Rührendste, man solle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslassen, und als endlich die Pferde anzogen, sie mich lassen mußte, setzte sie sich auf einen Baumstamm, hielt das Fürtuch (Schürze) vor das Gesicht und weinte, daß es sie über und über schüttelte. Ich schrie, so laut ich konnte: „Großmutterli, Großmutterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlassen!“ Allein umsonst, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald sah ich die weinende Großmutter nicht mehr, sah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; sie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

---

3. Kapitel. **Das Lehen (Pachtgut).**

Am folgenden Morgen erst erwachte ich. Mein erstes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: „Großvater!“ erhielt keine Antwort. Ich sah auf; mein Bruder lag neben mir, die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach, da wollte mein junges Herz brechen in namenlosem Schmerz; selbst die Schnitze (Dörrobst), die ich in meinen Säcken (Taschen) vorfand, trösteten mich nicht. Erst als nach dem Morgenessen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir versprach, eine Kuh und ein Roß sollten mein sein und alle Schafe,

vergaß ich mein Elend, das sich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzusehen und fand uns in einem großen alten Hause auf einem Berge wieder. Neben dem Hause stand ein Stöcklein (Nebenhaus für Altenteiler); ringsum dasselbe ein großer Obstwachs, und in weiterem Kreise, größtenteils in steilen Halden bestehend, dehnte sich ein bedeutendes Heimwesen aus. Nur unterhalb des Hauses war ein Stück, das durch den Brunnen gewässert werden konnte, und ganz im Boden (Talgrund) eine Lischenmatte (Wiese mit grobem Gras).

Das Lehen (Pachtung) hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieser Vieh, Haus- und Feldgerät in die Schatzung (streckte es ihm zu einem bestimmten abgeschätzten Werte vor), welche sogenannte achtbare Männer machten, aber sie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er etwas empfangen (gepachtet) hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich diesen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm, der Zins schien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwischen einem Bergheimwesen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterschied ist. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wäßrig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In seinem Unmute über die eigenen Leute hielt er alle andern für ehrlicher und bessere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgesetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen sollten als unparteiische Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindevorsteher würden sich nicht dafür halten (sich zu gut dafür halten), jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß einem zu lieb reden nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der Mutter

tat es bis in die Fußsohlen wohl, selbst Meisterfrau zu sein und nicht bloß im Küherstöckli, sondern im großen Hause wohnen und mit Milch usw. schalten und walten zu können nach Belieben. Die Bäurin kam fleißig zu ihr herüber und tat wie die Liebe selbst. Meine Mutter nahm das alles für bares Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eisen zu sehen (aufzupassen) und zu vernehmen, was alles vorging. Ebenso machte es der Bauer. Er trappete (ging) meinem Vater überall nach, war beim Heurüsten, beim Füttern, schien lauter Holdseligkeit zu sein, wußte aber nebenbei das Wasser auf seine Mühle zu reisen (leiten). So überredete er z. B. gleich in den ersten Tagen meinen Vater, sein Holz im wüstesten Graben zu schlagen, wo man kaum mit ihm fortkonnte, und wußte dem Vater das Stöcken (Baumstrünke herausmachen) so leicht und lieblich darzustellen, daß er einen schönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob diesen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden, aber was fragte der Bauer diesem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus! Gegen das Frühjahr stellten sich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einsahen, daß sie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar alles gut,die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzustehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu sorgen, und ob sie nebenbei viel oder wenig mache, sah ihr niemand nach. Die Kinder überließ sie freilich sich selbst, bekümmerte sich wenig darum, ob sie gewaschen und gestrählt (gekämmt) seien oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen seinen Arbeiten: Mist führen, Land rüsten für Haber, Flachs, Bäunde (Hanf) usw. Am Morgen mußte früh aufgestanden werden, das tat meiner Mutter weh, das Frühstück war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd sollte ihr helfen, wie sie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd solle ihr nicht helfen, sondern sie selbst solle machen, daß sie so früh als möglich zum Hause heraus aufs Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an Händen, da das

meiste Land steil war, Erde hinaufgeführt und der Mist in Bännen (Karren mit hohen Seitenwänden) am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug (das Zugvieh) schlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute, der Arbeit gewohnter, mit Leuten besser versehen, kamen dem Vater vor, erst um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und sagte: „Benz, du mußt Leut' anstellen, so geht das nicht." Und Benz stellte in der Tat Leute an, der Hausbrauch vermehrte sich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachtessen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das alles hatte Benz nicht gerechnet!

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskosten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu lösen, und nicht, daß er auch kosten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an schlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli (Schränkchen im Wohnzimmer) in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann sie nötig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerschöpflich geschienen, sein Lebtag hatte der Vater noch nie soviel beisammen gehabt; wie erschrak er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen sah, daß fast keins mehr darinnen war. Er stund da, wie vom Himmel herabgefallen; er war außerstand, zusammenzurechnen, was er ausgegeben, besonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es so eingerichtet, daß meinem Vater gleich anfangs eine Menge Reparaturen auffielen (zufielen); dieser konnte nicht rechnen, wieviele Kleinigkeiten ins Haus angeschafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn

kam, die Mutter müsse unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmut manches angeschafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß sie den Kaffee lieber ohne Schiggore (Cichorien) trank, lieber stark, als schwach; wahr war es, daß sie den Anken (Butter) lieber selbst brauchte als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüstete, wenn sie selbst damit z'Märit (Markt) gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vorteilhafter sei, selbst auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hause zu verkaufen, denn sie löse immer wenigstens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürstli, das weiße Brötchen, das man nach Hause brachte, etwas kosteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter sollte sagen, was sie mit dem Gelde angefangen; sie wollte nichts Apartes wissen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende schweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger als die seine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche, denn der Bauer hatte den Samen gespart gehabt, aber man konnte dreschen und einige Mütt (= 12 Maß) Korn verkaufen, also auch die Arbeiter bezahlen. Dieses Dreschen zur Unzeit versäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anstellung mehrerer Leute begegnen. Nun der Benz rechnete wieder auf schönen Erlös von Gespinnst und Obst, welche beide wohl zu geraten schienen. Vom Obst hatte er das aufgelesene und die Hälfte des geschüttelten oder abgenommenen. Er arbeitete also getrost darauf los, stellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre seine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obst aufzulesen, hatten aber damit wenig zu tun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Äpfel unter einem Baume lagen, so trappete (trat) der Bauer heran und

stellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zuviel bekommen. Ob die Äpfel reif seien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er sich gar nicht. Mein Vater hatte nicht Zeit, sich dessen zu achten, die Mutter verstand es nicht; uns Kindern blieb es überlassen, das halbreife Obst in den Keller zu schleppen und aufzuschütten. Wie es da zuging, kann man sich denken! Süßes und saures kam untereinander; das Spätobst wurde eingekellert, ehe man das frühere weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geschweige, daß sie noch um das Obsterlesen im Keller sich viel hätte bekümmern können. Zwar rüstete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Öfen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunstofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete (Partie Obst zum Dörren) für den Backofen gerüstet und am Morgen der Vater einheizen wollte, so fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts anderes zu tun hatte, als Äpfel zu rüsten, und das Holz nicht sparte, weil der Vater es ihm rüsten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obst. Man suchte einzubeizen (einmachen zum Brennen), dazu hatte man aber nur wenig Geschirr. Man gab den Schweinen so viel, daß sie endlich nichts anderes fressen wollten und auch nicht ausfielen, wie sie sollten. Verkaufen konnte man fast keins; wenn ein Käufer in den Keller kam, so verging ihm alle Lust. So schrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obst zusammen auf einige Batzen, die man vom Brenner löste, einige Maß Bätziwasser (Branntwein aus Obstabfällen) und einige dürre Schnitze (Dörrobst), von denen aber fast die Hälfte verbrannt war.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooßi (Röste) viel gelitten. Ob dem zuviel zu tun, kam man zu den meisten Sachen nie zu rechter Zeit; so war das Kehren und Aufnehmen (des Flachses) auch versäumt worden. Der Bauer merkte das alles, aber statt mit seinem Äpfelabnehmen innezuhalten oder zur Zeit zu

mahnen, kam er, wenn der Schaden geschehen war, lächelte auf den Stockzähnen (verschmitzt) und sagte etwa: „Benz, du hest wohl lang g'wartet," oder: „Es wäri vor acht Tage gut g'sy." Die Mutter stellte eine gewaltige Brechete (Flachs- und Hanfbrechen) an, und es tat ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meisterfrau zu spielen; sie wollte gerühmt werden, tat zuviel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meisten ausgeführt (verspottet) wird, wenn man sich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Den Hechler hatte man auch nicht umsonst; nur für (um) diese Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun alles fertig war und man nachsah, was zu verkaufen sei, so fanden sich Hemden nötig bei uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, ebenso Tisch- und Betttücher; ja, wenn man hätte wollen machen lassen, was die Mutter nötig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müssen. Das tat man freilich nicht, sondern, um die Hauptausgaben zu decken, sollte eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen schleppte die Mutter diese auf den Markt, und wenn man das Geld zusammengetan hätte, was sie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte gesponnen werden, aber wer sollte das tun? Die Mutter spann nur, wenn Besuch da war, sonst hatte sie mit der Haushaltung zu tun oder schmurpfte etwas (nähte etwas unordentlich). Die Magd mußte der Mutter helfen oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schwestern hätten altershalb gar gut spinnen können, aber niemand führte sie ordentlich dazu an; beim besten Willen verrichteten sie nicht viel. Es mußte also eine Spinnerin angestellt, dieser der Lohn gegeben werden; das waren wieder Kosten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern trösteten sich mit dem Erlös aus dem Getreide. Über Hals und Kopf wurde gedroschen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene aus-

gerichtet, dem Müller das Vorgegessene zurückgegeben, beiseite getan hatte, was man bis zur nächsten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb soviel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verschiedene Ansprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch so wenig, daß er, der nun an die Hauskosten denken gelernt hatte, wohl einsah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine, aber auch dieses Geld reichte nur dazu, den Vater instand zu setzen, den Stall ein wenig besser zu besetzen. Der Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas wert; es war schlechte Ware, die schlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen, allein dieser wußte dem Vater alles von der besten Seite darzustellen und behauptete, er habe deswegen immer altes Vieh gehabt, weil es weit bessern Mist gebe als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger sorgen wollen, aber ein ordentliches Mistloch machen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Tieren zu verlieren, suchte mein Vater einige zu mästen. Zu diesem Zweck mußte er besser füttern, mußte allerlei beisetzen (dem Heu): Erdäpfel, Korn usw., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löste, als die Schatzung betragen hatte, so war er doch, wenn er alles rechnen wollte, in bedeutendem Verlust. Ein Lehenmann (Mietsmann) muß aber alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu lösen suchen, und nichts ist törichter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache einige Batzen teurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der fast Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachsinnen, besonders wenn er des Sinnens so ungewohnt ist und es ihm so schwer geht wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu tun hat, der hat alle Zeit zum Nachsinnen, wie er das Wasser auf

seine Mühle reisen (lenken), wie er den Lehenmann aussaugen will, wie der ihm den Hof verbessern müsse, damit, wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch besser verleihen, neue Vorteile erlistelen (erlisten) und einen andern armen Teufel zugrunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es sich, daß nicht mehr soviel da war, als der Großvater beim Abschiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich waren viel außerordentliche Ausgaben dagewesen, die hoffentlich sich nicht wiederholten, freilich war der Stall etwas besser besetzt, allein ein ganzer Lehenszins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinse nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der schlechtesten gewesen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als sie den Schaden einsahen, einander die Schuld gegenseitig zuzumessen. Der Vater hielt der Mutter vor, sie sei nicht die Großmutter, verstehe nichts, brauche viel und tue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'schweiggete (brachte zum Schweigen) aber den Vater. Sie hielt ihm nur seine Dummheit vor, welche ihn diesen Hof empfangen und sich so anführen ließ. Durch diese gegenseitigen Vorwürfe machten sie sich die Sache immer schwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer keines an dem Unglück schuld sein will, sondern es dem andern aufbürdet, da kann man keine gemeinsame Maßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen, derselbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht sich alles machen, alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der andern mit Liebe bedeckte, oder mit Sanftmut verbesserte, sie würden das leidige Verweisen und Vorhalten fahren lassen, wobei nichts herauskömmt, als Bitterkeit, Mutlosigkeit und größere Not.

Alle diese Vorwürfe halfen also nichts, als daß sie den Vater in der Überzeugung bestärkten, daß er nicht nur die faulste, sondern auch die böseste Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, sondern den Vater und seine Beschränktheit als die Ursache alles Übels ansah.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinsen, aber er wußte aus der Schuld tüchtige Zinsen zu ziehen. Die Frau desselben brachte einen größeren Hafen für die ausbedungene Milch, als sie sollte; er mußte gefüllt werden. Was sollte man machen? Hätte man sich geweigert, so hätte das alte Ehepaar den Lehenzins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr, als er sollte, wollte große Hanf- und Flachsplätze haben; den besten Mist, die beste Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleich keins im Akkord ausbedungen war. Der Ärger verzehrte die Eltern fast, allein sie durften nichts sagen, aus Furcht vor dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, besonders um z'Märit (Markt) zu fahren; ja er führte (beförderte) sogar auch Sachen ums Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derselbe mischte sich immer mehr in alle Dinge hinein, und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehnsleute, sondern Knechte wären. Wenn sie irgendwohin zu schicken hatten, so mußte eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen Batzen, seit aber der Vater ihnen schuldig war, sagten sie nicht einmal: „Vergelt's Gott!"

Mit welcher Freude ein Lehenmann bei solchen Umständen arbeitet und mit welchen Augen er seinen Blutsauger, der ihm immer auf den Fersen ist, betrachtet, kann man sich leicht denken. Wer will den richten, der allen Mut verliert und am Ende sein Elend in Schnaps zu vergessen sucht? Das tat doch mein Vater nicht, er war zu sehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch seine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine

Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig (Rückstand), immer hatte man sich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werch (Werk, landwirtschaftliche Hauptarbeit) rechnete mein Vater, dieses mit wenig oder keinen fremden Menschen machen zu können; war man nun mitten darin, so sah man, daß es nicht gehe, daß man durchaus noch mehr Leute anstellen müsse. Nun mußte man links und rechts ausspringen, um Menschen zusammenzutreiben, versäumte damit auch viel Zeit und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werch, um sich anstellen zu lassen. Am Ende blieb man doch im Hinterlig (Rückstand) und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Not am größten war, so humpelte der Bauer mit seinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirtshause zu, seinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es so ein, daß er bei den Arbeitern vorbeikam, um ihnen mit schadenfrohem Gesicht irgend etwas Spöttisches sagen zu können. Der Bauer wußte im voraus, daß mein Vater nicht bestehen konnte, aber er hatte seine größte Freude daran, ihn so langsam nach und nach auszusaugen und verderben zu sehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch seine Freude gehabt?

So waren die Kosten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem frühern. Es war ein sehr trockenes Jahr gewesen, natürlich also den trockenen Seiten die Heuernte schlecht, und nicht nur schlecht, sondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingrasen mußte, welche man sonst geheuet hatte. Im allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hatte wenig Pflug gehalten (selbst gepflügt) und gesäet; das waren Arbeiten gewesen, welche der Großvater meist noch selbst verrichtete, und wenn auch zuweilen dieses

an meinen Vater kam, so war es im ebenen Land in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verstund er weder den Boden zu rüsten noch zu besäen. Zum Rüsten des Bodens brauchte es viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande viel Samen, und beides, Zeit und Samen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beiden hausen, schadete sich aber dadurch gar sehr, denn natürlich wurde die Ernte um ein Bedeutendes geringer, als man an Samen und Zeit erspart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft, sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei alles. Obst gab es keines, der Flachs war mißraten, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszusehen, daß man im Frühjahr entweder Vieh abschaffen oder Futter kaufen müsse. Die Diensten- und Taglöhne mußten bestritten werden, die Hauskosten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man voraussah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unsere Lage wurde so immer trübseliger, und die Eltern immer erbitterter gegeneinander. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht gezankt und aus dem hintersten Winkel Dinge hervorgerissen hätten, um sich dieselben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich alles vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander sagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern sich vorstellen. Doch ich war noch zu klein und auch zu gutmütig, um nach dem, was die Eltern einander gegenseitig vorhielten, sie zu beurteilen und dadurch Achtung und Liebe gegen sie zu verlieren. Meine Geschwister dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böses Maul an, wo sie nur konnten, und wenn sie allein waren, repetierten sie zusammen, was sie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen in Sinn kam und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten tun können. Während so die Eltern

gegeneinander und mit ihrer Lage kämpften, verloren sie uns aus den Augen, und wir konnten tun, was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, so daß man nicht wußte, warum man sie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was sie ihm gesagt, was er ihr ferner sagen wolle; die Mutter trug das gleiche mit sich herum. Zwischendurch sannen sie vielleicht noch den zwei schuldigen Lehenzinsen und dem fast leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten sie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerksam sein sollen? Sie bekümmerten sich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geschah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, sah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, saß er meist auf einem Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbeilief, so nahm er mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und seufzte schwer auf, und wenn ich ihm flattierte und mit meinen Händchen seine Backen strich, war es, als ob seine Augen naß würden, er stund auf und ging in die Ställe. So kam, so verstrich der Winter, und während desselben war immer das alte Lied: Zank, Not und steigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinse nehmen wolle.

---

4. Kapitel. **Der Großvater stirbt. — Eine Teilung.**

Da klopfte es einst, als wir am Mittagessen saßen und die Mutter stichelte, wieviel dem Vater seine reichen Verwandten helfen, und der Vater immer röter wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Türe. Die Mutter rief: „Herein!“ Da trat ein Mädchen ein mit schwarzem Fürtuch (Schürze) und aufgebundenen Züpfen (Zöpfen) und brachte die Nachricht, daß der Großvater gestern gestorben

sei und wir übermorgen mit ihm z'Kilche (Kirche) kommen sollten. Die Nachricht kam so unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unserer alten Heimat vorging, sie paßte auch so merkwürdig ins Gespräch, denn nun konnte der Vater erben, weil nach unserer Landessitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Witwe geteilt wurde zu gleichen Teilen, daß wir alle verstummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin mitessen, und allmählich ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagflusse plötzlich gestorben. Man rede allerlei, setzte die Botin hinzu, was die Ursache dazu gewesen, wollte aber, solange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus. Als diese endlich abgegessen und die Mutter noch Schnaps und weißes Brot extra aufgestellt hatte, denn sie wußte wohl, wie man die Leute redselig machen kann, da vernahm sie alles, was sie wollte. Das Mädchen berichtete, seine Mutter sei alle Tage in Großvaters oder vielmehr in Samis Hause und die beste Freundin von dessen Frau. Zum Beweis dieser Freundschaft erzählte es alles Böse, was sich nur von einer bösen Frau erzählen läßt, über Samis Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erstickt, als seine Schwiegertochter seiner Frau ihr schlechtes Haushalten und ihr gegenwärtiges Nichtstun vorhielt, sie täte nichts und fresse sie noch von Haus und Hof, wenn sie lange leben sollte usw. Solches sprach die Tochter der besten Freundin einer bösen Frau, die Freundin selbst hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnaps. Solche Freunde haben böse Leute, sie verdienen aber auch keine bessern. Aber merkwürdig ist es, daß gar viele Weiber, die nicht schlecht sind, keine andere Freundinnen kennen, als solche, die um einen Schnaps alles sagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli (Tasse) Kaffee noch einmal soviel, als sie wissen. Die Törinnen denken nicht, daß die gleiche Ware um den gleichen

Preis allenthalben feil sei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgsten Feinden alles dankbar ausbriefen (ausplaudern) werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit so großer Andacht zugehört wie diesem Mädchen. Als dasselbe aufbrechen wollte, machte sie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimat recht gerühmt zu werden, wie sie eine ganz andere sei als des Samis Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht besser ergehen werde als Samis Frau, und daß eine böse Zunge immer zuerst den verleumdet, bei dem sie zuletzt gegessen. Aber die wenigsten Menschen sind so klug, zu denken, ein Dieb sei allenthalben ein Dieb, ein Verleumder sei überall ein Verleumder, ein jeglicher hätte das gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien sind die meisten zu bestechen, und glauben, der Verleumder werde sie nicht verleumden, der Dieb ihnen nicht stehlen; ja am Ende glauben sie, er sei kein Verleumder, kein Dieb, müssen es erst zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreunde wegen Samis Frau selbst das Erbe vergessen und dachte erst wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäurin hatte das Mädchen auch gesehen, denn es konnte niemand zum Hause kommen, den sie nicht sah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig (neugierig), für wessen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam sie, die Milch zu holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet (zurechtgemacht, filtriert), hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum sah meine Mutter sie, so fiel ihr das Erbe ein, und der große Milchhafen und die tausend Plackereien, welche man sich wegen dem schuldigen Lehenzins (Pachtzins) mußte gefallen lassen, und wie sie das dachte, sagte sie auch der Bäurin: „Eisi (Elise), bring doch das andermal wieder den alten Hafen zum Ausrichten, ich will

Schweine kaufen und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage d'r (um) Gottswillen eine Halbe zuviel zu geben."

Natürlich ging auf diese Rede hin das Feuer auf, und Eisi sagte: „Du hast mir noch nichts d'r Gottswillen gegeben, gib du zuerst die Zinse, die ihr schuldig seid." Meine Mutter blieb nichts schuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäurin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäurin unsere Küche verlassen, als unsere Mutter uns schon unterrichtete, was wir ihr zuleid tun, ihr verderben müßten, ihr im Vorbeigehen zu sagen hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht sagen, kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem diese ein so löblich Werk vollbracht, ging sie an das Mustern der Kleider, die sie übermorgen anziehen wollte. Da fand sie zu ihrem hellen Schrecken ihre schwarzen Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und schimmlicht, die andern von Schaben zerfressen. Sie war, seit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl gewesen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Bescherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering, neue machen zu lassen, war keine Zeit, zu der Bäurin durfte sie jetzt nicht gehen, um zu leihen, sie mußte sich entschließen, daheim zu bleiben und den Vater und mich allein gehen zu lassen. Die ganze Sehnsucht nach der Großmutter, die ich seither nie gesehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig schlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit sei, aufzubrechen, und saß schon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einspannte. Es war ein schöner Morgen, und ich war lauter Freude. Das Kind gibt sich dem stärkern Eindruck hin, dieser war für mich das Wiedersehen der Großmutter, der Tod des Großvaters war vergessen, weil ich im Grunde wenig wußte, was tot sein bedeute.

Schon stunden Menschen mit Mänteln unter dem Arm

um das Haus herum, als wir ankamen; doch sah ich mich nicht lange unter ihnen um, sondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: „Großmütti, Großmütti!“ Und Großmütti war da, aber ich kannte es anfangs gar nicht. Aus der stattlichen resoluten Frau war ein zusammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühselig mir entgegenkam, freilich mich herzlich liebkoste, aber gleich wieder anfing: „O Ätti, warum hast mih verlah (verlassen), o könnt ih d'r doch nah (nach), aber ih maches nit meh lang; i cha, wills Gott, bald o (auch) sterbe.“ Und wenn ich dann fragte: „Aber Großmütti, wo wottst hi (willst hin), was ist d's Sterbe?“ so sagte sie: „Furt, furt us d'r böse Welt, da hi, wo niemer (niemand) eim d's Esse vergönnt (mißgönnt), wo keine böse Lüt meh sy.“ So jammerte sie ohne Unterbrechung, ich weinte mit, aber es ärgerte mich doch, daß sie mehr um den Ätti weinte, als sich über mich freute, daß sie nicht alsobald in den Spycher (Speicher) ging; überhaupt schien sie mir nicht mehr das Großmütti zu sein, das ich verlassen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als jemand rief, wir sollten doch hinauskommen, der Schulmeister fange schon an zu beten. Von diesem Beten weiß ich nur soviel, daß der Großvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlassenen; ganz besonders Sami und seine Frau, denen aller mögliche Segen gewünscht wurde in Haus und Hof. Gar schön, hieß es auch, sei es zu sterben, wenn man so treu für seine Kinder gesorgt habe und ihnen soviel hinterlasse; es solle nur jedermann ein Beispiel nehmen und es auch so machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: „Dä chönns (der kanns), er syg (sei) doch e Meister.“

Man trug den Großvater zu Grabe, senkte ihn in die kühle Erde und niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er sein Gut verhudelt (verlumpt) gehabt, acht Kinder hätten an seinem Grabe geweint, d. h. sie hätten geweint, daß der

gestorbene Mann ihr schönes Gut verhudelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als „Husen“ (Haushalten, Sparen), nichts Köstlicheres, als Reichtum; demgemäß hatte er seine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebleut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war: nach Geld und Gut. Ihre Liebe war also nicht beim Großvater, sondern bei seinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben, aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht ans Leichenmahl, bis Sami ihr sagte, es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn sie nicht mit ins Wirtshaus käme. Sie, die sonst so resolute Frau, die alles regiert hatte, sie wußte jetzt nichts anders, als folgen, setzte sich jedoch mit mir so weit als möglich weg von Vreni. Dieser sah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; jetzt erst machte sie sich breit, räsonnierte, rühmte, regierte mit einer Roheit, als ob sie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbd (Begräbnis). Die Brüder meines Vaters machten es wie sonst an den Fuhrungen (Lieferungen): sie aßen und tranken, bis es obenaus guckte, und versäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter tat das lang entbehrte bessere Essen wohl, die Tränen versiegten, und sie fand wieder Teilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter sich mit mir allein abgegeben. Sie tat es auch zuerst und fragte gar vieles, aber sie mußte auch andern Bescheid geben. Der G'wunder (Neugierde) erwachte, sie vernahm dies und das, von dem sie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungeduldig an ihr zupfte, was ich aber so oft wiederholen

mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater suchte und heim wollte. Nachdem dieser noch den Tag der Teilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf. Freilich war der Abschied von der Großmutter wieder zärtlich, sie sagte manchmal: „Miaßli, du g'sehst (siehst) mih nit meh", und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte sie mir noch vom Tische etwas eingesteckt, aber Vreni sah uns so scharf zu, daß sie es nicht wagte. Ich sah sie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie starb, als ich schon ein Güterbub (Dienstjunge) geworden; ich vernahm es nicht einmal, denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbd (Begräbnis) kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich sah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut verteilt oder verdinget wurde an den Mindestbietenden; da tat er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heirateten alle nicht, blieben seine Knechte, und er erbte sie alle.

Auf der Heimreise hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen, ganz besonders wollte ich von ihm wissen, was denn das Sterben sei, und wo man da hingehe. „Sterben ist, wenn man stirbt," sagte er mir, „und da muß man alles verlassen, was man hat, Haus und Hof, und da tut man einen ins Grab, wie du gesehen hast." So hatte ich meinen Bescheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und alles verlassen müsse, was man habe. Soviel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne sterbe, wenn man es bös, aber ungern, wenn man geerbt oder sonst gut es habe. So wär ich später auch gern oder ungern gestorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Teilung ging vor sich und brachte zirka 4000 Pfund (2000 Gulden) Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geschlagen, und da zanken sich die Menschen, wenn Geld da ist, über das Geld, und, wenn keins

da, über den Mangel desselben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich gespielt oder die Mutter ein scharfes Wort ihm angeworfen hatte; dann lachte der Vater, und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was sie wollte, sogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergessen, wenn er selbst schon wenig sagte.

---

5. Kapitel. **Der Vater stirbt.**

Dieses Jahr und ein Teil des Winters verstrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Lehen aus, und mein Vater suchte ein neues. Etwas eigenes vermochte er nicht mehr. Das Lehen hatte ihn bereits fast zwei Drittel seines Erbteils gekostet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch sein Holz rüsten, und dieser bestand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem steilen Abhang gefällt werde.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgenessen sich rüstete, mit dem Knecht in den Wald ans Holzen zu gehen. Die Mutter sagte noch: „Benz, ih wett nit gah (wollte nicht gehen), dä alt Schelm wird wohl warten." Der Vater achtete auf diese Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit und machte sich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht atemlos dahergelaufen kam, dem Stalle zustürzte, im Vorbeigehen uns zurief, es solle eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als sie die gefällte Buche schneiteten (der Äste und Zweige beraubten), war sie auf dem glatten Boden nicht genug verstellt (gesperrt, festgemacht), und sowie mein Vater einen Ast abhieb, schoß sie den Berg ab, drehte sich an einem Stock (Baumstumpf) und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich sehe ihn noch, wie man ihn auf

dem Schlitten daherbrachte, blutig über und über und schmerzlich wimmernd, wir alle laut schreiend und kaum imstande, ihn in die Stube aufs Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läufterli (Schiebfensterchen) g'wunderte (neugierig heraussah). Ohnmächtig brachten wir ihn aufs Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu sich und sagte leise: „Trinken!" Die Mutter brachte, was sie hatte, und wir freuten uns schon, es bessere, sagten es ihm auch, wollten ihn trösten, der Doktor werde bald da sein und ihn ganz gesund machen. Allein er schüttelte den Kopf, stöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Beine ging und ich es in der Stube vor Angst nicht mehr aushalten konnte. Ich stieg auf einen Haufen Holz, um zu sehen, ob der Doktor nicht kommen wolle; allein ich sah niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam niemand; ich erstarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schwester daher allein und berichtete, der Doktor werde bald da sein, er sei nur noch da unten am Berge ins Wirtshaus gegangen, sagend, er hätte da etwas zu tun; wahrscheinlich werde er noch einen Schoppen trinken.— Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Doktor; er schnitt dem Vater die Hosen vom Leibe und fand die Knochen fast bis an die Hüften zersplittert. Es schien ihm ein Wunder, daß der Mann jetzt noch lebe, und er prophezeite seinen baldigen Tod. O, wie wir da alle schrien und jammerten, und die Mutter am meisten! Sie fühlte vielleicht, daß sie nicht gewesen war, wie sie hätte sein sollen, sie jammerte immerfort: „Ach Benz, Benz, stirb nit, du darfst nicht sterben, denk o an dini Ching (Kinder); o Benz, Benz, ih will ganz e anderi werde, ih will dr kei Verdruß meh mache!" Ach, zu spät! Benz hatte den Ausspruch des Doktors wohl vernommen, er sah uns wehmütig an und streckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten sie und wimmerten: „O Ätti, stirb nit, o Ätti,

du darfst nit sterbe!" Aber der Ätti hörte uns schon nicht mehr; Gott im Himmel hatte sich seiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzeleid, das ich nicht beschreiben kann. Der Vater war bei allen seinen Schwächen uns doch lieb gewesen, besonders mir, und sein Tod war so unerwartet, so schrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden sich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen schlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, so daß mich niemand besänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von seinen Geschwistern begleitete ihn nur der dümmste der Brüder, und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben, ging mit, nachdem er tüchtig Käse, Brot und Wein, welches die Mutter aufgestellt, zu sich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waisen und sollten es erfahren.

---

6. Kapitel. **Wie man, ohne zu erben, kann helfen teilen.**

Einige Tage nach des Vaters Begräbnis kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man sagte ihm „der Schreiber". Ein anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierspännigen Wagen hätte kehren können, ohne ihn hinten herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteste Nuß aufbeißen konnten; er hieß „der Gemeindsausgeschossene". Dieser Mann soll etwas Merkwürdiges an sich gehabt haben; sein Magen und sein Gewissen sollen nämlich eins und imstande gewesen sein, alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul einmochte und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie kommod! Noch andere waren da, den einen sagte man „Schätzer"; es waren die

nämlichen, welche geschätzt, was Vater sel. übernommen hatte; den andern sagte (hieß) man, ich weiß nicht wie.

Diese brachen nun die angelegten Siegel auf, nisteten (wühlten) in allem herum, und ich dachte bei mir selbst, das müßten aparti g'wundrig (besonders neugierige) Leute sein, daß sie alles in die Hände nahmen, aufschrieben und gar noch sagten, was jedes Stücklein wert sei. Der Mutter kam es nicht so wunderlich vor, nur disputierte sie immer mit den Männern, die Sachen seien mehr wert, als sie aufschrieben. Dann sagte der Mann mit dem zusammengewachsenen Magen und Gewissen: „Fraueli, häb du nume (nur) nit Kummer, ih will scho zu dr luege (schauen), es kostet dih nume minger (weniger).“ Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß diese Sachen alle noch etwas kosten sollten; waren sie doch die unserigen, und von manchem Stück hatte ich gesehn, wie es der Vater bezahlt hatte.

Die Mutter kochte ihnen ein gutes Mittagessen und sparte dabei Fleisch nicht. Die Mannen ließen es sich auch gut schmecken, und als die Mutter alles aufgetragen hatte, fragte sie die Schätzer, wie sie den Tod ihres Mannes so schnell vernommen, daß sie schon eine Stunde nachher zum Versiegeln dagewesen? Der Bauer sei gekommen und hätte sie geschickt, antworteten sie. Ein Vater war von vier Kindern weggestorben, der Bauer war zum Teil schuld an seinem Tode, sah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald verfallenen Lehenzins, an möglichen Verlust oder Vorteil, der aus diesem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber, wieder an die Arbeit zu gehen, der Ausgeschossene meinte aber, si welle emel noh näh (sie wollten noch einmal nehmen), dr Tag sig noch läng und was me hüt nit machi, chönn me (könne man) morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleisch nach dem andern. Das gefiel der Mutter schon nicht,

und als der Bauer des Nachmittags sich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müsse doch zusehen, daß man seine Sachen nicht auch schätze, und mit dem Ausgeschossenen besonders freundlich tat, gefiel es ihr noch weniger; sie wurde mißtrauisch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab, der Schreiber ging seiner Wege. Die andern hieß der Bauer in seinen Stock hinüber kommen, vorgebend, ihnen den Lehenbrief (Pachtvertrag) zu zeigen und das Verzeichnis der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, welches der Bauer hinter sich hatte, weil der Vater sel. es nicht besser verstund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wiederkommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüstet hatte, schöpfte sie Verdacht und schickte eines der Kinder vor das Fenster, zu guggen (gucken), was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tische liegen, Hamme (Schinken), Käs, eine große Strohflasche und Brot, neben dem Bauer liege auch ein Säckli, was man aber rede, könne es nicht verstehn. Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeschossenen nicht vernehmen, so fein sie tat. Der war besonders freundlich, fast wie eine Katze, ehe sie die Kräuel einhängt (Krallen einzieht), trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bettgah, und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unserer Sach fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abschatzung der Sachen vornehme, die ihm gehörten. Er brachte das Verzeichnis zur Hand. Stück für Stück wurde visitiert, und Stück für Stück in Abgang (Verfall) gefunden, sogar Wägen, an welche der Vater sel. vier neue Räder hatte machen lassen. Da fing meine Mutter doch an zu räsonnieren und begehrte verzweifelt auf, aber der Ausgeschossene sagte: „Fraueli, das verstahst du nit, da dem Statthalter und dem Vorsteher muß me glaube, es isch sih an er e Frau nüt z'achte

(auf eine Frau ist nichts zu geben)." Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichnis standen, besonders am Ende desselben. Von den einen behauptete der Knecht, sie nie gesehen zu haben, von den andern, der Bauer hätte sie selbst weggenommen, er sei immer dagewesen und hätte genommen, ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wiedergebracht, was er wollte. Da sagten die Mannen: „Bürschli, nimm dih in acht, was d'redst, chasch 's bewyse (kannst es beweisen)?" Und das Bürschli erschrak und schwieg. So wurde die Abschatzung gemacht und vom Ausgeschossenen gutgeheißen. Als endlich alles fertig war und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbissener Wut noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Rest der Erbschaft war noch vorhanden gewesen, denn der Vater dachte nicht ans Anlegen, und diesen hatte der Ausgeschossene zuhanden genommen. Man spöttelte erst, sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verstand zwar damals nicht, was sie damit meinten, allein sie begehrte so tüchtig auf und sagte ihnen so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß man um sie zu g'schweigen (zum Schweigen zu bringen), ihr einige Neutaler gab.

Dagegen schickte ihnen die Mutter Wünsche auf den Weg nach, die ich nicht nachsagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus, das Lehen war in 14 Tagen zu Ende. Niemand sagte uns etwas, wir wußten nicht, was anfangen, denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergessen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeschossene und andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben sollte, und vernahmen endlich, es werde eine Versteigerung abgehalten über etwas Feldgeräte, Schafe, Schweine, ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen versteigert wurden, war ganz recht, allein man hätte es uns doch kundtun und dafür sorgen können, daß die Steigerung bekannt würde, aber man tat absichtlich das Gegenteil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen, allein sie erhielt zur Antwort, man könne nicht einen Expressen für sie auf der Straße haben, wäre sie übrigens gestern in der Kirche gewesen, so hätte sie es vernommen.

Was sollte man dagegen sagen? Man mußte es sich gefallen lassen, unsere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag fast nicht sagen, versteigern, sondern verteilen zu lassen. Dem Ausgeschossenen fiel die Kuh und das Kalb zu, der Bauer erhielt das meiste Feldgerät usw. Mutter sagte ihnen nun, sie merke wohl, warum sie wohlfeil geschatziget (geschätzt), allein was half es? Ein guter Magen verdauet eben alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewiesen, auf einem bestimmten Tag vor dem Gemeinderat zu erscheinen, um den Erfolg des Benefiziums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen sei? Mein Lebtag werde ich nie vergessen, in welchem Zustande die Mutter heimkam. Wut, Betrübnis wechselten miteinander ab, bald fluchte, bald weinte sie und rief dann dazwischen: „O Benz, das ha nig a dir (hab ich an dir) verdienet." Endlich am andern Morgen konnten wir erst vernehmen, wie es ihr ergangen. Zuerst habe man da abgelesen, was für Schulden und was für Vermögen die Schreiberei aufgemacht. Es sei ihr fast g'schmuechtet (sie sei fast in Ohnmacht gefallen), als sie gehört, was der Bauer forderte an Abschatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater gestorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da sie doch bestimmt wisse, daß Benz 100 Taler auf Rechnung daran bezahlt, jedoch sich nichts Schriftliches habe geben lassen. Aber zornig sei sie erst geworden, als sie die Kostensnote (Rechnung) des Ausgeschossenen hätte ablesen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade soviel, als Kuh und Kalb gekostet, ja auf der Kostens-

note hätte er noch angesetzt gehabt 4 Franken, die versteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte sie alles ablesen lassen bis ans Ende, wo es sich gefunden, daß nach dieser Rechnungsweise die Schulden das Vermögen um einige 20 Kronen überstiegen.

Nun hätte man sie gefragt, ob sie Geld habe, den Überschuß gut zu machen, sonst müsse man den Geldstag anrufen. Sie habe darauf gesagt, das sei eine Lumpe-Rechnig. Erstlich habe der Bauer keine Abschatzig (Abschatzung) und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, sondern 100 Taler weniger; zweitens sei es mit der Steigerig (Steigerung) auch nicht recht zugegangen; und sie wisse gar nicht, was der Ausgeschossene denke, soviel anzusetzen; was er bei ihr gefressen und gesoffen, das müßte sie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab er gefresse, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber sie merke gar wohl, er und der Hausbauer seien einig zusammen geworden und hätten eine Teilig (Teilung) verabredet, als die Hamme (Schinken) auf dem Tisch gestanden und das Säckli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle aber auch keinen Geldstag (Bankerott), die ehrenden (verehrlichen) Gemeindsväter sollten die Rechnig besser untersuchen und daraus tun, was erlogen sei oder übertrieben; dem Ausgeschossenen wolle sie gerne einen Strick bezahlen, und einen, der ihn daran führe, aber Kuh und Kalb wolle sie ihm nicht auf ihre Kosten in den Stall liefern. Auch seien die vorhandenen Vorräte und Effekten weit mehr wert, als da geschrieben stehe, allein man werde wieder teilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, setzte sie hinzu, daß es viele g'lächeret habe und man dem Ausgeschossenen ihre Sticheleien gegönnt, aber man habe ihr doch gesagt: ‚Frau, du hast ein böses Maul, das sehen wir jetzt und haben schon lange davon gehört. Du willst jetzt andere hineinstoßen und wirst selbst schuld sein, daß zu wenig Geld da ist. Die 100 Taler hast wohl du geschwind auf die Seite gemacht und nicht der

Bauer.' „Herr Jeses, jetzt erst merkte ich, daß ich verleumdet worden war, als hätte ich zwischen dem Tod meines Mannes und dem Versiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erst recht böse. Wenn einer von euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, sagte ich, so würde er mir so was nicht zumuten; wenn einer Frau der Mann von vier Kindern wegstirbt, so sinnet sie nicht an solche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr gesagt, aber man hieß mich schweigen und abtreten. Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet, die Gemeinde müsse den Geldstag anrufen, die Gemeinde könne nicht prozedieren, wenn niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das letztere werde nicht der Fall sein, ergänzte der Ausgeschossene, er habe zuviel versäumt zu Hause und noch großen Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen, wir hätten ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Bestimmtes. Dann, fuhr man fort, solle ich sagen, wo ich hin wolle, und wie die Kinder unterzubringen seien; fänden sie keinen Platz, so könne ich einstweilen in den Spital, die Kinder wolle man auf die Güter tun. Ich sagte ihnen, sie sollten nur machen, was sie vor Gott verantworten können, kurz, ich sagte so viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich sah wohl, daß ich einige erbarmte und daß sie merkten, die Sache sei nicht richtig, allein sie hatten es, wie es im Sprichwort heißt: ‚Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blase nicht!'"

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten sollten; darüber konnten wir uns fast nicht trösten. Wir machten allerlei kindische Anschläge, um beisammenbleiben zu können, allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte sich darauf auf die Beine und lief

zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie schimpfte zuerst über den Bauer, über den Ausgeschossenen, über den Gemeinderat, in ihrem Eifer dann über das Benefizium, über das Aufschreibamt, das alles sei nur ersonnen, um arme Witwiber zu cujinieren (kujonieren) und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böser Mann, aber wer etwas über die Regierung sagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Gesetzes oder einer Verfügung —, der hatte es bei ihm verspielt, den nannte er einen übeldenkenden Menschen, der keine Religion habe, denn göttliche und oberkeitliche Gebote schienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verstand nicht, zu unterscheiden, daß ein Weib in vielen Dingen recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es sich darauf nicht verstehe, ohne geradezu ein schlechtes Mensch zu sein. Übrigens wußte eigentlich jedermann, daß man diesen Verstand dem Landvogt nicht zumuten dürfe, allein was vergißt ein zornig Weib nicht alles? Nun mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen schien, fuhr tüchtig z'weg (los), als das Weib so redete, wenn es nicht plötzlich schweige, so lasse er es acht Tage bei Wasser und Brot an Schatten (ins Gefängnis) tun, er wolle es lehren, so von seinen gnädigen Herren und Oberen zu sprechen, daraus sehe er am besten, daß alle ihre Reden nur Verleumdungen seien. Auch kenne er die Vorgesetzten gar wohl, das seien lauter gutgesinnte Leute und meiner gnädigen Herren getreue Untertanen, er wett (wollte) wohl gern, es wären alle Leute so gutdenkend, wie der Ausgeschossene, dann wäre mehr Religion und Respekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn sie sich noch einmal unterstehe, ins Schloß zu kommen, so lasse er sie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. „Und jetzt pack dih!" waren seine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte sich wohl fort, aber nicht erschrocken, sondern vollends ertaubet (zornig). Schnurstracks lief sie zu einem Rechtsagenten, erzählte ihm ihre Not und wollte von

ihm, daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerksam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften z. B., endlich so ganz nebenbei, sie werde Geld haben, um den Handel zu treiben? Die Mutter meinte, Schriften brauche sie keine, die werden schon zum Vorschein kommen, er solle nur klagen, wegen dem Gelde solle er ganz unbesorgt sein, sie werde ihn bezahlen, sobald der Handel gewonnen sei. Der Agent sagte nicht viel darauf, als sie solle in einigen Tagen wiederkommen, er werde die Sache genauer untersuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß sie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen, die Sache sei keinen faulen Rappen wert. Da strich sich die Mutter ganz niedergeschlagen fort und glaubte die ganze Welt gegen sich verschworen. Als sie weinend ihrer Wege ging, traf sie eine alte Bekannte, diese fragte sie nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und erzählte, was ihr jetzt der Agent gesagt, der ihre letzte Hoffnung gewesen sei. „Ja," sagte die, „da kann ich dir wohl sagen, warum dä so gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten. . . . . Wochenmarkt und hatte in . . . . Stübli für einen Batzen Suppen und halben Schoppen; dort waren der Bauer und der Ausgeschossene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch, sie brachten es ihm (tranken ihm zu) und er mußte zu ihnen sitzen. Sie redeten viel miteinander, aber süferli (leise), ich konnte nichts verstehen, und ließen noch mehr Wein kommen, auch Essen auftragen, und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort, und als ich bei ihnen vorbeiging, hörte ich, daß der Bauer sagte: ‚He, uf e nes paar Neutaler chunts de notti nit a (kommt's dann noch nicht an).‘ Damals hatte ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe, jetzt kommt's mir z'Sinn, sie haben den Agent g'spickt, daß er dich abputzen solle und fortjagen. Wenn ich dir guts Rats bin, so gib die Sach' auf; es ist ein Donnersschelm wie der andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen

aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das ist das beste, was du machen kannst. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken, du vergissest dein Elend vielleicht darob und kannst dih öppe (etwas) tröste."

Bei der Halbi schwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi schwatzen, d. h. noch einmal soviel als sonst. Die Freundin erzählte der Mutter, was der Ausgeschossene eigentlich sei, wie er seine eigenen Geschwister bestohlen, als ihr Vater gestorben, wie er sich auf das Bestechen gut verstehe, wie er bei dieser Gelegenheit es bewiesen usw. Da wollte meine Mutter über den Gemeindrat ausfahren, als ob derselbe mit den andern gemeine Sache mache. „Nein, da mußt du nicht ungerecht sein," sagte die Freundin, „am Gemeindrat sitzen meist brave Männer, ich will zwar nicht sagen, daß nicht auch drinn sitzen, die machen, was sie können, wenn es sich ihnen schickt. Aber der Gemeindrat hat gar viel zu tun und große Verantwortung, und ein jeder sieht doch dann am Ende zu sich selbst, denn die meisten müssen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen sie vor allem aus, daß sie ungeschlagen daraus kommen. Am meisten fehlen sie freilich darin, daß sie solche Leute zu Ausgeschossenen machen, aber wenige von ihnen tun es gerne, sie haben Schaden dabei, weil sie sich schämen, uverschant (unverschämt) aufzumachen (Rechnung aufzustellen, Kosten aufzusetzen), da schießen (wählen) sie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil sie einen Profit darin sehen. Freilich wissen sie wohl, daß nicht alles mit rechten Dingen zugeht, allein es scheut sich doch jeder von ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weißt, man macht sich nicht gerne unwert (unlieb). Verschmerz jetzt die Sache und gib den Mannen gute Worte in der Gemeindstube, und wenn du einen allein siehst von den bessern, so erzähle ihm die Sache, du wirst sehen, er gibt dir Recht und redet dir ein andermal, wenn du etwas willst, z'best."

Die Mutter befolgte zum Teil die guten Räte. Sie

fand für sich selbst Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und seine Frau verloren hatte. Meine Geschwister wurden von Göttene genommen, mich allein wollte niemand. Ich hatte keine Götti mehr, Großvater und Vater waren gestorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau selbst im Wege, geschweige, daß sie mich hätte nehmen dürfen. Es blieb also der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgesagt hatte. Man erkannte das vielfache Unrecht, das sie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und versprach, mich bis zur nächsten Bettlergemeinde gut zu versorgen.

Nun ging die Sache ihren raschen Lauf. Der Geldstag (Bankerott) wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angst und Not rettete die Mutter ein Bett, das sie in ihrer ledigen Zeit hatte machen lassen. Eine arme Familie war mehr in der Welt, die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um versorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß sie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Rätsel. Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand schwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung schlug. Wir Geschwister hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann jeder denken, der selbst fühlen und weinen kann, schreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

---

7. Kapitel. **Die Bettlergemeinde.**

Man würde mir Unrecht tun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich

glaube, es seien keine Arme an ihrer Armut schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Teil der Armen ihre Armut selbst verschuldet und mutwillig die Kinder in ihrem Elend behaltet (erhält); ich wollte nur sagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armut bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern auch deswegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu ziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunst ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen stattfinden sollte. Es war ein schöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unserem Heimatsort an diese sogenannte Bettlergemeinde. Schön blau war der Himmel, schön warm schien die Sonne, schön grün waren die Matten, die Bäume blühten schön, und die Vöglein sangen so lustig und spielten so frei und froh miteinander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzenslust war.

Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schweren Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel nicht, ihnen war's wie den Vögelein, die man im luftigen Mai in die Kräze (Käfig) tut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Fressen ihnen sorgsam zumißt, welches sie früher unter Lust und Jubel nach Belieben selbst gesucht.

Mir freilich war so trübe nicht zumut, eher fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues schönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Kühen und Pferden kommen werde usw. So war's mir leicht ums Herz, fast wie den Vögelein ringsum, und wohlgemut kam ich am Orte unserer Bestimmung an.

Dort waren bereits viele Leute versammelt. Leute, welche Kinder brachten, Leute, die Kinder an Kost nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude ansah, ihrem eigenen Fleisch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke saß ein Weib, zwei schöne Mädchen neben sich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Witwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entscheiden zu lassen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle. Sie war verleumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klappermaul und Zutritt in viele Häuser hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindrätin hatte diese böse Nachrede aufgefaßt, sie ihrem Mann hinterbracht, dieser das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgesprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er diesmal nicht allein Meister; die so deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei schönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter. Es war fast wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft dastanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete sie wohl auch und betastete die Kleidchen, Stück für Stück, fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater, der vier Kinder brachte, rief dieselben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm eines oder das andere aufzudringen, er machte es ärger, als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Ware. Am meisten Menschen versammelten sich üm einen brüllenden, fluchenden Mann und ein Kind, das herzzerreißend schrie. Es war ein Vater und sein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget, der Vater wollte es behalten, und das Kind schrie immer: „Ach der tusig Gotts Wille nume (nur) nit zum Vater, er schlat (schlägt) mih alle Tag halb z'tot und git (gibt) m'r nüt z'esse!" Und der Vater fluchte dann seinem Kinde, wollte es schlagen, das Kind verbarg sich

zwischen den Beinen der Umstehenden vor seinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Tier den Ort, und auf diesen Vater schien auch Gottes liebe Sonne, aber er schämte sich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß sie Gottes Auge ist.

Die Steigerung ging langsam vor sich, die ersten auf dem Rodel (Register) kamen zuerst, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne brannte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen besonders durstig, den einen wurde etwas gekauft, das machte die andern noch hungriger und durstiger, so daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum sein eigenes Wort verstand, bis endlich ein guter Mann der Armen sich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer stillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft, diesen in der Hand stand ich nahe bei der Witfrau und ihren beiden Mädchen, denn sie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zusammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft, sie selbst aß nichts davon, sie freute sich über die Freude der Kinder und sättigte sich an dieser. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegessen, der Hunger noch da, da sahen die Mädchen gar bittlich (flehend) um noch einen in das Mutterauge, aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans Herz, ich brach Stücke von meinem Wecken ab und streckte sie den Mädchen dar. Schüchtern sahen sie mich an und zärtlich meinen Wecken, aber keins rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich sie nötigte, wagte es endlich das jüngere, dann aber auch bebend das ältere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren, diese Freude schloß einen innigen Freundschaftsbund, wir aßen, plauderten, g'fätterleten (spielten) zusammen, vergaßen alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang, dann ward der Bund zerrissen. Die Witwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudestrahlenden Augen zurückkehrten,

kamen wir vor. „Lä g'seh (laß sehen), wer wott (will) dä Bub, er ist gar e tolle (kräftig) u ne muntere, un' ist gut kleidet, er isch e halbe Knecht oder e ganzes Kingemeitschi (Kindermädchen)!" so wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet, ein zerlumpter Mensch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte, für einige Taler mich nehmen zu wollen.

Wahrscheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern seine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Diesem jedoch wollte man mich nicht geben, man bot mich wieder an und strich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bub, groß, breit gewachsen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergessen wurde. Man beschaute mich von neuem, redete hin und her, einer nach dem andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fing an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitschi zu werden, da er ja eines nötig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden sei. Er ließ sich dazu verstehen, nahm mich um zehn Taler jährlich. Mit einer Mahnung, mich gut zu halten, weil man mich jetzt so gut angebracht, wurden wir entlassen.

Um meinem neuen Meister gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann kam er überhaupt ins Rühmen hinein und strich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm selbst weg bis auf den schwarzen Hund, der ihm zwischen den Beinen saß; so daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abschied von der Mutter nicht besonders mich härmte.

---

8. Kapitel. **Der Güterbub als Kindemeitschi.**

Mein Meister gehörte zu jener Klasse, die zu arbeiten und zu essen hat, aber allem aufbieten muß, um den Schulden

zu begegnen, und nur in besonders günstigen Jahren einen Ruck vorwärts kömmt. Sein Hof war groß, aber mager, ihm viel Aufzug (Dungmaterial) zu geben oder ihn mit größeren Kosten zu bearbeiten vermochte er nicht; daher verbesserte der Hof sich auch nicht. Seine Frau verstand das Haushalten recht gut und war emsig früh bis spät; viele Leute wollten behaupten, sie habe eigentlich die Hosen angehabt, doch gar sichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteste ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngste, zu dem ich eigentlich sehen sollte, ein Jahr alt war. Die ersten Tage ließ man mich so ziemlich machen, was ich wollte, um mich ans Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten, auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Rossen, nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern nur dr Bub hieß. Später erst merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, d. h. um ein Mensch zu werden, der niemanden mehr auf der ganzen Welt angehört, als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge scheinen den meisten Menschen Kleinigkeiten, allein sie haben eine weit tiefere Bedeutung, als die Menge glaubt. Fragt nur euch selbst: Was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender, Johannesli, Peterli, Christeli oder Bub? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich fast immer nachgeben; allein ich war gutmütig und tat es gerne, freute es mich ja zu sehr, bei Kindern zu sein und spielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geschlagen, die, immer wieder aufgerissen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menschen machte. Schon war ich ganz einheimisch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauer vor dem Stalle sitzen sah, gerade wie der Vater es auch zu tun pflegte; ich spielte nicht weit davon und der nachälteste Knabe stand beim Vater. Der Anblick heimelte mich, ein unwillkürlicher Zug riß mich zum Bauer hin, ich kletterte auf seine Knie

und fragte ihn: „Ätti! hesch (hast) mih o lieb?“ Ehe dieser noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, stieß mich weg und sagte: „Das ist nit dy Ätti, du bist ume d'r Bub (nur der Dienstjunge)!“ und die andern Kinder kamen auch herbei, stießen mich weg, wiederholten: „Du bist nume d'r Bub, das isch nit dy Ätti, du hesch kei Ätti!“ — Und der Bauer lachte herzlich über seine Kinder, die ihn so lieb hätten, daß er nicht auch mein Ätti sein sollte; er sah nicht, wie mein ganzes Wesen sich erschütterte und große Tränen die Backen herabströmten.

„Das isch nit dy Ätti, du hesch kei Ätti, du bisch nume d'r Bub!“ Diese Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerrissen es und rissen einen Vorhang von meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtsein, daß ich hier keinen Ätti habe, kein Kind, sondern nume d'r Bub sei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte so gerne alle geliebt, aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu tun, wenn man mir zu essen gab. Diese Liebe, die niemand wollte, schloß sich ein in das Herz und verschloß es, ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernst, bitter, dachte über alles für mich selbst nach, schien unfreundlich, mürrisch; aber niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmut über mich kam, die in einen Tränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart die Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tötet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling, die Pflanzen der Liebe sterben, und kühle, kalte, selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödetem Garten, und da wo man der süßen Liebe süße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte also, daß ich auf dem Gut der Bub war und nicht das Kind, und das sollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meisterleute böse gewesen wären im eigentlichen Sinne; wenn sie keine Kinder gehabt hätten, so wäre mir recht wohl bei ihnen gewesen; ich hätte arbeiten müssen, aber unvernünftig wären sie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts sehen, sie alles zwingen (durchsetzen) lassen aus dem Grundsatze: „Was well me, es syg ume es King (es sind ja noch Kinder)!“ und die meinen, wenn der Verstand komme, so kommen alle Tugenden von selbst. Sie gehörten also auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer recht haben, immer andere Leute schuld sein müssen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner sein müssen, wenn ihre Aussagen mit denen der Kinder nicht übereinstimmen, also zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn diese es auch hundertmal in einem Tage tun.

Aus dieser Quelle entstanden meine Leiden. Ich sollte also Kindemeitschi (Kindermädchen) sein, das jüngste Kind war ein, ein anderes drei Jahre alt, beide gewohnt, zu tun, was sie wollten, bei jedem Anlaß geradeaus zu brüllen (schreien) und mit diesem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindemeitschi, sondern selbst das jüngste Kind gewesen und also gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen (hüten); sie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geschehen sein, daß ich nicht alle meine Aufmerksamkeit den Kleinen zuwandte und in ein dumpfes Hinbrüten versank, so daß sie Langeweile hatten, aber zuleid tat ich ihnen doch nichts, tat für sie, was in meinen Kräften stand. Sie aber waren, als ob sie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeister zu sein. Wenn sie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe seien, so ging es noch an, sie fielen und standen auf, spielten mit mir ohne Geschrei. Sobald sie aber wußten, daß Vater und Mutter sie hören konnten,

so schrien sie beim kleinsten Anlaß, und auch ohne denselben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: „Bub, was machst d'King aber (wieder) z'brülle, we (wenn) si nit bald schwyge, so will ders cho (kommen) zeige." Natürlich schwiegen die Kinder nicht, ich mochte tun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das Schreiende auf die Arme nahm und den wüsten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktierte. Fiel gar eins, dann schrie es, wie wenn ich es am Messer hielte, bis in Schrecken und Angst eins der Alten herlief, glaubend, wenigstens ein Hals und zwei Beine seien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entstanden, so erhielt ich Wix von der Frau, ehe sie nach dem Kinde umsah, vom Mann nachher, und obendrauf wurde immer die Drohung gesetzt, das nächstemal schlage man mich halbtot.

So ging es den lieben langen Tag; bis sie eingeschlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitschi sollte ich im Bett noch beten, gewöhnlich wollte es nicht, ich hielt ihm an, allein es schrie, bis die Mutter kam, den wüsten Buben fortjagte und dem Meitschi flattierte und über den Buben schimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Behandlung tief und dachte scharf darüber nach, woher es komme, daß die Kinder so bös und zwängisch (eigenwillig) seien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders sein würden? Ich dachte, wenn sie die Prügel erhielten, welche ich abtun müßte, sie würden bei ihnen besser anschlagen als bei mir. Ich versuchte daher das Prügeln an ihnen, dadurch wurde das Zetergeschrei noch größer, und allemal hieß es: „Du Donnersbub, du sotsch (sollst) m'r mini King nit schlah!" Allein wenn es sich mir schickte, so tat ich es doch, kam es im Grunde auf eins heraus, geprügelt oder geschimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Respekt vor mir bei, der sie mich weniger quälen ließ, weil sie wußten, früher oder später gäbe ich ihnen auch einen Teil von dem ab, was sie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieser Kinder etwas befohlen, so antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: „D'r Bub chas (kann's) mache!" „Bub, wotsch enanderenah (sofort) gah oder nit?" befahlen dann die Alten. Der älteste Knabe betete sonst vor Tisch. Ich war noch nicht lange da, so kam es ihm einmal, da wir böse übereinander waren, in Sinn, das sei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater sagte: „Johannesli bet!", sagte Johannesli: „Der Bub cha bete!" „Bub bet!" hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten sollte strafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: „Bub wotsch (willst) bete oder nit?" Aber der Bub betete nicht. „Du Donnersbub, wotsch jetzt bete?" schrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich, und Johannesli sagte spöttisch: „Gäll du hesch (hast) müsse?"

Ob wohl über dieses Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tisch der Segen des gütigen himmlischen Vaters groß gewesen sei, wer sagt mir das?

Dieser Johannesli und ich lebten überhaupt zusammen wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich und glaubte sich auch stärker; im Anfang zwang er mich richtig mit der Faust nach seinem Willen, und alle Augenblicke, besonders wenn der Vater es sah, sollte ich mit ihm niedermachen; der Alte hatte dann eine kindische Freude, wenn sein Bübchen mich überschlug und im Gras oder Kot herumtröhlte (herumwälzte).

Allein das Blatt wandte sich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war stärker als der Johannesli, auch gelenkiger, und als ich aus Ärger den Mut erhielt, mich recht zu wehren, so kam ich meist oben auf, und Johannesli lag im Kot oder im Grase. Das ärgerte den Johannesli, viel mehr noch den Vater, der es gar nicht ertragen mochte, daß der Bub stärker sein sollte als das Söhnchen. Jetzt sah der Vater, wo Kot oder Gras war, wenn sein Sohn darin lag, jetzt wußte er, daß Kot die Kleider

verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen schuld sein, jetzt war ich der unerchantisch (ungeschliffenste) von allen, jetzt hieß es schnell, solange er mich im Vorteil sah: „Wotsch ne (willst ihn) lah gah oder nit!", während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieses mich nie lange genug im Kot herumdrückte.

Unter diesen Geschichten kam allmählich der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube sein. Machten nun die Kinder der Mutter zuviel Lärm, so hieß es: „Syt (seid) still, susch (sonst) müßt d'r z'Schul," und wenn sie dieses ungefähr dreimal gesagt hatte, so besserte es sicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirksamer Böllima (schwarzer Mann) gebraucht; endlich sagte eines Abends der Bauer: „Es wird doch müsse sy, m'r werde d'King müsse i d'Schul schicke, sisch wegem Verdruß, d'r Pfarrer, dä Schultüfel, kujiniert is (uns) susch."

Und die Mutter sagte: „Dä het is nüt z'bifehle, dä cha mr blase, wo nih schön bi (wo ich schön bin), dä het is nüt a Hof zahlt, u zahlt is nüt a de Zehse (Zinsen)." Zuletzt wurde man rätig, man wolle die Kinder diese Woche noch nicht schicken, es sei ja nicht mehr d'r (Mühe) wert, es sei ja schon Dienstag, die andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht das Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, sondern nur auf so lange des Kinderhütens los zu sein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein dutzendmal in einer gewesen war. Das wenige, was ich konnte, hatte ich größtenteils noch bei der Großmutter gelernt; sie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrsamkeit gehabt, als sie mich zum Buchstabieren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht, sie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder lesen zu lehren; so fanden sich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Wert darauf setzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unser drei nach der Schule auf. Ich bekam ein versudeltes Fragenbuch (Heidelbergers Katechismus) vom Johannesli, dem dafür ein gar schönes mit goldenen Tieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speise, worin Milch, Brot und Äpfel waren, zu unserem Mittagessen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und sollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke (Taschen) hatten die beiden andern noch mit Äpfeln gefüllt und zwar hatten sie dafür die Äpfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte, erlesen, die schönsten für sich behalten, die schlechtern ins allgemeine Säcklein getan. Ich hatte auch zugreifen wollen, allein die Mutter meinte, sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Äpfel in Sack haben müsse, ich werde es noch manchmal machen müssen ohne Äpfel, man könne nicht immer alles haben, was andere hätten.

Frischer Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und mit dem versudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; so wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr morgens ankamen. Der Schulmeister, mit einer Brille auf der Nase, las eben das Namensverzeichnis ab, als wir kamen, in das ich denn auch geziemend eingetragen und alsobald unter die sogenannten Fragenbüchler gesetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum so naß waren, als die meinigen. Nachdem abgelesen war, rief der Schulmeister: „Lehrit!" (Lernt für euch), nahm eine starke Rute unter den Arm und spazierte in der Stube herum, hie und da stillestehend. Und wie er stillestand, erhoben sich eines oder mehrere Kinder und steckten Äpfel an die Spitze seiner Rute, und wie er merkte, daß es geschehen war, kehrte er sich um und fragte: „Wele tusigs Büntel (Welcher Tausendsasa) het mer das chönne mache? Wenn

ihs wüßt, ih wett (wollt') ihm!" Über diesen Zorn lachte man, und der Täter auf eine Weise, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: „Für einist (diesmal) will dr's schäiche (schenken), aber d's anger Mal sotschs erfahre!" Die Äpfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt, dann steckte er die Rute wieder unter den Arm und schrie: „Lehrit!", spazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Äpfel, und wie glücklich waren die, welche Äpfel hatten, an die Rute zu stecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch so gerne gegeben, ohne, noch zu wissen, was für Nutzen es brachte. Ach, geben können ist gar schön, die meisten Menschen wissen nicht, wie schön, ein Kind aber fühlt es. Natürlich sah von den Kindern keines ins Buch, sondern sie hatten sämtlich ihre Lust am Spektakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeister stille stehe, und wer noch Äpfel habe, um die Lust zu verlängern. Nach und nach nahm der Äpfelvorrat ab, so wie das Schäftchen sich anfüllte, und wie der Schulmeister zweimal stille gestanden war, ohne etwas an die Rute zu bekommen, so hieß es: „Jetzt müßt ihr ussäge (aufsagen)."

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten sie aufsagen, uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräusch zu stark wurde, zugerufen: „Lehrit!" Beim Aufsagen spielte die Rute eine andere Rolle; einige wurden tüchtig mit derselben getroffen, entweder aufsagende oder solche, die Lärm gemacht haben sollten. Es wurde nämlich bei allzu starkem Lärm immer eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Untersuchung, ob dasselbe wirklich das Schuldige sei. So erhielt auch ich am ersten Tag meine Tracht Schläge, ohne Mucks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, sagte mir eins: „Warum hast du keine Äpfel an die Rute gesteckt? Wer keine ansteckt, der kriegt sie." Nun wußte ich, was ich zu tun hatte, aber woher Äpfel nehmen? Entbehrungen und Listen brachten mir zuweilen welche, aber das hatten des Meisters Kinder nicht gerne; sie hatten ihre besondere Lust daran, wenn der Schulmeister

mich prügelte. Hatte ich durch Äpfel das Unwetter abgewendet, so war ihnen der Spaß verdorben; aber sie verklagten mich nun, wenn es irgend tunlich war, daß ich irgendwo Äpfel gestohlen und dem Schulmeister gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweisen konnte, daß ich sie geschenkt erhalten oder gefunden. So war ich übel daran, ich mochte es machen, wie ich wollte, ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hause, aus mehreren Gründen. Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht um auswendig zu lernen, sondern um einige Zeilen durchzubuchstabieren, diese dann einmal des Tages dem Schulmeister geläufig herstottern zu können; sah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Äpfel, so erhielt ich Schläge oder hörte wenigstens: „Lehrit, lehrit!"

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinsehen und stille sitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Lustiges sieht und nichts, das er versteht, nur dumme Buchstaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir taten die Augen weh, es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beständig zu kratzen, konnte gar nicht stillesitzen aus der fürchterlichsten Langeweile; hätte es den Kopf gekostet, ich mußte zuweilen aufsehen, dem Nachbar etwas sagen oder jemand beim Haar nehmen oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch sah, so war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchstabieren für mich selbst, ich wußte nicht, ob es recht gewesen, so wie ich es gesagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte mir bald vor den Augen, ich sah weder Buchstaben noch Worte mehr, guckte verstohlen herum, seufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufsagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, so war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umschlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vorder=

mann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: „Du sollst dir kein gegraben noch geschnitzt Bild machen, ja gar kein Bildnis noch Gleichnis, weder der Dinge, die im Himmel droben, noch deren, die unten auf Erden, noch deren, die unter der Erde in Wassern sind." Was das für Dinge sein mochten, da unten und da oben? Das beschäftigte mich gewaltig, und allemal, wenn ich diese Stelle durchbuchstabierte, kam eine Art Schauer über mich, und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kamel gesehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erst da sein? Aber das sagte mir niemand, und wenn ich auch fragte, so hieß es: „Bub, lehr du, das gaht dih nüt ah (geht dich nichts an)."

War endlich der Mittag da, so fing für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und teilte das Essen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meisten, daß er mir das weiche Brot herauskratzte und hinwarf, den Rauft (Ranft, Rinde) für sich behielt. Früher machte ich zwischen beiden keinen Unterschied, seit ich aber das Weiche essen mußte, den Rauft man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Ekel vor dem ersten, Rauft aber kam mir süßer vor als Baslerleckerli.*) So wurde Meisterlosigkeit und Lüsternheit gepflanzt; konnte ich einmal ein ordentliches Stück Brot aus der Tischdrucke erwischen, so kriegten Hund oder Katze den weichen Teil, und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johannesli in der Schule nicht, er war ein Bauernsohn und ich nur e Bub; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht in Stich gelassen hätten. Einmal versuchte ich es, aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt, kam endlich auch noch der Schulmeister dazu und ich erhielt meine Heiligen (Prügel) aufgezählt, als Sündenbock für alle. In der langen Zwischenzeit von 11 bis 1 Uhr hätte ich so gerne mitgespielt und mitgehalten.

*) Bekanntes feines Gebäck.

Es waren Kinder da, die mir überaus wohlgefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder stieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, so war es eben, um der Sündenbock zu sein. Das tat mir weh, machte mich nur verschlossener und bitterer, ich zog mich zurück; neckte man mich, so wehrte ich mich so tüchtig in verbissenem Zorn, daß man mich allmählich ruhig ließ und eine Art Respekt vor mir bekam. Mir tat eine solche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert, doch suchte ich sie nicht. Der Nachmittag verstrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Äpfelspektakel, dann das Aufsagen und nachher wieder das Beten. Mit dem Beten ging es fast wie mit dem Lehre (Lernen), ich konnte nicht stillehalten während demselben, denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergesagt waren, fast eine halbe Viertelstunde; auch verstund ich von dem allem gar nichts und weiß nichts mehr davon, als folgenden Reim: Höllenpein, schreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergessen, daß einige in der Woche noch zweimal schrieben. Der Schulmeister hielt gar nicht darauf, er sagte, Pfarrer werde keiner werden, und Agenten habe man schon viel zuviel, das seien nur Leutverderber und Atheisten, von denen glaub keiner nüt, bis si einist (einst) der Tüfel bi de Hörnere heig (hat). Es nähme ihn aber das nit wunder, d'Agente lehre's von den Afflikaten (Advokaten), die säge eim grad use (aus), sie heige (hielten) nüt uf der Religion und nüt uf de Pfaffen; dafür aber syge das alles o (auch) Lüt, wie wenn sie d'm Tüfel abem Karre g'heit (vom Karren gefallen) wäre, und si meine, si hätte d'Wysheit alli allei g'fresse, und wenn eine e anderi Meynig heig, als si, so schnauze si ne ab, daß es kei Gattig heig (keine Art habe), und er söll i kei Schuh ine guet sy (soll grundschlecht sein). Si syge noh viel chutzliger (kitzlicher, empfindlicher) als e Landvogt, und das well viel säge; aber jeder von ihnen glaub o, er sei nit nume (nur) d'r Papst, sondern d'r Herrgott selber. So räsonierte der

gute Schulmeister allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben anging; er soll aus zwei Ursachen also geschimpft haben, wie ich später vernahm. (Es ist aber doch merkwürdig, wie ich soviel besser behielt, was geschimpft als was gebetet wurde.) In frühern Zeiten war er prozedierisch und viel bei Advokaten. Er prozedierte unglücklich und mag auch nach Erscheinungen beim Weine gesehen haben, wie vielleicht ein Afflikat im behaglichen Glauben, der Gescheiteste zu sein unter den Umsitzenden, mit Unglauben großgetan und mit leichtfertigem Spott um sich geworfen.

Der gute Afflikate (Advokat) merkte nicht, wie nur die untergebenen Agenten seine Rede für Weisheit nahmen, die andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn sie auch keine Einrede sich erlaubten, vielleicht gar noch einstimmten. Weil der Schulmeister einen oder zwei ungeschickte Afflikaten als gemeine Spötter kannte, schimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht, aber er tat nur, was viele Afflikaten auch tun; man wird oft mit dem gestraft, mit welchem man sündigt. Absprechen über ganze Menschenklassen zeuget entweder von groben Vorurteilen oder grobem Selbstdünkel; von beiden war mein Schulmeister nicht frei; denn er räsonierte eigentlich deswegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie viele behaupteten. So schimpft eben mancher über Dinge und spottet darüber, weil er zu dumm ist, sie zu fassen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigsten ich als Bub, denn seit Noahs Zeiten hatte niemand daran gedacht, einen Bub schreiben und rechnen zu lehren; allein auch andere kamen nicht darüber. Er gab Vorschriften und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete (schalt) zuweilen über krumme Buchstaben, er selbst aber machte nie einen; er sagte, ob die Rechnungen gut seien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas

gelernt, oder ein Schüler, der es dem ersten abgesehen hatte, die konnten's den andern zeigen, wenn sie wollten, er bekümmerte sich um nichts, als die Rechnung anzugeben; wie sie gemacht würde, konnten die Schüler zusehen.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, so kann man sich denken, mit welcher Hast wir aus dem Zwinger stürzten, und in welcher Wildheit die so lang geschnürte jugendliche Lebhaftigkeit sich ergoß. Zwei Stunden waren wir geistig tot, körperlich gefesselt gewesen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun strömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Türen sich öffneten, erscholl durch dieselben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd stürzte und purzelte man hinaus, selten ging es ohne einige geschundene Knie ab, und draußen, da mußte etwas herhalten, etwas mußte getrieben werden, je ärger, je besser. Alle, besonders schwächere Leute gingen uns schon von weitem aus dem Wege; und wenn das Tosen der ausgelassenen Schule heranscholl, trat mancher Hausvater vor die Türe, um seine Habe zu sichern und die Schüler vom Hause abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Rute einbalsamierte, solange sie in der Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne außer der Schule, sie mochten vornehmen und treiben, was sie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man besonders Güterbuben und solche, die keine Äpfel hatten, mit der Rute durch und durch einsegnete, um sie zu behüten vor allem Bösen! Ach ja! das waren gottselige Zeiten, wo die Alten mit der Rute zur Schule prügelten, mit der Rute der Schulmeister empfing, wo man Hexen hatte statt Engel, in der Nacht vor Gespenstern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Respekt hatte als vor Gott, wo man entweder selbst zitterte oder andere zittern machte.

So zogen wir von der Schule aus wie das wütende Heer, kamen aber nicht geschwinder nach Hause, bei jedem Scheidewege hatte man sich wenigstens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War einer ordentlich abgewalkt worden, so war es nicht selten, daß er den andern Tag seinen Vater bestellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen solchen, dann gab alles Auszug (nahm alles Reißaus) so gut möglich, und wer die schlechtesten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferse zeigten oder stecken bleiben wollten, der kriegte für die anderen die Schläge. Verständlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten. Kamen wir endlich heim, so mußte ich die Kinder wieder nehmen, sie zu Bette bringen und sie in der Wiege herumtreiben (schaukeln), bis sie endlich schliefen, nachdem sie mich auf ihre Weise noch gequält hatten. Nachher mußte ich rüsten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüsten war, was ich recht gerne tat; aber dann sollte ich wieder lernen, sollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchstabieren oder lesen, von denen ich nichts verstand. Bald schlief ich darüber ein, bald buchstabierte ich darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf die Buchstaben zu achten, las eben so; selten achtete jemand, ob ich die Worte richtig ausspreche; so lernte ich falsch lesen, und diese Lehrstunden schadeten mir weit mehr, als sie nützten. Zudem sah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächst dem Lichte saßen die Spinnenden, dann die Kinder; war auch noch der Bauer am Tisch und nicht auf dem Ofen, so kam ich so weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich darüber, so hieß es: „Meinst du, du g'hörist obe a (am) Tisch, oder me söll für dih es aparti Liecht ha? M'r wei nit geltstage (bankerott machen) wie dy Vater" usw. Konnten wir endlich zu Bette gehen, so zankten Johannesli und ich zuerst um die Decke, die er mir gewöhnlich fast ganz nahm oder weil er in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erst, wenn der Streit gewöhn-

lich zu meinen Ungunsten durch Vater oder Mutter geschlichtet war, kam der Schlaf, der mich den trübseligen Tag vergessen ließ. So ging ein Tag wie der andere hin, ich lernte gar nichts, wurde immer unwerter, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir unrecht tat. Die Lust an der Schule verging mir durchaus, besonders seit der Schulmeister bei uns an der Metzgete (Schlachten) gewesen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu besonderer Zucht empfohlen hatte. Dieser Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu untersuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl ist aber in Kindern lebendiger als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht sie verstockter, böser, unverbesserlicher, als wiederholte verstockte Ungerechtigkeit. Strafe man sie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts, sie bessern sich nicht, weil sie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht sei. Nichts ist aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiß, wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht; weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, sondern sie von vornherein der Bosheit und Bösartigkeit zuschreibt; weil selten ein erwachsener Mensch aus Liebe straft, um zu bessern, sondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verstrich mir der Winter. Er war hart und kalt gewesen, aber gegen das Ende des Märzes wurde es milde, die Erde taute auf, Märzenglöcklein blühten, die Bachteln (Glockenblume, Narcissus pseudonarcissus) wuchsen wunderschnell empor. O wie freute ich mich darüber, bald kam Ostern, da hoffte ich auf Eier, hoffte sie recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelnkraut und Zwiebelhülsen darum zu binden, daß sie geflammt würden und schöne weiße Kreuze erhielten. Ostereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude ge-

wesen; wochenlang vor Ostern konnte ich an nichts anderes sinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gaggelte, gaggelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil ist doch Kinderfreude und wie schön, und wie traurig, daß selten alte Leute sich recht mehr freuen können, höchstens noch mit den Kindern; aber trauriger noch ist es, auch mit Kindern sich nicht mehr freuen zu können, an ihren Freuden sich zu ärgern und die unschuldigste zu verbittern. Doch das allertraurigste ist, wenn man diese Herzensbitterkeit, diese Freudlosigkeit für Gottseligkeit des Alters ausgibt, welche über die Welt und die Gottlosigkeit der Jugend seufzt. Das ist wahrlich eine finstere Gottseligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland seinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäurin hatte viel Eier bekommen, die vollen Krätten (Körbe) betrachtete ich mit großem Respekt und dann Ei um Ei, welches wohl das stärkste sein möchte. Am Ostersamstag machte man Vorbereitungen zum Sieden, die Kinder jubelten und brachten, was sie um die Eier gebunden wünschten. Ich dachte nicht anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir schön schien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine Handvoll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäurin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle? Und als sie meine Meinung hörte, sagte sie: „Was bildist dir y (ein), myni Hühner legge o für dih? O hä, das wär e neui Mode, em Bub noh gah Eier z'siede, u b'sonder ame settige (einem solchen), dä King geng (immer) z'brülle macht, nit lehrt, nit folget, u i dr Schul alli Tag Schläg übercho (bekommen) het! Nei Bub, sövli (so sehr) dumm sy m'r notti (noch) nit, und settig Flause bild d'r nit y." Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: keine Eier an der Ostern, das war mir fast, wie kein Ätti (Vater) mehr; für Vorwürfe,

Schläge war ich sonst ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Ostern und keine Eier, das wollte mir fast das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattieren; ich wurde auch nicht sowohl wehmütig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete sich die Überzeugung in mir, daß ich Eier haben müsse in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen schönen Batzen hätte vom Examen her; an demselben hatte ich sonst meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unserer G'husmanns (Mietsmann) Frau und bat sie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend rot vor Zorn, konnte kaum reden, und die Tränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, so daß die Frau wohl merkte, daß es etwas besonders gegeben haben müsse. Sie fragte mich, ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müsse und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da sagte die gute Frau: „Los (hör') Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verkauf ih d'r keine, aber chum i d'Stube, m'r wei luege (wir wollen sehen)." In der Stube erzählte sie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch so gerne welche, er sei es arms Bubli, aber er habe ihnen doch nie etwas zuleid getan, im Gegenteil sie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, eins behielte doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zusprangen und mir Eier gaben; nur das eine von ihnen fragte: „Gäll Mütti, ds schönste bruch (brauch) ih ihm doch nit z'gäh (geben)?" Und doch nach einigem Kampf gab es mir das, welches ihm am besten gefiel. Da ward mir wohl, und ich konnte wieder jemand freundlich ansehen, was lange nicht geschehen war, und recht von Herzen

glücklich machten mich die Eier. Als der erste Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäurin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne sie. Ich teilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit und wollte fort, die sagte aber: „Los (hör) Miaßli, mach nit dir un üs (uns) Verdruß; wenn die Frau weiß, daß m'r d'r Eier gäh hei (haben), so nimmt si d'r se un ergryft mih z'Haß (faßt einen Haß auf mich), nei, das wei (wollen) m'r nit mache. Versteck se wohl, oder wenn das nit chast (kannst), so la (laß) se da, u chum morn einisch (einmal) mit mine Ching cho düpfe (tipfen, die Eier im Spiel aneinanderschlagen) und g'fätterle (spielen), de hesch notti (da hast noch) Freud und machst niemer höhn (niemand bös)." Die gute Frau hatte mehr als recht. Den ganzen Abend konnte ich daheim in stiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zusehen. Ich hatte wieder alle lieb, hatte mich doch auch jemand lieb gehabt, gab über alles guten Bescheid und flattierte den kleinen mir Übergebenen so von Herzen, daß selbst die Bäurin, die meiner sonst nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten (schrien), aufmerksam wurde, mir ein Ei brachte und sagte: „Lue da hest o eis (auch eins), we d's ganz Jahr so wärisch, su wärst eim o lieber, u überchämist (erhieltest) o meh." Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind fast ist wie eine Orgel und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anschlägt. Der Mensch kennt alle Dinge der Erde, aber den Menschen kennt er nicht, da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein. Was meint man, wenn einer in Holzschuhen mit Roßnägeln beschlagen auf einer Orgel herumtrampeln und dann dieselbe, wenn sie erbärmlich quiekte und quakte, schlagen wollte, weil sie aus Bosheit kein schönes Lied spielen wolle, würde man diesen Menschen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender tun?

Wollte man aber die Menschen in Kalender tun, die mit Holzschuhen und Roßnägeln auf Menschenherzen herumstolpern und zürnen und prügeln, wenn diese Herzen nicht voll lauter

Lust, Freude und Liebe sein wollen, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Plätz (Fleck) an unsere Erde setzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in diese Zeit die Bettlergemeinde fiel, so entschloß der Meister sich, mich zu behalten und nahm mich an dieselbe nicht mit. Er werde dort sagen müssen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen sei, daß er mich aber rangiert habe, bis ich mich gebessert; er verstehe es aber auch, und ich sei nicht der erste, den er z'weg (zurecht) gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von sich ging er hin, mag dort auch also geredet haben, und viele Jahre lang galt sein Haus für das beste, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und so begründet kommt mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverstand, sondern am meisten in den Hauptstädten, und nicht nur ehemals, sondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten, und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes (Mietsmanns) Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich sehr lieb geworden, von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort, daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meisterfrau die Hausfrau auf der Mugge (auf dem Korn) aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber und rühmte auch nicht viel; daher hieß sie hochmütig. Sie war sehr reinlich, und an ihren Kindern sah man keine Löcher, weil sie behauptete, es sei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln (verlumpen) zu lassen; so weit rechnen konnte die Meisterfrau nicht, daher nannte sie die Hausfrau hoffärtig. Wiederum manchmal, wenn die Meisterfrau über andere Weiber loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'best (zum Guten) rede; daher hieß es, sie meine es nicht gut und halte es mit andern. Kurz, eine gewisse Überlegenheit der andern erbitterte die Meisterfrau, kein Weib hat eine solche gerne; zudem waren

jene nur Hausleute und sie die Bauern; u uverschanters (unverschämteres) chas (kann es) doch g'wüß nüt gä, as wenn d's G'husmes Frau g'schyder (gescheiter) sy wott (will) as d's Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zusammensah. „Du wirst aber sy ga kläffele (gegangen sein zu klatschen), was gang hie (was hier vorgeht)?" hieß es, und allemal fand man, daß ich etwas versäumt habe oder einem Kind etwas zugestoßen sei, während ich dort war, und man sagte mir: „We m'r dih noh einist dert g'seh (wenn wir dich noch einmal dort sehn), u gä m'r d'r eini zum Gring (geben wir dir eine an den Kopf), daß d'noh morndrisch (am nächsten Tage) sturm (schwindlich) bisch." Solche Drohungen fürchtete ich nicht, sie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, so wie sie größer, ungehorsamer, ungereimter wurden, und das den Eltern lästig auffiel, alle Tage zu Hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winter war es, küchelte die Meisterfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr sonst noch nicht begegnet. Glücklicherweise konnte sie schnell die Pfanne decken, so daß kein Unglück entstund; unglücklicherweise aber ging in selbem Augenblick die Hausfrau vorbei und fragte: „Trini, was machst, soll d'r helfe?" „Es ist guet, chunst (kommst) grad, du Donnershex, jetzt weiß ih, wer mr d's Für i Anke (Butter) g'hexet het!" scholl die Antwort aus der Küche, „aber ih will d'r d's Hexe vertrybe (vertreiben)!" und mit der Küchengabel wollte sie auf die Hausfrau los, stolperte aber in der Wut über die Säumelchtern (Futterzuber für Schweine), und als sie aufgestanden, sah sie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann sich nicht vorstellen, wie die Frau in der Küche turnierte, wie sie die Küchlein herumschlug und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß sie selbst schuld an der Sache sei, konnte sie sich nicht vorstellen. Das sei ja

der deutlichste Beweis, daß die Hausfrau eine Hexe sei und ihr den Teig verhexet habe, weil sie gerade dazu gekommen, wie hätte sie es sonst gewußt, oder wie hätte es sich ungefähr so treffen können, urteilte sie. Gegen diesen bündigen Schluß war im ganzen Hause niemand imstande etwas einzuwenden. Man staunte, daß man die Hexe so lange nicht gemerkt, und pries die Geschicklichkeit der Bäuerin hoch, daß sie geschwind die Pfanne gedeckt, denn die Hexe hätte sicher das Haus verbrennen wollen; daß es noch stehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch sie ganz stolz; was sie sonst keinem Menschen gesagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen sei, das erzählte sie nun, solange sie lebte, gewöhnlich alle Tage zweimal und extra einem jeden, der den Fuß über die Schwelle setzte, um sagen zu können, die Hausfrau sei eine Hexe, sie aber habe geschwind den Deckel auf die Pfanne getan, und daß das Haus noch stehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit diesen Leuten keinen Umgang zu haben, solange man sie noch da haben müsse, sehr ernst. Den Kindern sagte man, sie könnten von ihr verhext werden, daher sollten sie der Frau bei Leibe nicht zu nahe kommen, von weitem könnten sie ihr „Hex, Hex!" schreien, soviel sie wollten; mir aber wurde gesagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, so schlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete alles nicht, ich mußte hinüber, und in meiner kindischen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über sie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber sagte sie: „Los Miaßli, schwyg lieber, ih begehre nit z'wüße, was sie däne säge (sagen), es treit nüt ab (trägt nichts ab), als mih taub (zornig) z'mache." Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch so heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf, da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehässigere Worte; denn über wen die Meisterfrau böse war, den

sollte die ganze Welt hassen, und wer mit einem solchen redete, der war um nichts besser als der andere. Wenn sie mit der Magd ausgeschirrt (gepoltert) hatte oder mit dem Knecht tubelte (grollte), und der Mann gab zufällig dem einen oder dem andern ein gutes Wort, so hatte er das Wetter auf den Hals, und sie wurde nicht zufrieden, bis er sich bequemte, auch auszug'schirren oder zu tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen, aber ein ungewohntes gutes Wort tat mir viel wöhler, als die gewohnten Schläge weh; so schlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte. Ich hatte es aber nun alle Tage böser und die Meisterfrau verfluchte sich, daß ich aus dem Hause müßte, sobald als möglich, daß sie mich nicht mehr vor Augen haben könne, sie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich tue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben. Natürlich mußte der Bauer diesen Willen erfüllen. Ich wurde alle Tage unwirscher und stöckischer, so daß ich ganz sicher viele Ursachen zu Klagen gegeben haben mag. Dies Haus verließ ich gerne, nur tat es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abschied nahm und die Hausfrau in meinen Vorschlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, so wollte ich dem Johannesli und den andern das Hex schreien schon verleiden und sie alle Tage prügeln nach Herzenslust, hatte ich ihr doch versprochen.

---

9. Kapitel. **Der Güterbub wird ein Gassenbub.**

Diesmal mußte ich an die Bettlergemeinde mein Bündelchen selbst tragen. Es wurde mir auch nicht schwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts neues angeschafft, manches war abgegangen, was ich hatte, war großen-

teils verwachsen. Ich wußte nun schon, was „verdingen" heiße, und erwartete düster das Schicksal, das mir werden sollte.

Als meine Reihe kam, sagte der Bauer: „Es cha ne (kann ihn) e angere näh, u o probiere, was das für eine isch." Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl, warum, er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meister war, es schickte sich ihm aber nicht, das zu sagen. Nun sprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichste Weise, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht bessern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen solle, antwortete ich: „Ih ha nüt schlechts g'macht, mi het mih o nüt geng z'prügle g'ha (man hätte mich auch nicht immer zu prügeln brauchen)." „Da g'höret d'rs, wie ner eine isch," sagte der Bauer; „was brauchen wir weiter Zeugnis?" dachten die andern. Auf diese Verdammung hin, wobei sie jedoch ihre Kleider nicht zerrissen, wollte mich niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen gestellt, die ebenfalls niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verloset zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erschöpft von Hunger und Durst, denn man hatte mir nichts mitgegeben und während dem ganzen Tag mir niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauer zu, der mich sehr unwillig mit sich nach Hause nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte, er werde mich nicht behalten, sondern weiter verdingen, so einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort, um Platz zu suchen, und brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächsten Morgen jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute versprochen, aber niemand machte durch freundliches Benehmen mir Mut dazu, und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der bessern Seite zu zeigen, ich war verschüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend, er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter, schlecht gekleideter Mann und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Täler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine Verhältnisse aus und über die Leute, bei denen ich gewesen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwischenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich schweigen wollte, so daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Tal im ebenen Lande, durch welches ein stattlicher Bach floß. Über dem Tale auf der Abendseite lag ein großes, schönes Dorf, auf der Morgenseite ein mächtiger Eichenwald und an der Spitze desselben, etwa hundert Schritte vom Bache, war ein kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenstern und unordentlichen, kotigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Mist von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demselben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln (Schnitzen) und einige Späne, welche den ganzen Holzvorrat ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Haustüre mit der ausgetretenen Schwelle stand eine alte schmutzige Frau mit einer großen, irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeschlagen war, und sagte uns, wir hätten Zeit (es wäre Zeit) zu kommen, sie hätte sonst allein z'Nacht g'fresse und wir hätten dann sehen können, was wir bekommen.

In der Stube sah es nicht schöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unsauberer Tisch, in der dritten ein vielfach gespaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder (Lein geringster Sorte), auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum, und auf dem Tisch saß eine Katze. Mir wurde unheimlich zumute. Doch als die Alte den Kaffee brachte und den Tisch unterstellte, damit er nicht zu sehr wackele, als ein mächtiger Eiertätsch (Eier-

kuchen) dazu kam und gutes Brot, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegessen hatten und ich einnicken wollte, schüttelte die Alte einen Laubsack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln (Lumpen) zu und hieß mich wohl schlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte fast darüber geweint, allein der Eiertätsch war gut gewesen, der Schlaf gar mächtig, er ließ die Betrübnis nicht aufkommen, nahm mich in seine Arme und hielt mich umfangen, bis am späten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumspazierte.

Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingesetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine schwere Bürde ab dem Herzen, denn das war mir verleidet; ich sollte für die Ziege köhlen (Gras holen), den Hühnern nachsehen, daß sie die Eier nicht verlegten, zwischendurch Mist und Holz auflesen und herzutragen, was sie allfällig nicht herbeibringen konnten. Das alles behagte mir so übel nicht; ein dunkles Gefühl versprach mir bei dieser Lebensweise eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O, es war zu schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gebunden war, und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti (Heidelbeeren), später Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß und sogenannten Erdbeeristurm (Erdbeerauflauf) machte, o, das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig war es erst, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden. Dort band ich

sie an und saß dann ans Wasser und sah den Fischlein zu, wie sie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut suchend, darein sich zu bergen, wie sie wieder heraufschossen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heustüffel (Heuschrecke) erhaschten.

Manchen Heustüffel band ich an langen Faden und ließ ihn im Wasser schwimmen. Ein Fischlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende war's, wenn zuweilen der Heustüffel mir abgebissen wurde, und alle mußten den Faden sehen und hören, wie ich einen großen, großen Fisch fast gehabt und das nächstemal ihn gewiß erwischen wolle. Wenn ich dann heimkam vom Bache, strich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Nestern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Nest fand in dicker Haselstaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte, und ich gestreichelt und gerühmt wurde und noch einmal so viel Eiertätsch erhielt beim Abendessen, da war ich so stolz wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meist ganze Tage allein sein mußte. Wenn gut Wetter war, so zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hausieren; sie mit einer Flasche Hofmannstropfen oder mit Nastüchern oder mit irgend einem andern Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten (kleiner hoher Korb), oder irgend einer Schnefelarbeit (Schnitzelarbeit), und kamen meist erst heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brot oder das Essen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich schon wußte, daß es am Abend etwas Gutes absetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es wunderte mich oft, wieviel Geld sie lösten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus diesen die Leckerbissen angeschafft werden konnten, welche sie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo sie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würste, Braten, selbst kleine Hammen, weißes Brot, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat sie, sie möchten doch zu Hause bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und sagten, ich sei selbst schuld daran, warum ich mit meinem Mistbännli (=kärrchen) bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landstraße, hinüber ins Dorf, da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und Künge (Könige) sechsspännig führen. Das schlug ein bei mir, den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe, das kam mir vor, als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als manchem eine Reise nach Amerika. Ich rüstete meine Bänne (Karren) und die bessern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich sehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich sah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und schöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfendem Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, schöner Wald, b'hüt di Gott, du lieber klarer Bach, lebt wohl, ihr unschuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüssen! Ich fuhr durchs Tälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerstraße, an deren beiden Seiten das schöne Dorf lang sich hinstreckte.

Mit einem Auge sah ich nach Mist mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Mist fand ich wohl, aber die Könige sah ich nicht, es wollte keiner kommen; statt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Mistbännen, und frugen mich, wer ich sei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Mist aufzulesen; ich solle auf der Stelle nach Hause fahren und mich hier nicht mehr blicken lassen, sonst würde ich wüst abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung schüchtern, und mancher ist unter seinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor jedem Hasen davonlaufen; allein ich hatte an so vielen Orten mich schon prügeln müssen, daß diese Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nötigen Unterbrechungen, am vierten machten wir ein Bündnis zusammen; wir drei wollten den Mist auf der Straße durch das Dorf allein sammeln, und wenn jemand anders in unser erprügeltes Recht eingriffe, ihn schlagen, bis ihm die Lust dazu verginge; und wir behaupteten dieses Recht, solange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieses Recht in der Kunstsprache heiße.

Nun ging erst ein lustiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich gewesen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landstraße hätte sein können. Unsere Arbeit ließen wir uns nicht sauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Mist nachlaufen müßten. Jeder machte seinen bestimmten Kehr (Tour), einer wartete oben an dem Stutz (Rain, steiler Weg), um zu spannen (Hemmschuh anlegen), und manchmal waren wir alle da, trieben Mutwillen und redeten Streiche ab. Ich stund besonders gerne vor dem Wirtshaus und sah da den Fremden zu. Freilich sah ich keine Könige, aber doch schöne geputzte Herren und Frauen und schöne Kutschen, und malte mir dabei aus, wie es so herrlich sein müßte, in einer solchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meine Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Handvoll einstecken konnte in Augenblicken, wo niemand um die Pferde war, so fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigentum belehrt, ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß, sie zu übertreten, der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren sehr zufrieden mit mir geworden, denn mein Gewerbe brachten ihnen Geld ein. Den Mist begehrten sie nicht, sie sagten: „Miaßli, d'r Mist bruche m'r nüt, m'r wette (wollten) Narre sy, öppis (etwas) z'pflanze und d'Müh ha, d'Bure cheu (können) für is (uns) schwitze, u si vermöge sauft (leicht), is z'erhalte, verkauf du ne wie d' chast (kannst)." Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus, wir verkauften ihn so gut wir konnten, und lösten, je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Mist dem alten Pfarrer bringen, so waren wir z'weg (gut daran), er zahlte einen Batzen für einen Kratten (Korb), und wir machten ihn immer aparti för ihn z'weg (zurecht). Er sah nicht mehr ganz gut, so mischte man dann Sand, Kot und Staub darunter und hatten im Schwik (Nu) einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde sahen alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Losig (Erlös) an solchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'fell (Glück) an; es gab Tage, wo einer von uns nichts erhielt, ein anderer viel. Da versuchten wir eine gemeinschaftliche Kasse, welche aber nicht lange bestand, da keiner ehrlich sein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; sobald die andern es merkten, fanden sie keinen Vorteil mehr bei einer gemeinschaftlichen Kasse, und sie wurde aufgehoben. Etwas Gemeines besteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit, die letztere hatten wir nicht, die erstere nur in unsern auswärtigen Angelegenheiten. Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitsche; wenn aber eine fremde Herrschaft durchs Dorf rasselte und beim Wirtshause hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, besonders wenn es Engländer waren), versuchten wir ihnen beizukommen, nur mußte es der Wirt nicht sehen, der gönnte uns nichts, er wollte alles allein für sich ausbeuten. Am liebsten liefen wir

Chaisen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter (Mädchen) saßen, die gaben fast allemal, und jedes wollte es z'wänge (durchsetzen), um zuerst zu sein, und manchmal gaben deswegen beide. Wo aber alte Weiber saßen und Herren mit Perücken oder Schnäuzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch sehr gerne aufgetan. Einer meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänse und Schweine gibt als ordentliche Menschen, und erzählte uns, dort sei vor jedem Hause ein Türli (Tür oder Tor, das einen Weg sperrt, also von Knaben Fremden gegen Entgelt geöffnet wird), bei welchem viel zu verdienen sei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Beratungen, wie ein solches zu errichten wäre. Wir versuchten, den Bauern einzuschwatzen, ein Türli machen zu lassen, wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darstellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänse gestohlen worden. Da ordneten wir einen von uns ab, der ihr vorzustellen hatte, dieser Diebstahl wäre nicht geschehen, wenn ein Türli gewesen wäre, ein solches würden die Diebe scheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeordneten ein Stück Brot, und die Sache kam vor den Gemeinderat, doch umsonst; die Mehrzahl meinte, Diebe würden durch ein Türli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beschlossen wir, eins auf unsere Kosten errichten zu lassen; wir lasen den Platz aus und bestellten einen Zimmermann, um es aufzurichten. Dieser glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwischen konnte, ordentlich durch. So mußten wir unser Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren lassen; dessen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköstigen, denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brot und Käse, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel(=kand), Süßholzsaft, Bärendreck (Lakritzen) und

solche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil sie mit ihnen Tauschhandel führte. Den Bettlern kaufte sie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was sie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Ware, was sie ihren Männern verflökt (heimlich entwendet) hatten. Die Leute wollen reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Versuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verschafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirschbäumen an der Straße überflüssiges Obst. Wir kannten in jedem Hause an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jedem aß, ungefähr wie lange, kannten das Geräusch der Türe usw.; nach diesem allem richteten wir uns und kamen meist ungestraft davon. Wenn man uns schon von einem andern Haus aus sah, so hatten wir doch nichts zu besorgen; sobald es nicht über die eigene Sache ausging, rührte sich kein Bauer vom Essen, sondern sah recht trostlich zu, wie wir seinem Nachbar und dessen Kirschen zusprachen. Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hause ab und erntete allemal Lob und Preis; und wenn ich schon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Trost auf bessere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenossen aus und meinten, ich solle einen Mutech (Geheimvorrat) machen, wie sie auch täten; sie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. Sobald sie dieses merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe (treiben), oder mit andern Worten, spielen, entweder stöckeln (mit einem Stein nach einem Stock werfen) oder Kreuz und Bär machen (ein Spiel mit Münzen); einmal brachte einer sogar ein altes Spiel mit, und wir spielten nach seiner Anweisung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an sie, mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß, ich ließ es also bleiben. Nur hie und da behielt ich einiges zu einem Messer oder etwas anderm, um damit zu händelen (handeln, tauschen); denn wenn wir einen andern Buben

zwischen uns bekommen konnten, so suchten wir ihn zum Händelen zu bringen, entweder sollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, so wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigstens ausgeschimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Hafer heimbrachte, ging den Alten ein neues Licht auf, sie lobten mich gar sehr, und auch die Hühner liefen mir das nächstemal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar lustig, und es mußte nicht zu machen sein, oder ich brachte ihnen Hafer mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind, und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirtshaus oder im Stalle, während niemand darin war; als ich deswegen traurig heimkam, sagten mir die Alten: „Aber Miaßli, bis doch nicht so dumm, d's Korn ist ja ryf und bald d'r Hafer o, wed (wenn du) übers Feld geist (gehst), so streif ume (nur) ab, es merkts niemer (niemand), und wed d'Bure afa (anfangen) dröschе, u wenn sie z'Imiß (Imbiß, zweites Frühstück) esse, su sy (sind) g'schwind es paar Hampfele (ein paar Handvoll) aus em Tenn (aus der Tenne) g'no (genommen)." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und brachte fast alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hause, so daß ich einen ziemlichen Vorrat sammelte für den Winter und wir auch mehr Eiertätsch zu essen hatten als in keinem Herrenhause.

---

10. Kapitel. **Die christlichen Zigeuner.**

Ich erlangte die volle Gunst der Alten, ihr ganzes Zutrauen, sie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was sie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Krätten (kleinen hohen Körben) und Körben war nur Nebensache und Vorwand, um in die Häuser zu kommen. Dort machten sie sich in weiter Runde umher mit allen Verhältnissen, allen Schwächen, allen Leidenschaften der Menschen

bekannt und beuteten diese aus. Sie kannten alle eifersüchtigen Weiber, alle heiratslustigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfnis zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, Mädchenliebschaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüsternen Knaben, alle geistlichen (frommen), alle abergläubischen Leute, alle Freundschaften und Feindschaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meisterleuten unzufrieden waren und andere Plätze suchten, alle Kühe und Pferde im Revier; diese Kenntnis war ihnen die unerschöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Bestellungen hin und her, halfen verflöken (Sachen beiseite bringen) und Sachen einschwärzen, rühmten und schimpften, kurierten, sagten wahr; nebenbei ließen sie alles mitlaufen, was sich ihnen schickte, oder merkten sich Dinge, um bei der Nacht sie abzuholen, doch dieses letztere nur mit der größten Behutsamkeit, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu setzen, denn das Stehlen trug ihnen weit weniger ab als das Reden. Um dieses recht anschaulich zu machen, will ich einige ihrer Tagwerke, wie sie sie selbst erzählten, anführen.

Wer abends zuerst heimkam, besorgte die häuslichen Geschäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, machte einen Eiertätsch oder Eierbrot, wenn Sachen dazu da waren, und wartete dann, bis das Zweite nach Hause kam. Diese warteten dem Dritten nicht lange, sondern ließen sich wohl sein, denn gar oft kam eins gar nicht nach Hause; am Zuletztkommenden war aber immer der erste Bericht. „La g'seh (laß sehen) Alte, warum chunst (kommst) hüt so spat?“ hieß es eines Abends, als der Mann erst nach eingebrochener Nacht erschien. Der pressierte sich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli (Tasse) und ein tüchtig Stück zu essen, und erst dann fing er alsgemach, von beständigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an. „Heute habe ich einen mühseligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald ging, nachdenkend, wo ich einkehren

sollte, traf ich den R.... an, dessen Lehenleute (Mietsleute) dieses Jahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehenmann nicht alles mit ihm g'meinen (gemein haben) wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich tat nötlich (dringend), sprach von vielen Bestellungen, da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und seines Alt-Lehenmanns Frau sagen wolle, er komme nächsten Markt nach S., und sie wollten sich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man sich gar nicht zu scheuchen (scheuen) und könnte apart sein. Unterwegs gesellte sich eine Zeitlang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der seine Kinder vor Hunger fast verrebeln (verrecken) läßt, und erzählte mir ein langes und breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weise; töten wolle er ihn nun nicht selbst, aber wenn er machen könnte, daß er sonst abweg (fort) käme, so sollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und versprach endlich Rustig (Zaubermittel) zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müsse mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir sie recht gerne, lieber als einem, der ihm sein krankes Kind gesund gemacht hätte. Ich brachte zuerst dem Weibe meine Botschaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hause kochte. Es wurde ganz rot, weil es nicht recht traute; als es aber sah, daß es ernst war, versprach es zu kommen, hieß mich aber schnell fortgehen und steckte mir ein halbes Brot zu, das gut für die Geiß ist, denn wir essen es doch nicht, es ist alt und schwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und sagten: „Gällit (gelt) ihr Ketzere, ihr said äißter (stets) froh über eus (uns), warum göht ihr nit zu eue Pfarrherre? Aber gällit, die cheu äißter nüt als Wyber näh (nehmen), es gait aber nit lang meh, so said d'r wieder alle katholisch." *) Darauf

*) Solothurner Dialekt.

gaben sie mir zwei kleine Fläschchen, deren Inhalt solle man auf zwei Reisigbündeln verbrennen, da werde ein Gestank entstehen, als ob ihn der Teufel selbst hinterlassen hätte, und der Gehaßte werde seinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und sterben. Mit allem Respekt nahm ich die zwei Fläschchen; zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; sie behielten sich noch eine schöne Ankenballe (Butterballen) vor, sonst könne der Wagner sich selbst in acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl, stinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck, die zwei Franken werden sie vertun und uns auslachen; aber ich kann so gut lachen als sie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findest du in meinem Säcklein weißes Brot, ein Stück Käse und noch eine Flasche Bätziwasser (Obstbranntwein), welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekostet, und hier, Alte, hast du den Resten Geld, der ist für morgen gut, aber jetzt erzähle auch."

„Du alts Kalb, wirst du de (denn) nie witzig (klug)?" schnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den lezen (falschen) Hals kam. „Was ha n'ih de g'fehlt, daß du aber (wieder) z'brülle hesch? Daß de ne Löhl (Pinsel) bisch, de Kapuzinere gah 2 Franken z'gä (den Kapuzinern gehen zwei Franken zu geben), hättisch em (dem) Wagner ja öppis vo dir us (etwas von dir aus) bringe könne, er hätt viel g'wüßt, woher es käm." „Ja das ist mir nit z'Sinn cho (kommen)," sagte der Alte, in den Haaren kratzend. „Hesch de nit g'wüßt, wie's d'r Schache-Hans d'm Büzi-Bur macht?" „Ne." „Du weißt, wie er ein Abergläubischer ist, immer glaubt, es sei ihm alles verhext, und für selligs Narrewerk jährlich vielleicht tusig Pfund braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuspringen wissen. Der eine hat ihm im vergangenen Winter, als es am kältesten war und sein ganzes Haus verhexet sein sollte, angegeben, er müsse um Mitternacht splitternackt auf seine Hausfirst herauf und dort einen

Schuß in die Luft loslassen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben, wie das ihm geholfen, aber verflümeret (verflucht) kalt sei es gewesen, vergißt er selten hinzuzusetzen. Der andere gab ihm Zeug für seine Fülli (Füllen); nach acht Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Fülli ganz geholfen sei, aber nun habe es seine Frau auch akkurat so, er solle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben; es werde ihr wohl auch eben so gut zuschlagen. Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen, dann müssen die Kapuziner ans Brett. Er geht nicht selbst zu ihnen, sondern zu Schachen-Hans, der gibt ihm, was er will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er sei expreß seinetwegen bei ihnen gewesen. Das glaubt der Löhl (Pinsel) und brachte letzthin dem Hans ein schön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans ist nicht ein Narr wie du, es hat ihm eine schöne Kutte (Rock) gegeben, er hat sie vor acht Tagen, wo er hat Götti (Pate) sein müssen, angehabt, und sie ist ihm wohl angestanden. Wenn ich ein Löhl gewesen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier schöne neue Fünfbätzler im Sack."

Sie sei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weibli A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihr ins Stübli gerufen und geklagt, ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, sie sei ihm nicht mehr gut genug, sie habe das schon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hause gekommen, ihn tüchtig ausgeschimpft; aber er habe sich nicht gebessert, im Gegenteil, er sei nur mehr fortgegangen und später heimgekommen. Doch das sei noch alles nichts gewesen, aber jetzt sei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wisse, wie anläßig (buhlerisch) sie sei, und daß sie etwas in ihrem Schnupf(=tabak) habe, womit sie es allen Menschen antun könne; mit dieser Frau habe nun ihr Mann gestern auch geredet und gar freundlich, wie sie es wohl abgegugget (beobachtet), und da brach ihr nun fast das Herz über diese Mistmore (Dr . .-schwein) und ihren Mann. „Ich tröstete sie nun gründlich,

indem ich ihr ein Mittel versprach, welches alle Mannen, denen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müsse nämlich Nachtmahlbrot nehmen, das eingesegnet worden sei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von diesem Brot im Kaffee esse, so könne er mit keiner andern mehr was zu tun haben. Des Pfarrers Köchin von S. sei meine beste Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe sie mir gewiß einige Stängelchen, von diesen solle sie unter einem schicklichen Vorwand dem Manne einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen sein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird, ich bin kein so dummer Hung wie du; das Brot, welches du gebracht hast, tut den Dienst auch. Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hause die Sohnsfrau, klagte, wie man so wüst gegen sie sei. Obschon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts Apartiges, seit acht Tagen habe sie keinen Wein gesehen. Sie gab mir einen Kloben Rysten (gehechelter Hanf) und ein seidenes Halstuch, dafür solle ich ihr ein Maß roten Wein bringen, den Überschuß für mich behalten.

Den ganzen Morgen schaffete ich nichts mehr, als ich aber gegen L. kam, war Stockbure Trini im Bohneplätz (an den Bohnenbeeten) und winkte mir. Wir stunden in die Bohnen hinein, und da fing sie an zu weinen und sagte, sie glaube schwanger zu sein, es sei ihr so und so, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es bestätigen mußte, so klagte sie, der Vater sei's Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute versprochen und bei allem Hohen beteuert, er lasse sie nicht stecken. Nun sei er aber schon zwei Monate nicht mehr gekommen, sie habe Nachricht, er gehe zu einer andern. Den Eltern dürfe sie es nicht sagen, die hätten ihr den Burschen immer gewehrt und vorausgesagt, er mache es ihr so. Ich solle doch zu ihm hingehen, bat sie, und ihn dort und dorthin bestellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müsse sie allweg mit ihm, es drücke

ihr sonst das Herz ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, sondern nur gute Belohnung versprach, so ging ich doch hin, sie erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäurin auf dem Hoger (Höcker, Ortsname) vorbei, die so lästerlich trinkt. Diese gab mir eine große Flasche, welche ich ihr solle füllen lassen und dann zu der Eiche stellen im Haselhag (Haselzaun); denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim sein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, so prügle er entweder sie oder mich, welche ihm zuerst in die Hände komme. Für meine Mühe gab sie mir sechs Kreuzer, einen Schluck aus der Flasche nahm ich ungeheißen. Den Müllerssohn fand ich im Mühlistübli allein. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen, allein ich erschrecke nicht vor jedem Müller. Ich sagte ihm, ich wolle es seinem Alten sagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und sprach von Erbschaften, die sie machen würde, und wie sie die töllsti Müllere (tüchtigste Müllerin) würde, früh und spät sei und Schweine mästen könne, trotz einer Luzerner Säumutter. *) Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb sei, und wenn er nicht schon eine andere Kochete über (Gericht über dem Feuer) habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er seither gegangen war. Dieses Mädchen fing ich an auszuführen (schlecht zu machen) und wußte noch von manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie sie an der letzten Musterung mit einem Offizier auf dem Läubli (Veranda) angetroffen worden sei. Das wirkte. Er versprach, wieder zu Trini zu gehen, gleich diese Nacht, und gab mir dieses Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine halbe Roten und hier noch eine Magenwurst, und wenn du nicht so müd' wärest, so wüßte ich noch im Wald ein schönes Stück Holz, aber du kannst das die andere Nacht holen, sie werden es morgen nicht fortführen."

*) Die Luzerner lieferten hauptsächlich die Schweine auf die Berner Märkte.

Bei der Halbi Roten erzählte ich noch meine Geschichte. Dann schliefen wir alle drei herrlich im schlechten Bett und auf dem Laubsack unter den Hudeln (Lumpen).

Ein andermal erzählte die Alte, sie sei nicht weit gewesen, da sei ihr der Strubpeter begegnet uf sym Bigger (kleines unansehnliches Pferd) wie ne Schnyder, hätte angehalten und ihr gesagt: „Du weißt, Babeli, daß die Leute mich ins Geschrei bringen mit dere obem Kreuzweg, daß meine Frau schrecklich schalus (eifersüchtig) ist und ich dessetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und sage ihr, wie sie im Geschrei sei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willst, und wie alle Leute davon sagen; da wird sie dann grüslich (greulich) mache, denn die tut wüst, wenn sie abkömmt (loskommt wie die Kuh von ihrem Stand); und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will sie fragen, was sie habe, und wenn sie es mir sagt, so will ich antworten: ‚Siehst du jetzt, was die Leute können (zustande bringen); wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubst du, wie führe ich mit dir aus? Aber nein, Fraueli, ich weiß, was die Leute können, aber denke du auch daran und quäle mich nicht mehr so.‘ So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben.“ Ich ging zu der Frau, sie schnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus sahen so straub (unordentlich) aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters sagt. Aber ich fing an, ihre Meyen (Blumen) zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis sie mir immer mehr zuhörte; dann fing ich an so nach und nach über die Welt zu seufzen, wie sie immer schlechter werde, und es albez (früher) nit so gange, wie keinem Menschen mehr zu trauen sei, auch dem besten Freund nicht, die Leute ließen niemand mehr rühyig (ruhig). Wenn ich auf dieser Saite spiele, sind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht danach tanzen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geschichte, die ich nicht erzählen will, sagte ich: ‚Wenn ich dir aber erst sagen wollte, was die Leute über dich sagen, da erst wüßtest

du, wie schlecht sie sind, aber das sage ich dir nicht.' Natürlich wollte sie es wissen, sie mußte mir zuerst versprechen, nicht höhn (böse) zu werden und es niemanden zu sagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr sehen sollen, wie das Weib zu heulen und zu wüten anfing: ihr Lebtag, seit sie verheuratet sei, habe sie mit keinem zu tun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr so! Als sie am besten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Versprechen der Frau, nun keinem Menschen mehr zu glauben, was man über ihren Mann sage, und der Mann mußte das gleiche versprechen — er tat es nicht ungern. — Von da kam ich in ein Haus, wo eine schöne Tochter ist, die gerne einen reichen Mann hätte und an allen Märiten (Märkten) im höchsten Staat aufzieht, mit guldige Gufe (Stecknadeln), silbrige Hafte (Schnallen) fast wie eine Hand so groß, Ringen an den halbgewaschenen Fingern und Kruselhaar an der Stirn, das sie eine halbe Nacht drehen muß, damit es kruslet (kraus) werde, und zweien Naselümpe (Taschentücher), einen für die Hand und einen für die Nase, und einer gelben seidenen Scheube (Schürze), die rauschet und glitzeret, daß man sie eine halbe Stunde weit merkt, und seidene Halstüchli und siebe Mänteli übereinander ufg'hogeret (aufgetürmt) bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch (Narrenwerk) d's ringsetum (ringsum) und obe und unte. Am letzten B. Märit stund alles still, wenn sie o vorbei gnepfte (affektiert vorbeiging) und rauschte. Am Mittag war ich unter der Türe und sah sie essen, da tat sie so zimperlich, sie büschelte (spitzte) das Maul, daß es war wie ein Spatzenschnabel, und redete so leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutsch oder weltsch; nachher beim Tanzen schüttelte sie den Kopf wie ein Kutschenroß im Winter, wenn es Schellen anhat, und tat ganz herrschelig (herren- oder damenmäßig). Ihr hättet hören sollen, wie die Buben sie ausgelacht und verspottet, und einer sagte: ,E settige Narr paßt gerade auf einen Bauernhof, wie ein Gugger (Haus-

hahn) auf ein Nest voll Eier zum Brüten.‘ Soviel ich weiß, ist keiner mit ihr heimgegangen, einer oder zwei wollten mit ihr, aber keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf reichere oder vornehmere, aber umsonst. Um Mitternacht mußte sie endlich bloß mit der Jungfer und einer langen Nase heim. Nun sagte ich ihr nicht, was ich gehört und gesehen, sondern gerade das Gegenteil, wie alle Leute auf sie gesehen und gesagt hätten, das sei die Schönste auf dem ganzen Märit (Markt) und geb die töllste (tüchtigste) Bäurin; und wie die Herre gesagt, sie sei viel zu schön für einen Bauern, und wie alles gefraget, wie sie heiße und wo sie wohne, ob seither noch niemand gekommen sei, nicht etwa der und der? D's Bure Sohn im Katzelöchli habe besonders nach ihr gefraget und auf sie g'luegt (geschaut). Sie hörte das so andächtig, und wenn ich schon dreimal das gleiche sagte, sie hörte es allemal lieber, aber ich habe mich nicht länger wollen säumen und pressierte fort. Da gab sie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu sagen, so von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, sie werde den nächsten Sonntag in dem und dem Bade sein, wo man tanze. Geld gab sie mir nicht, sie hat nie viel, weil sie zuviel braucht, aber ein Rüppstücki (Rippenstück) hat sie mir ins Säckli getan. Ich will es auch ausrichten, er geht sicher hin, um sie so recht für ne Narr z'ha (zum Narren zu haben).

Auf dem Heimwege kehrte ich noch bei der geistlichen (frommen) Frau ein, unten am Stein, wo in alli Versammlige lauft und in allen Kinderlehren seufzet und pläret (weint); sie hatte auch wieder pläret; aber nicht wegen geistlichen Sachen. Ihr Hans sollte Eysi (Elise) heuraten, dem ihr Mann Vogt ist, das fünftausend Pfund verfallenes (verfügbares) Gut hat und noch erben kann, wenn einist seine Mutter tot ist. Hans ging eine Zeitlang zu Eysi, jetzt geht er zu Bändelstüdis (Stüdi = Christine) Tochter, ein braves Meitschi, halt o nit

rych, aber doch auch nicht ganz blutt (bloß, arm); und Eysi hat auch einen andern, der ihr besser gefällt, als Hans, der nicht e Lüftige (Leichtsinniger) ist und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grausamen Verdruß. Mit dem Geld hätten sie die Schulden zahlen können, welche sie noch auf dem Hof haben, dann hätten sie es können gut haben und desto besser den Versammlige nachlaufen. Sie schimpfte gar jämmerlich über Bändelstüdis Tochter und fragte mich, ob ich nicht auch viel Schlechtes über sie gehört? Als ich es verneinte, sagte sie mir, sie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche sie bestimmt selbst ersinnet. Aber sie möge sagen, was sie wolle, fuhr sie fort, der Sohn glaube ihr nicht, sie habe schon manchmal darüber vor Gott geseufzt und geklagt. Ich solle daher jetzt zu Hansen gehen, er verleg (schichte auf) den Mist, und ihm alles sagen, und ihm sagen, es redeten das, was man ihm gesagt habe, all Lüt, d'Kilchelüt und d'Märitlüt (Kirchengänger und Marktleute); und von da solle ich zu Eysi gehen und dieser sagen, wie ihr neuer Liebhaber einer sei, wie er spiele und saufe und Schulden habe und die Leut auf ihr Geld vertröste und sich rühme, er chönn (könne) mit Eysi mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüssel zum Gelde, er sei der wüstisch Hund gegen sie, wo nur sein könne, er habe ihr gesagt, es sei geistlicher Zinse zu geben, als den verloffene Lumpenhunde alles azhäyche (anzuhängen); aber sie wollte zu Gott beten, daß er mir ein so gutes Werk vergelten möge. Aber auf diesen Lohn hin ging ich nicht zu Hans und nicht zu Eysi. Wenn unserein auch nicht geistlich ist, so ist er doch auch kein Heid nicht und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin bestehen können, daß ich auf diesem Gang die Beine gebrochen? Und diese brauche ich zuviel. Die Menschen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit dem da oben probiere ich es nicht gerne."

Der Mann hatte anderes zu berichten. „Lange war ich

nicht," sagte er, „bei den vornehmen Leuten da äne (jenseits), wo der Himmel ist für alle Bettler. Das sind Leute, die sind nicht Vogel nicht Fisch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm, aber nicht halb gescheit, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geistlich, halb weltlich, so hochmütig im Herzen und so demütig in der Stimme. Ich war lang nicht dort, das letztemal ward ich böse. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer (Schmarotzer) mit der roten Nase, der unter seinem geistlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu seufzen und für sich zu fressen; dem erwiesen sie alle Ehre und sprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende derselben usw. Es machte mir Langeweile, ich fing an vom Heiraten zu reden, da putzte mir der Sohn ab (schalt mich), man müsse nicht immer so an weltliche Dinge denken; und doch ist er der erste, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind sei und wieviel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob sie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er sinnet tagelang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geistlichkeit (Frömmigkeit). Das machte mich böse, und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und sagte, ich solle doch recht (ja) nit zürne und bald wiederkommen; aber ich habe es ihnen gereiset (gezeigt), sie haben mir zweimal müssen sagen lassen, warum ich nicht komme? Sie sterben fast vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch längi Zyt, da buchstabiere sie halbe Tage in alte Zytige (Zeitungen) und denke all Augeblick, ob d'Mutter ihnen nicht bald etwas zu essen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen wolle, mit dem sie reden könnten. Sie führen eine Lebtig (Lebensweise), daß ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauschen möchte. Sie bilden sich ein, auf der ganzen Welt habe es niemand wie sie, und doch ist es ihnen unter den Menschen nie wohl, sie leben immer in tausend Ängsten, sich

zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächsten acht Tagen nicht wiederkömmt, so kratzen sie sich fast die Ohren ab, um zu ergründen, wie sie sich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

Heute nun ging ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirtshaus an der neuen Straße. Es hatte mir einer ein schön Trinkgeld versprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirt hat zwar einen guten und ist mit ihm zufrieden, aber es ist nichts Leichteres als einen Meister und einen Knecht voneinander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu sagen: „Hans oder Benz, es isch ke settige (solcher) wie du, du verdientest e größere Lohn, e bessere Platz; aber es düecht (dünkt) mih, dy Meister wüß nit, was er a dr heig (hat)," so wird er prüßisch (befehlshaberisch) und ufbegehrisch. Wenn man dann dem Meister sagt: „Es düecht mih, dy Knecht syg nümme (nimmer, nicht mehr), was er g'sy ist; aber so geits, we eine z'lang ame Ort isch, es wird ihm nume (nur) z'wohl, und er wott (will) alles Meister sy; e wenig angers Brot esse, schadti dem o nüt," so ist die Sache richtig. Der Meister wird nichts sagen als, es sy all e so, sisch kene besser als d'r anger (andere); aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßisch wird, so wird der Meister pukt (barsch); und es geht nicht lang, so kommt der Meister und fragt, ob ich ihm keinen andern wisse, der sei ihm erleidet, und dann auch der Knecht, ich solle ihm Platz suchen, der Meister müß erfahre, was für einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich dort Vorarbeit bei Wirt und Knecht; an beiden Orten hat es eingeschlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unserem Bach nach ging ich weiter hinauf bei Plauderfridis Haus vorbei und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hatte man eben z'Morge gesse, als es bald Mittag läutete, und tat gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, sondern ein anderes braunes schmutziges Wasser,

das aber süß war und mir gar wohl machte; sie sagten ihm Gaggeladig (Schokolade).

Nachher führte mich der Sohn in den Stock (Nebenhaus) und klagte mir, er sei krank und habe grausame G'süchti (Gliedersucht, rheumatische Schmerzen). Es sei sein Pläsier gewesen, in der Ernte dem Garbenwagen nachzugehen und sich allemal, wenn er stille gehalten, in dessen Schatten zu setzen, das habe ihm gar wohlgefallen; allein ob dem habe er sich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrscheinlich erkältet und jetzt gar grausam Rückenweh. Ich versprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieses solle er unter Ausrufung der drei höchsten Namen ihrem schönsten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte lassen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, dreimal das Unservater beten, und nach jedem Unservater ein Glas warmen roten Wein trinken, dann werde es sicher schon bessern. Nachdem ich so seinen Leib getröstet, klagte er mir sein Seelenleiden. Er hätte fast gar geheiratet, eine einzige Tochter, und in den nächsten Sonntagen hätte er wollen verkünden lassen; da hätte er vernommen, sie hätte noch einen Bruder erhalten und sei jetzt nicht mehr halb so reich; so wäre er fast unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher sich hätte verkünden lassen, nun sei es glücklicherweise noch Zeit gewesen, sich von der Tochter, die nun nicht mehr b'sunderbar reich gewesen, wegzumachen. Sein guter Freund habe ihm letzthin die reichsten und schönsten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirtshaus entboten; sie seien alle gekommen, acht an Zahl. Es seien schöne Meitschi (Mädchen) gewesen, aber reich genug seien sie ihm doch nicht; keins hätte verfallene (verfügbare) Mittel, von keinem wisse man bestimmt, wieviel es bekomme; bei den einen wären mehrere Geschwister, bei den andern trinke der Vater, und der Vater eines andern sei Witwer, und man könne nicht wissen, was den noch ankomme. Er habe ihnen gar schön aufwarten lassen, und sie hätten sich

gar lustig gemacht; er sei geng (immer) z'ringsetum (rings-um) hinter ihre Seßle durchgegangen und habe einer jeden ein Kompliment gemacht und ihre Sache gerühmt und nach den Eltern gefragt; wo es dunkelt habe, seien sie fortgegangen; er habe drei Taler zahlen können, und das habe ihn auch ge-reut, da er doch keine möge von denen.

Jetzt sei letzthin eine Frau gekommen und habe ihm eine angegeben, da weit inne (drinnen), es solle eine gar Hübsche und Reiche sein. Es sei ihm aber erleidet (verleidet), im ganze Land ume z'fahre (umherzufahren), er sei schon im Oberland und im Aargau gewesen, im Seeland *) und am Berg **) äne (jenseits), und das koste Geld, und in ein Wirtshaus hätte er sie nicht mögen kommen lassen, es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Ürti (Zeche), die er wieder bezahlen müßte; da hätte er sie heißen zu ihnen hinaufkommen, vielleicht komme sie gerade diesen Nachmittag. Es machte mich böse, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuschen wollte, und ich redete dem Meitschi z'böst (zum bösen), wie ich nur konnte, auch noch während dem Essen. Und gerade als wir fertig waren, siehe da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau und Backe, so rot und glatt gerieben, wie ein Karfunkelstein, und hatte einen Zuckerstock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Kram, die es gleich auspackte, als man es hieß herein-kommen. Man war verblüfft, und niemand redete viel mit ihm, auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin sonst jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihm nur die Kühe und die Chaise, und es merkte gleich, daß es nicht wert (angenehm) gekommen sei, und hat fast pläret (geheult). Am Ende dauerte es mich doch, aber ich lasse mir mein Hand-werk nicht verpfuschen. Ich glaube, dere sei das Nachlaufe für einist (einstweilen) verleidet, und sie werde die ersten Tage

---

*) Am Bieler- und Murtensee.

**) Jura.

nicht mehr auf G'schaui (Brautschau) gah; aber ganz geheilet ist sie doch nicht, sie müßte kein Meitschi sein. Es steckt einem wie dem andern das Heiraten im Kopf und alle gehen auf einen Mann aus; die einen stellen es etwas feiner an als die andern, und können's besser verbergen; aber das sind nicht allemal die Reichsten und die Vornehmsten, gerade die tun manchmal am nötlichsten (dringlichsten), daß man sich fast für sie schämen möchte, und gehen einem jeden, wohin er sie bestellt, wenn sie ihn schon nicht begehren und einen andern im Aug haben. Aber es gibt alleweile vergebe (umsonst) z'esse und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das ist mir es Volk!

Nachdem die G'schauere (auf Brautschau Gekommene) fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn sollt ich eine recht Reiche suchen, wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen, und von der ich glaube, sie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchstens zwei; den Alten sollte ich mich nach einigen Kühen umsehen und einige Fläschchen Schmöckwasser bringen. Voll gegessen, ein Trinkgeld im Sack und mit Ermahnungen, nicht mehr so lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig (Witwer) im Guggersnest den Auftrag, seiner Magd einen Mann zu suchen, sie vermöge zweihundert Kronen, aber es pressiere."

Nun liefen aber auch viele Tage ab, wo es nicht so wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Essen, einige Stücke Brot und seine Kundschaft sich erhielt. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, so wußte man, daß eine Tochter darin schwanger sei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelassen werden. Den Leuten aber sagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf diesem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo sie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unserer Küche auch wohltaten, nämlich Leute, um sich wahrsagen zu lassen. Die

Alte kannte alle Verhältnisse, so wußte sie gleich, was man eigentlich wissen wollte, daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob sie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen sie ihre Augen schon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren, zu vernehmen, was sie zuerst kriegen würden, ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrsagen leicht; sie hatte dabei großen Ruhm und guten Verdienst, doch klagte sie, es nehme bedeutend ab, — soll jedoch wieder sehr gebessert haben seither.

Dann kamen, wenn sie einen lustigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirtshäusern übernachten, sondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumstreicher, welche die Polizei fürchten mußten; sie brachten allerhand gute Sachen mit, und dann ließ man es sich recht wohl sein. Auch sie erzählten ihre Streiche, schimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Mensch sicher sei. Die Landjäger, sagten sie, hätten den Teufel im Leibe, man sollte immer ein Unservater beten, wenn man einen von weitem sehe, es sei ihnen nur um den Lohn zu tun, wenn man ihnen etwas stecken wollte, so wäre man schon sicherer. Aber da wollte man wohl Narren sein! Es seien die meisten Landvögte gar gute Leute; wenn man recht nötlich (armselig) tun könne, so ließen sie einen nicht nur wieder gehen, sondern sie schenkten einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl gar noch einen Schnauz (Schnurrbart), besonders wenn er den Herrn an seinem Schläfchen oder in seinem Spielchen gestört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht lustig war, lag das eine oder das andere im Bett und stellte sich krank. Das Gesunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müssen, streute unter dem Jammer allerlei interessante Nachrichten aus, um die Herzen zu gewinnen, und

schlug auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal sogar eine Extrasteuer. Im ersten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über seine Armut, sein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich d'r Gottswille, weil ich seiner Frau weitläufig verwandt sei usw. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

---

11. Kapitel. **Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.**

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meister durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede gestellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajestät gab ich ihm trotzigen Bescheid, ich sei jetzt nicht mehr sein Kindemeitschi (Kindermädchen), mich prügle niemand mehr alle Tage, das übrige ginge ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirtshause still, erkundigte sich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirt, dem ich schon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beste Lob gegeben, der Meister das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf stattfindenden Bettlergemeinde einzustellen und alle meine Sachen mitzubringen habe. In der Gemeinde hatte man sich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, niemand den Bauer, der mich haben sollte, nach mir gefragt, dieser war auch nicht g'wundrig (neugierig) gewesen über mein Schicksal. Die Gemeinde glaubte ihre Pflicht getan zu haben, wenn sie das versprochene Kostgeld richtig bezahlte; der Bauer, wenn er es annähme und darauf tue (zuschieße) oder das Überschießende in Sacke stecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemanden war ich zur Aufsicht empfohlen, nachzusehen, daß

ich als ein Christenkind christlich erzogen werde. Als ich später darüber klagte, sagte mir einer, der ein böses Maul hatte, das sei eben das beste Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme sei, indem sie auf Gott vertraut und ihm mich überlassen, im Glauben, es sei genug, wenn er zu mir sehe. Ja, ja, wenn es mit diesem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm. Aber warum heißt es, daß Gott durch der Eltern oder Pflegeeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung schlecht ist, wird auch schlecht regiert, und wo schlecht regiert wird, geht viel zu Schanden, manches Kind. Ob aber diese schlechten Regierungen über die verwahrlosten Kinder nicht Rechenschaft geben müssen dem, der sie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott sieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meister einem schlechten Knecht sein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, so gibt kein Mensch den lieben Gott schuld, sondern den schlechten Meister. Wenn ein Bauer seine Kuh auf den Berg tut, so weiß er, auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Visite; aber wo ein armes Kind ist, weiß manche Gemeinde nicht, geschweige dann, daß sie ihm Visiten macht. Es soll zwar in der Gemeinde ein Reglement gewesen sein über solche Dinge, aber es ist an manchem Ort ein schönes Reglement, wenn es nur jemand handhabte, und nicht jedermann taub würde, wenn man etwas davon sagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir sehen sollen; wird mich fragen, warum ich nichts von ihr sage? Aber mein Gott, das ist eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Witwybern (Witwen) neun halbe oder ganze Narren werden und sturm an der Lebere (verrückt), bis sie wieder einen Mann haben, und daß sie dümmer tun, als junge Meitschi. An den jungen Witwen kann man es noch begreifen, man weiß, was sie wollen, aber da heißt es wohl, Alter schützt vor Torheit nicht, und die ältesten tun am narrochtigsten (när-

rischesten). Wer kennt nicht die alte reiche geizige Witwe, die, so lange ihr Mann lebte, nie ins Wirtshaus ging, nie ganze Milch (Vollmilch) brauchte, und die jetzt Abendsitz hat, jungen Buben Brönz (Branntwein) und Brot gibt, bis sie selbst keins mehr hat, jüngst noch gar ins Wirtshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis sie übereinander pürzelten (der gute Kerli behauptete, er habe zwei gute Beine); und einem andern jungen Lappi (Laffen) an der Hand hing und d'r tusig Gottswille anhielt, er solle doch nicht in die Fremde gehen, sie könne es nicht machen ohne ihn. Und das Fraueli, wer kennt das nicht, das schon lange Großmutter ist, fast nicht mehr hört, bei einem Witwer früher schon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin seine letzten zehn Kreuzer dem Geiger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge glustige (begehrliche) Witwe, hätte an mich denken sollen! Ich dachte an sie, und auch meine Alten. Die schickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas an Kleidern. Ich kam nicht wert (willkommen); sie war schon aufgezäumt (angeputzt), als ich ankam, und hatte wahrscheinlich eine Bestellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegessen und sie mich wieder schicken konnte, aber ohne Gabe, sie hatte es für sich selbst zu brauchen (mußte es für sich selbst brauchen). Bald darauf heiratete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder sie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß sie nun auch, nachdem ich den ersten Schmerz überwunden, daß sie mich nicht lieber gesehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, sie wieder zu besuchen.

Daß ich von meinen Alten fort sollte, zerriß mich fast. Sie hatten mich liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte es gut, wenn ich auch auf einem Laubsack schlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort bestimmte Rechte und bewegte

mich mit dem Selbstgefühl des Eigentümers die Straße auf und ab. Sicher reisete mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in seinen Landen, als ich meine Mistbänne (=karren) von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz (steilen Weg) auf der Leubank (Ruhebank) saß. Diesen Zustand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Person fast unbeschränkt verfügen konnte, sollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkür des Besitzers preisgeben lassen? Was meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gassenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank stellen oder fortlaufen, allein meine Alten waren kluge Leute, sie vermieden alles Aufsehen, alles, was Nachforschungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen tat, mich zu verlieren, predigten sie mir doch Gehorsam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzustellen. Dort putzte man mir vor allem tüchtig ab (schalt mich), stellte mir vor, welch Schlingel ich geworden sei usw. Mit trotzigem Wesen hörte ich das alles an, weinte nicht und sagte nichts, wollte auch nichts Besseres versprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben sollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl sagte mir, man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich sei ja nicht freiwillig dorthin gegangen und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich ich ein gesunder, starker Bursche war, so fanden sich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich sollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal guttäte, so gebe ich ein toller (tüchtiger) Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen stattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und versprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen solle; also wurde ich wieder köstlicher untergebracht, als es sonst meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür sagte man mir wüst, deswegen

wurde meine Rechnung um so größer. So übt man Gerechtigkeit.

---

12. Kapitel. **Wie es mir unter braven Leuten übel geht.**

Der Mann führte mich das Tal hinauf, an der Talwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg (Bergrücken) zu. Er fragte mich ernst, aber nicht böse, nach meinem frühern Leben, versprach mir gute Tage, wenn ich folgsam sei und arbeitsam; und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hause an und hieß den Schneider kommen, denn so verhudelt (verlumpt) wolle er niemand im Hause haben. Auf der Egg stunden zwei mächtige Bauernhäuser, umgeben von kleinern Gebäuden. Beide blank gewaschen, umgürtet mit sorgfältig geschichteten Scheiterbygen (Holzstücken), gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Weglein von großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut (Mangold) die Menge, auch einige Rosenstöcke und Pfingstnägeli(=nelken) waren; auf der Ladenwand, einer Bank und unter einem der obern Fenster stunden Meyenstöcke (Blumenstöcke), wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weitausreichenden Dache sprudelte der reiche Brunnen, und im reinlichen Troge warf das Wasser seine Bläschen, Bürgen seiner Güte. In den vielen Fenstern spiegelte sich golden die Abendsonne, und vor den Häusern saßen Weiber, Kraut rüstend, und Mannen, das Pfeiflein rauchend; auf der Terrasse spielten Kinder, und zum Brunnen gingen schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend, und wiehernde Rosse bäumten sich am Zügel. An dem ersten der Häuser schritten wir mit kaltem „Guten Abend!“ vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag. Beide hoch auf der Egg, überschauend die beiden Seiten des Berges und das an denselben in sanftem Abhang weithin sich dehnende Land,

überschauend das schöne Tal und über demselben die weißen Berge mit den roten Backen in der Abendröte, und auf der andern Seite hinaussehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügerischer Strom sich schlängelt, bis an den blauen Berg*) hin, hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer alles regieren wollen.**) Von dem zweiten Hause her sprangen Kinder uns entgegen, rufend: „Guten Abe, Großätti (Großvater), wo hest d'r Chram (Kram, die mitgebrachten Geschenke)?" Und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit großen Augen, bis wir am Hause waren. Dort saß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die schönen runden Arme, die im Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, übereinandergeschlagen, zwei große, schlanke Meitscheni (Mädchen) wie Milch und Blut neben ihr, beschäftigt, und wünschten guten Abend, und die Großmutter sagte: „Chum hock (setz dich) Ätti und zell ihs (erzähl uns), wies hüt gange isch, u was da für ne Bub hest, ih ha gmeint, du wellist kene meh?"

Aber aus der Haustür, hinter welcher die weite Küche sich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli, in welcher sechs lange und breite Speckseiten, Würste, Fleisch, Hamme freundlich saftig lächelten, klang eine helle klare Stimme: „D'r Großätti soll z'erst yche cho (hereinkommen), ih ha nihm (hab ihm) d's Kaffee dänne deckt (warm gestellt)!" und der Stimme nach guckte ein längliches schönes Gesicht mit heitern braunen Augen, es folgte eine schlanke Gestalt, wie alle andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Ätti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Buben nicht, son-

---

*) Jura.
**) Franzosen.

dern sagte: „Mareili, hest dem Bub nit o öppis (auch etwas) z'esse, er ist hungrig und het hüt noh nüt g'ha (nichts gehabt).“ „Wohl fryli, Großätti,“ sagte Mareili, „aber chum u nimm du afe (einstweilen).“ Und emsig schenkte sie ihm ein und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in sein Chacheli (Tasse), tat ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, sie mache es ihm zu süß, stellte das kernichte Brot aus der Tischdrucke (Tischlade) vor ihn und neben dasselbe gelben Emmentalerkäs mit den großen wässerigen Augen, wartete ihm dann ab, ging und kam immer zur rechten Zeit, daß Großvater auf nichts warten und nie selbst einschenken mußte. Und als er fertig war, rief sie: „Chum, Bub, und nimm o (auch)!“ Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Teil und zuweilen die Ermahnung: „Nimm bis gnue hesch (genug hast)!“ Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich gewesen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuse habe?

Es war ein großes Bauernwesen, das mich umfing, wie man keines außer der Schweiz und außer dem Kanton Bern selten eines sieht; ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zuging als auf manchem Edelsitz. Der Großvater und seine Frau waren ein schönes altes Paar, die Töchter schöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüstig, seine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und diese war die Seele des Hauses, und diese Seele wohnte in einem anmutigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben schien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Gesinde, und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Den Schneider löste der Schuhmacher ab, diesen der Sattler, nach diesem kam der herumziehende Schmied, der Korber (Korbmacher), und die Nähterin wurde fast nie fertig. Im Stalle wieherten wenigstens 6 Pferde, brüllten 8 bis 10 Kühe, und wenn der Küher (von der Alp) kam, ein halbes

Hundert und mehr. Das Gut war sehr groß, sein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten (Zinsbriefe) der Bauer nicht haben bestehen können oder hätte den Ruhm seines Hauses einbüßen müssen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall; Gespinst, Anken (Butter), Milch wurde nicht verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Türe, und jeder erhielt seine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feste, Sichleten (Erntefest), Fasnacht, kamen sie nicht einzeln, sondern in Scharen, Küchli (Krapfen) zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte, ob nicht das ganze Dorf ausgezogen sei, denn sie möge fragen, wen sie wolle, woher er komme, so heiße es immer von — bach, so antwortete ihr der Bettler, alle bis an den Pfarrer und den Statthalter, die kämen aber morgen, heute hätten sie noch die Schuhe plätzen (flicken) müssen. Mit einer eigenen Maschine wurde einen ganzen Tag lang geküchelt, mächtige Ankenhafen wurden leer, und fast unter den Händen schwand den Schwitzenden die Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner sich satt gegessen, bis jeder Tauner (Tagelöhner) noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, schwanden Berge der braunen duftenden Küchlein. Fast alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hausierer; alle Sonntage kamen, durch den Fleischgeruch gelockt, Arme und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen schickte man ins Haus; und selten eine Woche verging, daß nicht ein schlotternder Kindbettimann erschien, mit stammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeschlagen. Wenn dann das Neujahr kam, so brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Paten zu genügen. So war es gewesen in diesem Hause durch manches Geschlecht, und diesen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeister den Lohn zu verbessern, so konnte man nicht begreifen, warum er sich nicht mit dem begnügen könne, was schon Vater und Großvater ihm ge-

geben. Es war allemal eine Freude, wenn er hinaufkam, und wenigstens ein Brot trug er allemal heim, aber zur Erhöhung seines Lohnes hätte man im Hause nie gestimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es, man sei einem ohnehin alle Tage vor der Türe, und man müsse die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andre Bauer bereits gegeben oder unterschrieben hatte, sagte man nicht ab, denn von diesem wollte man sich nicht übertreffen lassen. Diese Nachbarschaft war der Wermut in den Becher ihres Glückes, es bestand eine Nebenbuhlerschaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie, man war einander sogar behilflich, und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere sein, und jede Frau die bessere Bäurin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht lustig zu sehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an irgend eine schwere Arbeit und da bystete (keuchte) und berzete (stöhnte), nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüstigere sei und nit so ne fule Hung (Hund); wie die andere, das zu Hause merkend, brummte, selbst fluchte über diesen Streich, sagend, sie sei nicht so ne Donners Narr, und wie sie dann einige Tage darauf etwas ähnliches machte, und an die andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler stund unten am Berge, verlegen, still, werweisend (hin und her überlegend), in welchem Hause er übernachten solle? Er fürchtete, die Übergangenen würden böse, nicht sowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den andern gegangen; so ging es manchem Hausierer und manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienstboten beiderseitig konnten sich in acht nehmen, daß sie nicht beieinander sich stellten oder gar mit den Meisterleuten redend gesehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches

Ereignis betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienst verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun sollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war stark genug dazu, wohlgewachsen und arbeitete mit Lust; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem Lob meiner Meisterleute. Sie hatten mich sogleich doppelt kleiden lassen, gaben mir gut zu essen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater sagte manchmal: „Stell dih recht, so gisch (gibst du) wieder e Bur.“ Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchstabieren konnte, und nun mußte ich, wenn es tunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das eine, bald das andere war mein Lehrmeister, am liebsten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonst hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrsamkeit. Je gelehrter, desto verkehrter, sagte man oft, wenn von Verbesserung der Schulen die Rede war; aber Lesen, das hielten sie doch für notwendig, und für eine Schande, einen so großen Buben im Hause zu haben, der es nicht konnte. Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun lesen lernen, zudem war gewöhnlich jemand da, der mich abhörte und verbesserte, das schützte mich vor Langeweile.

Sobald das Dreschen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derselben ging es nun freilich etwas anders zu als in der frühern; Apfelgeschichten gab es keine, aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeister war Gemeindschreiber, und fast alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In seiner Abwesenheit hielt sein dreizehnjähriger Bub Schule, der sich mehr einbildete als ein Königssohn und wie ein türkischer Sultan nach Willkür regieren wollte mit seiner langen Rute. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, sondern machten, was sie wollten, und weil er da nichts abbringen konnte, wandte er sich mit doppeltem Grimme an die Kleinen und tyrannisierte die, daß immer einige miteinander

heulten. Da ich auch unter ihnen saß und nur ein Bub war, so ließ (machte) er sich auch an mich, dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und dessen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte, ich sei ein böser hartnäckiger Bub, so ne herte (harter) syg ihm nit bald i d'Finger cho (gekommen), er chönn nüt mit mr mache, wenn er scho der Linger (das Lineal) ob mer zerschlöyh (zerschlage), ih plär (weine) nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künste, denen nur ein Genie gewachsen sei. Von den Mädchen wurde selten eins in dieselben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, so kamen sie an den Schreibtisch.

Sobald eins die Buchstaben kannte und machen konnte, so schrieben es ab aus der Kinderbibel; und wenn der Schulmeister es gar gut meinte, so diktierte er ihm aus einem kleinen von Fliegen punktierten Heftchen etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit, denn das erste- und zweitemal, wenn er etwas vorsagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann schrieb keiner mehr als einen Buchstaben auf einmal und steckte den Kopf auf die Tafel seiner Nachbarn, zu sehen, was die gemacht, und diese sahen wieder auf die der andern; ob diesem Kopfzusammenstecken hatte man wieder vergessen, was man eigentlich schreiben sollte, und mußte wieder sagen: „Schulmeister, lies noh einisch (einmal)!" War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, so wurde korrigiert. Entweder gab der Schulmeister ihnen das Büchlein in die Hände, um selbst zu korrigieren, oder sie mußten die Tafeln wechseln; der Schulmeister oder ein Knabe buchstabierte Wort für Wort vor, nach diesem Buchstabieren sollte jeder seine Fehler verbessern, und angenommen war, es geschehe also; denn es wurde nie nachgesehen, ob denn wirklich alles verbessert sei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: „Schrybit (schreibt) das Thema i eui (eurer)

Schrift!" und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch so. Der Schulmeister machte eine Rechnung vor, die Schüler machten sie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis sie das Nachahmen in Griff bekamen; das Zahlensystem kannte keins. Kein Kind wäre imstande gewesen, ohne zehnmal abzusetzen, ohne mit allen andern den Kopf zusammenzustecken, die kleinste Rechnung zu machen; und doch rechneten sie an den Examen Brüche und Heustöcke (Würfel) wie Schnupf(-tabak). Alle Winter mußte man von vornen anfangen, und wenn man am hintersten war, so wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach dem Austritt aus der Schule war das meiste ganz vergessen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechnen trage dem Bauer nichts ab, er vergesse es doch wieder, da ihm solche Dinge zu wenig zu Händen kämen. Und der Schulmeister bestätigte die Meinung mit großem Ernst und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es ist nicht unvorteilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und schreiben zu können, da fließt gar mancher Batzen, und mancher Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen, das waren für Ärmere verbotene Künste, besonders für Güterbuben; aber ich lernte doch lesen und kam noch vor Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich wenig begriff. Mir kam es gar nicht mehr in Sinn, daß die Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denken könne, sondern ich meinte, sie stünden nur da, um buchstabiert, gelesen oder ausgesprochen zu werden; daher wußte ich nie, was ich gelesen, und der Schulmeister fragte auch nicht danach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch und wußte doch von Jesu gar nichts, und nichts nahm mich wunder. Ungern ging ich nicht in die Schule, ich erwarb mir unter den Kameraden ein gewisses Ansehen, und die als Mistjunge erworbene Unerschrockenheit machte mich zum Anführer in vielen Streichen. Besonders hatte ich meine Lust an meinem z'Imißsäckli (Imbißtäschchen). Mareili

füllte es reichlich mit Milch, Brot und Äpfeln, ich wurde um dasselbe von Bauernkindern beneidet und konnte gar oft noch andern, ärmern, die kein Brot hatten, mitteilen; das tat mir gar wohl.

Aus diesem allem wird man schließen wollen, ich sei endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten haben, so daß ich nicht Ursache hätte, mit dem Verdingen oder Verteilen so unzufrieden zu sein. Wartet nur, ihr guten Leute, es wird schon anders kommen. Habt ihr denn schon vergessen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hause waren; wisset ihr nicht, daß viel Diensten viel Leiden den Meisterleuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bub nicht noch viel mehr leiden müssen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus sich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterschlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Figuren allen vom Minister und den Hofmarschällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles so schlechte Leute seien, wie sie den König und die Königin betrügen, jedes das andere auszubeißen suche, und sie einander von oben bis unten die erbärmlichsten Streiche spielen und der Schlaueste und Schlechteste gewöhnlich obenan komme, so sperrt die gute Bäurin Mund und Nase tenns-(tennen-) torweit auf, über den breiten Rücken läuft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und sie seufzt andächtig: „Gottlob! so ist's doch bei uns nicht, da sy mr doch ganz angeri Lüt (andere Leute)." Würde die gute Frau, statt die Nase aufzusperren, sie in ihr eigenes Hauswesen stecken, so würde sie mit noch größerem Erstaunen sehen, daß es in demselben akkurat gleich hergeht im kleinen, wie dort im großen, und daß da akkurat die gleichen Leute seien, nur mit dem Unterschied, daß sie dort Sterne auf der Brust und Diamanten auf den seidenen Kleidern haben, hier aber auf der Brust ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an

den Zwilchhosen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher sie leben, dann kennen sie jene und diese nicht, seufzen über jene und verbessern ihre eigene nicht, die nicht besser ist, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hause nicht; denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen nicht, sie sind blind geboren, den Star muß man ihnen stechen. Viele im Unrat Geborne merken ihn nicht, bis man ihnen die Nase darauf stößt und ihnen sagt: Das stinkt; dann sagt nur noch die Hälfte nach: Ja das stinkt; ein Viertel sagt: Ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: Du lügst, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Tagelöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, sondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar so verschieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienst auf unserm Hof war gut und gesucht, das Essen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung vernünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hause hinausgestoßen, sondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meisterleute war ernst und gesetzt, daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwiesen, und man war nie im Zweifel, welches Meister oder Knecht sei. Die Diensten wurden nie in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht, nie geschah es, daß die Glieder der Familie vor den Diensten haderten, geschweige daß sie vor den Diensten übereinander geklagt, sie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieses geschieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz diesem allem, trotz dem Respekt, den man den Meisterleuten äußerlich erwies, waren doch die sämtlichen Diensten eine Bande Verbündete gegen die Meisterleute, und dennoch wieder unter sich selbst in beständigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieses alles meist

so heimlich, daß die Meisterleute es selten oder nie merkten. Arbeiteten die Diensten alleine, so wurden vor allem die Meisterleute verhandelt (behandelt), die Schwächen eines jeden hervorgerupft, besonders mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald sollte es das Brot in der Suppe, bald den Schmutz (Schmalz) im Kraut gespart haben; unter der alten Frau habe man es viel besser gehabt, aber die dürfe nichts mehr sagen, Mareili gelte jetzt beim Alten mehr als die eigene Frau, sie flattiere ihm aber auch danach. Ein Herrenfressen für die ganze Dienerschaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwist unter der Familie bemerkte, da steckte man die Köpfe zusammen und fragte einander: „Hesch o g'hört, hesch o g'seh?" Wollte eins etwas mehr tun als gewöhnlich, besonders Fleiß anwenden zu einer Sache, so putzten ihm die andern ab (schalten ihn aus) und hielten ihm vor, es wolle sich nur wert machen auf Kosten der andern. Am meisten schimpften sie über die große Wohltätigkeit, weil sie wähnten, es gehe ihnen deswegen ab, und soviel Küchelschnitte die Bettler bekämen, soviel weniger erhielten sie. Daher aßen sie auch gewöhnlich an Fleischtagen auf den Geiz hin, daß ihnen fast die Bäuche zersprangen, und rühmten dann, sie heiges em Mareili g'reiset (hätten gezeigt), es heig nit d's donnersviel chönne i Kuchischaft (Küchenschrank) trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter (Burschen, die fenstern) sie hätten, und diese dann verhandelt; oder waren die Töchter mit bei der Arbeit, so wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten als andere. War man auch einig gegen die Meisterleute, so war man wieder um so uneiniger unter sich. Erst glaubte ein jedes, ihm werde zuviel aufgeladen, die andern hätten gut, es allein bös; jedem traute man zu, es suche den Meisterleuten sich besonders wert zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Ursache zu glauben, eins verrätsche (verklage) die andern, so hatte es Ursache genug

zum beten. Endlich waren noch alle liebesüchtig und eifersüchtig. Die Meisterleute hatten die Liebschaften unter den Diensten nicht gerne, um so geheimer trieb man sie, und da sie nicht spionierten, so blieb ihnen manches geheim, was sonst allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte seien für sie da, und wurden bitterböse, wenn sie weitergingen, die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter sich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging, und fast so die Knechte. Am meisten beneidet von allen war die Meisterjungfer (erste Magd), welche in der Küche helfen und, besonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die andern an der Sonne sein mußten, und die Brosamen aus dem Kuchischaft (Küchenschrank), die ihr zufielen; deswegen suchten sie wieder die Knechte, weil sie solche Brosamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufsparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen (Zipfel) Wurst oder einem alten Küchli (Krapfen) regalierte. Weil sie am Morgen am spätesten herauskam, so hatte man die beste Gelegenheit, sie auszumachen (verhöhnen). Da hieß es, Mareili werd' ihr wohl noh es Kacheli (Tasse) Kaffee gä, man nähm o noh eis, d'Erdöpfelbitzli (Kartoffelstückchen), wo sie hüt em Morge kochet heig, heige kühdreckelet (nach Kuhmist geschmeckt), daß es eim ganz erschüttet heig, me heigs vo witem g'schmöckt (gerochen), daß der Melcher (Kuhknecht) bi're gsy syg (gewesen sei). Alle diese Reden vernahm die Meisterjungfer wieder, denn eben um einen Zopfen Wurst oder ein altes Küchlein gab es immer Verräter. Am bösesten über sie war natürlich die andere Magd, welche nicht solche Herrlichkeiten zu verteilen hatte und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Sie kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchsten stieg, wohl zuweilen einen Schoppen oder eine Halbe Branntwein, um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, solange der Branntwein währte. Mit welcher

Schlauheit die, welche es miteinander hielten, sich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüsten oder bei den Schweinställen oder beim Betten in dem Knechtenstüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem diesem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner teil und spielten die Mittelspersonen; doch suchten die meisten einen Mittelweg, um es mit niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres einer zum Sündenbock erwählet, manchmal hatte man deren auch zwei. Auf diese wurde alle Schuld geschoben, an ihnen rieb sich ein jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank sollten sie schuld sein. Durch alle möglichen Kunstgriffe, mehr als durch bestimmte Worte, lenkte man die Aufmerksamkeit der Meisterleute auf sie, brachte sie um deren Gunst, bis sie entlassen wurden, um Friede im Hause zu haben. Die Annahme neuer Diensten war für die bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein jedes hatte jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vetter und Basen wurden aufgestiefelt (angespornt), sich zu melden, und gelegentlich sie angerühmt, aber auch Bekannte von Tanzböden her, geheime Liebchen suchte man einzuschwärzen. Wider eine sich meldende hübsche Nebenmagd wußte die bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das mögliche, um keinen herein zu lassen, der sie ausstechen konnte, und manch' Trinkgeld wurde deshalb gespendet; das alles geschah mit einer Schlauheit, daß die Meisterleute es selten merkten.

Unter diesen Dienstboten sollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne, ich war über mein Alter stark und anschlägig und wollte gerne den Meisterleuten gefallen. Daneben mußte ich posten (Boten laufen), wenn es etwas zu posten gab, und nicht etwa eines der Meisterleute zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbständigkeit, die sich nicht von jedem hudeln (zausen)

ließ, sondern Trotz entgegensetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, eingeschüchtert an meinem ersten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigsten sagen, wie lieb mir Menschen waren. Das ist für jeden Menschen ein großes Unglück, besonders wenn er es recht gut sagen und zeigen kann, wenn er zornig ist und haßt. Aber das ist eine Merkwürdigkeit, daß echter Haß sich weit leichter zeigt als echte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe schämt man sich, des Hasses nicht, eben kein Beweis für christliche Gesinnung. Nun sollte ich der Diener von allen sechs Dienstboten sein. Dem Melcher (Melkknecht) sollte ich helfen beim Futterrüsten, Grasen, Melken, dem Karrer (Fuhrknecht) beim Striegeln und Misten, den beiden andern beim Holzen oder Schnefeln (Schnitzeln), der Meisterjungfer sollte ich Wasser tragen und den Schweinen misten, der andern B'schütti (Jauche) in den Garten stoßen (schieben), jäten und wischen (aufkehren). Ich hätte fast wie der liebe Gott allgegenwärtig sein sollen; denn half ich dem einen, so rief mich der andere, kam ich nicht, so ward der eine böse, ging ich, der andere. Postete ich für die Meisterleute, so hatte jedes der Diensten auch etwas zu verrichten. Die Meisterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen sie eine große Liebhaberin war, die andere, wie gesagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak und der Karrer Schuhnägel usw. Das meiste sollte ich bringen, daß es niemand merke, oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, sondern mußte einen Umweg machen oder warten, verspätete mich so und wurde gefragt, warum ich so lange wegbleibe?

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, sondern sagte den Meisterleuten geradezu: „Ich mußte dem Stüdi (Christine) Hofmannstropfen bringen, dem Lisi einen Schoppen Branntwein.“ Diese Entschuldigung rechtfertigte mich bei den Meisterleuten, erbitterte aber die Diensten; sie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und schweigen

sollen. Oft sandten sie mich für sich weg. Fand man mich denn lange nicht und stellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen, so sagte ich wieder die Wahrheit, wie sehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunst der Meisterleute verlieren sollte. Wie gesagt, waren beständige Parteiungen in unserm kleinen Hofstaate, Faktionen wie in einem großen Reiche, die beständig wechselten. Die gegenseitige Rache ließ sich am meisten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böse war, so suchte man diese Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun sagten die Diensten einander diese Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht; da sollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden sollte, da lief mir eins hier nach, das andere dort. Die Meisterjungfer wollte, ich solle über Tisch dem Karrer vorhalten, er sei erst am Morgen um 5 Uhr heimgekommen usw. Anfangs tat ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten sie dafür, ich hinterbringe alles von freien Stücken den Meisterleuten, so daß sie mich plagten, wo sie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich sagte ihnen alles Posten geradezu ab, es sei denn, die Meisterleute hätten es ihnen erlaubt; ich sprang nicht von einem zum andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich sah mich nicht um; ich sagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dressieren mit Schlägen und Schimpfen, allein umsonst. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt ich ihnen entgegen, gegen Schläge wehrte ich mich, Schimpfen vergalt ich; sie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienstfertigkeit selber war. Da wandte sich der ungeteilte Haß der ganzen Kuppele mir zu, sie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hause, ich war ihnen überall im Wege und untauglich für

die Stelle eines Buben in einem solchen Hause, der allen alles sein soll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem sollte ich schuld sein, nicht nur an allem Streit, sondern war eine Arbeit nicht fertig, so hatte ich nichts getan; war eine Kuh lahm, so hatte ich sie beim Brunnen mit der Gabel gestochen; hatte die Untermagd Meyenzeug (Blumen) im Garten für Unkraut angesehen und ausgerauft, so sollte ich es getan haben; hatte die Meisterjungfer angebräntet (anbrennen lassen), so sollte ich in ihrer Abwesenheit geschaltet, neues Holz angelegt, ein zu starkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und so oft der Großvater heimkam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann sagte, er könne das nicht begreifen, so oft er oder eins der Seinigen dabei sei, mache ich meine Sache recht gut, so hieß es, das sei eben das Böse, daß ich ein solcher Augendiener, Heuchler sei; sobald mich niemand von ihnen sehe, sei ich ein ganz anderer, tue nichts, stelle nichts als Streit an, weise alle gegeneinander auf und habe beständig über die Meisterleute zu räsonieren und sie auszuführen. Alles glaubte man nicht, allein etwas blieb immer haften, und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig (mißliebig). Es ist für einen Meister nichts Unlustigeres, wenn er abends müde nach Hause kömmt, als ein Gekähr (Geklage) zu finden, komme es nun von Weib, Kindern oder Diensten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meisterleuten nicht zeigen und sagen konnte, wie lieb sie mir seien, daß meine Dienstfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, sondern aus wahrer Liebe, was ein himmelweiter Unterschied ist, aber von vielen nicht kann unterschieden werden, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verstand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreifen, aus welcher Quelle sie hervorgehen. Mareili einzig ahnte den richtigen Zusammenhang und nahm mich in Schutz, soviel sie konnte; vielleicht hätte sie mich da erhalten, obgleich die andern oft sagten, das beständige Zanken sei ihnen erleidet und ich müsse fort, damit

man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausschlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch größere, als Mareili zum ersten Male wieder in die Küche kam und ich ihr „guten Tag" sagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hause gehalten, und alle Hausgenossen erhielten ihren Teil davon und waren lustig. Eine der Töchter und Mareilis Bruder waren zu Gevatter gestanden; wir vermuteten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr schlafen; zu ihrer Stube ging eine etwas steile Treppe außerhalb des Hauses hinauf. Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevattersmann wolle früh fort, und mußten sein Roß füttern. Man hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liegen werde, und geäußert, das sei leicht zu erfahren, wenn man gugge (gucke), ob er die Stege herabkomme? Ich schrieb mir dieses hinter das Ohr und strich am Morgen um die Treppe herum. Die Tür ging auf, ein Mensch kam heraus, die Tochter blieb unter der Türe; wie jener auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um und herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut auf, schwieg aber sogleich, als der unten Liegende nicht aufstand, sondern schmerzlich stöhnte. Das Meitschi kam herab, ich lief herzu, und es fand sich, daß der Gefallene einen Fuß verstaucht und sonst mehrere Quetschungen davongetragen hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine, man trug ihn hinein, und jeder fragte: „Wie ist das o gange (doch nur möglich)?" Er behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölzer gebeizt (als Falle gelegt), als er auf sie getreten, sei er mit ihnen heruntergerollt und habe sich nicht mehr halten können. Man sah nach und fand allerdings noch zwei Mäßbstryche (Kornabstreichzylinder), die wahrscheinlich dazu gedient hatten.

Bösliche Absicht lag also am Tage, und als man werweisete über den Täter, erinnerte sich das Meitschi, daß es mich lachen gehört. In der ersten Hitze schien schon alles be-

wiesen. Ich wurde beschieden, und als ich gerufen wurde, zäpfelten (heimlich lachten) die Knechte und Mägde miteinander. Meine Schandtat wurde mir vorgehalten, aber lange begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; als ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen, was ich gewollt und getan, von weiteren aber wollte ich nichts wissen. Die frühern beständigen Anklagen, die gegenwärtigen Verdachtsgründe machten mir böses Spiel. An manchem Ort hätte man mich geschlagen, bis ich zur Rettung des Rückens mich unschuldig als Täter bekannt, hier tat man es nicht, man sagte nur, man habe endlich genug und kenne meine Verstocktheit. Mein Gott, auf den Knien hätte ich bekannt, wenn ich es getan hätte! Mareilis Augen, welche dem Bruder Überschläge machte, und die von Zeit zu Zeit wehmütig zu mir redeten: „Hab' ich das um dich verdient?" zerfleischten mir nicht nur den Rücken, sondern auch das Herz. Sie sprach kein Wort zu mir; hätte sie es getan, ich hätte ihr auf eine Weise meine Unschuld beteuert, daß sie mir gewiß geglaubt; zu den andern aber sprach bei mir nicht die Liebe, sondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntseins, und sie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unschuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Diensten in Empfang und behandelten mich mit mancher Stichelrede als den Täter, sie, von denen eines es selbst getan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder bestochen von einem Nebenbuhler.

Es war also beschlossen, um Fried und Ruhs willen an der nächsten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt schwer in mir. Ich meinte es doch so gut , und niemand wollte es glauben; ich liebte so gerne, und man haßte mich, über mein Herz ging Frost um Frost, sie töteten die Liebe nicht, aber ihre Blüten, die offene muntere Freundlichkeit, und Sauersehen war meine Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauersehenden, als die meisten begreifen. In stillem finstern Ingrimm verstrich die Zeit meines Dortseins, und

mancher Mitschüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens taute mein Herz auf. Man hatte mich noch brav kleiden lassen, denn das erforderte die Ehre des Hauses, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel schnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnstube, um den Großvater abzuholen, und sagte ein kaltes „B'hütech Gott!", nicht einmal „Vergelt's Gott!" Da kam Mareili aus der Nebenstube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung, aus den Augen stürzten Bäche von Tränen, schluchzend ergriff ich seine Hand und stammelte: „Zürn' doch recht (ja) nüt!", aber mehr konnte ich nicht sagen; weinend aus Herzensgrund strauchelte ich fort.

Und meine Erschütterung hielt man für Bekenntnis!

---

13. Kapitel. **Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäurin aussehen.**

So stand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Bursche, dem man es ansah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen sei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugnis, daß ich gut arbeiten könne, sie selbst über mich nichts zu klagen hätten, aber der beständigen Händel mit dem Gesinde müde seien, mit dem ich mich nicht vertragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein 14 Jahr alter, doppelt gekleideter, starker Bursche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, sondern für den man noch erhält, wenn man es schlau anzufangen weiß, ist ein Schleck (Leckerei, fetter Bissen), nach dem vielen der Mund wässert. Man beobachtet denn doch eine gewisse Zurückhaltung und Manierlichkeit, man tut gar nicht, als ob einem viel daran gelegen wäre, man beobachtet eine gewisse Reihenfolge im Verteilen solcher wohlfeilen Knechte, nach

dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erstreckt sich diese Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, sondern es gibt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeindrat selbst sitzen, oder treue Klienten oder Verwandte sind. Ein solcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt und behielt sich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule schicken müsse, wie es üblich und gebräuchlich sei, und dann noch in die Unterweisung. Auf den Weg mit gab man mir recht schöne Ermahnungen; mein früherer Meister drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich, und mit verbissenem Trotz, bewußt, daß ich mich gegen Ungebühr zu wehren wisse, trat ich den Weg nach meinem neuen Diensthause an.

Dasselbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein sogenanntes altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, in andern das Stallwerk, das hieß dann reparieren. Ein Baumeister wäre nur ein Narr gegen den Bauer gewesen, wenn es darauf ankommen sollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues Wohnhaus zu bauen, und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Überhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte das Wasser auf seine Mühle zu reisen (leiten) und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menschen meinte er es gut als mit sich selbst, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte wie keiner Würste nach Speckseiten zu werfen, und selten mißlang ihm ein Wurf. Er widersprach selten oder niemals, sagte überall ja, rühmte alles, soweit er konnte, sogar Bettelbuben auf den Straßen; so machte er sich nirgends unwert, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihm. Wem er am meisten scharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hause am besten

ausführen (verspotten) und durchhecheln. Er flattierte z. B. dem Schulmeister ganz besonders, schickte ihm manche Flasche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn, seine Kinder ja recht scharf zu halten, ihnen nicht zu borgen (sie nicht zu schonen). Daheim führte er den Schulmeister aus vor den Kindern, und wenn eins in der Schule geschlagen worden war, so begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeister sagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeister und Schule, daß sie fast nicht hinzubringen waren, sie daher auch sehr selten besuchten und zu Hause arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemessen, sondern z'best geredet, weil er der Kinder Unfleiß gar wehmütig zu bedauern und einer eigentümlichen Verstocktheit zuzuschreiben wußte vor dem Schulmeister und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht geradeaus, aber verblümt gab er zu verstehen, wie der Schulmeister allzuscharf sei und er trotz alles Zusprechens seine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau schickte sich ganz besonders gut zu ihm. Sie war geizig und selbstsüchtig wie er, sie konnte vorwärts schmeicheln und lächeln und hinterrücks den Talpen geben (die Tatze geben, mit Undank lohnen) wie er; nur war sie heftiger, ließ sich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte sich selbst in diesem Zustande manches aus, was sie später nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die sein, welche ihren Leuten das Essen nicht gönne, und doch tat ihr jeder Bissen weh, den man aß. Brot war immer für jedermann in der Tischdrucke (Tischlade), allein es war meist steinhart oder grau, denn man backte aufs kürzeste alle drei Wochen, und obgleich es auf dem Tische lag, wußte doch jedermann, daß man keines nehmen solle, besonders wenn Erdäpfel da waren. Darum sagte sie einmal, als die Schneider auf der Stör (in Hausarbeit) bei uns waren: „Schnyder, näht (nehmt) Brot, mir näh kes, wenn mr Herdöpfel hei (haben)." Am lustigsten trieb sie es mit dem Fleisch, welches sie selbst

besonders gerne aß; sie hatte zwei Manieren, es zu sparen, und wechselte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, so rief man zum Essen und stellte die Suppe auf den Tisch. War die gegessen, so mußte man ein wenig warten, dann kam das Gemüse. Man fing ganz hübschli an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten, das Fleisch kam noch nicht, man aß noch ein paar, bis die Meisterfrau glaubte, man habe fast genug; dann kam eine ganze Bygete (Haufe) Fleisch, und man konnte nehmen, soviel man nur mochte, ja sie sagte manchmal noch: „Näht (nehmt) doch, es isch gnue da"; allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man sich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleisch zu essen, damit es einem nicht gehe wie jenem Tauner (Tagelöhner), der sich allein an Speck und Fleisch hielt, und dem der Meister endlich vor Zorn halblaut zurief: „Ueli, Ueli, Krut o (Kraut auch)! Krut o!"

Den andern Sonntag kam es alsobald mit dem Gemüse auf den Tisch; allein es war nur halb gekocht und so hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf schlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu schlucken war, und das meiste blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, tat die Meisterin alles wieder in den Hafen und kochte es, bis es lind (weich) genug war. Das aß sie die Woche durch versteckt selbst, denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, so daß es bei uns war fast wie bei jener Witwe, welche zwei Schweine schlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder teilen wollten, sie, die Witwe, solle ein ganzes Schwein für sich behalten, das zweite aber gemeinsam mit den Kindern essen, die aber nicht eintreten wollte in diesen Vorschlag, weil er sie verkürze. Ja selber essen macht fett, doch das finden nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer; z. B. auch jener kinderlose Kauz, der die meisten Würste und viel Fleisch auf die Seite packte und verschloß, und wenn es ihm gefiel, Würste oder Fleisch in

den Hafen aufs Gemüse legte, auch in Papier gewickelt auf dem Säuhafen (Kessel, in dem man das Schweinefutter kocht) kochen ließ und wegnahm, ohne seiner Frau je einen Mund voll davon anzubieten. Unsere Meisterfrau gönnte von Natur niemand was, als sich selbst, also auch ihrem Manne nicht; denn zwei selbstsüchtige Leute werden nie eins unter sich; gegen andere wohl, der Pfarrer mag sie zusammengeben, wie er will. Übrigens glaubte sie volles Recht auf das Fleisch im Hause zu haben, weil der Mann außer dem Hause so oft nicht nur zu Fleisch, sondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel vertat aus seinem Sack, allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeschossener (Delegierter) öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken, und niemand konnte es vor Hässigi (Gehässigkeit) um sie ertragen, wenn sie wußte, ihr Mann sitze nun hinterm Tische und könne sich bei Voresse (Vorspeise, Ragout) und Datere (Torten) wohl sein lassen, da war ihr einziger Trost eine tüchtige Hammeschnitte (Schinkenschnitte) und ein braver Schluck Bätziwasser (Obstbranntwein). Solche Mähler, von denen sie nichts erhielt, mußte er oft sich vorhalten hören; er ließ es sich dafür aber auch wohl sein dabei und war imstande, von mittags zwölf bis abends spät immer zu essen, freilich nur langsam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirt sah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um seinetwillen nicht mehr fordern durfte; und wenn es vom Wirte abgehangen hätte, mein Meister wäre noch nicht Gerichtsäß (Gerichtsbeisitzer) geworden; aber glücklicherweise war der Wirt nicht Landvogt. Essen war dem Meister die Hauptsache, den Wein nahm er nur, um destomehr essen zu können; auch mußte er sich vor einem Stüber (Rausch) hüten, denn wenn er einen heimbrachte, so mißgönnte ihm seine Frau diesen und hätte ihn lieber selbst gehabt. Einmal vergaß er sich, oder der Wirt spielte ihm einen Possen und tat ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim, und die Frau sandte mich, nachzusehen, wo er bleibe. Große Wasserpfützen waren auf dem

Wege, aber die Sterne schienen. Auf dem halben Wege sah ich etwas am Boden, vor dem ich mich fast gefürchtet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald hob es sich auf und wimmerte auf das kläglichste. Ich ging endlich näher und fand meinen Meister in einer Pfütze kratzen, dann auf die Knie sich heben und der tusig Gotts Wille bete, der liebe Gott söll ne (solle ihn) doch nit da vorem Himmel la (lassen) hange, sondern ihm z'vollmig ueche (vollends hinauf) helfe. Er konnte nicht mehr gehen, sah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim, da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtsäß geworden war, kam er am Abend seiner Wahl spät heim; wir erwarteten ein Wetter und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte sich nicht; er legte sich auch hin und stille war es einige Zeit. Da fing er von der Gemeind, von diesem und jenem an, keine Antwort; endlich sagte er: „Mädeli (Magdalene), wüßtesch du, nebe wem du lyst?" — „Das weiß ih öppe nume (nur) z'gut, du Hudelhund (Lumpenhund), nebe wem ih ligge; schämst dih nit, gah z'versuffe, was ih erhuse; wenn der Tüfel öppis (etwas) nutz wär, er hätt' dih scho längste gnoh (genommen)!" — „He, he, Mädi, ume hübschli, du weischt nit, zu wem de so redst?" — „Zu mym Challi (Lümmel) red ih so, mit dem mih üse Herrgott g'straft het!" —„Nei, mit e mene Gerichtsäß (Gerichtsbeisitzer) redsch so, mit e mene Huupt (Haupt) vo dr Gmend (Gemeinde)." — „We du es Huupt vo d'r Gmend bisch, su nähms mih de Wunger (Wunder), es F.dle (Hinterteil) dervo z'g'seh, das müßt es arigs (sonderbares) Ding sy?" antwortete die neue Frau Gerichtsäßi.—Allmählich legte sich der Sturm. Doch wie die Meereswellen sich nicht auf einmal legen und der Spiegel sich glättet, so auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenspitz, bis das Ehepaar sich gemeinsam der Ehre freute, sich besonders freute, wie dieser und diese schalus

(eifersüchtig) sein und am nächsten heiligen Sonntag die Leute guggen würden, wenn er im Chor sitze und den Mantel trage. *) Da meinte die Frau, sie wolle auch einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieses zu sehen, aber der Schneider müsse zuerst kommen, der Mann müsse neu gekleidet sein, und sie wolle auch einen neuen Kittel (Rock) machen lassen und ein neu seiden Fürtuch (Schürze) kaufen, auch wolle sie ihr Göllerketteli (Halsketten) zum Gürtler tragen, um sie ausputzen zu lassen. Nun wurde eine lange Beratung angestellt, ob er sich in Halblein oder Guttuch aufputzen solle? Für einen Gerichtsäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug, aber man wisse denn doch nicht, was kommen könne? Der Statthalter sei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte (den Salzverkauf), beides trage auch gar schön ein; und wenn er einisch (einst) Statthalter werden könnte und Salzauswäger, so komme er viel zu den Herren und werde da gut bekannt mit ihnen, und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'schriebnigs (Geschriebenes) lese, aber seinen Namen könne er gut schreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts, dem Junker Landvogt sein Schreiber sei gar grusam e G'schickte, der mach' alles. Die Hauptsache von der Sache sei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das andere gebe sich von selbsten und gang niemer nüt a (ginge niemanden etwas an). Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht schlecht, wenn er sie nicht erhielte. Er sei doch der Regierung immer treu gewesen, er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieser Freude gehabt; und dem Pfarrer gehe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Das Ehepaar sah sich schon als Amtsrichter und als Amtsrichterin, gedachte endlich auch seiner Kinder, und der Mann meinte:

---

*) Ehren der Gerichtssässen.

„D'Meitscheni seü (sollen) o nit meh e niedere ych lah (einlassen), es werde jetzt scho Fürnemmi gnue cho." Nachdem sie also schön elterlich für die Gegenwart und Zukunft gesorgt, schliefen beide schön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meister war eigentlich noch nicht Meister, sein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Besitzer des Hofes; aber der hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu schalten, das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was seine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchstens erhielt er fünf Batzen auf einmal, woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er so um all' seine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu sagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meisten an den Sonntagen, wo das harte Fleisch aufgestellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte so gerne ein Bißchen Fleisch gegessen, aber seine alten Kinnbacken ermatteten am ersten Bissen. Sagen durfte er nichts darüber, höchstens seufzen; und von dem Fleisch der Meisterin, das sie für sich lind gemacht, sah er nie etwas.

Einmal bat er seine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, seine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli (Napf) beiseite gestellt. Aber die Sohnsfrau sagte, sie müsse die gute Milch denen geben, die arbeiteten, er mache nichts mehr; abgenommene tue es ihm auch und sei ihm noch gesünder.

Ein andermal bat er seinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen, er komme jetzt so oft zum Wein. Aber der Sohn sagte dem übelhörenden Vater laut, der Wein sei ihm nicht gesund, er mache ihn nur zu husten, und leiser fügte er noch bei, der Alte habe lang genug gesoffen und ihm auch keinen heimgebracht, er wüßte nicht, warum er ihm jetzt heimbringen sollte? Nebenbei sollte er denn doch arbeiten, und bald dieses, bald jenes mutete man

ihm zu; das aber, was er am liebsten machte, das Wässern hatte der Sohn übernommen, und wenn einmal der Vater sich vom alten Gelüsten übernehmen ließ und mit der Wässerschaufel (beim Wässern der Wiesen benutztes Instrument) wieder hantierte, so gab es Händel.

Endlich starb der Alte, und der Gerichtsäß speiste seiner verstorbenen Schwester Kinder mit dem ab, was sein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung, und niemand forderte sie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden, um Waisen willen mochte eben niemand sich unwert (unangenehm) machen.

Mir war es so unwohl dort nicht. Der Bauer war eben ein listiger Kauz und verstand sich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbub von etwa vierzehn Jahren; den Güterbub rühmte er nun ganz besonders und sagte, derselbe mache soviel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht so wenig als möglich zu geben, weil er nicht viel mehr mache als der Bub. Das war auch so eine Wurst, die er nach einer Speckseite benggelte (warf).

Man kann sich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geschichten beim frühern Meister eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz besonders wohltat, bei jeder Gelegenheit mich auf Kosten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So stund ich des Morgens ungeweckt und meist vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geschwärmt hatte, getan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich besonders gerne mit den Tieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Tiere lieb waren, so vertraute der Meister sie mir auch immer mehr an und lehrte mich melken. Der

Knecht war natürlich mit dem allem nicht zufrieden, sah mich scheel an und hätte mich gern wieder heruntergebracht, in dem Maße als der Meister mich erhob. Allein er war zu schwach dazu und ich zu stark. Er versuchte es nur einmal, mich zu prügeln, weil ich auf seine Kosten gerühmt worden war; da leistete ich ihm so kräftigen Widerstand, erwiderte seine Ohrfeigen so munter, daß er froh war, von mir abzulassen, und nachher den Versuch nie mehr wiederholte.

---

14. Kapitel. **Von einem berühmten Schulmeister und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweisen, und wie?**

Ich mußte mich nun in die Unterweisung einschreiben lassen und auch die Kinderlehren besuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeister gehalten wurden. Der letztere war berühmt für das Kinderlehrhalten, und weit und breit strömten ihm die Menschen zu, besonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen. Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeisterin geworden und träumte bei ihm ein Leben voller Leberwürste; und sie meinten ihm den Hof zu machen, wenn sie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch so schön, und die Mädchen standen so eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt so bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf so andächtig, und die Arme streckte er so lang, schön und steif vom Leibe weg, und die Mädchen streckten ihre Hälse so hoch und schön empor, eins über das andere weg, daß es recht rührsam anzuschauen war. O das sind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeister, wenn so Kopf an Kopf sich um ihn reiht und Dutzende von Augen ihm zuflüstern: „Du, du! weißt du, wo mein Gaden ist, üse Ringgi bellet nit!“ Aber diese Zeiten schwinden gerne mit einer Frau, und noch manches andere mit,

wenn einer noch eines nicht versteht, auf eine rührhafte Weise die Herzen der Weiber anzurühren. Das verstand unser Schulmeister aber trefflich. Er jammerte so herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder soviel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und besonders von der Hölle so viel, als ob er in beiden z'Kost gegangen wäre, weit mehr als Christus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erst aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonne. O man glaubt gar nicht, wie wohl solche Tränen einer muntern Bäurin des Sonntags nachmittags tun, wenn sie ein Pfund Fleisch und anderthalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in den Gliedern hat. Das geht über schwarzen Kaffee! Katechisieren konnte er auch gar schön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte sie entweder so, daß sie ja oder nein antworten mußten, und dann sagte er noch: J a oder n e i; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, so sagte er: „Selig! Seligk! Seligkei!" dann war das mangelnde t nicht schwer zu finden, oder „Go! Go! Got!" wo ebenfalls das zweite t einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er so geschickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort schuldig blieben. Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre, wir brauchten unsere Köpfe nicht besonders anzustrengen, konnten frischweg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, fast was wir wollten.

Der Pfarrer war ein strenger Herr im besten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Teile geteilt, waren furchtbar streng, dem Teufel und dem Unglauben und der Aufklärung ging er schauerhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden,

besonders der Hurerei und Abgötterei. Und seine Predigten taten seinen Bauern gar unsäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; sie waren ihnen eigentliche Abwaschungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn sie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn sie tüchtig gerieben, gebürstet, gewalket, aber auch neu belebt aus dem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und alles, was er ihnen sagte, klang bekannt und heimelig; wenn sie schon mitunter einnickten, so wußten sie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihm als Prediger und schlugen in allen Wirtshäusern auf den Tisch und begehrten auf: „Wie üse Herr chas (kann's) bim Donner kene (keiner)!" In den Unterweisungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein strenger Herr; doch konnten wir machen, was wir wollten. Wenn ein Kind nicht antworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu spät kam, putzte er ihm wütend ab. Aber das Antworten war eben nicht schwer und das Wissen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerst Gefragte in der folgenden Unterweisung nur die letzte Erklärung wußte aus der vorhergehenden, so wußte es genug; um das Frühere, den Zusammenhang, bekümmerte man sich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweisung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen gleichgestellten Fragen wollten buchstäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. einer sagte: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft Gottes, mit welcher er alles machen kann; so erregte das sehr große Unzufriedenheit, und dem Kinde wurde über seine Ungeschicklichkeit tüchtig der Kopf gewaschen, es hätte sagen sollen: Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft in Gott, durch welche er alles schaffen kann, was er will. Man hätte glauben sollen, das wäre furchtbar schwer gewesen, vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus

einem Kinde, das keine Sprachkenntnis hat, solche Stämpeneien (Spitzfindigkeiten) herauskatechisieren? Und der Pfarrer sagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchstaben, sondern fragte kurzweg. Allerdings mag es, das erste und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, schwer zugegangen sein, allein nachher wurde die Sache sehr leicht, eben weil er sich so buchstäblich gleich blieb. Ältere Geschwister konnten den jüngern sagen, was sie noch wußten, und wer etwas wußte, konnte es dem andern flismen (zuraunen), chüschele (tuscheln), flüstern; hier half auch der Schulmeister treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte sich gar sehr mit seiner Geschicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man fast so geschickt sei als der Pfarrer selbst.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende sagen durften, sie hätten dem Pfarrer alles antworten können. Von diesem Geflüster merkte der Pfarrer nichts, sobald man es trieb, während er selbsten sprach; denn wenn er redete, so sah er nicht und hörte er nicht. Auf diese Weise kam er selten in den Fall, Kinder zurückstellen zu müssen. Er hatte meist sehr geschickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle klepft (wie mit der Peitsche geknallt); und doch wußten sie eigentlich nicht, was sie sagten, sie begriffen ihre Antworten so wenig als das Fragenbuch selbst. Wenn sie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur teilen mußten, so sagte ihnen kein Mensch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; so wie diese Wörter jedermann bekannt schienen, so setzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung. So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtige Vorstellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen tun, sie machen denselben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieselben müssen aufgehen

in Flammen, müssen leuchten und spretzeln (sprühen) nach allen Seiten, dann gibt es einen warmen Ofen. Das ist eine Gleichnisrede, deutet mir sie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht bloß, er führte sonst noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal gesagt hatte: „Ohä, d'Sach' ist die", so hätte ich niemand raten wollen, eine andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er selbst. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm und wußten das, was sie wollten, ihm so fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es sei seine eigene Meinung oder Erfindung, und sie durchsetzte. Er hielt viel auf Achtung und Respekt, und nach dem Sprichwort: Was du willst, daß dir die Menschen tun, das tue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und sagte nie zuviel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber seine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: „Zieh den Pflegel (Flegel, Grobian mit der Mütze) ab!" Das schadete ihm aber bei der Bauersami (Bauernschaft) nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, so galt er bei den Bauern desto mehr; denn ein Wort von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm widersprach, den hielt er für einen bösen unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Jasagen und merkte nie die Schalkheit, die ja ja sagte und hinterwärts das Gegenteil; er hatte überhaupt keinen Gedanken, daß man ihn zum besten haben könne, sondern nahm alles, jedes Kompliment usw. als bar Geld auf. So wurde er z. B. oft eingeladen, mit seiner Familie z'Dorf (zu Besuch) zu kommen. Keiner oder die wenigsten taten es im Ernst, sein und seiner Familie Besuch war ihnen lästig; höchstens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu andern ging und nicht zu ihnen auch, weil sie sich dadurch unter diese herabgesetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte, er erweise mit seinem Besuch eine Ehre, seine Frau war natürlich seiner Meinung, und die Kinder,

an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles sei gut, was von ihm käme), aßen gar zu gern Küchli (Krapfen); er nahm daher solche Einladungen oft an und zottelte an schönen, besonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch notwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (sie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröstete sich damit, er komme nicht, es sei ihm zu weit und etwas Neues.

An einem schönen Sonntag nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da sah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter sich schlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorspringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir selbst, es nähme mich doch wunder, wer die seien, daß sie nicht wüßten, die Wege seien da zum Laufen, den Klee vertrappe (zertrete), den Flachs verhürsche (verwickele) man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, so kam die rundliche Gestalt des Herrn Pfarrers hintendrein und hinter ihm die etwas spitznasige Frau Pfarrerin, und alles wälzte sich allmählich unserm Hause zu. Ich merkte gleich, die vor uns verhandelte Einladung sei für Ernst aufgenommen worden, und der Besuch gelte uns, lief hinein ins Haus und schrie aus Leibeskräften: „D's Pfarrers, d's Pfarrers.“ Die Frau streckte den Kopf zur Stubentüre heraus und fragte: „Was hesch z'brülle (schreien), Bub?“ „He, d's Pfarrers kömme!“ „Das wär d'r Tüfel! Herr Jeses, Ma (Mann) stang (steh) uf, du donners Kalb, du wirst z'nötli ta ha (zu dringlich getan haben), du Lümmel! Leg d'Schuh a, g'hörst, si dopple (pochen) scho, lue, da sy ihre Bursch scho uf der Schyterbige (Holzstoß) und luege zum Fäister iche (Fenster hinein); nu, bisch nit bald fertig, du Dreyhung (saumseliger Mensch), chast Kappe morn alege, must se doch ab ha vor em Predikant.“ Endlich stolperte der Gerichtsäß hinaus zum Empfang der werten

Gäste. „M'r hei g'meint, es syg niemer (niemand) daheim, m'r hei scho zweimal klopfet," sagte der ungeduldige Pfarrer. Das sei ihm doch leid, meinte der Gerichtsäß, der sich vollkommen erholt hatte, sie seien in der Hinterstube gewesen, heige zäme (hätten zusammen) betet, da sehe und höre man nichts; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in seinem Hause, sondern nur gerade hereinkommen sollen, sie sollten gleich inne für cho (vorkommen) i d'Stube und cho abhocke (sich setzen). Das wollte nun der Pfarrer und seine Frau nicht, sie wären daheim genug in der Stube, und es sei viel hübscher und kühler da auf der Laube. Das ließ sich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen, denn seine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch (Schürze) umgebunden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Diese hausierte drinnen etwas unsäuberlich, gab mir Geld, um eine Maß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwischen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten seine Nase haben müsse, wo es etwas z'fresse schmöcki (rieche). Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, so sah ich sie noch hinausgehen, gar freundlich tun und die Hand geben und sagen, wie sie sich freue, daß d's Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers versicherten, das wäre schon längst geschehen, wenn es nicht so weit wäre; übrigens hätten sie es schon lange im Sinne gehabt, aber es sei ihnen immer etwas dazwischen gekommen. Die Frau Pfarrerin versicherte absonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu tün, er wisse oft nicht, wo ihm der Kopf stehe, und daß sie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin versicherte, er sei aber auch ein Herr, wie es im Kanton keinen gebe, sie und ihr Mann sagten das alle Tage zueinander.

Als ich wieder heimkam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube und ein halbleises Fluchen in allen Ecken.

D's Pfarrers wollten durchaus draußen z'Abetrinken (zu Abend essen) und nicht in die Stube hinein und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringschätzung war, nicht ins Haus gehen zu wollen, auf der andern Seite aber gegen alle Bauernsitte, vor dem Hause aufzuwarten mit Kaffee, Küchlene (Krapfen), Zimmettee und Wein. Sie wußten nicht, daß man solche Dinge gewöhnlich nur im Hinterstübli in aller Stille zu sich nimmt, höchstens in der Stube; vor dem Hause, wo jeder Bettler, der vorbeiging, sehen konnte, was auf dem Tische stund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche, der Pfarrer hatte es einmal gesagt, und somit hatte sie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meisterfrau ein besonderes Gesicht machte vor dem Hause und im Hause. Draußen war lauter: „Näht doch! Näht doch! D'r näht nüt (ihr nehmt nichts)!" und drinne dann: „E Predikante-Sack het ke Bode, di Freßhüng (Freßhunde)! sie tüe wie we sie e Woche lang nüt gha (nichts gehabt) hätte!"

Nach dem langen z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze (Gemüseland), und endlich nahm man Abschied. Die Bäurin dankte für den Besuch, bat gar dringend, nüt zu zürnen, wenn sie etwa gefehlt, und daß sie so schlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, sie wolle es dannzumal besser machen; und der Pfarrer versicherte, sie habe gar nicht zu danken, er sei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen; und endlich gab man sich die Hände. Der Meister ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heimkam, zog er den Atem tief herauf und seufzte: „Ja, Speck(«iti (Speckseiten) si m'r doch lieber als Visiti!"

Nun ging es in Wechselrede los über die Visite! Das seien die uverschanteste Lüt (unverschämtesten Leute), wo man nur sehen könne, sie hätten da gegessen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache gewesen wäre. Die Kinder hätten zuerst

Äpfel von einem Baume geschlagen, seien im Gras herumgelaufen, und niemand habe ihnen abgewehrt; sie seien ungeheißen zum Tisch gesessen und hätten genommen, was ihnen anständig gewesen wäre; und bald der Pfarrer bald die Frau hätten gesagt: „Wotsch (willst) nit noh meh, nimm nume (nur), we d' noh meh masch (magst)", und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeschenkt und gesagt: „Trinket nume, we d'r möget." Wenn das nicht „unverschant" sei, so verstehe man sich auf nichts mehr. Die Kinder hätten gefressen, es nähme sie nicht wunder, wenn sie die ganze Nacht „kotze" müßten. D's Pfarrers hätten sie auch geheißen zu ihnen zu kommen, aber das sei ihnen nur der Verstand gemacht (zu verstehen gegeben), daß sie ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme (Schinken), aber da könnten sie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau gerühmt, und doch seien weit und breit keine solchen, sondern sie hätte immer nur von den ihrigen geredet und gesagt, was sie alles habe; aber was sollte ein solcher Stadttotsch (unbehilfliche Weibsperson aus der Stadt) für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koste, er wäre sonst nicht hinter dem Tische sitzen geblieben, er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es wäre ihm auch wohl angestanden, ums Haus herum zu gehen und zu sehen, was in den Ställen sei. Das alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweisung ging; das machte eben nicht großen Respekt. Überhaupt wurde mir die Unterweisung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wässerig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht gehen müßte. Ist die Donners Unterwisig (Unterweisung) scho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu sein und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubnis verstund ich eben nichts anders, als los zu sein vom Pfarrer und Schulmeister und ungestört verdienen

zu können, ohne verdinget zu sein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubnis erhalte, es war mir selbst alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweisungen aparti nützen sollten, ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, schien mir durchaus gleichgültig. Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich so wenig begriff, als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwisiggehen sei eine alte Übig (Übung), die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zulieb eingesetzt worden sei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe bestehe darin, den Pfarrer nicht böse zu machen, darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die bekannten Antworten hersagen konnte. In der Zwischenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechisiert wurde, nichts, geschweige, daß ich zu Hause oder auf dem Wege an etwas zur Unterweisung Gehörendes gedacht hätte. Man trieb während den Unterweisungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte sich, rupfte sich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarschnüre zusammen, tat ihnen die Züpfe (Zöpfe) auf und steckte Knebel (Pflöcke) hinein. Der größte Spaß bestund darin, daß keines aufschreien oder auffallend unruhig werden durfte, so daß es der Pfarrer gemerkt hätte, es wäre von allen andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweisung und zurück waren wir wie eine losgelassene Herde mutwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlämperlig (Anzüglichkeiten) durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir niemand sonst, so plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitschene mußten umeha (herhalten). Alle schmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechselt, und den Mädchen die abscheulichsten Dinge vorgehalten, von denen wir oft selbst nicht wußten, was sie bedeuteten. Einige antworteten tapfer und blieben nichts

schuldig, andere weinten oder drohten es dem Pfarrer zu sagen, was aber die Sache nur ärger machte, denn wir wußten wohl, daß dieses nicht geschah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht, es war eine gewaltige handfeste Küherstochter. Sobald einer ihr etwas sagte, so suchte sie seiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja sie prügelte drei bis vier auf einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen, denn ich war der Stärkste in der ganzen Unterweisung, aber eine gewisse Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; sie aber schlug nur um so entschlossener auf mich los, so daß ich ausgelacht und zerzaust aus dem Kampfe kam, mich schämte und künftig Respekt vor dem Mädchen hatte. Am meisten Schläge von ihm, ohne sich dadurch bessern zu lassen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamlosigkeit fand er keinen seinesgleichen. Tierquälereien waren seine größte Freude, Unflätigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört, Streiche führte er aus, vor denen wir uns schämten und sie ihm absteckten (verboten), was doch viel gesagt ist. Er lachte uns nur aus, sagte, wir seien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was sie getrieben hätten auf der Schützenmatt, besonders aber im Bremgartenwald beim Holzauflesen, wo ganze Truppele Mädchen und Knaben tagelang unbeaufsichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was sie getrieben in den Häusern, daß uns die Haare zu Berge stunden. Er erzählte uns, wie lustig es darum in Bern sei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da esse man nicht so schwarzes altes Brot wie auf dem Lande, sondern lauter frisches weißes. Habe man nichts, so finde man Leute genug, die einem geben, Geld, Kleider, Essen. Am besten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und

vor dummen Weibern den Kopf chiere (verdrehe), dann habe man, was man wolle. In die Schule zu gehen brauche man noch viel weniger, als hier, die Herren hätten da nicht Zeit nachzusehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, so jammere man über Not und Elend, bettle Unterstützung; da helfe man einem zuerst und lasse einen dann hintendrein machen, was man wolle. Auch vor den Alten habe man sich nicht zu fürchten, da gehe jedes seiner Wege, und tagelang könne man sich lustig machen, wie man wolle, ohne daß Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er seinen Bauern plage, ins Bett, in die Hosen mache, und nichts Sehnlicheres wünsche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wisse. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auch die schlechtesten Kerls in unserm Regimente in Bern aufgewachsen waren. Es muß dort unter diesen Menschen furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung zusehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte; es entstund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen teilten wir einander mit und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli (Rock) durch den Sinn fuhr und sich in demselben einnisten

wollte. Alle Tage brachten einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und manches von schlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt, und in stiller Hoffnung, noch etwas Besseres und von einem noch bessern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen, woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebracht, der Schneider möchte nach seiner gewohnten Art nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubnis (der Zulassung zum Abendmahl), an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubnis nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Zentnersteine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Fecken (Flügel) bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschierten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen sein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nacheinander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber taten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Tränen rannen häufiger, und die Herzen pochten heftiger, und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, die Posaunenengel brachten die Posaunen zum

Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Tränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Züfriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und sprachen: „Das war doch schön, dä chas (der kann's)!"

Mir flirrte und sumste es mächtig um die Ohren, und noch tagelang war es mir, als ob es in den Bäumen sause hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen schwarzen Wollhut, den Gegenstand meines tiefsten Sehnens, erhalten, und konnte nicht satt werden, ihn zu betrachten, stund sogar des Nachts auf, um ihn zu probieren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zu dem hatte ich noch ein ganz neues Gilet (Weste) mit gelben Knöpfen und ein rotes seidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern ihres verstorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir sagte, recht schöne Hosen und Rock machen lassen. Der Bauer und seine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preisen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle andern, wir möchten vielleicht etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische des Herrn gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brot zu essen vergessen, und wir repetierten alles unzählige Male; glücklicherweise ging auch dieses recht gut, ich vergaß nichts, stolperte nirgends, und beim schönen Wetter brachte ich meinen schönen Wollhut wieder unversehrt in den Schaft (Schrank). Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Grase, mit einem Glück in der Brust, das ich nicht beschreiben kann. Ich glaubte mich frei, die Welt stund mir offen, Kraft brauste in meinen Gliedern, Selbst-

gefühl blitzte aus meinen Augen, Mut schwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensschifflein vom Ufer stieße, und ein nahes Gestade, glühend in schöner Gottespracht, mir würde, war's mir im Gemüte. Ach, ich kannte trügerische Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch sei, ahnte ich nicht.

---

15. Kapitel. **Wie ich ein Knecht ward.**

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptischen Dienstbarkeit, und, wenn ich gerecht sein will, so hatte ich es während derselben besser gehabt, als hundert andere. Am schlimmsten ging es mir beim ersten Meister, als sogenanntes Kindemeitschi (Kindermädchen), doch hatte ich zu essen genug. Recht lustig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünschen konnte, und fast Fischeli z'Morgen und Krebseli z'Nacht. Bei dem stattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Diensten gequält und mußte der Sündenbock sein, aber das ging doch so übel nicht, weil die Meisterleute vernünftig waren. Beim letzten Meister behagte es mir. Ich wurde gerühmt, man schien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, so daß es mir wohl zumute war. Ja, wenn ich seitdem andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, so muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht so bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal, viel ausgestanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, so ganz verlassen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir fast das Herz, und Heimweh und keine Heimat, ist das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die Liebe zu den Augen aussah, und der deshalb allenthalben geliebt wurde. Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüsten Aus-

schlag, Bitterkeit und Trotz, unwirsches Wesen; aber die Liebe war nicht getötet, empfänglich blieb ich für alles, was wie Liebe aussah, nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterscheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falsche Münze meiner gegenwärtigen Meisterleute für echt an. Das ist aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen, können doch dieses die wenigsten Leute, wenige Mädchen, die nach einem Bräutigam fischen gehen, und je älter, um so weniger, noch weniger grauhaaarige Witwer und Witwen, die ihre schlotternden Hände nach jungen warmen Herzen ausstrecken, am allerwenigsten aber ein lediger Schulmeister, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'best reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzauswäger, Amtsrichter machen kann, und am allerwenigsten eine Betschwester, die Fleisch im Kemi (Rauchfang), Wein im Keller, Schnaps im Genterli (Wohnzimmerschränkchen) und Geld im Trögli (Truhe) hat.

Gelernt hatte ich in der Schule soviel als nichts. Lesen konnte ich, aber was ich gelesen, schwatzte ich nie aus, denn ich verstund es nicht. Wenn man recht nachsinnet, so ist das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tausende und Tausende quält jahrelang mit Erkennen und Zusammensetzen der Zeichen, durch welche die Menschen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen selbst machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; so kennen wir Zeichen, vermögen aber weder etwas aus ihnen heraus, noch etwas in sie hinein zu bringen. Beim sichtbaren Zeichen bleiben wir stehen, es ist uns alles in allem, bei ihm steht unser Verstand still, wie ein Ochse am Berge; das Unsichtbare im Zeichen, der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn sieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wiedergibt. Wer wundert sich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in seinem Weltenkleide; wenn wir weder in

Worten noch in Taten Geist zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem sichtbaren Begebnis die unsichtbare waltende Liebe? Wer wundert sich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchstaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntnis, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geistlichen Versammlungen viel Leibliches, aber nichts Geistliches, viel Unsinn, aber keinen Sinn? Wer will sich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchsten Gedanken im Buchstaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöses Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte: nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, aber von einem freudigen Dienste in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den sichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unsichtbaren Gott?

Übrigens muß ich doch sagen, daß ich kein böser Bube war, sondern treu, redlich, unverdorben, und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein schmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geschah, da ich überhaupt nicht viel redete, so wußte ich selten, was ich sagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubnis auch fühlte, so fest ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, so fiel mir doch nicht ein, Anstalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewisse Unbehilflichkeit in allen Gliedern; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieselben einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denselben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieser Mangel an Rührsamkeit und Selbstbestimmung, dieses Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt, dann aber auch die Klugheit, Anschlägigkeit, Ausdauer auf diesem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolks ist, kann in einem Volke, dessen Glieder geistig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines soliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeschlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch tun. Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klasse Menschen anzusehen, zu sehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herabsah, sich besser dünkte und ihm befahl, wo es sich nur tun ließ. Ich sah keinen Bauernsohn, und wenn ihrer sieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute (Pächter) oder sonst sich schinden lassen. Ich sah, wie jeder Handwerker, sobald er zu einem Kreuzer Geld kam, sich Land kaufte, ein Bauer zu werden strebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich sah eine Menge verlumpter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für sechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schlosser als Diebsgesindel, Tischmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln (Lumpen), Wagner die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Öschli (Esche) oder ein gerades Buchli (Buche) hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit roten Nasen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Atem; daß die Schuld von allem dem nicht an den Handwerken, sondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verstand.

Ich blieb also bei dem Bauer, ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen bestimmten Lohn einig geworden wären. Er sagte mir, erstlich hätte er viel Kosten wegen meiner Kleidung gehabt, da sei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner sagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen lassen und mir dann soviel Lohn geben, als ich verdiene und bis ich zufrieden sei; übrigens so bald ich etwas Geld notwendig habe, so solle ich es ihm nur sagen, er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, sich nur die Wolle vorbehielt, sah ich in Gedanken schon einen

Stall voll Kühe und Rosse als mein Eigentum und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienste, und mein Meister, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meister nicht zu Hause war, so konnte ich befehlen. Ohne es zu wissen bildete sich bei mir im Futterrüsten, beim Futtern, bei der Behandlung des Viehs ein bestimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchsten Not abwich; daher konnte es mir auch niemand recht machen; daher versäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens noch des Abends; daher war mein Vieh auch schön, selten eine Krankheit im Stall und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg (zurecht). Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam, und ein Metzger, auf Antrieb des Meisters wahrscheinlich, mich rühmte, so ward ich stolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden borgete (meine Pferde schonte) ich mehr als mir selbst, und oft zankte ich mit dem Meister, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zweimal, als daß ich das Schinden der Tiere zugab.

Während dieser Zeit war ich nicht nur recht glücklich, sondern ich führte mich auch sehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, mistete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich soff, schüttelte lieber Heu, als daß ich Karten mischelte (mischte), striegelte lieber ein Pferd, als einen Menschen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müssen, um eine Nacht außer dem Hause zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd sich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn niemand es gehört; und wer anders sollte es hören, als gerade ich, dem sie anvertraut waren und der sie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben sollte, zu denen mich nichts zog, und anderes darüber vernachlässigen, an dem ich Freude hatte. Ein Interesse füllte meine Seele, und für mehrere hat selten eine

Menschenseele Platz. Kameraden lachten und spotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wolle; fragten mich oft, ob ich fromm geworden sei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen, und nicht nur an einem, Freude haben kann. Freude ist Freude, aber es sind gar viele Gegenstände, durch die sie erzeugt wird. Nun ist es aber doch die schönste Sache, wenn man Freude hat an dem, was man eigentlich tun soll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Ättene (Väter) und Papas, Müettene (Mütter) und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus Pfarrern und Wirten, aus Frommen und Gottlosen besteht, und diese verkehrte Welt sorgt recht absichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo sie nichts als Schaden haben, daß sie nur da ihre Freude finden, wo sie sich hinstehlen müssen, daß das ihnen eine unerträgliche Last wird, was ihre tägliche Beschäftigung sein soll. So verderben Knechte und Mägde, weil sie kein Interesse an ihrem Dienste finden, so versinken Bauernsöhne und Töchter ins Luderleben, weil in ihren Köpfen anderes steckt, als Freude an der Arbeit, so gibt es beim Studieren mehr Tagediebe, als Gelehrte, aus Herrensöhnchen gibt es Sündensöhnchen, aus Schreibern Schlingel, und am Ende was gibt es aus allen? Eins von beiden, entweder mißvergnügte stättige (störrige) Bastesel (basten=tragen) oder Schweine, die in jedem Kote sich wälzen; auf alle Fälle nicht munter fröhliche Christen, deren Gesichter und Leben freudige Loblieder Gottes sind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauer, den brachte sein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunst; seid ihr nicht zu vornehm, so lernet eines: in jedem Menschen ist ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verschiedene Weise, ohne diesen Trieb ist jede Arbeit eine Bürde, der man sich zu entziehen sucht; diesen Trieb erwecket, die ihm entsprechende Arbeit oder Beschäftigung suchet auf, sonst wachsen als Unkraut andere Triebe und werden

die Tyrannen des Menschen. Doch ich versteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuster, der über seinen Leisten will. Lachet nur, aber verzeiht mir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verstehe. Ich bin ja weder ein Landvogt noch ein Großrat, die das Recht dazu haben, ich bin auch kein Regierungsrat, der in seinem Kopf eine eigene Bernergeschichte erfinden und damit den großen Rat unterhalten und belehren darf*), sondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, sondern aus einem warmen guten Herzen und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und ihn vor jedem Bösen sicher stellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein Sonntags, und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, steckte ich die Nase in den Tanzsaal und g'wunderte (war neugierig); war aber um vier oder höchstens fünf Uhr bestimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfnisse das meiste geliefert, nur an eine Uhr mußte mir der Meister steuern. An dieser hatte ich noch größere Freude als an dem Wollhut, und wie manchmal des Tages ich sie herauszog, hätte niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meister, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherschritt, so war ich der stattlichsten Bursche einer. Ich maß über sechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achseln und stark gebaut; ich leerte ein Mäß (Metze) Roggen über die Hand aus**), nahm einen Sack Roggen vom Boden auf usw.

---

*) Soll nach Vetter auf den Regierungsrat Bernhard Fetscherin (1796—1855) gehen.

**) Kraftübung.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meister weglocken. Wenn unser Wirt in den Stall kam, so sprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meister nicht hören sollte. Kam ich zufällig ins Wirtshaus, so war auch seine Frau besonders freundlich mit mir und frug mich aus, wieviel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? Man müsse doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar g'wundrige (neugierige) Frau und kannte den Grundsatz nicht: Was du willst, daß dir die Leute tun, das tue auch ihnen; so konnte sie Diensten den Kopf groß machen (sie von sich selber eingenommen machen) meisterlich, und wer zu den ihrigen nur ein Wort sagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, sprach, was ihr in den Mund kam, frug nach keinem Menschen etwas, niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war sie besonders empfindlich und forderte für sich alle möglichen Rücksichten; man hatte gegen sie gefehlt, man wußte nicht wie, und dann gnade Gott einem! Auch unseres Müllers Sohn flattierte mir und strich um mich herum, er war auch ein feiner Kauz und ein ganzer Müller in allen Teilen.

Alle wollten mich auf eine verblümte Weise aufweisen (aufreizen), mein Meister werde mich übervorteilen, allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich hatte keine Ursache, dem Meister zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an niemand sonst treu war, daß er betrog, sobald er konnte; allein ich dachte nicht von ferne daran, daß er an mir nicht treu sein würde, er gab mir immer so gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshäriger (knauseriger) Bauer keinen Unterschied macht und zum Übervorteilen ihm niemand zu gut ist, am allerwenigsten ein Knechtlein, das auf Erden so wenig zu bedeuten hat; daß kein Mensch einem Betrüger trauen kann, zeige er sich auch als der beste Freund. Darum traute ich meinem Meister, er werde mich nicht zu kurz kommen lassen und mir, sobald ich es bedürfe, mein Geld geben.

An Zinse dacht ich nicht, und Sparkassen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beisammen gesehen und in den Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl gestohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen sich belaufen möchte, und was sich damit anfangen ließe. Für das erste Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admissionskleidung, dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigstens fünfzehn Taler. Es schien mir wohl zuweilen etwas viel, allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meister getrost die Aufsicht überlassen konnte, und der dem Meister im Stalle allein mehr verdiente, als der Lohn betrug. Mit dem Meister redete ich nicht darüber, er aber sagte mir von Zeit zu Zeit: „Miaß, du must z'friede mit m'r sy." Wenn ich noch zehn Jahre diente und mir der Meister, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tausend Pfund, und somit den Satz, etwas Eigenes anzufangen und wieder ein Bauer zu werden — so rechnete ich —, aber der Mensch denkt — und Gott lenkt.

---

16. Kapitel. **Fürio! das Haus brennt.**

Einmal, im Emdet (zweite Heuernte) war es, hatte ich mich spät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeständig Wetter gewesen, viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm schien, hatten wir alle Hände voll zu tun gehabt und am letzten Tage heimgeführt, solange es heiter war; alle Wagen stunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derselben. Als alle ins Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu besorgen; nachdem sie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöse, als

ob man einige tausend Körbe mit Glasscherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erschütterte. Ich fuhr auf, aus schwarzer Nacht war blutroter Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hosen, die Schuhe aber nirgends, sprang hinunter und sah das ganze Scheuerwerk unseres Hauses bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh, dorthin stürzte ich, meine Sachen ganz vergessend, nur an meine lieben Rosse, an meine lieben Kühe denkend. Ich sprengte in der Angst, da ich das Schloß nicht fand, die Türe mit einem Tritt, und schnitt die Halftern durch, lockte, trieb in wilder Angst die Tiere zur Türe und brachte glücklich alle heraus bis an ein Pferd, das wir erst gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle stand, und die kein Bein machen wollte. Das treue Tier wollte sein Junges nicht verlassen und fand in seiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Über meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hause war, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt ins Tenn (Tenne) stürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter stürzenden Balken weg sprang ich ins Freie. Nun im Hause vornen Geschrei und ein wirres Austragen dessen, was man in der Angst ergriff. Der Meister rief um Hilfe, um sein Bureau zum Fenster hinauszuheben, und meine Kraft trug die schwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofstatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlassen werden; nun erst dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, besonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe, in weitem Kreise fiel nieder der Feuerregen und bedeckte die Dächer der Gebäude, aber auch der Regen schlug prasselnd nieder und hinderte ein schnelles Feuerfassen. Aber die wachsende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte, hie und da fing eine Ecke an zu rauchen,

niederfallende Schindeln und Holzsplitter glimmten auf den Dächern.

Wir versuchten zu löschen, so gut wir konnten, aber betäubt vom Schrecken faßten wir alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hilfe, und doch donnerte es nicht mehr, das Gewitter schien in einem Schlag sich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden schienen zu verschleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle (Windlicht auf hoher Stange) sich zeigte, bis das schauerliche Rasseln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwanzig Minuten die erste auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es selbst erfahren, wie in solchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten sich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten, der wilden Naturgewalt setzte sich die umsichtige Kraft der Menschen entgegen; da schien zorniger die Glut zu zischen, und gewaltiger wälzten sich die Feuergarben zum Himmel, als sie des Feindes nasses Nahen fühlten. Aber der Mensch bebte nicht, auf den Dächern ringsum setzte er sich fest und schirmte mit nassen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwischen den Brand und die zu schirmenden Gebäude; die Spritzenmeister reihten die verworrene Menge, durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und senkten rasch die Spritzen ihre Arme, und in hohen Bogen stürzten Wasserwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätschten (ließen prasseln) gradlinicht die nächsten Röhren ihre blinkenden Wasserstrahlen, wie von des Bogens straffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie die Ordnung geschaffen und ein geregelter Widerstand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtsein überlegener Kraft, und mit demselben trat Ruhe unter die Kämpfenden, und beinahe stille ward es unter ihnen; nur hie und da erscholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermütige, unnütze Schneiderseele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte, aber kräftige Fäuste schoben sie bald wieder dahin, wohin

sie gehörte. Wohl rasselten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden strömte herbei, aber sie traten ein in die Ordnung, und der Geist derselben kam alsbald auch über sie. Nur schüchtern sah man herumschleichen oder an Bäumen stehen ein vornehmes Bauernsöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das seine Höschen schonen mußte. Zurückgedrängt in sich selbst, wurde das losgebundene Element immer wütender, wirbelte sich aus den Heu- und Garbenstöcken immer gewaltiger herauf, und jede einstürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerströme auf Menschen und Häuser. Aber die Menschen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnsten; es stürzten die Garben und Heustöcke herunter, ein Flammenmeer bedeckte alles; aber die Menschen wankten nicht, gegen des Elementes Wut setzten sie des Menschen Ruhe, und des Elementes Wut verzehrte um so schneller seine Nahrung, und schwächer schlugen seine Flammen auf, und kürzer wurden seine feurigen Zungen, und matter leckten sie an den schwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menschen, die vorher dem ungestümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den Ermattenden ein zu seiner Vertilgung. Die Wasserzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; zischend griffen die Wasserströme das Feuer über seiner Beute an, und muntere Bursche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und rissen dem Feuer aus den Zähnen seinen Fraß und schleppten ihn aus dessen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch listiger; es barg sich unter die Trümmer, versteckte sich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der sich in der Siegerfreude berauscht und die Wachsamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet ist, doch umsonst.

Nach alter schöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, stattete der Pfarrer der nun überflüssigen Menge den gebührenden Dank ab, nur merkte man ihm sichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er diese Abdankung machen solle,

denn er hatte noch keine gehalten. Er schien sich für eine halbe Stunde entschieden zu haben, aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Teil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich diese drei gefunden. 1. Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz insbesondere. 2. Vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes. 3. Vom Dank gegen Gott, daß er Menschenleben behütet, und vom Dank gegen die Menschen, daß sie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächsten Spritzen und Mannschaft, wies auf Brotwagen hin, welche vernünftige Nachbarn herbeigeführt, den Hunger der Arbeitenden zu stillen. Während die Menge sich verlief, ordneten sich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, prasselten ihm Wasserstrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandstätte. Den Wechsel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel sich hob und ihr goldnes Auge durch dunkle Wolken niedersah auf die schwarze Brandstätte. Da erst kam man wieder zum Bewußtsein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härtesten zuging, war im Feuer und Wasser gewesen und hatte weder an mich noch andere gedacht. Nun sah ich auch den Meister wieder, wie er schluchzend bei dem einen und dem andern stand und seinen Verlust beschrieb, wie er bei jedem Teile seines Hauses in neue Tränen ausbrach, an eine andere Einbuße sich erinnernd; sah die Frau heulend auf der Spycherlaube sich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; sah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel (Röcke) jammern und nach ihren Göllerketteli (Halsketten) schreien; und ich stand barfuß in Hemd und Hosen an der Brandstätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein sauer Verdientes, ich weinte erst, als man neben dem Kalbe meinen schönen Kleb (rote Kuh mit weißem Fleck) fand, der den Tod der Treue gestorben.

Nun suchte ich auch das gerettete Vieh wieder zusammen,

machte in einem Schopfe (Schuppen) Platz, so gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus und brachte die Milch der Meisterfrau. Sie fing neu an zu heulen, heulte mich an, was sie doch mit der Milch machen solle? Indessen behielt sie sie, trank davon, gab ihren Töchtern, ob ich auch gehabt, danach fragte niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erst als ich andere trinken sah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schuttabräumen und Löschen, barfuß im Hemd und Hosen, und aß ein Stück Brot, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrat für den Abgebrannten, ich half abladen, die Rosse halten; es kam Eßware aller Art, es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen, Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber niemand sah den geschwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kutte.

„Ja, Miaß, es isch m'r viel z'übel gange, u noh dr Kleb verbrunne (verbrannt), hescht dä de nit chönne use bringe?" war alles, was mir der Meister sagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarschaft ein Paar alte Holzschuhe. Mit diesen setzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer seine Geschenke an Scherm (unter Schutz) bringen. Da kam der Wirt und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, sondern aus Hochmut; für den armen Knecht, der zwar nur seines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, sondern nur wie er Gerichtsäß war, hatte er nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geschah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt. Gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Ersatz von ihm zu erwarten hätte, daß er sehr viel gerettet und ich gar nichts, daß es mir am übelsten gegangen, daß meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Notdurft, ehe sie dem Bauer für

seinen Überfluß sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daß sie allemal, wenn sie für den Meister gesorgt, und nicht für sich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliarassekuranzen, sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für sie zu bezahlen; damit die Diensten, die ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden und nicht ein jedes zuerst nach seinen Hüdlene (Lumpen) laufen möchte. An dieses alles dachte ich nicht, aber ich war so von ganzem Herzen unglücklich, wie seit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt, in die schlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegossen, vernachlässigt von allen, bei allen meinen Anstrengungen unbemerkt, bei meinem Verluste unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins über mich, das mir das Herz zusammenschnürte.

---

18. Kapitel. **Fürio! Es brennt auch im Herzen.**

Endlich kam der Abend. Mir schien, als ob seit gestern ein ganzes Jahr verlaufen sei; eine unendliche Kluft dehnte sich mir zwischen gestern und heute. Als ich fertig war mit Füttern und ein Lager mir bereitet hatte zwischen meinen Tieren, lehnte ich mich traurigen schweren Gemütes an einen Baum und blickte hin auf das öde Grab so vieler Dinge. Ich war nicht nur einsam hier im dunkeln Abend, sondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte sich um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wissen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächsten Verwandten hatten mich verleugnet, mein Meister, vom Eigen-

nutz überwältigt, nur an sich denkend, hatte seine Rolle gegen mich vergessen, mich übersehen, nicht erkannt, was ich für ihn getan; manches, das ich lieb hatte, war dahin, mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider, ein Büscheli (Häufchen) Geld lag in der Asche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid geteilt oder mir guten Mut gemacht. Das alles dachte ich nicht, aber ich fühlte dessen Wirkung. Matt und mutlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward und ein kühler Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter, eine Stimme sprach: „Miaß, sä (sieh) da hest neuis (etwas)!" Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Änneli, etwa einen Scheibenschuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riß, um das die Buben kutterten (buhlten). Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rotangestrichene Kegelkugel, sondern ein länglichtes, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, sondern wurde rot.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm die Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Änneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen gebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zumute ist, wenn in ihren winterkalten Schoß

der erste Frühlingsregen fällt, der erste Tau sie tränket; wenn da die Würzlein alle sich regen zum freudigen Leben und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menschen. So, denke ich, sei mir zumute geworden. Eine sanfte Wärme glomm in mir auf, ein süßer Schauer rieselte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust, ein immer wachsendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu sein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knospeten in mir, und die Knospen hoben leise ihre Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem so manches schon begraben, wo nur Moder, Verwesung und starre Totengebeine waren, und die Knospen blühten schüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten sich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verschämt noch die Gesichtchen in rosigem Taue verschleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menschenherz, wenn die Stunde günstig ist, in Augenblicken. Lange stund ich still am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Trostlosigkeit war geschwunden. Die Wehmut, das Sehnen nach denen im Grabe war fort, Heiterkeit, Freude, Lust woben sich in mir rasch durcheinander, und aus diesem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Gestalt Annelis hervor mit seinen verschämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter seine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: „Miaß, sä da hesch neuis!“ Und ich hatte ihm nicht gedankt. Da ergoß es sich brennend über mein Gesicht, ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefste Gründe und schalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Versäumte gutzumachen, aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen. Wo war es jetzt, war es nicht böse, durfte ich von meinem Vieh weg, was sollte ich ihm eigentlich sagen?

Dann trieb es mich doch wieder hin, sehen wollte ich es wenigstens, in seiner Nähe einen Augenblick sein, mich auf irgend eine Weise künden. Endlich zog es mich noch widerstrebend fort; bald schlich, bald lief ich dem Nachbarhause zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorsichtig umstrich ich das Haus, hoffend Änneli noch beim Brunnen zu sehen; aber alles war stille und schien zu Bette. Ich wußte nicht, was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeister und sein Knecht hülfen an der Brandstätte wachen, Änneli sei gewiß in seinem Gaden, und niemand werde mich stören, wenn ich mich vors Fenster schleiche. Leise stieg ich hinauf, aber oben durfte ich nichts sagen, nicht klopfen, wind (angst) und bange wurde mir, viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder herunter gewesen wäre; da mußte ich plötzlich niesen, ein, zwei, dreimal, über mir öffnete sich das Fensterlein, und Ännelis Stimme sagte: „Wer isch da?"

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald sich Vorwürfe machte, sich vorhielt, was ich von ihm denken müßte? dann aber doch sich freuete und leise hoffte, ich werde noch kommen oder doch seiner gedenken, vernahm ich erst nachher. Erschrocken sagte ich: „Nume (nur) ih," und stotterte verlegen meinen Dank und die Versicherung, ich wollte ihm seine Guttat mein Lebtag nicht vergessen. Änneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt, ich hätte ihm ja einst auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht, was Änneli damit meinte, und behauptete, ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde fast angst, es hätte einmal einen andern für mich genommen. Änneli sagte: „Eh Miaß, chennst mih de wäger (wahrhaftig) nit ume (wieder)? Es het mih scho lang duret, daß nüt zu m'r g'seit hesch, als gute Tag u gute Nacht; ih ha g'meint, du sigisch (seiest) z'hochmütig. Besinnst di de nüt meh, vor zwölf Jahre a d'r Bettlerg'meind hesch m'r Wegge (Weck) gäh, wo m'r hei briegget (geweint) us Hunger? u das ha ni d'r nie vergesse,

un ih ha großi Freud g'ha, wo ni di wieder g'seh ha, i ha dih grad ume kennt, un i ha mi g'freut, daß m'r so nach bi nenangere (beieinander) syge, aber du hesch mi nit welle chenne, u das het mi mengisch (manchmal) duret."

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geschichte, geschweige denn des kleinen Mädchens Gesichtszüge, rein vergessen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrscht, festzuhalten, was je einen Eindruck auf sie gemacht, je reichere Herzen, desto tiefern Eindruck, besonders die Eindrücke der Liebe und Anhänglichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichtum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich niemand sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, daß ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fing bald an zu stocken, mich fror es entsetzlich in meinem luftigen Kleid, Änneli wurde ängstlich, die Meisterfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Gaden gewesen, um noch manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Änneli hätte mich so gerne hineingehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hineinkommen heißen, und Änneli hielt sich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und

fürchtete, ich möchte es für anlässig (kokett) halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen, so dumm wie ich sei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge, das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, daß, wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben (Gelbschnäbel) gibt, die noch während der Unterweisung oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht noch nicht sechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüsch (Kleie) wegsehen können, in allen Gaden (Schlafkammern) herumschnausen (=stöbern), sich den Eingang erzwingen durch wüstes Tun, das Mädchen mag sie wollen oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln (hölzerne Wasserleitungsrohre). Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geschwind genug das Fenster öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen schlafen, damit ja kein Geräusch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man sie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja sich förmlich an die Kuttenfecken hängen, damit man mit ihnen heimkomme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn sie nichts Besseres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl, aber solcher Art waren weder ich noch Änneli.

Freilich ging ich zweispältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt ums Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeschlagen worden wäre. Die erschöpfte Natur machte jedoch diesen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erst, als meine hungrigen Kühe mich aus süßen Träumen brüllten. Auch träumerisch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, staunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich selbst, lief in den Schopf,

um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich sehen, wie reichlich man meinem Meister Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauer eine Kleidung und zwei fast neue Hemden erhielt. Was war dies gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die Längizyti (Sehnsucht) nach Änneli, alle Augenblicke meinte ich, es müsse aus dem Hölzli hervorkommen, und als seine Meisterfrau selbst ihrem Manne das Essen brachte, zürnte ich recht über Änneli, daß es nicht auf irgend eine Weise seiner Frau den Auftrag abgeschwatzt. Aber je näher der Abend kam, desto gelinder wurde mein Zürnen, desto fester mein Entschluß, im Dunkel der Nacht Änneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluß erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig, sie hielt uns einen großen Teil der Nacht hin, ich mußte mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis ins tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbeigezogen war und wir wieder Atem schöpften und ein Gottlob! nach dem andern von unsern Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Änneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Änneli sagen, was wird es von dir denken, daß du

nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz. Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen, denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz, in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne untergeht in grausige Wolken, so geht beiden meist die Liebe unter in wüster Sinnlichkeit, es gibt darin keine Unterschiede. Unter Seiden und Zwilchen stürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brausen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man schön darüber zu reden, läßt Tränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen, im Zwilchenkleide bleibt man stumm und streicht still und wild durchs Feld. Aber das ist eben das Unglück, daß man allen, die unter einem sind, keine Gefühle zutraut, also auch keine Gefühle berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Herde Elefanten auf einem Reisfelde; daß man glaubt, der Knecht sei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besonderen Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder etwas auf Erden noch etwas am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erlosch, strich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, schien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles still ward, wagte ich mich noch lange nicht

vor das Gaden (Schlafkammer), aus Furcht, mich merke jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab allen einen gesunden Schlaf, auch Änneli. Ich klopfte mehrere Male umsonst; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unters Fenster kam und überrascht fragte: „Miaß, bisch du's, was wotscht (willst)?“ „Wetsch mih nit e wenig yche lah (einlassen)?“ fragte ich endlich stotternd und zagend. Änneli sagte nichts, öffnete schweigend das Fenster, und zum ersten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie seine Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlassen geglaubt, niemand an meine Not gedacht, wie ich Längizyti (Sehnsucht) gehabt, bis ich ihm das sagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun fast gefürchtet, es möchte böse über mich sein. Änneli freute sich, daß ich seiner gedacht, es hätte sich fast geschämt und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitschene (Mädchen) halten, die den Buben Wein zahlen und Kram (Geschenke) bringen, und doch sei das wahrhaftig nicht der Fall, es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunst so entblößt gesehen und gehört, daß mir alles verbrannt, hätte es weinen müssen, sei nach Hause gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich sei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte (Patin) gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter seinen Kleidungsstücken, das ich brauchen konnte; das sei auch gar zu wenig gewesen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir selbst etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, sei ihn's plötzlich eine Angst angekommen, daß es habe davonlaufen müssen; es hätte mich schon damals fragen wollen, ob ich es nicht kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht mehr kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waisen einander unsere Schicksale. Änneli hatte viel mehr gelitten als ich, da

ihm seine Mutter, bald nachdem ich es gesehen, gestorben. Verwandte und Meisterleute hatten es vielfach mißhandelt; bei aller Arbeitsamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszustehen gehabt, Nachstellungen des Meisters, eifersüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nirgends Trost, und nicht den Trotz in der Brust, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde sein Leid nicht ausgehalten haben, aber seine Mutter habe es an Gott gewiesen, der werde es nicht verlassen, solange es brav und fromm sei, und hier habe es seine Kraft gefunden. Ich begriff das letztere nicht recht, denn bei Gott Trost und Kraft suchen, hatte ich nicht gelernt, wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten, aber daß dies das gleiche sei, wußte ich nicht; ich meinte, beten sei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Änneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über alle, welche ihm wehe getan. In den Fäusten juckte es mich, jenen begehrlichen Meister abzubleuen; schnell frug ich, ob sein gegenwärtiger Meister oder der Knecht ähnliches sich zu Sinne steigen ließen, und auf die Versicherung, daß dies nicht geschehe, mußte es mir versprechen, es mir alsobald zu sagen, wenn es sich einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abschlagen könne. Unter solchen Gesprächen verstrich die Nacht wie ein Augenblick, und Änneli mahnte mich ans Weggehen, bittend , ich solle doch ja hübscheli (leise) machen, es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter (Fensteler) gehabt. Ich ging ungern; versicherte ihn's noch, mein Lebtag werde ich es nicht vergessen, und wenn ich ihm etwas tun könne, Tag oder Nacht, so werde es meine größte Freude sein. Ich frug noch ums Wiederkommen, und Änneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merkten und uns ausführten (verspotteten). Das schien mir gar lange, ich wäre gerne schon morgen wieder da gewesen, allein Änneli

war vernünftiger als ich. Es stellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen andern antreffen, allein mehr wolle es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man sich sehen und ein Wort miteinander wechseln könne, schon wenn man sich nur guten Tag sagen könne, tue es einem wohl. Wir hatten nichts von Heirat, nichts von Liebe gesprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechselt, aber unsere Herzen lagen offen voreinander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe seither erzählen hören, es habe Menschen gegeben, die in großer Herzensangst in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit einem vorgehen kann, das habe ich erfahren. Stolz schritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu sein, Änneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält wurde, konnte jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Änneli gehen, wenn ich Längizyti (Sehnsucht) hatte, konnte ihm wenigstens, wenn ich es traf, ansehen an seinen lieben Augen, daß es mich kenne; das alles machte sich mir nicht klar im Kopfe, aber das Gefühl davon hob meine Brust, strömte Freude in mein Herz, strahlte mir aus den Augen. Ich trat viel männlicher einher als früher, hatte eine innere Lustigkeit, die manchmal ausbrach, zu großer Verwunderung derer, die dies sonst nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebsten allein, pfiff ein Liedchen und sann an Änneli.

---

19. Kapitel. **Wie man lieben und arbeiten kann.**

Es kam nun für mich eine gar strenge Zeit, denn unser Haus sollte noch vor Winter wieder aufgerichtet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu besorgen, auf dem Bau-

platz immer zu tun, eine Menge Steine sollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut, Holz brachten sie genug und unentgeltlich zur Stelle; wer einen Tag entübrigen konnte, half Mist oder Steine führen und z'Ackerfahren usw. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu schaffen. Das Mühseligste von allem war, daß uns alles Schiff und G'schirr (aller Hausrat und sonstige fahrende Habe) verbrannt war; von allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts und mußten erst hier aus und dort aus springen, um es zu entlehnen (leihen). Wollte ich Steine führen, so fehlten mir Ketten, Schleiftröge (Radschuh), Knittel; wollte ich Mist führen, so hatte ich weder Mistbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm, er hütete sich wohl, das Erforderliche gleich anzuschaffen; er rechnete, beim Bauen gehe dem Werkzeug am meisten ab, gehe viel davon verloren, beim Bauen unter diesen Umständen leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nötige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es also ab, dieses gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergessen; was er dann endlich anschaffen müsse, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilich am lästigsten, sobald ich listig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebsten. Ich mußte fast alle Tage um etwas aus oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar so oft an die Reihe als Ännelis Meister, und wenn es sich tun ließ, brachte ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Ännelis Meister rühmte mich dann, wie ich ein Exakter sei, und hieß mich wiederkommen, so oft ich etwas nötig hätte, er sehe, ich trüge ihm Sorge zu seiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für so 'ne Junge e Tolle (Tüchtiger) sei. Aber deswegen kam ich nicht, sondern wegen Änneli, das ich fast allemal bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen sah. Wir sprachen nie lange

miteinander, aber unsere Augen verstunden sich und sagten sich alles; und wenn ich seinen Kittel (Rock) streifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, seine Hand berühren, so drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich ging überselig heim. Kein Mensch merkte von weitem, daß Änneli und ich näher miteinander bekannt waren; wir hüteten unser Geheimnis mit der größten Sorgfalt und waren um so glücklicher dabei. Erst jetzt merkte ich, wie klug Änneli gewesen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht sein wollte. Alle Tage waren meine Rosse im Kommet (Kummet) früh und spät; des Morgens um vier mußte ich fort und kam abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Tiere nicht abfallen zum Erbarmen, so mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit lassen zum Fressen, mußte abpassen und da sein, damit sie es mit aller Muße tun konnten. Ich mußte ganze Nächte meist wachend zubringen, in andern nachschlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit oder ein wachsamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Tiere munter blieben, alle Menschen über ihr Aussehen sich verwunderten und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe nebenaus zu fahren usw. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres, als Fuhrleute, welche stundenlang in Wirtshäusern liegen und ihre armen Rosse den Fliegen preisgeben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer (Fuhrknechte), welche ihre Rosse, wenn sie heimkommen, in Stall stellen, tränken, Futter aufschütten, dann einem Meitschi nachlaufen, dort bleiben, bis sie bald anspannen sollten, dann die noch von gestern hungrigen Rosse wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen schlafen, die Rosse herumplampen (schwerfällig gehen), Blätter von allen Bäumen reißen lassen, endlich auffahren, mit der Peitsche auf die armen Tiere einhauen und in schnellem Trott das Versäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt

es viele, man sieht es den Rossen an; solche Schlingel sind ärger als ein Tier, und sie verdienten, daß der liebe Gott sie auch in ein Tier verwandeln und einige Jahre einem Tierschinder in die Hände und unter die Peitsche geben würde.

Änneli freute sich, daß sein Meister mich so rühmte, denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden lassen, und Änneli machte mir Vorwürfe, daß ich so schlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, sagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, so hätte ich es ihm sagen sollen, sein Meister sei ihm noch den letzten Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, daß Änneli meinte, ich zöge so vorweg ein und verhudle (verlumpe) mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister zu gut zu haben glaube, aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse und Geld ihm mit verbrannt sei. Das gefiel Änneli gar nicht, daß ich mit meinem Meister nicht Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es, es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen und von Zeit zu Zeit ein Nastuch (Taschentuch) oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgeleugnet, alles Gegebene hoch angeschlagen, noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht; und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen, und nicht einen Lohn.

Änneli meinte, mein Bauer sei der rechte, es auch so zu machen, er habe in der Gemeinde nicht das beste Lob, ich solle daher mit ihm rechnen sobald als möglich und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Taler nicht zuviel, bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen. Daß mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht, er wußte ja, was er mir

gesagt und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wieviel ich bei ihm zu gut, und wieviel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte, er habe sein Geld nicht bloß für mich, so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders, somit wollten wir miteinander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei, denn von seinem Geld brauchte ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs, daher faßte er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: „Miaß, es isch nit so bös g'meint, het d'r neuer (einer) d'r Gring (Kopf) groß g'macht? Ih will scho mit d'r rechne, sobald ih d'r Zit ha, und d'Kalender g'funge, wo nih ufg'schribe ha, was ih d'r gä ha. Aber du mußt nit grad ufbigehre, we n'ih allbenenisch (zuweilen) uwirsche bi, we du so viel z'sinne hättest, du wärischs o. Du hesch nüt Kummer z'ha, für södli (soviel) bi nih notti geng (noch immer) gut gnue, u du weisch wohl, was ih d'r mengisch (manchmal) g'seit ha, u wed Geld manglisch, su chum ume ung'schoche (ohne Scheu), we nih ha, so muesch o ha." Was sollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten und ließ mich begütigen. Änneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir. „Miaß, du bisch viel zu ne ufrichtige, du wirsch g'seh, wie's d'r gaht," warnte es, und es hatte recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht aufreißen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, daß unsere Liebe züchtig blieb und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufel-

nehmen, erschießen, ins Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele, aber wir fühlten, daß eins dem andern alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und jedes fand sein Glück darin, daß es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht miteinander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Änneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber Änneli wollte nicht, es sagte, das trage gar nichts ab, wir seien beide arm, müßten unser Geld sauer verdienen; da solle man es nicht so leichtsinnig ausgeben und an einem Sonntag vertun, für was man eine ganze Woche geschwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen sturmen (wirblichen) Kopf und Unlust zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerksam auf uns beide, hätten zu räsonieren, ließen uns nicht mehr ruhig, sondern würden eins gegen das andere aufreisen (aufhetzen) und uns auf alle Weise Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verstrich im stillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

---

20. Kapitel. **Wie böser Wein Hochzeit macht.**

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich sie abgeben konnte. Hungrig und durstig ging ich mit meinem Meister einen Schoppen zu trinken und fand am gleichen Orte Änneli mit seiner Meisterfrau, die Garn und Anken (Butter) zu Markte getragen hatten.

Mein Meister meinte, ich solle auch einmal einem Meitschi eine Halbe zahlen und eine mit ihm ha (tanzen), es tue m'r's wohl; und die Meisterin sagte, Änneli hätte es auch ver-

dient, es hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müssen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Änneli wehrte sich, wurde ausgelacht und mußte endlich, da ich anfing, böse zu werden, nachgeben. Der Meister rief mir noch nach, als wir in den Tanzsaal gingen, ich brauche nicht zu pressieren, er wolle diesmal schon füttern. Ich hatte noch nie getanzt und stolperte ungeschickt genug im Saale herum, so daß es mir bald erleidete und ich mit Änneli zu Tische ging. Wir saßen in einer dunkeln Ecke und plauderten traulich miteinander, nachdem die ersten Vorwürfe, daß ich auf den Meister und nicht auf ihn's gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten schon von Heimgehen, als ein übermütiger Bursche Änneli zum Tanz einlud. Änneli schlug es ab, er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch (Schürze); da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf, ich stieß ihn weg und sagte, ich wolle selbsten tanzen. Tanzete ich vorher tölpisch, schoß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, so geschah es nun noch mehr. Änneli schämte sich, wollte aufhören, bat mich, heimzukommen, es gebe sonst noch Streit, und wie es das sagte, wurde ihm der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt schlug bei mir das Feuer zum Dach aus; vom Wein halb, vom Tanz halb, also ganz berauscht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußsteller bei der Brust, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeschossen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten, Gläser, Flaschen flogen, die Mädchen sprangen auf die Tische, die Lichter wurden bald ausgelöscht, bald angezündet. Auf mich hatten sich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen, aber wie ein wütend Tier schlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zersplitternde Flaschen nicht, zerschlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Änneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reißen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir

widerstand, kämpfte, ohne zu wissen, wo ich war, mich zur Türe hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Änneli, das mich nicht lassen wollte, mich festzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm und war auf dem Punkte, meine erregte Wut gegen ihn's zu kehren, als ein Lichtschein auf sein Gesicht fiel, das weinend und ängstlich zu mir aufsah. Der Anblick lähmte mich, es gelang ihm, mich aus dem Hause herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn Schritte erneuerten Kampf, denn ich wollte immer wieder umkehren und meine Wunden rächen; damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe totgeschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Änneli wusch mich, so gut es konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihm immer vor, daß es mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, diesem oder jenem erhaltene Schläge wiederzugeben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber, weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Ännelis; und — am Morgen weinte Änneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Änneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen, natürlich wurde mir aufgepaßt, ob ich heimkomme, natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang (Fenstern) der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach, je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern.

Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, daß einem die Haare zu Berge stunden.

An Änneli durfte und mochte ich fast nicht denken und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm sagen, durfte nicht denken, was es mir sagen werde. Endlich siegte doch mein Sehnen nach ihm. Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art, Änneli zögerte nicht, fing aber gleich an zu weinen und sagte: „Gäll du verachtisch mih, d'rum bisch so lang nüt cho (kommen), du hesch recht, ih bi es schlechts Meitli worde, es g'scheht m'r recht, warum ha nih dih lah mit cho (hab' ich dich lassen mitkommen), wo d'voll Wy u voll Zorn g'sy bisch?" Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur sich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieses rührte mich unendlich; es ist aber auch so etwas Seltenes, jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der andern, daß es um so tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Änneli, tröstete es und versprach Treue im Leben und Tod, und dieses Aussprechen dessen, was eigentlich schon lange unter uns bestund, dieses Aussprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Trost. Doch jammerte Änneli noch lange, es habe seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, brav zu sein, und habe es nun vergessen, das bringe keinen Segen, und es möge nun kommen, wie es wolle, so komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlassen, und wenn es schon meiner Treuherzigkeit sich freute, so überschattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder sein liebes Gesicht. Änneli hatte in einer andern Sache auch recht gehabt. Nun fing man an, uns aufzulauern, wir wurden geneckt; ich hatte Prügelten, Anneli zerbrochene Fenster, zerschlagene Türen; bald hie, bald da schlich sich eine giftige Schlange zu und suchte

Zwietracht auszustreuen zwischen uns. Mir sprach man bald vom Knecht, bald vom Meister, welche Änneli lieber sähen, als nötig wäre, ihm sprach man von des Meisters Töchtern und noch von allerlei anderem.

Unterdessen kränkelte Änneli, wurde blässer, wechselte öfters die Farbe und klagte mir endlich, es glaube sich in andern Umständen. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verdutzt und gab dem armen Mädchen Grund zu glauben, ich suche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche lassen. Das war aber gar nicht so; sobald ich von meiner Überraschung zu mir selbst kam, entstund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müsse nun Änneli heiraten, Änneli alsobald meine Frau werden, dann brauchten wir uns nicht mehr übereinander zu schämen, uns verstohlen zu besuchen, uns necken zu lassen. Änneli war mein und ich sein, wir waren nicht mehr Waisen, sondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte stehenden Lohn, Änneli war geschickt, reinlich, haushälterisch, fromm; da machte mir unser Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Änneli war sorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte sich mit mir herzlich freuen über unsere Vereinigung: „Miaß, es isch m'r ke Mönsch so lieb g'sy uf der Welt wie du, nit e mal my Mutter, u du bisch m'r geng (immer) im Sinn g'sy, we dih scho nume (nur) e Augenblick u de (dann) zwölf Jahr lang nüt g'seh ha; u nih ha nit dörfe dra däyche (denken), daß du einisch (einmal) my Ma werdisch. Ach es ist doch e schöni Sach, we me neuerem (einem) ag'hört! Ih wett gern diene, d'Arbeit macht m'r nüt, aber niemerem (niemanden) sy, niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das isch e herti (harte) Sach. Witziger wär's, m'r chönnte noh zehe Jahr warte, aber m'r müsse üsi Süng (Sünde) büße u jitz desto böser ha, wenn is (uns) der lieb Gott g'sung lat (gesund läßt), su macht

das nüt. Es ist besser hie büße weder (als) im Himmel obe." — Wir hatten so viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überschlugen wir unser mutmaßliches Vermögen, und Änneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meister zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alsobald verkünden lassen. Allein mein Meister hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, so daß ich ihm endlich erklären mußte, nächsten Sonntag werde ich mich mit Änneli verkünden lassen, und da müsse dann doch gerechnet sein, ich wolle wissen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: „Du wirsch doch nit e Narr sy, Miaß," meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Änneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn eines sein müsse, nur das Kind nehmen, Änneli sei umme (nur) so ne Spinnele, es Wespi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchter wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, daß ich, wenn ich nur den geringsten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen (aufgehetzt) und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitags abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Türe zum Pfarrhause zu pochen. Änneli stund hinter mir, so daß des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn d'Pfarrersmägde sind gar g'wundrig (neugierig), sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam: der Pfarrer studiere jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden, wenn unsere Sache aber pressiere, so könne es die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen, und während die Frau Pfarrerin uns fragte, in alles

einzureden, uns zu necken, zu tun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäfte gehöre; so daß meinem Mädchen ganz bang und angst wurde und es froh war, als die etwas unbehilfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam und die Magd (sie hieß auch Änni und war wüst) uns hinauszündete (=leuchtete).

Wir hatten beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herabtrohlen hörten. Wir bildeten uns ein, das werde gar großes Aufsehen machen und der ganzen Welt zu reden geben. Es ist merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendste Mensch zu haben glaubt, wie jener neu angestellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutscher frug, was die Herrschaft über ihn gesagt habe.

---

21. Kapitel. **Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen lassen.**

Wir waren fröhlich und guter Dinge; da hieß es eines Abends, ich solle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böses dabei, sondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeschrieben, und er wolle jetzt bessere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauses kam, sah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrscheinlich auch Pfarrer, vom Hause wegbegleitete. Auf dem schmalen Wege ging er voran, achtete sich nicht genug und sah hinter sich, stolperte, stürchlete (taumelte) lang und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabakspfeife hierhin, dorthin rollend. Die hintern Herren wollten sich fast totlachen, aber nur ganz leise, da sie ihn stolpern und fallen sahen; dann eilten sie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich sagte ihm gar schön: „Guten Abend, Herr Kammerer" *) (er hatte es ungern und wurde hässig (grimmig), wenn man ihm nicht Herr Kammerer sagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab (schalt mich), daß wir schon ans Heiraten dächten und kaum unterwiesen seien; aber das sei heutzutage so, die einen seien zu faul zu dienen, die andern dünkten sich zu vornehm dazu, da wolle jeder für sich selbsten sein, und jede Magd sage, das Dienen sei ihr erleidet (zuwider geworden), und suche einen Mann zu kriegen; sie meine es besser zu machen und mache es zehnmal schlechter und komme in die bitterste Armut. Früher habe sie ungesorget Brot gehabt, nun müsse sie für einen Haufen Kinder sorgen, die sich mehrten wie die Küngeli (Kaninchen), und wüßte nicht, wo nehmen, als am Ende zu stehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, so wie er die Sache ansah, ganz recht darin, daß auf diese Weise durch ein unbesonnenes Heiraten eine Menge Menschen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte sich nicht an dieser Leute Platz stellen, und darum mußte sein Urteil über sie ein ungerechtes sein. Stelle man sich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer bösen Meisterfrau, oder nur bei einer etwas scharfen, wo es hie und da einen Schnauz (scharfen Tadel) erhält, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es sich verlassen kann, der im Fall der Not sich seiner annimmt; und, wenn es am Abend sich zu Bette legt, am Morgen aufsteht, niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denselben nicht in seiner holdseligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun so recht an diesen Platz sich gesetzt, so lege man sein Ohr an des Mädchens Herz und lausche, was sich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt? Es ist das Ge-

*) Der Geistliche in einem geistlichen Bezirk, der die Finanzen verwaltet, dem Rang nach der erste nach dem Dekan.

fühl des Verlassenseins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt, in dunklem Walde, bei einbrechender Nacht allein sich sieht. Schaurig wird es ihm zumute; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu teilen, ihm würde wöhler sein; ein Sehnen nach dem Ende seiner Einsamkeit überwältigt ihn. Ein düster Lichtlein, das ihm durch die Nacht winket, wird ihm zur Sonne, die gebrechlichste Hütte, die ihn aufnimmt, ein Palast, ein runzlig Gesicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn besser als das schönste an einer Kilbi (Kirchweih), und schlechtes Brot schmeckt ihm besser, als Küchli und Bratis (Krapfen und Braten) im Märit- (Markt-) gewimmel. So kommt ein Blangen (Sehnen) über viele arme Mädchenherzen, dem sie keine Worte geben können, von dem die meisten Menschen keinen Begriff haben, welches sich nicht legt, bis sie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem sie Schutz und Schirm, Liebe und Trost, in diesem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erstickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag und in alle Geheimnisse des Kiltgangs (Fensterns) eingeweiht wurde, das an seines Herrn Tische alle Tage die nütnutzigsten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal fast gezwungen wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit diesem Blangen auch die Sinnlichkeit sich paart, die Seele eine Beute böser Lust, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen seiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachsen, bei der Gott versuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt, wer will da den ersten Stein werfen? Ich frage noch einmal. Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehltau der Lust, erwecket in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde, verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menschen mit der Bruderliebe,

die nicht nur nicht schlägt und beißt, sondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch keiner sich verlassen glaubt; machet eure Häuser nicht zu Höhlen, in welcher der Versucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das alles geschehen ist, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlassen. Mein Pfarrer nun stund nicht auf diesem Standpunkte, sondern er pülverte (zog los) tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtsinn, und wie sie der Gemeinde Lasten aufbürde, die unerschwinglich seien, und kaum habe die Gemeinde jemand erzogen, und er sei aus den Kosten, so mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade so täten auch wir, aber noch sei die Frage, ob wir heiraten könnten; ich sei der Gemeinde viel schuldig, und das müsse wieder bezahlt sein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja da war ich wie vom Himmel gefallen und konnte den Herrn lange nicht begreifen, daß ich aparti etwas schuldig sei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben solle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden sei, daß sie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte und wie hoch meine Schuld sich belaufe, das hatte kein Mensch mir gesagt, und so etwas erträumt einem nicht. Hätte man mir was gesagt, mir die Summe genannt, so würde ich ganz sicher für die Abbezahlung der Schuld gesorgt haben. Allein mein Meister wußte wohl, warum er mich nicht aufmerksam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde tat es nicht, denn die besteht eben aus lauter Meistern. Natürlich hätte ich nach Lohn gestrebt, er hätte mir einen bestimmten verheißen, ausbezahlen müssen, oder ich wäre weiter einem sicheren und größeren nachgegangen, darum hütete der alte Schelm sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen. Das alles stieg mir zu Kopf, und ich sagte dem Pfarrer etwas grob, das sei doch keine Manier, daß niemand die armen Buben auf diese Schuld aufmerksam

mache, bis sie entweder heiraten oder ein unehelich Kind haben müßten, allweg (jedenfalls) ihr Geld sonst zu brauchen hätten; ich hätte Lust, gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich sagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte besonders über meinen Meister, der es mir hätte sagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer sei ein braver Mann, hieß es, man hätte viel zu tun, wenn man jedem Hudelbuben (Lumpen) mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art lasse nicht von Art, ans Zahlen dächten die wenigsten, sondern nur ans Saufen und Huren. Ich werde auch nicht einer der besten sein, räsonieren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt, darum solle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein (Aufgebotschein) nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wissen, wieviel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, daß sei seine Sache nicht, der Gemeindschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

---

22. Kapitel. **Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.**

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er sagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meister als ein Zeichen seiner Freigebigkeit so groß getan, und da es spät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meister über den Hals und zuerst mit ihm ausg'schirren (aufbegehren), dann mit ihm rechnen; der war aber schon zu Bette und gab mir auf mein Rufen keinen Bescheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen, was ich zu zahlen, wieviel zu ziehen hätte, mußte ich zu Änneli, lud dort meinen Zorn ab und sprach den

Vorsatz aus, morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im reinen sei. Änneli weinte aber und sagte, das komme ganz anders, als ich glaube, Lohn werde ich wenig oder gar keinen erhalten, meine Schuld größer sein, als ich denke, und heiraten würden wir uns nicht können, es müsse ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an seiner Mutter. Es drücke ihm fast das Herz ab, um seines Kindes willen, das nun die Schuld seiner Mutter mittragen müsse. Das gute Änneli klagte mich nie mit einem Worte an, obgleich ich an allem schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es also gehen werde, allein es behauptete die Welt besser zu kennen als ich und schon lange gefürchtet zu haben, was geschehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm lassen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das Geld werde wohl zu leihen sein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Änneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele schlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren und dadurch dem Redlichern böses Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlasse, erklärte ich, so wollte ich Änneli doch nicht verlassen, und wenn wir die Heirat auch nicht zustande brächten, so wolle ich Tag und Nacht arbeiten wie ein Roß, bis ich das Nötige herausgeschlagen. Das Bewußtsein gegenseitiger Treue gab uns Trost, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meister sagen, mit mir in sein Stüblein zu kommen, ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erst nicht Zeit dazu machen, sondern Ausflüchte, als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er sich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerksam gemacht, und wollte wissen, wieviel ich für fünf Jahre Dienst bei ihm zu gut habe? Er wollte mich wieder auftagen (hinhalten), indem er noch nicht alles zusammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe

sich eher schinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde, er hat lieber das schlechteste Gesindel; denn ein solcher Stockbauer kennt nur den Unterschied zwischen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterschied zwischen Menschen und Menschen, und wenn er schon die bessere Arbeit des bessern Knechtes gerne hätte, so bringt er es doch nicht über seine hundshärige (knauserige) Natur, sie zu bezahlen. Endlich sagte er, wenn ich es zwängen wolle, so werde die Rechnung bald gemacht sein. Die ersten vier Jahre sei ich noch ein Bube gewesen, der nicht viel anders verdient als Kleider und Speise; er aber habe mir noch viel Geld zwischendurch gegeben, einmal drei Neutaler für eine Sackuhr auf einmal, er habe mir alle Trinkgelder zukommen lassen, welche eigentlich seinen Kindern gehört, somit glaube er, für diese vier Jahre habe ich nur zuviel erhalten, übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeschrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht lesen. Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut gestellt, und er wolle mir für dasselbe achtzehn Kronen geben, daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, so daß er mir noch sechs Kronen schuldig sei, die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit springen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgestellt, daß er mich so scham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienste, an seine Worte. Und der Bauer verleugnete den Fuchs nicht, sondern gab mir gute Worte, erinnerte an sein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen sie erzogen worden, versprach für die Zukunft viel, nur solle ich das Mensch fahren lassen, das habe mir einen bösen Kopf gemacht, mich hineingesprengt, sei nichts wert und verderbe noch mich.

Er hatte aber damit das unrechte Trom (Ende) ergriffen, denn in bitterstem Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie sie mir in den Mund

kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen und ging hinüber zu Ännelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wut. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Ähnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit (Verkommenheit) des saubern Gerichtsäßen (Gerichtsbeisitzers), und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz ausgehen, er könne und wolle mich nicht behalten, mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es mit ihm nicht verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es, um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und suchte Platz. Der tat nicht halb so nötlich (dringlich) mit mir, entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müßte ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben könnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so ging es mir auch bei dem Wirte, es war, wie wenn sie es miteinander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen und wurde böse, holte bei dem Gemeindschreiber noch meine Rechnung, die sich auf 60 Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister mußte man zehn Kronen geben, weil mich sonst niemand wollte. Dieser verleidete mich so, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß wie im Anfang.

Er hatte es einzurichten gewußt, daß er Geld für die Nachtmahlskleider bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikosten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen, für was, denn ich war nie krank gewesen. Endlich erinnerte ich mich, daß, wenn eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Rest davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine Laxierig, ich gesund oder krank sein; aber man wußte mir dieses Schlucken so schön vorzustellen, daß ich mich gern dazu verstehen ließ, denn ich erhielt immer Birnenschnitze oder dürre Kirschen dazu. Wahrscheinlich gingen alle diese Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte sie genommen, kriegte ich den Rest. Der Doktor, dem dieses hätte auffallen sollen, indem er mich immer kerngesund sah, fragte diesem wenig nach, sobald er nur etwas brauchen konnte; und wer weiß, ob er's nicht auch gewußt, er wäre gewissenlos genug gewesen, solche Streiche zugunsten eines reichen Bauern auf Kosten eines armen Kindes zu machen.

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindschreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigstens fünfzig Kronen ausstehenden Lohn zu besitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von sechzig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und diese Schuld war kein Traum. Sollte ich sie ganz bezahlen und noch dazu Änneli mit einem Kinde erhalten, so konnte es Jahre gehen, ehe wir zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer siedenden Quelle ein heißer Brunnen, ich sah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten sie seine Gurgel packen, und wahrscheinlich sprach ich noch laut dazu, da redete mich eine bekannte liebliche Stimme an: „Miaß, was isch d'r, chennst mih

nümme? Herr Jeses, wie g'sesch us und was wosch gah mache?" Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war und wer vor mir stand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir so lieb gewesene Schwiegertochter auf jenem Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Häusli herausbringe, daß ich tue, als wolle ich jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr, nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts tun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget (sie nicht geschont) hätte; aber sie habe mich anreden müssen, weil sie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wissen, was ich habe. Ich schnauzte sie an, wenn sie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, so brauche sie auch nicht zu wissen, was ich habe. Sie wäre mir vor allen lieb gewesen, und das habe mich am meisten gedauert, daß auch sie mir ihn zugetrauet, das sei nicht recht von ihr gewesen, sie hätte doch sehen sollen, daß ich ihr alles getan, was ich ihr an den Augen abgesehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden versicherte sie, mich für unschuldig zu halten, aber ich solle jetzt reden, sie könnte nicht den ganzen Abend bei mir stehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und sie sagte mir: „Miaß, chum morn zu nis (uns), u säg ne de, du heigisch äys (jenes) nit g'macht, u häb em Großvater a (halte den Großvater an), er muß d'r helfe." — „Nei nadisch (wahrlich) Mareili, zu nech (zu euch) chumen ih nit, u d'm Großvater häben ih nit a, ih wott nit noh einisch (einmal) gah ane kneue (kniefällig bitten), wer weiß, ob's öppis (etwas) hulf, u si mih nit notti sur (sauer) aluegte. Es meynts niemere gut mit mir, als Änneli und vielleicht du, susch isch alles unter eir Dechi (einer Decke), und eis D... Pack, der Pfarrer, d'Vorg'setzte u die angere Bure, u ke Schelm verklagt dr anger, u ke Kräye chratzet der angere d'Auge us." — Mareili bat vergebens, sagte endlich, ich habe noch immer den gleichen bösen Kopf

wie vorhin, der werde mich nicht weit bringen; hätte sie Zeit, so wollte sie noch mit Änneli reden, die müßte mich anders b'richten (belehren), aber mit dem Großvater wolle sie doch reden, daß mir geschenket werde, und wenn ich einen guten Platz wolle, so solle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y. gehen und sagen, sie hätte mich geschickt, und wenn ich dann eine Gotte (Patin) mangle, so solle ich nur zu ihr kommen, sie sage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmütig dazu sei.

Mareilis Güte hatte mich gerührt und erweicht. Also einen guten Menschen hatte ich doch noch auf der Welt! Diese Botschaft versüßte auch Änneli das Bittere des andern. Änneli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeschlagen, sie meinte, daß sei noch lange nicht ane kneuet (kniefällig gebeten), wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal seien die Menschen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menschen Hilfe in rechten Dingen nötig habe, so müsse man ihn dafür ansprechen, das sei der Weltbrauch und heiße noch lange nicht betteln. Die Menschen seien gar selten, welche Freundschaftsdienste aufrichtig anerbieten, wie Mareili es getan. Nun Änneli hatte recht, aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich, daß der wackere Alte sich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeschossen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht, aber das, was ich eigentlich wünschte, hätte er nicht getan. Er hätte meinem Meister seine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargestellt und das Übertriebene der Rechnung. Man sieht das Unrecht wohl ein, aber wenn es von einem angesehenen Menschen gegen einen unangesehenen begangen wird, so muckelt (munkelt) man davon im stillen und im Rücken, aber öffentlich ins Gesicht und am rechten Orte rügt es selten einer. Ihr Herren und Bauern, solche Muckelmeister sind zu Stadt und Land, schämt euch dessen und bessert euch! Wohl gibt es hie und da einen Menschen, der eure Schande nicht teilen, kein

Muckelmeister sein will, sondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken, seine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht sagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreise, bei den von der Gemeinde Besteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es steht dieser Mensch allein, es verläßt ihn die Feigheit, es finden ihn lästig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rücksichten, es belächelt ihn spießbürgerlich die Alltäglichkeit, es verfolgt ihn die Schlechtigkeit. Er steht allein — und die ihm gegenüberstehende Masse drückt dem Verlassenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskosten erstattet werden müßten, gar nicht, daß mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz besonders, daß mich niemand auf meine Schuld aufmerksam gemacht, niemand mich zu rechter Zeit an das Abzahlen gemahnt. Im allgemeinen zwar finde ich es nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zusammenlegen, dieses Geld zurückerstattet werde, wenn es möglich wird und das Kind zu einigem Vermögen gelangt; unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel, ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerstatten soll, während die Erwachsenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einseckeln. Da ist die Gewalt Meister und nicht das Recht. In einigen dieser Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erst nach der Admission an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einst zurückzufordern, da sollte denn doch Gewissenhaftigkeit bei ihr wohnen; sie sollte bedenken, daß sie einem Kinde eine Schuld entstehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß sie also die doppelte Pflicht hat, jeden Kreuzer, um den sie dessen Schuld vergrößert, auf das gewissenhafteste zu verwenden, so anzulegen, daß er dem Kinde

Zinse trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen imstande ist, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau untersucht worden, ob er hierher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat sollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuschlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geistig vernachlässigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Kostgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeschrieben hätte, ohne um das Kind sich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verstand machen, die bis dahin keinen hat, wenigstens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgehen wollte, hielt doch Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Dritteil geschenkt worden sei. Freilich war dieses das Gewöhnliche, welches denen, die darum baten, geschenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Es war auch besser so, denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meister, hätten sich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre sicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerschlagenen Köpfen geendet; und es wäre nicht das erstemal gewesen, daß man sich an einer Gemeinde geprügelt.

---

23. Kapitel. Wie ich und Änneli rechnen.

Änneli und ich faßten frischen Trost, wir sahen das Ende unserer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch frischen Mut, sie zu ertragen. Wir legten unser Geld zusammen; ich besaß acht, es zwölf Kronen, zusammen also zwanzig Kronen. Es konnte sein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen, denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben, bis Änneli seine Füße nicht

mehr sehen konnte, und sein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platz umzusehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Änneli bräuche, um sich ein Vierteljahr lang zu verdingen, mit dem Kinde wohl zwölf Kronen; einige Anschaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen; das Kindbettimahl auf sechzig Batzen wenigstens. Was ich Änneli über die Kindbetti kramen wollte an Brot, Wein, Fleisch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, sondern gedachte es aus meinem Verdienste anzuschaffen, so daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum ersten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desselben Jahres glaubten Änneli und ich von unsern Löhnen, wenn wir beide gesund blieben, soviel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten, als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger, vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbiet, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit Zutrauen entgegenkamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und klar wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren als manche Bauernstuben.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti (Sehnsucht); aber des Sonntags hätte mich niemand halten können, weder Wetter noch Meister, die zwei Stunden zu Änneli zu machen. Es wurde alle Tage runder,

und man sah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, tat nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber und wünschte, daß es den Dienst verlassen, wenigstens nicht soviel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge (es schone), wie sie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine rechte kindliche Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut geförmt seien und sicher dem Kleinen gut stehen müßten. Wie aber eine häßliche neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber glücklicherweise die Meisterfrau gesehen und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein als solcher Neid, besonders wenn man mit demselben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderes Mal führte es mich geheimnisvoll in sein Kämmerlein, schloß sein Schäftchen auf, zeigte mir ein Byglein (Häuflein) weißes Zeug und sagte: „Miaß, weisch was das isch?" aber Miaß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Änneli gar sehr sich freute; sie waren aus einem alten Lylachen (Leintuch, Bettuch) und alten Hemden gemacht, welche die Meisterfrau ihm geschenkt. Ein altes Tschöpli (weibliches Oberkleid) zeigte es mir noch, das sollte zwei Nachtärmeli (Nachtjacken) geben; dann habe es alles, was nötig sei, mehr als manche Bäurin, die nur vier Windeln besitze. Ein großer Teil der drei Kronen war also erspart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen sich regenden Freude unsern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide und lauter ganze Sachen,

nicht aus alten Lylachen und Scheuben (Schürzen) gemachte, hatte nicht so innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr seid wohl reicher an Geld, aber deswegen nicht reicher an Freuden! Reich sein an Freuden, hängt nicht von Reichtum, nicht von Armut ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen erstlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit saurer Mühe sich errungen, die man gleichsam aus den Steinen herausgeschlagen, auf alle Fälle mehr, als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteste Weise gekommen ist.

Und ein andermal kam Änneli mir weit entgegen, hatte sehnlichst mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im Kämmerlein hatte; und da lagen auf dem Tische, schön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tschöpeli, aber viel schöner, als Änneli sie bereitet hatte. Änneli gab mir ein Stück nach dem andern in die Hand und rühmte Stück für Stück, und auf seinem Gesichte glänzte die innigste Freude, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewußtsein aus, reich zu sein, viel zu besitzen, das reinste Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der G'wunder (Neugierde) in mir auf, zu wissen, woher das alles gekommen sei? Änneli, gegen seine gewohnte Weise, neckte mich erst lange; ich sollte raten, gab mir falsche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, daß ich Mareili raten müßte. Mareili war selbst dagewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nötig hätten, dergleichen Dinge besäße sie aber im Überfluß, und sie verschlügen ihr nur Platz (nehmen ihr nur Platz weg), darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise loszuwerden. Mareili hatte aber auch Änneli examiniert und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihm fortgegangen, indem sie alle Hilfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet, um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, daß viele glauben werden, ich

lüge? Änneli war wider seine Gewohnheit recht mutwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus (eifersüchtig) sei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Änneli wieder, daß ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach mutwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen und Heimweh nach Änneli im Herzen.

Ännelis Stunde nahte. Wir hatten Platz gesucht bei einer braven Wittfrau, die etwas näher bei mir wohnte, doch immer noch über anderthalb Stunden. Änneli verließ den Dienst, richtete sich in dem kleinen Häuschen ein, machte seine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuersäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Witwe — und erwartete so getrost, was der Herr über sie verhängen werde.

---

24. Kapitel. Wie Gott mir Änneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botschaft vor, sobald als möglich zu Änneli zu gehen. Natürlich eilte ich, so sehr ich konnte, mußte vorerst aber noch ausschirren (ausspannen), füttern usw. Als ich hinkam, fand ich es in gar schweren Leiden, doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun schon gut gehen. Aber die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das währe schon gar zu lang, das sei nicht alles gut, es wäre am besten, wenn man so geschwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Änneli sagte: „Blyb by m'r Miaß, ih lah (lasse) dih nit furt, es isch m'r e Trost, we dih nume (wenn ich dich nur) cha aluege, m'r cheu (können) ja dä Bub schicke, wo d'rs isch cho säge (welcher gekommen ist, es dir zu sagen). Der lief, und wie wir auf ihn

und den Doktor blangten (harrten), kann ich niemand sagen; o so ein Warten ist eine der erschrecklichsten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ sagen, er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde, wir würden es wohl machen können ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ, das sei nicht sein Haus, sie sollten jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchten. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb tot. In meiner Seelenangst wurde ich nicht einmal zornig, sondern dachte nur daran, den Doktor zu versichern, daß er bezahlt werden solle. Ich verließ Änneli, das mir gar wehmütig nachsah in seinen Schmerzen, fand den Doktor, sprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langsam und sagte alle Augenblicke: „He, das wird öppe nit sövli (so arg) pressiere."

Über das, was jetzt kam, muß ich schweigen. Endlich sank Änneli verblutet zurück; seine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und seines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unaussprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch sagen, aber sie wurden nur zu seines Leibes letztem Hauche, auf dem seine reine Seele sich emporschwang, dahin, wo die reinen Geister wohnen, und seinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erscheine, der gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Versunken in Jammer und Elend stund ich zu seinen Häupten, glaubte nicht an sein Sterben, rief: „Änneli, Änneli!" Aber Änneli antwortete nicht mehr. Äennelis Mund blieb stumm. Da sagte der Doktor: „Was witt (willst du) doch? Das ist jetzt tot, es isch ihm wohl gange u dir o, u we d'r G'schicktisch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da isch alles ine angere iche verlyret gsy (da ist inwendig alles ineinander verwirrt gewesen). Aber ih wott furt, wed mih

jetzt zahle witt, su chast, ih will d'r ume e Dublone heusche (von dir nur e. D. verlangen), e n'Angere müßt sechs Neutaler gäh." Ich weiß nicht, ob es Sitte ist, daß man die Schinder noch im Angesichte ihrer Henkerarbeit zahlt, ich wenigstens konnte es nicht; aber ich wurde nicht in Ruhe gelassen, bis ich das Versprechen mehr als einmal abgelegt, sobald ich zum Pfarrer gang, 's gah agäh (es anzugeben, melden), das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beschreiben, wie es mir zumute war, daß ich Änneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder niemerem (niemandem) sein sollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft, alle meine gehofften Freuden sanken mit Änneli ins Grab; es war der Mittelpunkt von allem gewesen, es war hinausgerissen, mit ihm alles zerstört. Es war mir, als ob ein weiter, schwarzer, unergründlicher Abgrund sich vor mir öffne, in den ich mich durchaus stürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus diesem Leben hinein in den bodenlosen Todesschlund.

Ich erfuhr es da, wie der Mensch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es besser zu sagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebensache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptsache ist. Nun baut ein jeglicher Mensch sich ein Leben in die Zukunft hinaus auf luftigem Gerüste, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er ist. Und was ihm im Leben das Liebste ist, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieses Gerüstes, zum Mittelpunkte dieses Lebens; an das und um das reiht alles andere sich. Wenn nun schon nach und nach, aber in rastlosem Fluge, ein Tag um den andern anders kömmt, als man ihn erwartet, so merkt man es entweder nicht oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erst, wenn unsere Augen vor sich in Zukunft kein Leben mehr sehen können, sondern nur den Tod, wenn sie, um Leben zu sehen, rückwärts schauen müssen auf das Vergangene, erst dann sehen wir, daß unsere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir ge-

träumt. Aber das ermattete Herz schickt sich hinein mit einem Seufzer, schließt die Augen und wirft sich, wieder hoffend, in die Arme dessen, der jenseits des Todes ewiges Leben gibt. Aber wie anders wird es einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unseres zukünftigen irdischen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zusammensinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unsern Augen bis dicht zu unsern Füßen verschlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter, und wir leben doch, aber unser Leben ist dann nichts anderes, als das Bewußtsein, daß unser eigentliches Leben dahin sei. Als schwarzer, schauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtsein zu betreten, unser ganzes Wesen sich empört. Wohl uns, wenn der Rest unserer Kraft noch so groß ist, die eigene Hand zu hemmen, die so gerne in solchen Augenblicken auch das Bewußtsein zerstört und diesem Schlunde nur seinen Leichnam hinwirft. Wohl uns, wenn wir es vermögen! Der Schlund wird allmählich das Schauerliche verlieren, aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld, vielleicht wachsen auch auf diesem einige Blümlein, aber die alte Kraft, die dieses Feld bebaute, ist dahin, und die erste Frische und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröstet ihr guten Leute mit allem eurem geistlichen und leiblichen Troste; solange ihr keine blühende, dem Gemüte befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, ist all' euer Trösten eitel.

Wohl aber dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann!

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu sein; wenn ich mit einem fürchterlichen Husten beim Rönnle (Getreidereinigen) sein oder gar die Ryttere (das Sieb) ziehen, im Fieberfrost in tiefem Schnee Holz führen und in dünnen Zwilchhosen vom Bysluft (Nordostwind) mich durchziehen lassen mußte; hatte oft gedacht,

wie schön es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich däselen (pflegen) zu können.

An meines Ännelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz siedete mir Ströme heißer Tränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Änneli mögen hinaustragen lassen, im dunkeln Hause, ins dunkle Grab; aber nur nicht von Änneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Änneli weinten. Aber da mahnte mich die Witwe, ich müsse zum Tischmacher, zum Schulmeister, zum Pfarrer, da kamen Boten vom Meister, ich möchte doch heimkommen, da kamen g'wundrige (neugierige) Weiber, die wissen wollten, wie es zugegangen, wo jedes eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen sollen, jedes einen Trost, der mir fast das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man störte mich bei Änneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Bysluft (Nordostwind) bei Fieberfrost gegen diese Marter?

Der Tischmacher fragte mich, wer ihn bezahle? Der Schulmeister meinte, es sei nur ein unehelich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, niemand teilte ihn, ein jeder vergrößerte ihn mit tölpischer Hand. O ich litt schwer, um so schwerer, da das tiefe Leid sich noch nicht auf meine starre Oberfläche herausringen, da verdünsten konnte, sondern in mir verschlossen wühlte und kochte. Ich litt schwer, aber noch schwerer ward mir, als zum ersten Gefühl des Verlustes sich allmählich auch das Gefühl meiner Schuld gesellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Änneli in düsterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgesehen, wie oft es sich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage meines Gewissens so recht deutlich vor mir stund: Du hast Änneli getötet, da hätte ich sagen mögen:

Ihr Berge fallet über mich zusammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zusammengeschlagen die Fluten der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Ännelis scheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Trost, in ihm die Kraft, nicht dahinfahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Änneli führte. Ich schwankte umher wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Ännelis Seite, meinen Kopf auf seinem Kissen. Als aber der Totenbaum kam, Änneli dareingelegt wurde, der Deckel mir seinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verschlossen, da ward mir schwarz vor den Augen, und was der Schulmeister in seiner kurzen Leichenrede (es waren zu wenig Leute da, um sich zu einer langen die Mühe zu geben) sagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden widerstieß, als die Erde niederrasselte auf den wiederhallenden Deckel, als nun die Zwischenwand sich erhob zwischen der besseren Hälfte meiner selbst und mir, die Zwischenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag: da durchschauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben sich, schlugen über das Ufer und ergossen sich in Fluten über mein Gesicht. Da erst begriffen die wenigen Menschen, die sich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasselbe mir so recht lieb gewesen; denn das Plären (Weinen) ist das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine alte Frau meinte: „Er isch doch e brave Bursch und het Änneli lieb g'ha, meh weder (als) mänge sy Frau; emel myne (wenigstens mein Mann) pläreti nit halb e so, we ner mih scho hüt ungere tue müßt (untertun, begraben müßte)." Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Änneli getrennt sein würde. Und doch mußte ich

gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Flaschen Wein zahlen, mußte dem Doktor seine Dublone bringen, dem Tischmacher seinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede stehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungesehen und ungestört strömen lassen. Aber damit besserte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete (Geheul) viel besser tut, als eine Purgirig (Abführmittel), und sollte sie selbst vom Seppli *) sein. Versunken war der Liebesgarten, den Ännelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt und erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes, verschwunden war er mit seiner Schöpferin. Nachdem ich sattsam mich selbst angeklagt, da fing eine Stimme in mir an zu fragen: „Ist denn an dem allem niemand schuld als du?" An Gott frevelte ich nicht, aber ich vermochte doch auch nicht zu denken, daß ohne seine Hand kein Haar von unserem Haupte falle, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

---

25. Kapitel. **Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche.**

Aber Menschen suchte ich auf, auf sie einen Teil dieser Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächst, der nicht dem Rufe alsobald gefolgt war, der sich dann gebärdet hatte wie ein Metzger und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an allem schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, so würden wir Eheleute und ich näher bei der Hand gewesen sein. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Kosten eines armen Kindes habe aufmachen (auf Rechnung setzen) lassen, was jedem gefallen. Und am

*) Der seinerzeit beliebte Naturarzt Joseph Hotz von Huttwyl.

Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die so schlechte Ärzte nicht nur dulde, sondern sogar bestelle, die einen um Geld und Leben brächten, und warum sie die Gemeinden also es treiben ließe. Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachsucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, so wollte ich ihm einmal alle Knochen entzweischlagen und ihm mit seiner Zange auch abreißen an seinem Leibe, was lassen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuser und Schelm er sei, ihm das Haus abbrennen, ihm Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich antun, was ich konnte, sann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich sie in viele Schande und Kosten brächte; namentlich schien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die sie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorsam sein, aber ich sann umsonst über Streiche, die ich ihr spielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, strich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Ännelis Grab. Dort lag ich stundenlang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es sei wieder ung'hürig (spuke) auf dem Kirchhof, und niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer.

Als Knecht war ich immer weniger wert. Nicht mein Dienst nahm nun meine Seele ein, sondern mein Schmerz und meine Rache; und das ist ein himmelweiter Unterschied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe oder auch mit der Seele ist. Da liegt der Grund der Überzahl schlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuscharbeit vom Niedrigsten bis zum Höchsten, von der vollwangigen Kühmagd bis zum ordentlichen Professor oder gar bis zum erblichen König; von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis (Gericht Sauerkraut), einem Paar Schuhe bis zu einem Chudbüchli (Lautierbüchlein), einem

Polizeiministerium oder gar einer Zeitungsredaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiste bei der Arbeit, so wäre auch mehr Geist in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiste ist das Leben. Freilich haben viele Menschen wenig Geist, nur aus überflüssigen Abschnitzeln anderer besteht er, aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser, als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menschen, mit ganzer Seele und von ganzem Gemüte bei dem sein, was sie machen, dann kriegt ihr ganz andere Menschen, andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungsredaktoren und andere Pädagöglein. Eine gute Pfeife Tabak biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwischen den verschiedenen Gliedern findet. Wohlverstanden, von Baumeistern, Forstmeistern und andern Meistern, die weder mit dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit sind, rede ich gar nicht.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; sah nicht mehr, was zu machen war, sah kein Werkzeug mehr, das am Wetter lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich schien den ganzen Tag zu machen und machte doch nur halb soviel als sonst. Mein Meister hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leisesten Vorwurf auffuhr, so schwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, sie wurde mir zum festen Vorsatze; immer wilder sah es aus in meinem Gemüte, und immer zorniger sahen meine Augen auf alle Menschen.

Es ist merkwürdig, wieviel Unglück, wieviele Übeltaten der liebe Gott verhütet. Die Menschen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böse Taten, sie wissen nicht, was sie tun; sie wissen nicht (sie würden erstaunen, wenn sie es wüßten), wieviele böse Folgen menschlicher Leichtsinn haben könnte, wenn Gott sie nicht verhütete. Wenn alle verleichtsinnigten Häuser abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie schweigen. Strohhütten hätten wir bald keine

mehr im Lande, und der Statthalter X., der herumgeht oder herumliegt wie ein brüllender Löwe, der seine Besoldung zieht, den Eid geschworen hat und doch mit Aufruhr droht, wenn das Gesetz über die Dachungen*) auch auf seine Verwandten soll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn sie wüßten, wieviele Vorsätze keimen in der Menschenbrust, die nie zur Tat werden, wieviele böse Anschläge böser Menschen gegen Leben und Eigentum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der sie verhütet, der nie schläft, sie würden des Morgens inbrünstiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Diese Wahrheit gibt sich mir kund, wenn ich nachdenke, wieviele böse Vorsätze ich in jener traurigen Zeit faßte, sie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Doktor auflauerte, Wut und Rache voll, und ihn nicht geschont hätte, so kam er nicht des Weges, oder jemand anders war bei ihm; und wenn ich ein andermal ihm begegnete, so schickte es sich mir nicht, oder meine Seele hatte in diesem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die Tat zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu schaden ging, so wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weise es geschehen solle, oder ich sah Licht im Hause, oder ich wollte warten, das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt sei, den Flachs schöner werden lassen, um die Kränkung zu verstärken; so war immer etwas, das mir im Wege stund, gerade wie man von Gespenstern faselt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegenreiten, mitten auf den Weg sich stellen und sie nicht durchlassen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken, wenn ich Mädchen verführen, unschuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit sie als Plagegeister, verwünscht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halse lägen, wenn ich damit das furchtbarste Verbrechen begehen wollte, das

*) Vom 11. Dez. 1828.

der Mensch gegen den Menschen vollbringen kann, so trug mein Fuß mich nie zu einer Gadentüre, auf Ännelis Grab fand ich mich wieder, von dort trieben die Geister des Morgens mich nach Hause. Auch ins Wirtshaus ging ich, um da Bekanntschaft zu machen und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wieviele der Mädchen auch waren, wie lockend sie nach mir hinsahen, wie nahe sie an mir vorbeistrichen, wie holdselig sie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte, es war etwas im Halse, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich schon nach ihnen die Hand ausstrecken wollte, zwischen mir und ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmut Meister wurde, weit weg, wo Menschen mich nicht störten. Wallte aber die Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menschen nicht verlassen, denen ich Böses mit Bösem vergelten wollte. Hinter eine Flasche Wein pflanzte ich mich und sah mit giftigen Augen ins Menschengewühl, sehnte mich nach einer Gelegenheit, den innern Groll loszulassen von seinen Fesseln, Lärm und Unglück anzustellen, Köpfe zu zerschlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich einer nur ansah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradschaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindschaft, so stund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit einem anfing, so hatte der gleich viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, besonders wenn ein gewisser Landjäger da war, der solche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit ums Herz und wohl, geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete, wurde aber doch nie besiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht be-

sonders auf der Mugge (auf dem Korn), ich wurde daher von ihnen nie so verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meist gegen einen ganzen Haufen stritt, so schämten sich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn sie auch klagten, so hatte ich mehr Wunden aufzuweisen als ein einzelner von ihnen, erschien somit als die unterliegende Partei und kam meist vor dem Richter fast ungeschlagen durch, schlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlasse.

Mein Meister hatte zum Teil Freude daran, einen so starken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug, zu wissen, daß das nicht immer so ablaufen werde. Er warnte mich öfters; doch umsonst. Er reisete (hetzte) Mareili, als es einmal z'Dorf (zu Besuch) kam, hinter mich, und Mareili war so teilnehmend und freundlich! Wäre ich bei ihnen gewesen, es hätte mich geheilt; allein trotz mehreren Anerbieten, trotzdem, daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war, als fürchtete ich ordentlich, aus meinem heillosen Zustande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohltätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn sie auch abnehmen wollten, so steifte ich sie aufs neu wieder.

---

26. Kapitel. **Die Rache und ihre Folgen.**

An einem Schnittersonntag war es, als ich wieder auf solche Weise hinter meiner Flasche saß, heiß von Wein und Wut. Durch die Nebentüre sah ich die Tanzenden und unter ihnen auch meines alten Meisters, des Statthalters, Töchter, wie sie gar schön aufgeputzt daherrauschten, und wenn sie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten sie wohl schon haben können, allein die einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den andern wollte der Statthalter zu wenig Ehesteuer geben, so daß sie

des Handels nicht einig wurden. Natürlich richtete sich mein Groll nun auf einen bestimmten Gegenstand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer sie zum Weine brachten, um erst mit den Töchtern einen Wortwechsel anzufangen und dann mit ihren Burschen eine Prügelte (Prügelei). Sobald sie da waren, fing ich an zu fragen, wie manchem Knecht ihr Alter seither den Lohn abgeleugnet hätte. So einer gehörte an einen andern Ort, als ins Chor (der Kirche, Ehrenplatz), und verdiente nicht einen Mantel, sondern eine apartige Kutte (Rock, hier ist Sträflingskleidung gemeint); es sei aber auch eine Regierung, zu welcher ein solcher Statthalter sich gar wohl schicke. Dann frug ich, wie man jetzt das Fleisch bei ihnen koche und auf den Tisch gebe, und ich wolle wetten, wenn einist (einst) ihre Mutter gestorben sei, so werde es ung'hürig (spuken) im Hause; die müsse alle Nächte wiederkommen, um Fleisch zu kochen und anzurichten. Sie sollten machen, daß sie vorher Männer kriegten, ehe ihre Mutter stürbe, man habe sich vor ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, wenn sie dann gar ein G'spenst sei, so komme kein Kilter (Fensterer) mehr, nicht einmal solche Mooskälber (Moos = Moor), wie da zwei neben ihnen säßen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört und das Feuer immer frisch angeblasen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht, waren aber doch hübsch sitzen geblieben. Auf das letzte hin fing eine der Töchter zu weinen an, die Leute lachten laut auf, und die Bursche konnten nichts machen, als die gesuchten Händel anfangen. Ich schlug sie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Mosen (Flecke) bekamen, prügelte noch manch andern dazu, erhielt auch meine Wackern (Prügel) wieder, sang im Heimgehen ein lustig Lied, wie seit langem nie, und schlief so fest und wohl, daß der Meister mich wecken mußte. Bald nach ihm erschien ein Landjäger und beschied mich nach dem Schlosse. Ich frug, welchen Tag ich erscheinen solle, glaubend, es gehe wie andere

Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar sehr, war doch die Prügelte (Prügelei) nicht halb so arg gewesen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, sondern auch von Amts wegen ohne bestimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu diesen Menschen, für die das Gesetz von Rechts wegen, während es für andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, sondern auch seine Töchter, und nicht nur diese, sondern auch ihre Kilter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man solche Begünstigte nur mit einem Finger berührte, und man den Rücken darhalten müsse, wenn man einem von ihnen nur in seinen Schatten trappe (trete). Aber sobald ich in die Audienzstube trat, sah ich, daß da ander Wetter sei als sonst. Wie gewohnt saß die Frau Landvögtin mit der Lismete (Strickzeug) da; aber diesmal lismete sie nicht, sondern hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber im Reden gar nicht fort, man konnte nicht verstehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger, der führte mich in die Wartstube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte sich gefaßt und fing ein zwar langsames, aber verständliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebensache, meine Reden die Hauptsache.

Ich sollte Rede stehen, was ich gestern über die Regierung gesagt habe; über die Scheltungen, die ich gegen den Statthalter ausgestoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denselben. Aber die Frau winkte mit dem Finger, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir bestimmte Fragen vor, ob ich nicht gesagt, die Regierung bestehe aus lauter schlechten Leuten, sie verdienten alle apartige Kutten (Röcke) zu tragen usw. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht, wie man wollte, so winkte sie abermals, aus

meinen Worten zog die Frau neue Fragen und diktierte sie dem Herrn; so bis die Köchin kam und sagte: „D's Herr Landvogts chönni cho (können kommen) esse, d'Suppe syg uf em Tisch." Ich wurde ins Gefängnis geführt mit dem Bedeuten, daß ich nachmittags besser die Wahrheit sagen solle; erhielt aber doch ordentlich zu essen. Nachmittags die gleiche Geschichte. Neue Beschuldigungen kamen zum Vorschein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbesondere. Lange dauerte diesmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Essen hatte die gestrenge Frau Zeit gehabt, den Herrn Gemahl gehörig zu instruieren. Endlich wurde zwischen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Resultat war, daß man mir ankündigte, man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingestehen wolle meine Lästerungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, so habe man Haselstöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzutun; das sei schlecht von mir, von der Regierung, welcher ich soviele Wohltaten zu verdanken hätte, so zu reden und ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leisten, wie es in der heiligen Schrift geboten sei. Worin die erhaltenen Wohltaten, die man mir vorhielt, bestanden, sagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, danach zu fragen; der Landjäger, der wahrscheinlich durstig war, pressierte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, so hätte ich wahrscheinlich vernommen, ich sei ein unverschante Kerli, und man werde mir das Räsonieren schon vertreiben.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie eine gewisse Klasse Berner sich das Wort „Wohltaten" angewöhnt hat und es sich noch jetzt nicht abgewöhnen kann und es jetzt besonders im Zunftwesen*) gebraucht, aus den Zunftgütern für sich braucht, soviel sie will, von Rechts wegen und was sie andern zukommen läßt, Wohltat heißt. Nichts Lächerlicheres gibt es aber,

*) Die Berner Bürgerschaft zerfiel in Zünfte.

als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu etwas gemacht, die Sprache führt, wie ein Landesfürst oder ein Erzengel.

Des andern Morgens sah ich eine Menge Leute nach dem Schlosse kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, der Wirt, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzstube geführt wurde, fand ich dieselbe halb voll sogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenstube hinter der Türe saß sie und lismete (strickte), und dorthin ging der Herr zuweilen, Atem oder Rat zu schöpfen, ich weiß nicht welches. Diese Zwischentüre soll noch heutzutage sehr kommod sein. Der Herr begann nun sein Verhör, ohne irgend jemand abtreten zu lassen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterst am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte sich von meinen Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da sollten nun alle als Zeugen aufgeführt werden, die anwesend gewesen. Die erste Tochter wurde gefragt, was ich denn gegen die gnädigen Herren gesprochen. Sie antwortete, ich hätte ihr viel wüste Sachen vorgehalten und am Ende sie noch gar geschlagen, sie hätte noch jetzt große Mosen (Flecke), und wolle sie dem Junker Landvogt gerne zeigen, er könne daran sehen, was ich für einer sei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, seine Frau hinter der Türe verstund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden schwer war, so gelang es ihm fast gar nicht, nicht sehen zu müssen, was er nicht sehen sollte, und durchaus nicht, das Mädchen von seinen Mosen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht sei, wußte aber auch das Rechte nicht zu fassen, sondern meinte, ich hätte gesagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen solchen Schelmen, ihre Mutter sei eine Hexe und werde einist ein Gespenst, weil sie niemerem Fleisch gönni; aber das wisse doch die Frau Junker

Landvögtin wohl, daß das nicht wahr sei, und auch der Schreiber könne es sagen, daß sie andern Leuten etwas gönnten, sie hätte ihm erst gestern so gute Nidle (Rahm) gebracht, die er so gerne schlecke.

Da hustete es sehr laut in der Nebenstube, und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, sagte: „Das chunt nüt nutz, du mußt Eis nahm andere näh (eins nach dem andern nehmen)!" Das geschah nun, aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgesetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr gewesen wäre (zu Mittag geschlafen hätte). Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort, ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ablesen und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte, es sei dazu doch wohl zu spät, man solle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde, denn alles sei bewiesen. Das sollte also ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem sein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgesetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: Antwortet Delinquent das, so wird so gefragt, antwortet er aber so, das. Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geschichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab und wollte sie von ihm bestätigt wissen; dieser weigerte sich; da sagte der gestrenge Tropf: „Da g'seht d'r, Herr Amtschryber, wie das eine isch; Landjäger, tu m'r dä Säubub hintere (hinter, ins Gefängnis)."

In meinem Gefängnisse überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht gesagt, wollte ich nicht eingestehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los sein wollte; und daß er mich, um dieses desto leichter zu bewerkstelligen, als einen unzufriedenen, aufrührerischen Kopf recht schwarz angemalt hatte, und daß eine solche Geschichte für den Junker Landvogt ein seltenes Herrenfressen sei, an dem er sich selbst erlaben und höhern Orts, mit

Hilfe seiner Frau, wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es sei schon mancher aus seinem Gefängnis entronnen, brauchte List und Kraft, und obgleich kein Maurer von Profession, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Nasen, die man morgen im Schlosse haben werde.

---

27. Kapitel.
Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. Mein Aufenthalt in französischen Diensten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weiteren Plan nicht entworfen. Soviel war mir klar, daß man mich zuerst bei meinem Meister suchen, diesen zur Rede stellen werde, wo ich sei und wohin ich mich gewendet. Ich schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag, ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude, wie sie luegen (schauen) würden, wenn sie das Nest leer fänden, und begann mich umzusehen, wohin mein Weg mich bringen und was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirtshause am Wege ein Mann heraus, gesellte sich zu mir und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor, zudem hatte er etwas in Postur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf seine üblichen Fragen, woher und wohin, gab ich daher ausweichenden Bescheid oder gar keinen, denn im Ersinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig seie, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg sein müsse, da ich am hellen Tage auf der Landstraße mich zeigte. Gerade diese Gemütsstimmung war ihm die rechte, um meines Körpers sich zu bemächtigen, den er immer sehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab sich als Werber in französischen Diensten zu erkennen, erzählte von dem Wohlsein der Soldaten, und wie sie in Paris ein lustiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, sein Glück machen, ja Oberst werden; sie hätten einen bei ihrem Regimente, der sei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt sei er Oberst und habe einen Schnauz (Schnurrbart), den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu horchen, es öffnete sich da eine Aussicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink (Dreispitz) zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten sprechen zu können, das schien mir gar zu prächtig. Ich frug nach mehrerem, zeigte immer mehr Interesse; der Werber merkte, daß ich angebissen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, sondern so nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerst hervorrückte.

Er sagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern ins Werbbureau, dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, sondern geglaubt, wir beide marschierten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geschichte vor und meinte, gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben, und diese mich in Bern am geschwindesten finden werde, da dort soviele Landjäger sein sollen als Abweissteine (Chausseesteine). Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf, er solle seiner Wege gehen, und ich wolle schon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin schmöcke (rieche).

Da sagte er lachend, ich sei auch so ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wisse, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt sei ein Herrgott in seinem Amte, da könne er regieren und kujonieren, soviel die Bauern erleiden möchten, aber in Bern, da habe er gar nichts zu befehlen, da sei ein Schreiber

und ein Leutnant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn einer von ihnen in die Stadt komme, der auf seinem Nest keinem für einen Gruß danke, so ziehe er den Hut ab und bücke sich vor jedem Sekretär und tue mit eines jeden Ratsherrn Jean wie ein alter Bekannter. Sobald wir nach Bern kämen, wollten wir zu seinem Leutnant, dessen Vater sei Seckelmeister, und wenn der Landvogt nur ein Wort sage, so kriege er einen tüchtigen Abputzer (Rüffel) für die ganze dumme Geschichte. Es komme da immer darauf an, wer den ersten Bericht mache und wer einer Sache sich annehme. Überhaupt sei man ein ganz anderer Mensch, wenn man in Städten wohne, statt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man sei kaum ein Jahr in einer Stadt, sei man nun, wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrat, so begreife man erst recht, wer man eigentlich sei, und müsse alle andern für nicht viel besser als Esel, Kälber und Kühe ansehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit, die Wahrheit eines Teils dieser Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Teils, daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfrist seine frühern Kameraden mit ganz andern Augen ansehe und ein ganz anderer sei, und daß, wenn man von ihm wolle angesehen werden, man eine ganz besondere Ehrerbietung an den Tag legen müsse, und daß, wer dieses nicht tue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böser Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Aristokrat, oder von dem einen so, dem andern anders, kurz, als ein dummer Mensch, der weder fassen, noch urteilen könne, vermolestiert und abgefertigt werde, wer hat ehedem und dermalen dies nicht erfahren? Indessen ging es gerade so, wie mein Werber gesagt hatte. Der Herr Leutnant nahm mich in Gnaden an, hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, versprach vollkommenen Schutz und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte

damals meine sehr große Freude daran, daß so ein französischer Leutnant in Bern mehr zu bedeuten habe, als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es noch darauf ankomme, von welcher Familie der Leunant oder der Landvogt sei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte im Rat hatte.

Nun war ich also schweizerischer Soldat in Diensten der französischen Majestät. Es kann nicht meine Absicht sein, alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienstzeit begegnet ist. Ich merke bereits, daß es mir gegangen ist, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geschieht, je seltener sie zum Dampen (Schwatzen) Zeit haben, desto weniger können sie aufhören, wenn sie einmal sich warm geschwatzt. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, so gäbe es ein dickes Buch wie die Bibel, und da würde es diesem Buche auch gehen wie der Bibel, selten jemand würde es lesen; und doch schreibe ich es gerade deswegen, daß die Leute es lesen möchten, denn es soll ein Spiegel für viele sein. Meine Absicht ist, aufzuschreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieses liest. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wissen sollte, und was zur Erklärung meines endlichen Schicksals durchaus notwendig ist.

Eine neue Zeit sollte nun wieder in Frankreich beginnen und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergessenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche sie der Erde und den Menschen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten (Schlachten) flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergessen hatten. Von den alten, im Feuer und Wasser erprobten behielt man nur soviele bei, als notwendig waren, die Maschine gehen zu machen, oder die, welche sich zu stellen vermochten, als hätten sie sich bis dahin verstellt und wären eigentlich immer gewesen Leute von sogenannter guter Gesinnung, also gutgesinnte Leute, das heißt Leute,

welche von Grund ihres Herzens überzeugt seien, es gebe zweierlei Menschen, die einen mit Spornen an den Füßen geboren, die andern mit Sätteln auf den Rücken, die einen vom Schöpfer zum Reiten, und die andern, um geritten zu werden, ausstaffiert. Und wie es jetzt in allen Ämtern geschah, also geschah es auch in den Schweizer Regimentern. Die alten Helden von der Beresina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter gesteckt; sehr viele aber, besonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht schweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe gesetzt; und, wie Mäuse aus ihren Löchern, so krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchstens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Misthaufen einen Spatz geschossen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zusammengesetzt aus den Männern der Kaiserzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie sie vor der Fronte stunden, die gebräunten Männer mit dem sichern Blick, dem eisernen Tritt, verschwistert Säbel und Arm, das Bewußtsein der Beresina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Gesichter mit den dummen hochmütigen Augen, das Kinn hinaufgeschraubt zu höchstmöglicher Keckheit, mit dem stolpernden Hahnenschritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der schrillenden Stimme und dem suchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts sah — wer erinnert sich nicht dieses Anblicks? Und wie sich die Leute Augen machten, wie die einen glühten im kaiserlichen Zorn und tiefer Verachtung, und wie die andern starrten in aristokratischem Hohn und Übermut, und wie diese so oft vornehm auf die Seite und manches mit hoher Nase übersahen, was nicht nur den Säbel, sondern auch das Herz in Verlegenheit gesetzt hätte, wer erinnert sich nicht noch dessen? Aber es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen.

Von oben herab wehte scharf der Wind und immer schärfer gegen jede kaiserliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer seltener vor der Fronte; und an einem schönen Morgen sah man Marschälle und Obersten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen ebensooft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, gesenkten Hauptes, schleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da senkte sich manches andere Haupt, und dem Auge entquoll eine Träne schmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten sahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Obersten-Zeichen verschwunden; sie mußten sich von Menschen befehlen lassen, die weniger wußten als sie, mußten sich oft der Unkunde ihrer Offiziere wegen von ihren Kameraden auslachen lassen. Sie mußten sich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten, verbunden mit junkerlicher Kühle und Schroffheit, gefallen lassen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode gesellt ist, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen ist, wo im Gewühle der Schlacht der Schuß eines Kujonierten unbemerkt töten, der Schluck aus einer Feldflasche retten kann, da schließt unwillkürlich der Offizier dem Soldaten sich an, und bei aller Disziplin bildet sich ein kameradschaftliches Leben; aus einem Kessel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von diesem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch frisch gewichst aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garnisonsdienst, wo das Leben so scharf sich trennt, kein Lieb und Leid zu teilen ist, fast unwillkürlich Soldaten und ihre Obern, und dem besten Offizier wird es ordentlich schwer, sich im rechten Verhältnisse zu bewahren. Und wenn so ein aufgeschraubter, frisch gewichster Leutnant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkürlich ein foutue bête zwischen die Zähne. Dies tat besonders den alten Unter-

offizieren weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Puppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disziplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmute entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatten.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziere, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportierten soviel sie konnten und entluden einen großen Teil der Herrlein aller fernern Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, sondern nur den Kamaschendienst vor sich; auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas anderes wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts angingen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, schlief oder hörte sonst nichts oder tat nichts als aufpassen, wer sich etwa rege, warf sich in die nachlässigste Stellung, je nach der persönlichen Eigentümlichkeit; und am Ende äußerte er sich vielleicht noch, das wäre aber eine Predigt gewesen, welche keine Sau gefressen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigstens keine religiösen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozessionen oder die Begleitung bei königlichen Messen, da sahen

wir unsere Offiziere alle, sahen sie in größter Aufmerksamkeit, ja Andacht, sahen sie der größten Ehrerbietung sich befleißen, sahen sie also ganz anders in fremdem Gottesdienst als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menschen, die mehr oder minder roh waren und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben selbständig, ohne inneres Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die so gerne alle Schranken durchbricht? So wurden wir unwillkürlich der Herrschaft unsers großen Herrgottes entzogen, aber dem frugen unsere kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht sahen einige es gar nicht einmal ungerne; teilt doch so ein kleines restauriertes Menschlein seine erhaltene Macht nicht gerne mit jemand, am wenigsten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrigbleiben! Und doch fühlten sie nicht Kraft genug in ihren wattierten Herzen und den selbstgemachten Gesetzen, uns ohne Gott in Reih' und Glied zu behalten. Daß unsereiner auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht, warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heimbrächten ins Vaterland, haben das die je bedacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brot für die verwahrlosten Söhne suchten? Gerade dieses Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und obrigkeitlicher Garantie brach den echten Schweizersinn; da wurden die Freien dressiert, bis sie Knechte wurden, bis sie schmeicheln, Stellen nachjagen konnten, da wurden sie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laster, die einen reich, die andern desto ärmer. Aus den stehenden Heeren trug sich allmählich die Ordnung über in alle Verhältnisse des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul auftat, kriegte Stockschläge, wie der Soldat in Reih' und Glied, der räsonierte.

Und in den reformierten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel schädlicher als in den katholischen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn sie keine eigenen Kriege hatten, sich schlugen in den Kriegen anderer; lag es doch einerseits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampfslustiges Gemüt und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, sondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichsten war, nie zu hemmen vermochte (höchstens die kleinen Diebe hängte sie, die großen ließ sie immer laufen), gedreht und förmlich organisiert wurde, daß es ward ein Brotkorb gewisser Familien, eine Pflanzschule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländischer Tugend, ein fruchtbarer Schoß fremder Laster, eine Werkstätte ruchloser Gemüter, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an diesen organisierten fremden Dienst das Pensionswesen sich knüpfte, das unter verschiedenen Gestalten fortdauerte bis auf die neueste Zeit; daß um eine Leutnants- oder Hauptmannsstelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländischen Ratssälen ihre Stimmen und des Vaterlandes Söhne verkauften. Ist dies nicht, so ist fremder Kriegsdienst den Schweizern heilsam, sie müssen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz, und für böses Blut ist Kriegsdienst die kräftigste Badekur. So hatten wir beim Regiment nichts anderes, als das Vorspiel des aristokratischen Lebens zu Hause. Von den Herren selbst hatten wir direkt wenig zu leiden, die meisten bekümmerten sich nicht um uns, einige sogenannte Regimentsbüffel (man nannte sie so, weil die meisten derselben kurze Hälse hatten) ausgenommen. Die schnurrten (schnauzten) jeden an, um sich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber stunden in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziere und Instruktoren als Brillen und Eselsbrücken.

Um die her in weiterm Kreise ihre Günstlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rücksicht

nahm, die aber viel Rücksicht zu nehmen hatten. Aus ihr tauchte hie und da einer auf, der sich nicht alles wollte gefallen lassen, der räsonierte, klagte usw. Aber es war gewöhnlich nur hie und da einer (das Zusammentreten mehrerer wäre als Aufruhr angesehen worden), von seinen Kameraden wurde er, wenn es auffällig zum Reden kam, nicht unterstützt, er erhielt seine Nüsse vor den Kopf, richtete nichts aus, wurde auf die Mugge (aufs Korn) genommen, bis er zahm war oder sich entfernte.

---

28. Kapitel. **Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.**

In ein solches Regiment trat ich ein. O so ein Rekrut ist ein armselig Ding! Solange man auf dem Wege zum Depot ist, geht es, wenn man etwas Geld hat und sich nicht mit der magern Kost, bei welcher zugunsten der Obern der Brotkorb hochgehängt ist, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Instruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputierlichste ist, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerzieren konnte, der wird herumgestoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgerissen, daß er ringer seine zwanzig auf den H...... nehmen würde. Ist er mit dem Exerzieren fertig, so fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Teil der Schule durchgemacht haben; wer nur eine Woche früher eingerückt ist, glaubt schon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzusehen, sich seiner zu seinem Vorteil zu bedienen. Auf das Rupfen ist es natürlich abgesehen bei allen, und wer mit den Instruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps sich abfinden kann und will, der kauft sich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am ersten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden, das Betragen der Kameraden; jemanden, der mich

böse gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre mir durchaus unmöglich gewesen, ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken lassen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böser, wurde auch in der Erbitterung ungeschickter, was das Übel nur vermehrte. Ich räsonierte, man hieß mich einen bösen Kopf, une mauvaise tête, den man ringgeln (züchtigen, in Zucht halten) müsse; ich verging mich, wurde gestraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompagnie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite und wirklich störrisch im höchsten Grade auf der andern, so daß es nicht anders als böse gehen konnte. Beim Exerzieren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel in die Augen, auch wenn man kein besonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vorteilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt, alle hatten ihre Freude, wenn ich am meisten dabei schwitzte, am längsten daran machte und doch am Ende alles am schlechtesten hatte. Auf dem Fechtboden stieß und schlug der Fechtmeister mich tüchtig, lehrte mich nichts, stellte mich immer heraus als einen, mit dem nichts anzufangen sei, weil ich ihm weder eine Flasche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einst meine Faust brauchen, da bedeutete man mir, es sei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht stark, glaubte aber sich sicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eisen doch ein wenig, als ich es aber einmal in der Hand hatte, da schien ein eigener Geist in dasselbe zu fahren, es war, als würde es lebendig in meiner Faust. Ungewohnte Hiebe und Stöße, ein eiserner Arm, der jede Parade durchgehauen hätte, wenn die Streiche nicht meist flach gefallen wären, brachten meinen Gegner außer Fassung, und bald hatte er eins über den Arm erhalten, an dem er einstweilen genug hatte. Nun wurde ich

froh und stolz und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge wie zu Hause mit der Faust; aber ich täuschte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; bessere Fechter verbanden sich, den Bauernlümmel zu züchtigen, ich mußte wieder aufs Terrain, erhielt eine Schlappe und dann wieder eine und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben und fühlte auch eine wahre Hölle in mir. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Brust beging ich einen Insubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienst; ich wurde krumm geschlossen. Hätte ich den Zustand meiner Brust gezeigt, es wäre kaum geschehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieser Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten sich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigen Fieber. Man schloß mich auf, fand bald die Ursache des Übels und brachte mich ins Spital. Lange lag ich dort zwischen Tod und Leben, endlich kam ich wieder zum Bewußtsein, aber lange nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Gestalt an meinem Lager gesehen und sie herausgefordert oder mich herausgefordert geglaubt, ihr Erscheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtsein sah ich sie wieder vor mir stehen, mit großen, ernsten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können schien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengesicht und einer Haltung, als ob er vor seinem Kaiser präsentiere.

„Nun Kamerad," sagte er, „diesmal kömmt es noch nicht an dich, es hat geheißen: Rund vorbei! Aber sage mir, was hat dich so wild gemacht in deinen Träumereien, was hast du da immer zu schlagen und zu fluchen gehabt?" Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zu dem sah aus dem schwarzbraunen Gesichte eine solche Gutmütigkeit mich an, sie war mir so selt-

sam und tat mir so wohl, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, soweit ich sie übersah. Als ich fertig war, brach er aus: „Tonnerre de dieu, ja, das sind ganz die Lumpenkerls, die Pflastertreter, die noch nie die Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wärest Korporal, Gotthelf, wenn ein anderer noch beföhle; aber du bist auch ein Lümmel, hast ihnen das Heft in die Hand gegeben, kannst scheint's nichts, hast nichts gelernt?" Ich entschuldigte mich, daß mich niemand etwas gelehrt, niemand mich hätte brichten (unterrichten) wollen. „Bist doch ein Lümmel," sagte er, „hast du jemand bestochen, daß er dich brichte?" Auf mein Nein sagte er: „Da siehst du den dummen Kerl; beim Regiment, so wie es jetzt ist, muß man sich einkaufen, erst mit Geld, dann wenn es sein muß, mit der Klinge. Ehemals da kaufte man sich vor einer Zwölfpfünderbatterie ein oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment sind ein paar, die davon leben, Anfänger für ihr Geld einzureiten, für ein paar Frank wärest du dem allem losgewesen. Mais diable, ich hätte es auch so gemacht und die Fuchsschwänze nicht mit Geld geschmiert, ces misérables! Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Pickel (Kerl) werden, du gefällst mir, gerade so einer war ich auch. Attendez seulement! Dafür mußt du alles besser wissen und besser können als sie alle, und das alles kann dich niemand besser lehren, als der alte Bonjour, der im Lager von Boulogne dem Kaiser das Pferd hielt und bei der Beresina lange von ihm angesehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!"

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich sah, daß man allenthalben mit einer Art Respekt ihn behandelte oder ihm aus dem Wege ging, daß er ungescheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er seinen Unterricht bei mir an theoretisch und praktisch; den letztern be-

gann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment gewesen, gelernt hatte. Bald konnte ich in seiner Begleitung an die frische Luft. Ich konnte mich nicht satt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgestandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu die Soldaten umflogen, von Sonnenglut, in der sie zerschmolzen, von des Winters Kälte, in der sie erstarrt; alles das ausgemalt in die Einzelnheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge sie auffaßt. Und über alles sprach er, nicht nur wie einer, der dabeigewesen, sondern auch wie einer, der darüber zu Rate gesessen; er konnte alle Warum lösen und zeichnete in den Sand alles so lebendig ab, was sein Mund erzählte, daß ich glaubte, selbst dabei zu sein. Er sprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnet; er sprach von Länge- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel bestimmt, und erklärte mir das so faßlich, daß ich darüber erstaunte und alle Tage wißbegieriger wurde und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher. Und der Alte hatte immer größere Freude an mir und verdoppelte seine Anstrengung. Sowie meine Gesundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erstaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis sie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unstreitig der beste Fechter im ganzen Regiment und behauptete immer, nur einer, der seiner Waffe Meister sei, sei ein rechter Soldat, alle andern seien nur Lückenbüßer und Pulverfutter, und nur der, welcher auf den Säbel in seiner Faust trauen könne, habe Mut und verdiene befördert zu werden; und wenn auch das nicht geschehe, so hänge doch davon der Respekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen, das nicht

tanzen könne. Um so verwunderter war ich, als er einmal an einem stürmischen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht schreiben und nicht rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinterpflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich sei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böse und meinte, zu etwas Gutem sei es nie zu spät, er wäre noch älter gewesen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienste wohin bringen wolle, so müßte ich schreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen und meinte, es im Dienste nicht weiterbringen zu können und zu wollen, als die Hiebe wieder auszuteilen, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch geschehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wisse er nicht, sagte er, aber das sei des Mannes Pflicht, sich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit, wenn er nichts werde, nie er selbst, sondern nur unser Herrgott schuld sei daran. Ich käme ihm wie ein schlechter Kerl vor, wenn ich den Dienst verlassen wollte, in dem ich nur der Lümmel gewesen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich schon nicht avanciere, so würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da sei er da; übrigens wisse keiner, was es noch geben könne. Sobald ein schöner Nachmittag sei, wollten wir ins Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Lust haben werde, auszutreten und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Das Wetter wurde wieder hell, und wir setzten uns ins Freie hinter eine Flasche. Recht bequem hatte es sich der Alte gemacht, und nachdem er alles hatte, was er bedurfte, und so gestellt, wie es ihm am besten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wiedergeben will. „Ich war ein wilder, gottloser Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften

kam, prügelte ich wieder, und als einst meine Stiefmutter halb-tot am Boden lag, lief ich fort; ich glaubte sie tot. Ich konnte weder lesen noch schreiben, wußte lange nicht, was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger fast daraufging und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und stettig (störrisch) wie du, allein wir lagen nicht in Garnison sondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem schlechten. Brennen und rauben und noch anderes, was ich nicht sagen mag, war meine Burgerlust; je größer das Wehegeschrei um mich her, desto mehr lachte mir das Herz im Leibe, hatte ich doch auch oft so geschrien und rings um mich alle gelacht. Zudem war unser Regiment durch einige hinterlistige Mordtaten erbittert, und überhaupt ist der Schweizer, wenn er einmal losgelassen ist, ein ung'hürigs (unheimliches) Tier. So trieb ich es lange und stund bei den Kameraden in gewissem Ansehen, denn in der Not konnte jeder auf mich zählen; einigen schien vor mir zu grauen, aber ich spottete ihrer. In Kalabrien war es, daß wir einmal ein Städtchen und mit demselben einige Nonnen- und andere Klöster, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir taten wie gewohnt, und ein herzzerreißendes Geschrei erschütterte in einem Nonnenkloster die Mauern, wo wir eben unsere Teufelslust hatten.

Auf einmal schlug eine gewaltige Stimme scheltend auf uns ein, es war unser Hauptmann, der vor nicht langem zu uns versetzt worden und von seinem Mute uns heute die erste Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal, wir gehorchten nicht; nun schlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jetzt die Ohren surren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die stille Behausung von uns Unholden geräumt. Während

wir so schnöden Mutwillen trieben und uns zerstreut hatten, kehrte der Feind mit Verstärkung zurück, überraschte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt hat. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häusern unsere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerstand. Voll Schrecken ergriffen viele die Flucht, andere mit sich fortreißend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerstandes verlierend; und wo der aufgegeben ist, ist alles verloren. Da erschien mein Hauptmann wieder und stemmte der Flucht sich entgegen, doch umsonst; er war noch nicht eine bekannte Erscheinung unter uns, die im Felde fast unwillkürlich wirkt. Da schritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vordersten der Feinde eine Wunde quer durchs Gesicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er sich gegen die Nachdringenden. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei, da kam auch ich, eine kostbare Monstranz in den Händen und wollte dem andern Tore zu. Als ich den Kämpfenden sah, fiel mir auf einmal ein, man könnte sich doch also noch wehren, noch sei nicht alles verloren; ich sprang ihm bei, das vorige ganz vergessend, mir folgten andere, das gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf, die Überraschung verflog, die Flucht stand, die Flüchtlinge erhielten wieder Besonnenheit, mit dieser ihre alte Überlegenheit, bald war die Stadt wieder unser. Das ist, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Mut, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, sondern die unerschütterliche Fassung, die nie vergißt, was noch möglich ist. Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufstellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und sagte laut zu mir: ‚Bonjour, heute hast du ein braves Stücklein gemacht, es ist aber auch das erste von dir, das ich gesehen habe, komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden.‘ Mit Worten, die schärfer waren als sein Säbel, sagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir gesehen, wie ich ihm als ein grundschlechter, gottloser Bursche vorgekommen; daß ich ihm aber

nach erhaltener Züchtigung zu Hilfe gekommen, sei ein Zeichen, daß ich besser sei, als ich scheine, daß sich noch etwas aus mir machen lasse. Er sei mir Dank schuldig, und wenn ich glaube, gehorchen zu können, so wolle er versuchen, mich zu einem rechten Menschen und wahren Soldaten zu machen, bis dahin sei ich nur ein Räuber und Mordbrenner gewesen. Es regte sich in mir gar seltsam und wunderlich; so hatte noch niemand zu mir gesprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann sah, daß der Brand in meinem Gesicht erglühe aus tiefer Scham und nahm mich zu seinem Burschen an. Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Pike auf hatte er gedient, eine Heldentat unter den Augen der Kommandierenden hatte ihn zum Offizier gemacht, später war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwissenheit, meine Gottlosigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt, samt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab und meinte, das sei eben die niederträchtigste Geschichte in der Welt, daß die wenigsten Menschen dafür sorgten, tüchtig zu sein für das, wozu sie nicht bloß berufen würden, sondern wozu sie sich drängten oder was sie doch wenigstens wünschten. Jeder lebe seiner Bequemlichkeit, Lust, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, so schäme er sich nicht einmal, schiebe erst die Schuld und dann die Arbeit auf andere und nehme getrost Ehre und Geld für sich; und wenn einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nötigste wisse (was aber glücklicherweise für die meisten selten untersucht werde), so fange er ein Zetergeschrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünschen und vielleicht noch mehr, denn das sei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könnte ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in solchem Zustande Offizier, als Unteroffizier, so wie man, unwissend durch

und durch, zu Hause auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Ratsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der keine Kompagnierechnung machen, sie auch nicht prüfen, von dem man nichts wisse, als daß er seinen Namen schreiben könne. Er selbst hätte bei seinem Avancement seinen Namen auch nicht schreiben können, sich aber da gar bitter geschämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz sei erwacht, er hätte nicht mit seinen Eltern, den schlechten Schulen sich entschuldigen mögen; denn das hätte in seinen Augen ihn nie entschuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig gewesen, und ein rechter Offizier müsse mehr können als Gewehr beim Fuß kommandieren und im Notfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet.

Da hätte er in seinem Geiste sich aufgemacht und an manchem stillen Abend, in mancher stillen Nacht, wenn die Kameraden schliefen oder schwärmten, und mitten im Feldlager das Versäumte nachgeholt. Da frug ich ihn, wenn er alles nachgeholt, warum er dann noch immer so fleißig studiere und zeichne. ‚Bonjour,‘ sagte er, ‚ich werde wohl nie General, aber wenn ich es werden sollte, so will ich vorher tüchtig dazu sein, ich könnte dann vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen; sorgt man in der Zeit, so hat man in der Not.‘ Das brachte mich zur Arbeit und in kurzem weiter, als ich je gedacht, und seither habe ich oft gedacht, wie schade es sei, daß mein Hauptmann dieses nur mir und nicht auch andern gesagt. Aber nicht nur meine Unwissenheit, sondern auch meine Gottlosigkeit ärgerte ihn. ‚Höre, Bonjour,‘ sagte er, ‚ein Soldat ohne Religion ist ein wildes Tier und ein unglückliches Tier. Ich war auch nicht viel besser als du,‘ erzählte er mir dann, ‚ich meinte, das point d'honneur sei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht schlugen in weitem Felde, an dessen Grenzen Graben und Hecken sich hinzogen. Ich stund auf

dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, besonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir stunden wie Schweizer. Da drang das Zentrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den siegenden Freunden nach. Die Massen drangen vor, die Jäger schwärmten aus; da geriet ich zwei Husaren unter die Klinge und sank mit vier schweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinliche Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht, wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weithin tönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weithin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs.

Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchlos Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmte den Ruf. Rettung

wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie, aber die einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitz bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohltätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tötender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir, sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter ins tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Toten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein, in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe. Das waren unbeschreibliche Augenblicke, das Herz sprang mir auf und legte sich offen vor Gottes Angesicht, und Gott

wandte sich seither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann und auch ein besserer Soldat; denn der rechten Christenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld ist keine andere gleich.' —

So sprach mein Hauptmann. Sein Wort, sein Beispiel machten mich ebenfalls zum Christen, und gottlob! ich bin es geblieben. Das Christentum allein hat mich aushalten lassen, was ich ausgestanden. Ich schloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an, er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen, im Getümmel des Gefechtes, nie für mich, seinen Federbusch hielt ich im Auge, er war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu sein, wir gedachten der Schrecknisse nicht, die unser warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes, die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernsensen, die fürchterlichen Kosakenlanzen. An der Beresina standen wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Tote; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den mordenden Fluß. In unsäglichem Jammer schleppten wir uns Wilna zu.

Fürchterlich getäuscht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich erwärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen getan, für sie gewacht, gearbeitet in unerschütterlicher Fassung, aber er wurde immer schwächer, alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterstützen. Er wollte mich fortsenden, wollte, daß ich mich rette, aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtot nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette sterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich setzte er zum Erben seines kleinen Vermögens ein, aber im Schmerz über seinen Verlust fühlte ich diese Wohltat nicht. Ich fand

mich wieder ein beim Regiment, sah den Kaiser untergehen, sah ihn wiederkommen, sah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienst nicht, ich wollte dem Hauptmann Ehre machen als sein würdiger Zögling, und nach Hause zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Respekt vor einem Blancbec (Gelbschnabel) und verließ doch den Dienst nicht, denn ich weiß, was ich weiß."

Ich sah den Alten fragend an, da beugte er sich zu mir über und fuhr leise fort: „Ich will noch Kapitän werden, und du sollst mein Sergeant werden, denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kömmt, er ist zweimal gekommen, das drittemal darf er nicht fehlen. Er ist nicht tot, er hat sich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten, aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde schlägt. Und wenn er wiederkömmt, muß ich auch da sein, da wird er zu mir sagen: ‚Bonjour, Kapitän Bonjour.' Und da werden die großen Tage wiederkommen von Marengo und Austerlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derselben an der Spitze des Regimentes sterbe? Und dann wird er sagen: ‚Es ist schade um den Oberst Bonjour, ich hätte ihn zum General gemacht.' Siehe, darum bleibe ich und habe alles ertragen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Platze sei, wenn er kömmt, damit ich der rechte sei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zuschanden machen kannst, die dich hassen, damit du in dir selber das Gefühl hast, mehr zu sein, als man dich gelten läßt, und daß, wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet bist. Was der Hauptmann an mir getan, das will ich an dir auch tun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr ist, und dann wird der Kleine sagen: ‚Colonel Bonjour, das hast du brav gemacht.'" — So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnisvoller von den besondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und

Erscheinungen, und redete immer begeisterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er sich für ihn und mich versprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt sei. Mich riß er fort auf den Schwingen seiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich versprach Fleiß und Gehorsam und habe das Versprechen gehalten. Er hatte mir eine Aussicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, vieles zu erlernen, was man sonst in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume, aber doch haben sie mich zu einem Mann gemacht, der seinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute, aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, sondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen schönen Ziele, nach der Vervollkommnung eurer selbst.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazarett, ein ganz anderer Mensch. Mut und Selbstbewußtsein hatte ich wieder erhalten, eine sichere Haltung, ein gemessenes Betragen angenommen. Meine Hasser fanden die alten Blößen nicht. Im Dienst war ich ohne Tadel, außer dem Dienst fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, sondern teilte nun aus, was ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe, zu verhüten, daß ich nicht ein Händelsucher wurde. Er sagte mir oft, es sei niemand verächtlicher, als der, der sich seiner Überlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle, solche hätte sein Hauptmann nicht in der Kompagnie gelitten. Der Soldat müsse sich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieselbe ohne Not gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern sich anzunehmen sei Pflicht, und das das schönste Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er andere schirmen könne, das erwerbe auch den schönsten Respekt. Es geschah, daß ich mehrere Male mit Franzosen mich schlug, meist mit den langen gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu sehen, den Schweizer

mit dem kurzen Briquet, dem Franzosen mit der langen Latte (so nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie rasch die Sache gewöhnlich sich ausmachte, und wie lang hin der Franzose fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwischen Franzosen und Schweizer waren meist giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Arms bis an dessen Spitze lag, zu fechten gegen so lange Ungetüme, welche auch der stärkste Arm nicht sicher und schnell genug regieren kann. Die langen Säbel scheinen großen Vorteil zu versprechen, scheinen den Körper zu schirmen und hinter diesem Schirm um so sicherer weit hinaus Wunden schlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Instinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzudringen; ist einmal der erste Aushieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzosen gegen die Schweizer gewöhnlich den kürzern und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum, die nur aus dem Bewußtsein, seiner Waffe Meister zu sein, entspringen kann. Ein Regiment Soldaten, zusammengesetzt aus lauter einzelnen, von denen jeder seiner Waffe vertrauen darf, jeder einzelne ein ganzer Mann für sich ist, ein solches Regiment ist unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachlässigt man diesen Satz aber, und besonders in der Schweiz, übt die Soldaten meist nur als Teile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Musterungen dahin, daß auch der einzelne als Mann selbständig gebildet wird, für sich allein stehen, allein hervortreten kann im Notfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an seiner Waffe, daß sie sich ihm zu jeglichem Dienste in die Hand schickt

und im Augenblicke der Gefahr ein zuverlässiger treuer Freund bleibt? Aber dafür müssen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wissen, als sie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knien vor ihren Zügen herstolpernd.

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir und schloß sich an mich wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künste brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in seine Kompagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienst zu tun und zu ruhen hatten, so wurden wir um so unzertrennlicher, unsere Zeit um so besser angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeister. Schreiben, Rechnen wurden allmählich absolviert, da ich soviel konnte als er selbst; dann teilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geschichte verstund; wir lasen Bücher zusammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichste Zeug. Am liebsten war es mir, wenn er in stillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn alle schliefen, oder an einem Sonntag nachmittag irgendwo im Freien sein Herz aufschloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, sondern von ganzem Herzen und ganzem Gemüte. Wie er dann beredt wurde, wenn er sich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menschen er sich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das Vertrauen auf Gott ihn mutig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm sich abspiegle, seit sein Hauptmann ihn zu einem Christen gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit sinnlichen Augen aus einer heidnischen Seele schaute. Aber am merkwürdigsten war, wie er seinen irdischen Gott und seinen himmlischen, den Allvater und den großen Kaiser, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand schlagen ließ, von dem einen sein irdisch, von dem andern sein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben

in mir schufen, fortführten, was Änneli angefangen, und mir wieder eine Aussicht zeigten hier und dort. Dieses Aneinanderschließens, unserer einsamen Gänge und der Gespräche wegen, die niemand begriff, wurden wir mit mißtrauischen Augen angesehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Gesellschaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, so begnügte man sich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabschiedet, aber wir beide waren die Zierde unserer Kompagnie und ohne Tadel in unserer Aufführung. Mancher französische Stabsoffizier stund vor uns still und sagte: ‚Bougre, quels beau soldats!‘ Bei den Kameraden stunden wir in einer Art scheuer Achtung. Mancher Ankömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir bei Quälereien gegen ihn stille stunden und ernst darein schauten; sie wußten, in solchen Dingen verstund ich keinen Spaß, und die besten Fechtmeister scheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unsere Suppe zuweilen zu schlecht wurde, so brauchte ich nur zu sagen, ich werde, wenn das nächstemal sie nicht besser sei, selbst eine einschneiden, so wurde es besser.

---

29. Kapitel.
Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt.

So verstrichen uns Jahre nicht unangenehm und mir sehr nützlich, denn je mehr ich lernte, desto durstiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir selbst weiter. In unerschütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr wie die Juden auf den Messias auf den großen Toten von St. Helena.

So gut wir konnten, spähten wir aus, was in der hohen Welt vorging, und setzten die erhaltenen Nachrichten nach unserer Art zusammen und glaubten bald hier, bald dort die

sichtbar werdende Hand des Erscheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuscht, aber nimmer müde, von vornen anzufangen. Da war es eines Morgens, als wäre ganz Paris von einem elektrischen Schlag getroffen aus dem Bett gefahren und zwirble (kollere) noch sturm (schwindlig) und betäubt herum. Es schrie alles auf den Straßen, vor den Kaffeehäusern drängten sich Massen, um die Anschlagszettel stund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber sprechen hörte man wenig, nur die Augen brannten dunkler, und jeder sah dem andern in seine tiefer hinein, als ob er durch diese wunderlichen Fenster hindurchschauen wollte in des andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Lesen dessen, was alle lesen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X. Blätter flogen durch die Menge, die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerstand zu finden. Wir gingen in unsere Kaserne. Niemand dachte etwas weiteres, keine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zusammengezogen und nicht einmal die anwesenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von Stunde zu Stunde, ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgestellten Truppen schleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieser großen Stunde erscheinen, als unser großer Kaiser? „Gotthelf," sagte mein Alter, „lass' uns unsere Pflicht tun, wie wir geschworen haben, es wird sich schon machen, daß alles gut kommt."

Den 27. Juli 1830 mittags rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Mutes, sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit den Kolben aus

dem Palais royal jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt, es gab leicht Verwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffenschmieden und wo sie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerstand wurde heftiger, zur Schutzwehr rissen die Leute das Pflaster auf, machten aus demselben und allem, was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung; am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden, ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuser besetzt, Steine und Kugeln regneten von ihnen in die Straße herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs die meisten Gesichter überzogen, nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt sich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloseres Fechten; wir erstürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue stunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerstand.

Eingekeilt in enge Straßen konnte man nicht vorwärts, konnte man sich kaum rühren, konnte dem aus tausendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, schmählich für den alten Soldaten, wenn seine Kugel, die einem wütenden Volksführer galt, in die Brust eines Weibes schlug. Ein gewisser Instinkt, daß wir nicht für die rechte Sache stritten, sondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr;

die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir taten nur noch unsere Pflicht, und die richtete in solchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist, wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geist, der über Paris schwebte und das Ganze überschaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten so sehr die Zuversicht, als der Glaube, es sei kein Führer da, der die Resultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verstehe. Zudem quälte uns Hunger und Durst, und ein Mann mit leerem Magen ist nur ein halber Mann; während wir hungerten, sahen wir Scharen Weiber mitten im Feuer Hunger und Durst ihrer Männer und Kinder stillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab, Generale sahen wir durch unsere dünner werdenden Reihen eilen, sahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen sein sollte und den eigenen verloren hatte, sahen, daß wenige wußten, was sie sagten, noch weniger, was vorzukehren sei. Auf der andern Seite sah man keine Generale, kein besterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, wagten sich an die Spitze der einzelnen Volkssäulen, und doch schien alles von einem Geiste geleitet zu sein, ein Geist die wilde Masse zu vereinigen, zu beleben, zu lenken. Diesen Geist sahen wir nicht, aber Bonjour sah mich manchmal durch den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er sagen: „Er ist da, der Kleine, dessen Geist eine halbe Million erfüllen, begeistern, wie einen Körper bewegen konnte." Wir kannten den Volksgeist nicht, der in gewissen Stunden über Millionen kommen kann, darum erkannten wir hier sein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch schlug sich die Garde unwillig aber fest im Louvre, in den Tuilerien. Am ersten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben; wir wußten nicht, ob an uns wieder geschehen sollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des sechzehnten Ludwigs. Die beiden Schlösser

wurden gegen Mittag des 29. genommen, den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren besiegt. Wer hat dieses Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es schien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unsichtbarer Feind unser Sieger sei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerstand verschwand mehr und mehr, die Obern stunden zusammen, bekümmerten sich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feste, gedeckte Stellung gar nicht. Die Ersten der Armee zeigten sich nicht. Die Kuriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, sondern nach Schlössern und erleuchteten Sälen. Bonjour wurde, trotz allem Ärger, daß wir vor einer so ungeregelten Masse gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete, da sei etwas Großes im Werke, gerade so sei es gegangen, als der Kleine das erstemal abgedankt, nun komme die Reihe an einen andern. Er reinigte sich von Blut und Staub, wichste den Schnurrbart frisch, bürstete so weit er kommen konnte und sorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräusch fuhr er auf und meinte, nun komme der schöne Schimmel und auf dem schönen Schimmel der kleine Hut und unter dem kleinen Hut der große unsichtbare Geist, der uns geschlagen. Da ritt es endlich an uns heran, aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geist. Wir vernahmen, daß Karl abgesetzt sei, daß das Volk Louis Philipp zum König erwählet, daß die Franzosen den Eid der Treue zu schwören, wir aber die Waffen zu strecken und nach Hause zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir streckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station Blicke stolzer Verachtung, demütigenden Mitleids. Traurig ist's, Kriegsgefangener zu sein, von einem Mächtigern besiegt wandern zu müssen in fremdes Land, vielleicht in enge

Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröstet sich mit dem wechselnden Geschick, mit dem Gefühl, daß er für sein Land, seinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beschreibt die entsetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn sie trotz mit Blut besiegelter Treue wie Bettler von Schub zu Schub in die Heimat abgeliefert werden, wenn sie heimgetrieben werden wie vermietetes Vieh; nichts gilt, was sie getan, nur Vorwürfe sie treffen über das Geschehene? Wer beschreibt die entsetzliche Empfindung, wenn in der Heimat die gleichen Blicke sie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun seien sie neu zu vermietendes Vieh; und wenn die sogenannten Landesväter dieses Vieh nun selbst mieten wollen, um es gegen seine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des einzelnen beschreiben, wenn er sieht, daß die meisten der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergessen haben, nur nicht die Gewohnheit, Mietlinge zu sein, wenn er sie erkaufen sieht um einen halben Gulden täglich, nicht nur zu schlechten Streichen, sondern zu Vater- und Brudermord? Wer will seinen Schmerz beschreiben, wenn er teilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rote Kutte getragen, und ganz besonders die, welche die wenigste Schuld tragen, die Gemeinen meine ich.

---

30. Kapitel. **Meine Heimkunft.**

Ich hatte die trübselige Kolonne nicht verlassen, freilich nicht zum Vorteil meiner ernsthafter gewordenen Wunde. Ich war auf einem requirierten Wägelein nachgeführt worden, hatte aber öfter Maroden Platz gemacht und so mich über

Vermögen angestrengt. Zu diesem kam noch eine unglückliche Gemütsstimmung. Unsere Träume, was waren sie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager hofften wir auf Nachrichten, aber umsonst. Anfangs glaubten wir, er sei etwas zu weit weg gewesen, um erscheinen zu können; aber da hätten doch seine Anhänger für ihn geredet, für ihn sich gesammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an sein Leben, sein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren lassen und mit ihm all unser Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft zerfallen, eine schwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich, seine ganze Kraft schien ihn zu verlassen; schwere Seufzer waren Zeugen seiner traurigen Gefühle, und manche Träne sah man stecken in den Furchen seiner dunkeln Backen.

Solange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unsere Zukunft gesprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unsere Grenzen überschritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geschehen solle. Wir beschlossen, jeder solle nach seiner Heimat ziehen, nachzusehen, ob sich dort nicht irgendwo eine Anstellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte sein kleines Vermögen, das zum Teil in seiner Heimat angelegt war, zu ordnen, zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben sich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zustand meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müsse oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Rast, fand der Wundarzt dieselbe nicht bedenklich, und bei Befolgung seiner Anordnungen glaubte er sie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes sein sollte. Wir waren jahrelang zusammen gewesen, er mein Vater, ich sein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zusammengehalten

und eine gemeinsame Zukunft uns auferbaut, darum tat das Scheiden so weh. So oft schon getäuscht, war es, als ob wir es ahnten, daß die Hoffnung baldigen Wiedersehens auch eine Täuschung sein sollte.

An einem schönen Herbsttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langsam meiner Heimat zu. Mir war weich aber wohl ums Herz; die liebliche Luft, das unaussprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, gossen einen stillen Frieden über mich aus, eine vertrauungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen, aber ich war doch nicht mehr der gleiche, der die Heimat verließ. Ich war nicht mehr der unwissende rohe Bursche, der nicht wußte, wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder seinen Namen schreiben, noch sagen konnte, wieviel siebenmal sieben sei. Ich war mir bewußt, über den meisten in meiner Gemeinde zu stehen und mehr zu wissen als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen, ich war nicht mehr der brausende, sprudelnde Jüngling, ich war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich selbst, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform in meiner Heimat Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater schreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich sonnigwarm Gärtchen zum Ruheplatz seines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundsatz von seinem Hauptmann hatte, daß man lernen solle, wenn man auch noch nicht wisse wofür, so hatte er auch einen zweiten: zu sparen, wenn man auch nicht wisse für was, für wen. Er meinte, zum Offizier brauche es Geld, und soviel als möglich müsse man vermeiden, mit Schulden anzufangen, erzählte, wie tausend Burschen gedankenlos in der Jugend ein Geld vertäten, mit welchem sie später in der Welt sich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein sorgenfreies Alter

sich bereiten können. Die meisten derselben gingen später in Not und Elend zugrunde, und manche lange Nacht müßten sie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln (Lumpen) schlaflos sich wälzen und an die schönen Batzen alle denken, die sie leichtsinnig und üppig verschwendet. Darum mußte ich auch sparen, und wenn wir hier und da eine Flasche tranken, so zahlte er sie.

Einige Bankscheine, die fast aussahen wie Lotteriebilletts, ließen mich einige Zeit sorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen, ergrübeln wollte ich, was für ein Geschick mir endlich werden würde. Ein frischer Luftzug weckte mich, ich sah auf und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er ins Tal hinab sich senkt. Vor mir lag meine Heimat, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte, immer gleiche Fluß mit seinen guten und bösen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuser, ob wohl noch mit den wohlbekannten Menschen? Tief unten im Tale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterstange auf meines seligen Großvaters Hause; ich sah das stolze Bauernhaus auf der Talwand oben mit seinen glitzernden Fenstern und vor demselben die Elefanten der Schweiz, die stattlichen Kühe auf der Herbstweide. Ich sah gegen zwei der Schulhäuser hin, wo der Schulbub und der Schulmeister bald in heißem vergeblichem Schweiß übereinander geschwitzt, bald, und das oft nicht umsonst, übereinander gegähnt hatten. Da fielen meine Augen ins Tal hinauf, dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt und das ich neuerbauen geholfen, und daselbst fast versteckt das alternde Haus, wo Änneli, wo meine Liebe geweilt, meine Sehnsucht mich hinzog, der Stern meines Lebens auf- und untergegangen. Ich sah Änneli wieder, und die geschwundenen Jahre waren vergessen, ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geschichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Änneli zum Grabe, und es brach wieder auf die verharschte Wunde, die sein Tod mir

geschlagen. Meine Augen brachten seinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Tränen, alle aus einer Quelle entspringend und denn doch Kinder der verschiedenartigsten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich schuldig an seinem und meinem Schicksal glaubte, ich ballte nicht die Faust, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein süßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte sich das Bewußtsein, daß der Allgütige sein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als seine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen seiner Vergebung darin, daß seine Schickungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm aufs neue und sprach: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Wie hätte ich da zürnen, fluchen sollen, denen, die mir Übels getan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich schwer gesündigt? Ich begriff, daß sie nicht gewußt, was sie an mir getan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die sie mir schlugen, die Erkenntnis der Sünden, die sie an mir begangen. Ich nahm mir vor, versöhnt ihnen entgegenzutreten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen, alle da unten im heimischen Tale hätte es umfassen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zusehe, als ob er aus seinem sichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Gesicht sich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir einen freundlichen Gruß bringen möchte. Knaben trieben die satten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärsten (Hacken), Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelschmaus, bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechselnd, aber ich kannte niemand. Junges Volk war es meist, das mich

verwundert ansah, mir manchmal bekannt aussah, aber nicht heimgewiesen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütterchen als eine stattliche Frau gekannt hätte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein schlankes Mädchen gewesen wäre. Ich hatte die entschwundenen Jahre vergessen und ihre Macht über das Menschengeschlecht. Vor den Häusern hin und wieder erkannte ich einen Mann, dessen festere Gestalt dem Wechsel der Jahre widerstanden hatte. Wie freundlich ich so einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn keiner erkannte mich! Endlich trat ich ins Wirtshaus, wo ich so manchen Klapf gegeben, so manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an, ein wohltätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine so gute Bekanntschaft hatte, dahin sei; doch schenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmütige Blicke. Auch der Wirt und seine Frau waren alt geworden und kannten mich nicht, so wie keiner der wenigen Gäste. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daselbst; andächtig hörten sie zu, bis der Wirt mich endlich fragte, wohin ich wolle und wie ich heiße, weil er es aufschreiben müsse. Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte, es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Gesichter mich willkommen heißen würden. Aber fast erschrocken sahen mich die Menschen an: An dich habe ich nicht gesinnet, es hat niemand geglaubt, daß du wiederkommest, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem andern schlich sich fort aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager ansprechen, jeder schien schon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Tagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirt war bald mit mir allein, er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld; aber auf seinem Gesichte war die Angst zu lesen, ich möchte ihm einstweilen allein zur Last fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen

jedem Menschen, der nicht ganz fühllos ist, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort ist, was wünscht er zu Hause zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und beschleunigt seine Schritte mehr und mehr, je näher er dem Hause kommt? Ist's nicht freundlicher Empfang, sind es nicht freundliche Gesichter? Was versüßt ihm Hitze und Mühe und läßt ihn die Ermüdung vergessen? Freundliche Gesichter! Was macht manchen Menschen unglücklich und stürzt ihn auf immer ins Verderben? Unfreundliche Gesichter, Streit und Schelten, wenn er heimkömmt. Nach der Heimat zieht es alle, und je mehr es einen dahin zieht, desto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, sondern unheimelig macht. Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimat, deren Anblick mich heute so glücklich gemacht hatte, fand keinen Ätti (Vater), fand kein Müetti (Mutter), keine Frau, kein Kind, kein einzig freundlich Gesicht, kein herzliches Willkommen, sondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwert (unwillkommen) heimgekommen. Das tat mir weh, das brannte mir tief ins Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz, ich weinte bittere Tränen, daß in der Heimat mir nur Essig und Wermut bereitet sei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böse Vorsätze wollten aufkeimen in mir, Mißmut mit meinem Los mich übermannen, ich fühlte mich verlassener als je. Da fing leise eine andere Kraft in mir sich zu regen an, die Kraft des Selbstbewußtseins, das Gefühl des eigenen Wertes; das Vertrauen, von Gott nicht verlassen zu sein, vereinigte sich damit. Beide erhoben mich allmählich über meinen Schmerz. Ich verzog zum Eigennutz erzogenen Menschen eigennützige Gedanken, verzog den Vielbeladenen ihre durch andere erzeugten Ängsten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den besten Ruf hinterlassen haben müsse, fing an mich zu freuen, nun als ein

anderer Mensch erscheinen, sie alle beschämen, ihnen nützlich sein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in dessen Wegen ich wandeln wollte, und fand endlich Ruhe.

---

31. Kapitel. **Meine Krankheit und dem Spital seine.**

Die gestrige Tagreise, die gehabten Gemütsbewegungen, verbunden mit allen frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter, es fröstelte mich über und über, und heftiges Kopfweh lastete zentnerschwer über meinen Augen. Ich stund dennoch auf, glaubend, frische Morgenluft werde mir wohltun. Zu Ännelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeist zu bleiben, bis der gütige Vater uns zusammenführe. Mühsam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte. Dort sank ich ins feuchte Gras und dachte unserer Scheidestunde, seines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hellere Bilder drängten sich an meinen Augen vorüber, ich glaubte Änneli zu sehen, mein Kind, Mareili, Bonjour, Napoleon und noch manche andere Gestalt, und diese alle vereinigten sich, stoben dann wieder auseinander auf die wunderlichste Weise.

Ich konnte die Bilder immer weniger festhalten, sie verflossen immer wilder ineinander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich schwarze Nacht über mich einbrach und jegliches Bewußtsein schwand. Doch stiegen dann zuweilen auch in dieser Nacht Gewitter auf, und mir war's, als sehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze und diese Blitze entlüden sich alle auf meinem Kopfe und erfüllten ihn mit einem entsetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als stünde ich im Gefechte und alle Kugeln schlügen mir in meinen Arm, und obgleich schon hundertfach zersplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zer=

splittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts sah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich schlug die Augen auf, meine Weckerin war die Morgensonne, die durch enge Fenster hineinguckte auf mein Bette. Ich war nicht mehr auf Ännelis Grab und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hierher gekommen. Am Fenster saß ein altes Mütterchen, hustete und spann Kuder (Lein geringer Qualität), in zweien andern Betten berzete (ächzte) und stöhnte es, im dritten lag ich, unendlich matt, nur Augenblicke konnte ich die Augen offenhalten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir so blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange, lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräusch zu machen, die Alte brachte mir zu trinken und erschrak um Umfallen, als ich, durch den Trunk gestärkt, sie fragte: „Wo bin ich?" Sie glaubte, ein Geist rede aus mir, denn niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurechtkomme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde sei, vom Kirchhof weg hierher gebracht und viele Wochen lang hier im Fieber liege und daß der Doktor gesagt, es sei nichts mit mir zu machen, ich stürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge, fast schwarz vor Brand, herausgestreckt.

Ich hatte Mühe, dieses zu fassen. Endlich ordentlich zu mir selbst gekommen, fühlte ich besondern Schmerz im Arm, fühlte, daß er vernachlässigt worden war, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt, die Alte ging, sagte es dem Spitalknecht und brachte seine Antwort; das werde nicht halb so pressieren, am Abend müsse jemand ins Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug sein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen, allein die Alte meinte, da sei nichts zu machen, und nahe an mein Bett tretend, flüsterte sie, der Knecht sei gar e wüste und unerchante (ungeschliffener). Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er es

erst am Mittwoch dem Doktor sagen lassen und gemeint, um dä wäre es nicht schade, wenn er schon verrecke. Aber ich solle sie um Gottes willen nicht verraten; wenn er es wieder vernehme, was sie mir gesagt, so ginge es ihr viel zu bös, sie käme gewiß in den Schwingstuhl (zum Auspeitschen) oder an das Block (zum Anfesseln an die Füße). An eine solche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den französischen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinste Vernachlässigung eines Kranken nach sich zieht und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Roheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommission den brutalen Grundsatz, daß sie nur da sei zur Unterstützung des Knechtes und nicht auch zur Sicherstellung und Bewahrung der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Despotie und Zwang in einem solchen Hause schrauben kann, so weit z. B., daß man den Leuten daselbst das Kirchengehen verbietet, aus Furcht, sie möchten erzählen, wie sie behandelt werden.

Ich schickte sie noch einmal hin; da kam etwas herangepoltert in Holzschuhen (die Holzschuhe und noch andere rasselten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hause, auf den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe fast unerträglich wurde) und schnauzte mich an; ich werde d. D. nicht wollen regieren, er müsse verantwortlich sein, er hätte d. D. viel zu tun, wenn er allemal aparti zum Doktor schicken wollte, wenn es einem in Sinn käme; hätte ich so lange da gelegen, so werde das nicht alles zwänge, wenn ich schon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Habersack, in dem ich mehreres für meinen Arm von unserem Wundarzt hatte: er wollte nichts von ihm wissen. Ich frug nach meinen Kleidern, es hieß, die hingen draußen im Spycher, man hätte nicht daran gedacht, daß ich sie noch einmal brauche. Ich forderte sie; die hätte ich gar nicht nötig, ich werde sie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht Zeit, für mich ume und ane (hin und her) zu springen; ich sollte

nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Ärger wieder mein Bewußtsein, aus welchem Zustande mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht sterben wollte, es wieder für tunlich hielt, mit meinem Arm sich zu beschäftigen. Derselbe war fürchterlich vernachlässigt, einige Zeit glaubte man, ihn abnehmen zu müssen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich stürbe, so hätte man mich wahrscheinlich nach Bern geführt, so aber fand man es nicht der Mühe wert. Er wurde endlich gerettet, allein er wird mir steif bleiben.

Da die rohe, brutale Behandlung die gleiche blieb und ich eben glaubte, die Behörde sei für beide Teile da, so begehrte ich einmal der versammelten Kommission etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räsonieren hätte, und der Knecht meinte, ich solle meine Sache jetzt nur sagen. Und ehe ich noch etwas sagte, meinte das Mitglied, man kenne sellig (solche) Kunde wohl, sellige syg niene (nirgends) wohl, wenn sie amene rechte Ort hätte chönne sy, su wäre si nit unter die Rote gloffe. „B'hütis, ih chenne dih gar wohl, du bisch geng (immer) vo de Ungattlichste eine g'sy und wirst jetzt unger (unter) dene Hudle (Lumpen) alle e ganze Kerli worde sy. Aber du muesch (mußt) nit meine, du heigisch (habest) meh Recht als en angere, u dih förchte mr nit; we me e Sellige förchte wett (wollte), me wär bös zweg (daran)." Nun versuchte ich auch etwas zu sagen, was Manier sei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: „Du bisch jetzt nit d's (in) Paris, du bisch jetzt i üsem Spitel, wärisch dert (dort) bliebe. B'hütis, mir hei dih gar nit ume (wieder) bigehrt. Ih g'seh jetz scho, wer recht het, du bisch eine vo de Mehbessere (von denen, die besser als andere Leute sein wollen), häb dä nume i dr Kur, dä manglets (behaltet den nur in der Kur, dem ist's nötig)." Das war mein Verhör, das seine Frucht. Ich sah, daß unter solchem Regiment gar nichts zu machen und Schweigen das Beste sei. Dieses wurde mir am schwersten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten

und Werken mißhandeln sah oder wenn die Frau des Knechts, die ein Gesicht hatte wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böses Maul hantieren ließ unter den Leuten. Meine Genesung ging sehr langsam vor sich unter solchen Umständen, man kann es sich denken. Erst als das Frühjahr schon hoch am Himmel stand, konnte ich zum erstenmal die Stube verlassen und an die Sonne mich setzen. Ich sah erbärmlich aus und fühlte auf der Brust und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der erste Schritt getan, ich hoffte, bald mehrere zu tun, bald diesen Ort verlassen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erstlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnsucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geschrieben, und wollte ihm schreiben, sobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unternehmen zu können und fragte um Erlaubnis. Ich mußte sagen, was ich unten machen wolle. Nach Briefen sehen, war meine Antwort. „Dafür brauchst du nicht hinunterzugehen," hieß es, „es liegen zwei für dich schon lange da." Ich wollte aufbegehren, daß man mir sie nicht übergeben, allein es hieß, man hätte noch an andere Sachen zu sinnen als an meine Briefe. Dieselben waren offen, wahrscheinlich weil man nicht dachte, daß ich sie je lesen werde, und waren allerdings von meinem Alten. Derselbe schrieb mir im ersten, er hätte weder nahe Verwandte, noch gute Bekannte angetroffen, scheine auch unwert gekommen zu sein, er wolle nur noch den Leset (Weinlese) abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er sich über mein Stillschweigen und über ein angreifendes Unwohlsein, das ihn zwar nicht ins Bett geworfen, aber doch vom Reisen abhalte, deswegen solle ich sobald als möglich ihn besuchen. Der letztere war schon drei Monate alt, französisch geschrieben, und man hatte nicht der Mühe wert

gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann sich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der erstere stieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht ins Dorf lassen wollte und meinte, ich wollte nur himuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu versaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Überlegenheit des Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angestellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft, aber nach Art solcher Lümmel verbarg er seine Verlegenheit hinter desto lauterem Brüllen, ich könne seinethalben laufen, wohin ich wolle, aber er wolle sehen, wer Meister sei, ob ich oder er, es werde wohl ein Block da sein für mich, schwer genug, ihn nicht ins Dorf zu schleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erster Gang war ins Wirtshaus, um meine Effekten zu suchen. Glücklicherweise traf ich den Wirt und gleich die rechte Saite. Ich entschuldigte mich, daß ich so lange sein Schuldner geblieben sei, und frug nach meiner letzten Uerti. Er meinte, das hätte nicht pressiert, aber es sei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid aussehe und gab mir eine gute Fleischsuppe, die mir wohltätig in alle Glieder drang. Ich wollte schon zutraulich werden und zu klagen anfangen über den Spital und dessen Vorstand; da sah er sich um, ob das jemand gehört, und meinte, man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle, es seien auch gar allerlei Leute in einem solchen Spitale, er hätte schon manches gehört, allein man rede heutzutage gar viel. Übrigens gehe ihn die ganze Sache nichts an, und was ihn nichts angehe, darein mische er sich nicht. So ging es mir später noch an mehreren Orten. Die Leute erschraken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, sahen sich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe sei, und wenn sie keinen Menschen sahen, so redeten sie doch leiser, so leise als möglich, wahrscheinlich aus Furcht,

der liebe Gott möchte es hören. Ich stelle mir vor, gerade so hätten vor der Revolution die Franzosen es mit der Bastille gehabt. Es kam mir aber sehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverschämtheit, unterstützt von eigennützigen und herrschsüchtigen Menschen, für einen Zwang ausüben, die Menschen in Angst und Schrecken jagen und auf der einen und auf der andern Seite eine Art Respekt einflößen kann, in welchem man alles Getane und Gesprochene recht gut und schön finden zu müssen glaubt. Ich sah das aber später noch viel schöner. Ich sah, wie Gemeindsbeamtete, z. B. Gemeindsschreiber, mit diesem unverschämten, hochfahrenden Wesen ganzen Gemeinden imponierten, sie verstummen ließen. Ich sah, wie die ehrsame Bauersame (Bauernschaft) am Kreuzer hängt mit Leib und Seele und doch solche Beamtete Geld hinter sich zogen (beiseite brachten), keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirtschafteten, daß es eine Burgerlust war. Ich sah wie die ganze Bauersame Stück um Stück insgeheim einem ins Ohr sagte, das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einisch e donners Täsche use näh (bös hineinfallen)! Ich hörte, wie selbst höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amts wegen etwas zu tun haben werden, trotz ihren geheimen Instruktionen, mit denen sie sich zuweilen bemänteln, ähnliches meinten; und doch sah ich vor hochgetragener Unverschämtheit alles beben, und keiner durfte das Maul auftun, um zu sagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Gesetz verpflichtete. Es ist aber eben eine merkwürdige Sache um das Menschenherz und sehr merkwürdig zu sehen für den, der Augen dazu hat, wie sich in demselben Eigennutz, Menschenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei und Schmeichelei zu einem grausen Knäuel geballt, herumbalgen und bald das eine, bald das andere Ungetüm obsiegt. Endlich frug ich meinen Wirt nach meinem Habersack; derselbe, meinte er, werde noch oben liegen, und glücklicherweise fand er sich noch vor.

32. Kapitel. **Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte und fast zu einer Weltsche kam.**

In demselben fand ich meine Bankscheine wieder, wußte aber nicht, ob sie noch gültig seien; ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirt konnte mir nichts von dem Zustande Frankreichs sagen; er lese keine Zytig (Zeitung), meinte er, und man hätte schon zuviel an dem, was hier vorgehe, als daß man sich noch darum bekümmern sollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach jemandem, der mir Auskunft geben könne.

Er wies mich zu einem, der gar e g'wundrige (neugieriger) und e politische sei und vier Zytige lese. Ich ging und fand einen langen, schwarzhaarigen und bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaschen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der schlanken Nase, der frug gar manierlich, die Achseln hoch hinaufziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Ursache meiner Bitte. Etwas ungern sagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechseln hätte und eine Reise machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermute, daß er krank sei, aber nicht wüßte, wo ich könnte wechseln lassen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker (Aufseher über Maß und Gewicht, Eichmeister), war bekannt mit Geldgeschäften; da er keine Kinder hatte, so hatte er seine Freude an andern Dingen; er erbot sich, das Geschäft für mich zu besorgen, und mißriet mir die Reise gar sehr, bis ich gründlich hergestellt sei.

Er bestellte mich auf einen andern Abend, um sich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu lassen, und ermahnte mich, einstweilen an Bonjour zu schreiben, wenn ich nämlich schreiben könne, sonst wolle er es für mich tun. Ich nahm sein Erbieten an, da ich wohl recht gut schrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelassen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrscheinlich in mir einen verständigen Mann fand, und er selbst

eben so gerne erzählte als zuhörte, so erläuterte auch er mir die Verhältnisse im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den sogenannten Liberalen, war der Aristokratie abhold und wollte aufrichtig das, was er für das Beste hielt. Er machte aber weder die Aristokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk oder vielmehr die größten Schreier desselben. Er gab sich alle Mühe, von jeder Leidenschaftlichkeit sich frei zu halten und jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; darum sahen ihn auch die Weißen und die Schwarzen in seiner Gemeinde mit schelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt recht gab, unbedingt sich anschloß. Er beurteilte die allgemeinen Verhältnisse weit sicherer als die meisten, aber die meisten glaubten, trotz seiner klugen Urteile, er hätte keinen Verstand.

Der Fecker tröstete sich darüber sehr leicht, er sagte, ehedem hätten die Aristokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe, nun hätten die Leute gewechselt, aber der Irrtum sei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende beieinander zu, wo wir uns ordentlich verschwatzten. Der Spitalknecht war bitterböse darüber, er meinte, ich lasse eine Klageschrift dort gegen ihn machen, und sagte, ich könne hinunterlaufen soviel ich wolle, es solle mir nichts nützen. Er könne es mir verbieten, zum Fecker zu gehen, allein er fürchte sich nicht, der schwarze D. hätte ihm nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, so wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal sagen, als man mich anmeldete: „Was wott dä Dampi o gäng by d'r (was will der Schwätzer auch immer bei dir)?“ Das machte mir Mühe. Als sie mich aber einmal einen Teil meiner Geschichte erzählen hörte, ward sie recht freundlich und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechselt, aber noch keine Antwort von Bonjour

erhalten; ich hatte ihm selbst geschrieben und auch umsonst. Gestärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüstete ich mich zu einer Reise zu meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht gesehen.

Alle Abende ging ich auf die Post, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage vor meiner Abreise fand ich dort einen großen Brief an mich, von fremder Hand, mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour gestorben und ich zu seinem Erben eingesetzt sei. Der Schlag traf mich hart, ich hatte einen zweiten Vater verloren, so lange mich nach ihm gesehnt, auf das Wiedersehen mich gefreut und wieder alles eitel; wieder eine Warnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel seien und bleiben sollten immerdar. Am tiefsten ergriff mich der Gedanke, wie sehr mein guter Wohltäter nach mir verlangt, sich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten und, durch seine Krankheit gelähmt, nicht nachsehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet sei, das wußte er wohl, er war meiner zu sicher, als daß er hätte glauben können, von mir leichtsinnig vergessen, hintangesetzt worden zu sein. Um so schmerzlicher mußte ihm sein Leiden und die Angst um mich sein, den er mehr als seinen Sohn liebte, der sein Stolz war, den er zu seinem andern Selbst gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert, selbst zu kommen, mich zu legitimieren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht sobald abreisen, der tote Mammon zog mich lange nicht so, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen matten Gliedern und drückte mich nieder. Ich fühlte mich aufs neue verwaiset und verlassen; doch kräftigte mich, ich will es frei gestehen, das Gefühl, Eigentum zu besitzen und auf diese Weise nicht ganz verlassen, hilflos zu sein. Was ich gespart, war nicht bedeutend, zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran mußte ich denken; ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf dessen Einsicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er gestorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menschen preisgegeben gewesen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor seinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir so nahe gestanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu sterben. Es war mir eine Freude, denken zu dürfen, selbständig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer sehen zu müssen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verstorbenen nicht, aber ich verachtete seine Gabe nicht, sondern dankte sie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker teilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten riet er mir, einstweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch besser kennen und bewahre mir am besten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten miteinander, daß ich erst das Erbe behändigen (in Besitz nehmen) solle, ehe ich mich zu etwas entschiede. Unterdessen hätte ich Zeit genug, mich ordentlich zu besinnen, und die Vorsehung eröffne mir vielleicht unversehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu lassen, damit ich mit Ehren erscheinen könne im narrochtigen Weltschland. Erst hielt er sich über das Tuch lange auf, das ihm für einen, der lange im Spital gelegen, gar zu hoffärtig vorkam. Der gute Mann gab wahrscheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß einer, der von seinen Batzen genossen, besser gekleidet sein sollte als er. Darin hatte er nun so unrecht nicht, desto mehr aber im folgenden. Wir Gardesoldaten waren gewohnt, uns gut zu tragen, unsere Uniformen waren nicht so von ungefähr gemacht, hingen nicht um uns wie Säcke, sondern waren mit Sorgfalt gearbeitet und mußten dem Mann

passen, seine Gestalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achseln Falten werfen, oder ein Ärmel anders eingesetzt sein als der andere. Mein Schneider wollte nun erst lange nicht versprechen, den Rock so zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete, in Frankreich könne man seinethalben die Röcke machen, wie man wolle, hier aber mache man sie, wie es der Brauch sei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er, wenn ich es zwänge (durchsetzen) wolle, so könne er es auch machen, so gut wie ein anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muster. Als ich den neuen anprobierte, war er die merkwürdigste Karikatur von der Welt und hing um mich wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muster war auch nicht die geringste Beachtung geschenkt worden. Auf meine Bemerkung meinte mein Schneider, allweg sei es besser zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen (Westen) übereinander anlegen wolle, so habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren seine Kutte (Rock) machen sollte, wie er es in seinem Narrengring(=schädel) hätte, so möchte der Teufel Schneider sein! Ich wußte am Ende nichts besseres, als dieser Kutte loszukommen, wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu lassen. Ich ärgerte mich zuerst über den Schneider, dann am meisten über mich. Ich hätte es wissen sollen, daß keine Arbeitsleute eigensinniger und einbildischer seien als die, welche ihr Handwerk gar nicht verstehen und gewohnt sind, ohne Gedanken, als Maschine, zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernsten Gedanken an Vervollkommnung, sondern er meint, nicht nur sei er selbst vollkommen, sondern er mache auch alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel und verpfuscht lieber eine Sache, als daß er sie verbessert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tausende, so wie es Millionen Christen gibt, die als Menschen keinen Fehler eingestehen wollen und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der besten Ordnung vor, hingegen noch Abschiedsworte, die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder seiner treuen biedern Seele, seiner Liebe zu mir und seines verhaltenen Schmerzes, an dem er starb, daß der kleine Korporal, der große Kaiser, nicht kommen wollte, vielleicht nicht kommen konnte. Gerne würde ich sie hierher setzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es kostete mir viel mehr Mühe, mein Erbe zusammenzutreiben, als ich anfangs dachte; wenn ich schon etwas im reinen zu haben glaubte, so stellte sich immer wieder etwas dazwischen, und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unsichtbares, wie ein Geist, der auf nächtlichem Wege die Pferde stettig macht, daß sie nicht vorwärts wollen. Endlich entdeckte ich diesen unsichtbaren Kobold, aber er hatte Fleisch, freilich etwas altes, und Beine, aber ein wenig krumme. Es war nämlich meines Wirts Tochter, die sich immer zwischen mich und meine Abreise stellte, wenn ich dieselbe ohne sie unternehmen wollte. Sie war eine von denen gewesen, die oben hinaus wollten, ohne Ansprüche dafür zu haben; darüber war sie veraltet; um so verliebter ward sie, um so mehr ward ihr angst, sitzen zu bleiben; jedes Abendläuten schien ihr von dem Glöcklein auf dem Girizimoos (das Paradies der alten Jungfern) her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zusammenklingelt. Ihre Mutter teilte die Angst mit ihr und vergrößerte sie noch und sagte ihr alle Abend: „Mais mon dieu, Susette, encore un jour passé!" Der Vater hätte ihren Abschied auch nicht ungerne gesehen, weil er an seiner Frau Weibervolk genug im Hause, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebesüchtige, aber übellaunige Tochter ist für manchen Vater ein schweres Kreuz. An mir glaubte sie endlich einen sichern Fang getan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu diesem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine **bête allemande,**

die zum Glück französisch verstund, und ein Weltsch (Franzose) glaubt mit einer solchen bête machen zu können, was er will, und besonders, wenn sie weltsch kann. Trotzdem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fing sie an, sich an den Grundsatz zu halten, daß einer besser sei als keiner. Diese drei nun hatten ein ordentlich Bündnis gegen mich geschlossen. Anfangs suchte man mich durch allerlei touchante Anlässe zu überrumpeln, und da dieses nicht half, so zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt tun, und Susette beschoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rotverbändelten (=geränderten) Augen. Sie wußten durch tausenderlei Künste alle meine Geschäfte auf die lange Bank zu schieben. Als echte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht, und offenherzig gab ich dem Wirte alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieses oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir versprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; so ward ihnen leicht, mir unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun schweigsamer, vorsichtiger, und kam endlich zum Abschluß, so daß ich eines Tages meine Reise ansagen konnte. Über die langen Gesichter, die versuchten und abgeschlagenen Stürme will ich schweigen. Dafür, wie ein echter Weltscher, hielt mein Wirt durch eine unverschämte Rechnung sich schadlos; als diese richtig bezahlt war, schieden wir als gute Freunde voneinander.

---

33. Kapitel. Mein Ämtlihunger, und wie ich abgespiesen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigentum beisammen und konnte überschlagen, was damit anzufangen sei. Im Notfalle reichten dessen Zinsen hin, mich zu nähren. Aber

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran mußte ich denken; ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf dessen Einsicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er gestorben, ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menschen preisgegeben gewesen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor seinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir so nahe gestanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu sterben. Es war mir eine Freude, denken zu dürfen, selbständig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer sehen zu müssen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verstorbenen nicht, aber ich verachtete seine Gabe nicht, sondern dankte sie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker teilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten riet er mir, einstweilen nicht zu reden, ich lerne meine Leute noch besser kennen und bewahre mir am besten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten miteinander, daß ich erst das Erbe behändigen (in Besitz nehmen) solle, ehe ich mich zu etwas entschiede. Unterdessen hätte ich Zeit genug, mich ordentlich zu besinnen, und die Vorsehung eröffne mir vielleicht unversehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen zu lassen, damit ich mit Ehren erscheinen könne im narrochtigen Weltschland. Erst hielt er sich über das Tuch lange auf, das ihm für einen, der lange im Spital gelegen, gar zu hoffärtig vorkam. Der gute Mann gab wahrscheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß einer, der von seinen Batzen genossen, besser gekleidet sein sollte als er. Darin hatte er nun so unrecht nicht, desto mehr aber im folgenden. Wir Gardesoldaten waren gewohnt, uns gut zu tragen, unsere Uniformen waren nicht so von ungefähr gemacht, hingen nicht um uns wie Säcke, sondern waren mit Sorgfalt gearbeitet und mußten dem Mann

passen, seine Gestalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achseln Falten werfen, oder ein Ärmel anders eingesetzt sein als der andere. Mein Schneider wollte nun erst lange nicht versprechen, den Rock so zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete, in Frankreich könne man seinethalben die Röcke machen, wie man wolle, hier aber mache man sie, wie es der Brauch sei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er, wenn ich es zwänge (durchsetzen) wolle, so könne er es auch machen, so gut wie ein anderer. Gut! ich gab ihm noch einen Rock zum Muster. Als ich den neuen anprobierte, war er die merkwürdigste Karikatur von der Welt und hing um mich wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muster war auch nicht die geringste Beachtung geschenkt worden. Auf meine Bemerkung meinte mein Schneider, allweg sei es besser zu weit, als zu eng, wenn man im Winter zwei Mutzen (Westen) übereinander anlegen wolle, so habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren seine Kutte (Rock) machen sollte, wie er es in seinem Narrengring(=schädel) hätte, so möchte der Teufel Schneider sein! Ich wußte am Ende nichts besseres, als dieser Kutte loszukommen, wie ich konnte und mochte, und mir an einem andern Orte eine andere machen zu lassen. Ich ärgerte mich zuerst über den Schneider, dann am meisten über mich. Ich hätte es wissen sollen, daß keine Arbeitsleute eigensinniger und einbildischer seien als die, welche ihr Handwerk gar nicht verstehen und gewohnt sind, ohne Gedanken, als Maschine, zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernsten Gedanken an Vervollkommnung, sondern er meint, nicht nur sei er selbst vollkommen, sondern er mache auch alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel und verpfuscht lieber eine Sache, als daß er sie verbessert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tausende, so wie es Millionen Christen gibt, die als Menschen keinen Fehler eingestehen wollen und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Bestandteilen ein Satz besteht?" Natürlich war ich am Haag (Zaun, d. h. in Verlegenheit). „Ihr kennt doch die Zustands- oder Aussagewörter?" Ich wußte wieder nichts. „Oder saget Ihr ihnen noch Zeitwörter?" Ja, die kannte ich endlich. „Könnet Ihr sie konjugieren? Ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt. Nicht wahr, er, sie, es sind Fürwörter und stehen für Hauptwörter da; sollen sie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, so müssen sie auch dekliniert werden können, nicht wahr?" Ja, das waren mir nicht nur böhmische, sondern auch spanische Dörfer, und ich schüttelte betrübt den Kopf. „Da seht Ihr, wenn man schon deutsch kann, so kann man doch die Sprache noch nicht kennen, und das fordert man heutzutage." Da er im Zuge war, so ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine Hauptstärke wähnte, bestund ich am schlechtesten. Ich sollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmut, Güte erklären und die bezeichnenden Unterschiede zwischen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte, allein das sei nichts, sagte er mir, ich solle jedes besonders definieren mit bestimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffen, so wie er sich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich, meine Unterweisung kam mir in Sinn, ich dachte, das sei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwiesen, und natürlich werde er die Erklärungen seines Vaters wollen. Ich stoppelte nun aus meinem Gedächtnis zusammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht sein Sohn gewesen sein, denn er fuhr mich ordentlich an, und nach vielen Wendungen fragte er mich, ob ich nicht selbst einsehen müsse, daß meine Erklärungen durchaus unverständig gewesen seien? Ich sehe aber hoffentlich nun selbst, daß nicht jeder Schulmeister sein könne, der es sich einbilde, er rate mir nicht, das Examen zu machen, sondern vor allem einen Wiederholungskurs zu besuchen.

Ganz zerschlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, schimpfte weidlich über den Schul-

kommissär und behauptete, wenn es nach ihm ginge, müßten die Schulmeister Papageien werden und die Kinder zu solchen erziehen. Als ich ausgetaubelet (meinen Zorn ausgelassen) hatte, sagte er mir, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und ich verstünde die Sache doch nicht recht. Er wisse wohl, der Kommissär halte, ohne daß er es wolle, viel zuviel auf dem Eintrichtern und, obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er sei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müsse man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieses müsse in einer bestimmten Ordnung und Form geschehen, und wenn der Lehrer diese Ordnung und Form die Kinder schon nicht auswendig lernen lasse, so müsse er sie doch selbst im Kopfe haben, um die Kinder so leiten zu können, daß sie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigstens die Sachen selbst fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, so komme er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem sichern Gang, könne nie das rechte Ziel sich stecken. Da hinke es nun allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Haupterfordernisse bei einem Lehrer seien, so sei es doch wenigstens die wichtigste Nebensache. Bei meinem verständigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle.

Dazu hatte ich aber durchaus keine Lust. Was ich erlernen sollte, kam mir so kraus und fremd vor, dazu so geistlos und überflüssig, daß ich verzweifelte, je mir dasselbe aneignen zu können. Ich gab also den Traum, Schulmeister werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorsehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas anderes besinnen.

Was ich nun wieder alles sann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeschriebene Straßeninspektorstelle

auf. Plötzlich schien mir ein Licht aufzugehen; gerade dieser Posten schien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen (Dämmen) und Straßen (Straßenbauen) sah ich sehr geschickte, aber auch zweierlei andere Leute hantieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erstlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen (Gemeindearbeiten machen) sehen an Schwellen oder Straßen, aber sonst nichts weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache so mache und nicht anders. Zweitens sah ich wieder Leute, die vielleicht viel Kunst hatten, aber keinen Begriff vom Lande, die einen Fluß dämmen wollten, ohne seine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber sagte, ja, deren Einfalt so weit ging, daß, als sie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz sahen, sie frugen: „Wer hat denn das gemacht?" Sie glaubten wahrscheinlich, die Bauern hätten expreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um sie zu schirmen, und schienen das sehr klug zu finden. Möglich, daß auch nächstens in einem gelehrten Werke dieses als ein sehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angepriesen wird.

So wurden Theorien aufgestellt, die für das Land nicht passen, und diese Theorien auf eine Weise ausgeführt, wie sie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel gesehen; und italienische Flüsse haben mit den unsrigen weit mehr Ähnlichkeit, als z. B. die polnischen.*) Ich hatte auch manches darüber gelesen, denn Bonjour schleppte Bücher aller Art für mich zusammen. So hoffte ich die nötigen Kenntnisse zu haben für dieses Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeisternd vor mich. Wo-

*) Anspielung auf den in Bern angestellten polnischen Ingenieur Lelewel.

hin ich blickte, sah ich selten einen Vertreter der eigentlichen Staats- oder Gesamtinteressen, und noch viel seltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwischen dem Staats- und Privatinteresse.

Auf der einen Seite herrscht die Ansicht, wer Korporationen, besonders den Staat, am besten beschummeln könne, der sei der Gescheiteste; wer sein Maul ans Staatseuter hängen könne, werde am schnellsten fett, und je mehr er sauge, desto respektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt sich ordentlich dessen. Ja, ein Gemeindsvorstand, der mit seiner Unterschrift ebenfalls den Staat beschummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache drohen zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte sie ihm zwar nicht absichtlich aus, sondern nur, weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindsvorsteher wahrscheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, stehlen nicht stehlen, sondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, scheint der gleichen Meinung gewesen zu sein. Und der, welcher des Tages ins Glas sah und nachts bei Laternenschein seine Augenscheine einnahm, scheint in seiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergieren.

Es schien mir fast, als ob die Begriffe Treue, Ehrlichkeit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich gespensterartig würden und spukhaft; die Worte hörte man, sah sie auf dem Papier allenthalben, guckte man aber tiefer hinein, so war es, als ob sie lauteten, Beluxen sei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann sah man wieder andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barsch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnen, jedes freimütige Ansuchen abschlagen, sah gnädeln (gnädig tun), wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf merkwürdige Weise Sinn ändern und aus einem ganz andern

Tone reden, wie z. B. eine leere Tasche einen ganz andern Klang hat, als eine, in welche einige Fünfunddreißiger gesteckt worden. Sah unbegründet Gemeinden kujonieren und andere unsinnig begünstigen auf die seltsamste Weise, sah Leute vor die Köpfe stoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgehen, als ob alle Tannen im Kanton Bern statt Krisnadeln (Tannennadeln) Dublonen trügen, und alle diese Dublonen den Bach ab (hinab) gejagt werden sollten.

Da schien's mir ganz prächtig, so ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer sein sollte. Zu walten im angewiesenen Kreise mit Sachkenntnis, als einer, dem man es ansieht, daß er für das Amt da sei und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Gesamtinteresse zu vertreten, und jedem freundlich entgegenzutreten, alte Kniffe abzustellen und neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir, in vielfachem Verkehr tausend Gelegenheiten zu haben, die guten Absichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu schützen und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume und mochte gar nicht warten, bis ich dem Fecker (Eichmeister) meinen Entschluß, Amts- oder Straßeninspektor zu werden, mitteilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt, es war mir fast, als hätte ich sie schon; ich hatte mich überzeugt, daß man sicher tüchtige Leute untüchtigen vorziehen würde, wenn man die erstern nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen so begeistert vor ihm ausschüttete, und meinte, ich solle die Sache nur nicht zu sicher nehmen. Da fuhr ich auf und sagte, es sei gottlob! nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Burger von Bern sein mußte oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöstlein zu kommen; jetzt sei man hungrig und durstig nach tüchtigen Leuten, wenn man sie nur hätte, man stelle ja jeden fremden Schminggel (Zierbengel) an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne;

um wieviel eifriger würde man also nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn sie sich fänden? Mein Fecker lächelte je mehr und mehr und meinte endlich, ich sei auf dem besten Wege, ein Brandschwarzer zu werden. Ich konnte ihn nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage und dazu noch nach einer Predigt so besonders zum Spaßen aufgelegt sei und stellte ihn darüber etwas hastig zur Rede.

„Mein lieber Gotthelf," sagte er, „wenn Ihr mich ruhig anhören wollt, so will ich Euch das erklären. Ihr stellt Euch vor, die Zeit, die erst kommen soll, und weiß Gott wann! die sei schon da; kommt Ihr nun darüber, daß diese Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher ist als der erwarteten, so werdet Ihr bitterböse über sie, d. h. brandschwarz: Ihr meinet, die Zeit habe Euch betrogen, während Ihr doch Euch selbst betrogen habt. So stellt Ihr Euch vor, es solle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt Ihr Euch, es geht in vielen Dingen nicht besser, manche sagen schlimmer; aber daran ist die Zeit, die wir haben, nicht schuld, auch nicht die Menschen, sondern es ist der natürliche Lauf der Welt, der es so mit sich bringt, über den man niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Lust dazu hat. Ich will Euch das an Eurem Posten deutlich zu machen suchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den apartige Leute saßen und daran gnagten (nagten) und sich erlabten. Rings um sie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Tiere mit Menschenaugen, aber einem Hundemagen auf und apportierten die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Das geschah nun nicht hinter einem Umhang, sondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun schienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Bissen in den Mund zu stoßen auf einmal, aber viele kleine Bissen machen am Ende auch einen großen, und die Bissen, welche sie den kleinen Tierchen, welche

ihnen auf dem Schoße lagen, in die Schnauze schoben, sollte niemand merken; sie machten freilich saure Gesichter und wischten sich zuweilen den Schweiß von den Stirnen, allein sie saßen doch alle so behaglich da, und wenn einmal einer auf dem Sessel an dem Lebkuchen saß, so war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spektakel sah man zu, prägte ihn sich tief ein, und wer weiß, ob nicht manchem das Maul wässerte. Wenn Väter es sich wohl sein lassen und sich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was sie selbst genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern verargen, wenn sie schwytig (gierig) werden, an ihrer Väter Stelle zu sein wünschen und meinen, die Vaterpflichten bestünden in der Verwirklichung des Sprichworts: ‚Selber fresse macht feiß (fett).'

Es gab aber immer Leute, die dieses ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern solle kein Lebkuchen mehr sein, das Gnagen (Nagen) und Apportieren solle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu schwitzen und zu arbeiten wisse, der solle ordentlich zu essen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, so sollte es nun sein, und im Anfang kam gar mancher nicht um des Essens, sondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tisch mit dem grünen Tischlaken (auf den Privattischen hat man weiße Tischtücher, weil man auf denselben weniger verzattert (verstreut). Aber die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf und das Wässern danach im Munde; aber sie blieb verblüfft und wagte sich nicht zum Tische hin, sich scheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denselben. Nur einige Schlauköpfe drängten sich vor, riefen: ‚Volk, um deinetwillen bis in den Tod!' und schwangen sich noch an einige Plätze und nahmen geschwinde einige Schoßhündchen mit sich auf und zwischen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Nase auf, daß ihresgleichen ungestraft und behaglich da sitzen könnten,

wo ehemals der Lebkuchen gewesen, und sie wurde bitterböse. daß sie die rechte Zeit versäumt, und noch böser, wenn sie sah, wie einige am Tische Brocken um Brocken über die Achsel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen scharwenzelten und apportierten mit ihren Menschengesichtern und Hundemagen. Die, welche schwitzten und arbeiteten, wurden auch böse, daß Kollegen nichts anders taten, als Brocken austeilen und im Regierungsleist(=klublokal) die zu Hause arbeitenden kritisieren und bespötteln, und noch böser, wenn sie bei ihrer Arbeit von den Pöstli=Lüstlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räsonieren konnten, Mupf um Mupf (Stoß) erhielten, damit sie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens satt und macht irgend einem hungrigen Menschengesicht Platz. So sieht das Ding aus, und manchmal sieht es fast unverschämt aus wie an einem Frankfurter Kaisertag, wo man um einen gebratenen Ochsen sich totschlug, und wer sich am unverschämtesten Platz macht, der schreit doch nichts anders als: ‚Platz da im Namen des Volkes und für das Volk!‘ So ist in diesem Augenblick ein wüstes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da ist. Das macht nun manchem gar böses Blut, er klagt die Zeit und, weiß Gott, Gott selbst an und wird brandschwarz. Mein Gott, der gute Mensch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge sollte vergessen, was sie gesehen, und der Appetit, den sie durch Anschauen erhalten! Es ist gar einfältig, daß er glaubte, der liebe Gott habe so einen Wäschlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durchstreiche. Das sind Narrheiten! Gerade so mußte es kommen. Aber nur dafür gesorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergesetzt werde, und daß das Volk begreifen lerne, was für einen Unterschied es sei zwischen essen und trinken und schwitzen und arbeiten, dann wird das Müpfen und Stoßen von selbst aufhören, und

an den Tischen wird nur gelassen, wer zu schwitzen und zu arbeiten versteht. In dieser Zeit sind wir aber noch nicht, im Gegenteil, gerade jetzt ist der Andrang am heftigsten und scheinbar die Meinung obenauf, daß man nur ein recht grober gottloser Lümmel zu sein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird sich von selbst geben ohne Wunder, sobald man gelassen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu seinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit so ist, werdet Ihr die Stelle nicht erhalten. Nach Euren Kenntnissen usw. wird man gar nicht fragen und nach den Kenntnissen dessen, der sie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob sie nicht etwa irgend ein Besenbinder oder Kübli-macher (Böttcher) erhält, der aufzuwarten versteht oder irgend jemand an den Tischen hat, der seine Stimme kennt, dem er verwandt ist auf irgend eine Weise; denn es gibt nicht nur verschiedene Grade von Verwandtschaft, sondern auch verschiedene Arten."

Mit stummem Erstaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit bsunderbarer Erbauung und sagte endlich dem Fecker, es scheine doch, die Leute hätten recht, welche sagen, er hielte es nicht mit dem Volke, sondern er sei halt ein Herr, und keine Krähe kratze der andern die Augen aus, und wenn er es schon nicht mit den ganz Alten halte, so sei er doch ein Freund von weißen Aristokraten, den Burgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die besten Plätze weggenommen hätten. „Nun," meinte er, „was die Leute sagen, das muß ich mir gefallen lassen, sie verstehen halt das Ding nicht besser, aber Euch hätte ich verständiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich, niemand ist bereit zu größern Opfern als ich, und ist das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über dasselbe nicht verblendet bin und ihm seine Fehler aufrichtig sage? Das Volk ist aber gerade wie ein hübsches reiches Mädchen, dem der Herr soeben erlaubt (das er konfirmiert) hat und das unbekannt mit der

Welt in dieselbe hinaustritt. Das Mädchen ist herzgut und hat viel Schönes noch behalten, aber es ist in diesem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden sollte, so ist das gerade jetzt am leichtesten. Das gute Mädchen kennt halt seine Leute noch nicht und glaubt, die meinen es am besten mit ihm, die ihm hinten und vornen scharwenzeln, es rühmen von den Züpfen (Zöpfen) bis zu den Zwicken (Strumpfzwickel), alles gescheit finden, was es sagt, alles schön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wissen wollen, das liebe Menschenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen sich zu demselben eine Menge hofierender Anbeter, mit und ohne Brillen, die sagen ihm die schönsten Sachen, freilich in verschiedenen Mundarten, fast wie beim Turmbau zu Babel; sie versprechen, für dasselbe in den Tod zu gehen, schwören den Tod jedem, der ihm nur ein schiefes Gesicht ziehe. Sie stellen sich gar uneigennützig, nichts, gar nichts wollen sie für diese schönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens schönen Augen. Aber das Mädchen ist eine gar gute Haut; über so viele gute Freunde, die ihm auf einmal wie Krautstengel aus dem Boden gewachsen oder wie Hagelsteine aus dem Himmel gefallen sind, ist es gar zu seelenvergnügt; es will doch nicht alles umsonst haben von ihnen, es wirft ihnen Handküsse, Bonbons, Souvenirs aller Art zu, wirft sich ihnen am Ende kehrum in die ausgespreizten Arme, woran die langen Finger teils in schönen Handschuhen stecken, teils mit schönem braunem Bocksleder überzogen sind. Und dann tanzen und gumpen (hüpfen) sie miteinander und können sich gegenseitig nicht satt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit sagten, die läßt es auf der Seite stehen, findet sie kreuzlangweilig und nicht passend für ihn's; es mag sie eben nicht heißen gehen, aber es wirft gar verständliche Blicke auf die Türe hin und hätte gar zu gerne, sie hätten selbst Verstand. Aber gute Freunde

gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern mit Bocksleder überzogen (sinnlich gierig) umringt ist und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüstes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber ist und das Mädchen selbst merkt, daß es gar zu häßlich böckelet (gierig tut) um ihn's herum und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachsen und aus den Augen mit und ohne Brillen sieben böse Geister steigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange ums Herz, nach den alten Freunden sieht es sich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß sie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte sagt es: ‚Huß use (hinaus aus dem Haus),' bis es von dannen stiebt. Dann ist das Mädchen wieder lieb und holdselig, aber klüger und minder leichtgläubig, als ehedem.

Unter diese alten Freunde nun," sagte der Fecker, „zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich schon sehe, daß es gemäß der Entwicklungsperiode, in der es steht, mit Schlingeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich schimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich schon dieses Kokettisieren tadle und seine Verblendung bedaure. Und wenn es mir schon nach der Tür winkt, so werde ich doch nicht böse und bleibe getrost; es würde mancher Tochter schön ergehen, wenn die Mutter sich allemal zur Seite drücken wollte, sobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünstiglich zu ver- und umschlingen beginnt. Übrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht disputieren, das sind Dinge der Erfahrung, Resultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr seid noch zu wenig lange im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt Euch anschreiben, aber gebt acht, daß Ihr nicht ein Brandschwarzer werdet."

Ich konnte den Fecker nicht fassen, nicht fassen, wie er das alles so gemütlich hersagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen sei; ich konnte mich des Verdachts

nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit solchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsstatthalter, um mich anschreiben zu lassen. Ich traf ihn auf dem Sofa sitzend mit einer kurzen Figur, die es sich ganz behaglich darin sein ließ; man sah ihr an, daß so etwas ihr seltsam sei. Der Regierungsstatthalter fragte mich, ohne aufzustehen oder mich sitzen zu heißen: „Was weit d'r (wollt Ihr)?" Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. „Ja," sagte er, „es sy nit meh die alte Zyte, wo ne jede Halunk cha (kann) werde, was er will, me wott (man will) hüt zu Tag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer si sy, u was mit ne (ihnen) isch." Ich erwiderte, daß ich kein Halunke sei und etwas verstehe von der Sache. „Ja, me weiß scho, wer d'r syt," hieß es wieder, „syt d'r nit unter de Rote g'sy?" „Ja Herr," sagte ich. „He nu, so weiß me scho, wer d'r syt, da isch eine wie der anger, es isch kene (keiner) nüt wert, u so söttige (solchen) Landesverrätere git me kei sellige Pfoste." Es war nach dem Essen, ich hatte einen Schoppen getrunken und der Herr Regierungsstatthalter vielleicht zwei, denn es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig, daß ich kein Landesverräter sei, daß ich Kenntnisse im Fache habe, mich examinieren lassen wolle und begehre, daß ich mit diesen Bemerkungen solle angeschrieben werden. Der Herr Regierungsstatthalter bemerkte, er hätte viel zu tun, wenn er zu jedem schreiben wollte, was er ihm sage; wenn ich es zwänge (durchsetzen) wolle, so werde er mich anschreiben, ich werde dann schon sehen, was es mich nütze. Bei allen seinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er sich immer zu seinem Kumpanen mit der Frage: „Isch nit so?" Und dieser trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkissen und sagte dann: „He persche (natürlich)!" Ein Wort gab das andere, doch faßte ich mich zuerst und bemerkte, es sei mir leid, daß wenigstens hier im Schlosse die volkstümliche Zeit noch nicht herrsche, sondern noch die landvögtliche; wahrscheinlich würde auch die Wahl also ausfallen; es sei mir

ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und gestört hätte, ich müsse aber aufrichtig bekennen, solchen Bescheid und solche Behandlung hätte ich nicht erwartet; nach unserer neuen Verfassung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß sie die Leute also behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn sie die Gesetze auch so handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunst und Bequemlichkeit. Übrigens würde ich nun den Entscheid der obern Behörde gewärtigen. Das sagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas stutzig machte, aber er war gewohnt, auch wenn er schlotterte, sich forsch zu machen; er wies mir daher die Türe, mit der Bemerkung, auf alle Fälle sei es nicht die Zeit, daß er sich von einem Roten solche Dinge sagen lasse, ich solle machen, daß ich fortkomme, sonst wolle er mir den Meister zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Also noch immer Vorurteile gegen ganze Klassen von Menschen, noch immer kein humanes Benehmen, sondern ein brutales, und dieses neben der größten Lässigkeit in der Handhabung der Gesetze, in welcher man verleidete (angeklagte) Leute entweder gar nicht zitiere oder nachdem man sie dreimal zitiert und sie dreimal nicht erschienen seien, die Sache endlich auf sich beruhen lasse. Ich begann recht finster zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuscht, und es wäre wenigstens nicht besser als früher. Da fiel mir der Fecker ein und seine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Tintenkübel bereits nicht übel geschwärzt worden, daß ich meine Person mit dem Vaterland, den Regierungsstatthalter mit der Verfassung zu verwechseln willens sei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlassen hatte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und Empfindungen. Er meinte, das sei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es besser machen wolle als ehedem, aber das Ding trotz dem guten Willen nicht verstehe. Man wolle es besser machen, die Leute dadurch zufriedener

erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Gesetze lege, daß man sie übersehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entstehe aber ein Schwanken, das gerade aussehe wie Willkür, worüber die Menge unzufrieden werde und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit schreie. Daneben niste sich doch allmählich bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß sie an den Stellen seien, vor denen man sich ehedem so tief gebeugt und besonders tief alle die, welche gut gesinnet scheinen wollten. „Das gleiche Barometer fangen einige nun auch an hinter ihren Stühlen aufzupflanzen und glauben die, welche etwas geradeaus sich benehmen, für Mißvergnügte ansehen und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über solche Gesinnung an den Tag legen zu müssen. Viele nun kennen die Menschen zu wenig, gar viele haben nicht Gewandtheit, mit den Menschen umzugehen, und wenn sie einem nicht wohlwollen, so nehmen sie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami übersehen hatte, was aber einem Regierungsrat oder Regierungsstatthalter usw. nicht übersehen, sondern von den meisten der neuern Zeit, der Verfassung zur Last gelegt wird und mißvergnügt macht. Die guten Leute bedenken nicht, daß sie auf diese Weise gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meisten Gegner erzeugte. Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen. Dieses Betragen ist aber wieder nicht ein gleichförmiges, sondern eben die, welche nicht Meister ihres Benehmens sind, kommen bald auf hohen Rossen und handkehrum können sie sich wieder so gemein machen, als ob sie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter Messe Schmollis gemacht. Wenn schon der letztern Art eben nicht viele sind, so paßt man doch zu sehr auf, als daß sie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über sie erhoben und viele, durch sie verletzt, eben brandschwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müssen wir verständigen Leute aber billig sein, nicht

von den Menschen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß sie auf einmal Engel oder taktfest gebildet seien, daß sie alle Regentenweisheit in sich vereinigen, auch nicht, daß sie noch ins Weltschland gehen, sondern wir müssen sie mit Gleichmut ertragen, mit immer gleicher Freimütigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen sie auch darüber die Wände hinaufspringen und uns unhold werden; das ist die wahre Löffelschleife des Republikaners. Sie ist leider bei uns noch nicht im rechten Gang, sie war allzulange vergessen; die Löffel sind widerspenstig und die Schleifsteine bald zu weich und bald zu spröde. Wir waren nicht gewohnt, mit unsern Regenten als unseresgleichen umzugehen, unsere Regenten haben früher nirgends gesehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt ist, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrscht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinsten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerspruch Mangel an Achtung sieht oder böse Gesinnung, in jeder abgeschlagenen Zumutung Widerspenstigkeit oder bösen Willen. Natürlich verträgt diese Empfindlichkeit keine freimütige Rüge der bestehenden Übelstände, und wenn diese meine Bemerkungen zu den Ohren der Getroffenen kämen, so könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie gesagt, Gotthelf, so mußte es kommen; nur nicht den Mut verloren, sich selbst treu geblieben, es muß dann besser kommen. Ich hätte Euch geraten, auf Bern zu gehen, aber bei Eurer Stimmung darf ich es nicht, Ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden. Wartet der Sache gelassen ab, es muß sich bald entscheiden." — Trotz der Zusprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht so gelassen hinnehmen, es schien mir immer, auf diese Weise werde die Verfassung geradezu eine Null oder wenigstens der Nutzen, den sich das Land davon versprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge so kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen töricht gewesen, daß man das Unmögliche

geträumt. Und als endlich die Wahl entschieden wurde und auf jemand fiel, der sein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmsten Ansichten sich bildete, sein Amt später spöttisch (schmählich) verwaltete, da griff es mich hart an. Lange hatte ich zu tun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen; Schmerz über die Schwierigkeit, beim besten Willen nützlich zu sein, alle meine Kenntnisse nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Person verschmähe aus blinden Vorurteilen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren Wert und Unwert zu untersuchen.

Während dieser gedrückten Gemütsstimmung starb der alte Polizeidiener, und seine Stelle sollte an der nächsten Gemeinde wieder besetzt werden. Ein wunderbares Gemisch von Hochmut und Demut, von Unmut und Wehmut, ließ mich auf der Stelle den Entschluß fassen, diese Stelle zu suchen. Etwas wollte ich tun und sein, wollte man mich für nichts Besseres, nun, wessen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgesetzten zu Vorgesetzten, im Bewußtsein, gescheiter als alle zu sein, wie schön sie das bei mancher Gelegenheit fühlen lassen zu können? Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurteile sühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in bescheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröstlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen und in manches Haus Rat und Verstand bringen zu können. Immer mehr schöne Seiten gewann ich diesem Amte ab und das Wandern von Hügel zu Hügel, von Tal zu Tal, Herr seiner Zeit und Gedanken, schien mir gar fröhlich und gemütlich. Aber nicht nur die schöne Seite, sondern auch die nützliche bot sich mir dar.

Es will heutzutage jedermann seine Nase in alles stecken, und glaubt er etwas zu riechen, so brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntausend Ochsen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre

Nase gern in alles steckten, alle Morgen sich Verzeichnisse geben ließen von denen, die an der Matte *) spazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte und mit was und mit wem sie am liebsten g'fätterleten (sich die Zeit verkürzten); aber sie brüllten nicht wie zehntausend Ochsen, sondern sie behielten das Vernommene fein säuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo sie es in eine Ohrfeige verwandeln konnten. Nun aber sind wir alle gleich, alle souverän, und niemand gibt sich daher gerne mit dem Gesindel ab; so ein souveräner Berner-bürger ist zu stolz, an das Lumpenpack seine Zeit zu verlieren. Indessen bestehen noch aus alter Gewohnheit einige Ämtlein, welche vorzeiten um des Lumpengesindels willen errichtet worden, wenigstens zum Teil, und mit den Ämtlein sind einige Geldsorten (Einkünfte) verbunden. Und damit diese Geld-sorten nicht spangrün werden, wie die Münze der Salzaus-wäger, gibt es immer Leute, die bereit sind, sie abzunehmen und den Titel sich anhängen zu lassen, der zum Abnehmen berechtigt; versteht sich, daß man vom Lumpengesindel, als von einer wüsten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengesindel die Art, daß es brave Leute inkom-modiert, ungefähr wie Läuse einen an Reinlichkeit gewöhnten Menschen; und noch immer gibt es fatale alte Leute, die bettelnde, strolchende Berner-Bürger, Bürgerinnen, Bürgerlein auch zum Lumpengesindel rechnen. Und diese Leute haben die fatale Manier, daß sie schreien über dieses Plagen, wie Kinder über Läuse, die sie beißen. Da nun der Regierungsrat es nicht ganz mit allen Leuten verderben darf, so läßt er von Zeit zu Zeit Mahnungen aufs Land ergehen, daß man doch ein Auge nach diesem Lumpengesindel kehren und es wenigstens mit einem Fuße über die Grenze setzen soll, und setzt gar noch einige Geld-sorten (Einkünfte) extra bei. Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte sich mit solchen Kleinigkeiten befassen?

*) An der Matte in Bern lagen die verrufenen Häuser.

Wer wollte seine Ehrlichkeit in Gefahr setzen, daß er in diesen Extragratifikationen sich zufällig verrechne? Wer wollte Bernerbürgern zumuten, so lange in schlechter Gesellschaft zu sein bis an die Grenze? — Nun wenn's noch durchs nächste Dorf wäre, so möchte es angehen, aber bis zur Grenze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeindräten besoffen einem Gemeindrat beiwohnen darf, zumuten, mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumutung! Und wo bliebe dabei die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, so regierungsrätliche Monitorien muß man vergessen, nachdem man daraufgeschrieben: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun. Und ob man's vergesse oder nicht, wer frägt danach; ist doch die Hauptsache, daß man gut angeschrieben stehe oben. So geht es dann lustig und frei zu im Lande, und das Pack ist oft sicherer vor der Polizei auf den Straßen als ehrliche Leute in ihren Häusern. Die hübschen Ländermädchen *) ziehen jubelnd, singend und bettelnd durch Dorf und Tal furchtlos und schalkhaft und tragen das erbettelte und sonst eroberte Geld neutalerweise aus dem Lande. Sie haben aber auch versöhnende Manieren, vor denen Karabiner sogar und Säbel sich sanftmütig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Fastnacht und andern Zeiten stillen Leuten zu eng im Lande, sie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Haustüren und kaum Ruhe zum Essen, so daß wirklich manchem schon eingefallen ist, in öffentlichen Blättern d'r Gotteswillen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzusuchen, der sich mit dem Gesindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, sondern die vor dem Gesindel schütze, die ihn bezahlen. Es geschah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es besser haben wollte, als andere Leute es sich auch müssen gefallen lassen. Auch

*) Mädchen aus dem luzernischen Entlibuch.

haben diese Leute ein gar großes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruchlosen Eltern ausgesandt auf den Bettel ausschwärmen im ganzen Lande, zum Müßiggang, ans Schlecken (Naschen) und Stehlen sich gewöhnen und sonst noch viel anderes, und doch geben sie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naschen. Und jeder einem Kinde gegebene Kreuzer ist ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüste Leben zieht. Aber man gibt teils aus Gewohnheit, teils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hause hätte, so wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig verweigern, man vergißt dabei die neun zugrunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nötig, so als ein getreuer Wächter durchs Land zu wandern mit redlichem Gemüt, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu stehen dem Regierungsstatthalter und getreu ihm zu rapportieren, was seines Amtes ist, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn er mir darüber ein sauer Gesicht machen sollte oder vielleicht mir sagen: „Das geyt Euch nüt a, Polizeier“, so würde ich ihm sagen, ich hätte geglaubt, es sei meine Pflicht und wolle tun, was meines Amtes sei. So dachte ich mir es gar schön. Ich dachte ferner zu tun, wozu die meisten sonst zu vornehm sind, zu souverän sich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem schauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu scheuen, ohne Brönz (Branntwein) oder Vergütung, die Bettelnden wegzuweisen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage sich gleichbleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht schlagen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimat zu, wollte auf dem Wege ausforschen ihr junges Herz, wollte versuchen mit weichen, linden

oder ernsten Worten etwas Besseres zu pflanzen in dasselbe, wollte versuchen, in ihren jungen Herzen keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, den wahren Menschenstolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Ämtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, noch bettelt mit des Vaters Beinen oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menschenstolz, der nicht bettelt um ein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achselklopfen, berechneten Anzügen oder gar mit verschmitztem Schweigen wider Ehre und Gewissen, nicht bettelt mit Vorreiten seiner Miserabilität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein Glied impotent sei, nicht bettelt um die höchste Stelle mit Verleumdungen oder Renommisterei oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen einem Schultheißen, der um dieses Amt buhlt, und zwischen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinierter Witzling wird mir sagen wollen: der Unterschied, daß die großen Diebe obenauf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten sich zusammen wie Verführer und Verführte, wie Lüsternheit und Not, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwissenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elster und Schwalbe. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menschenstolz, der nicht betteln mag, auf keine Manier, weder auf eine gemeine noch eine vornehme, der was schaffen will, treu, ehrlich, fleißig, unverdrossen, der von seiner Arbeit leben will redlich und Gutes tun nach Möglichkeit, der diese Werke in die Welt stellt und nicht sein Eigenlob, der weiß,

daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augenblicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Ekel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuschandenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich sorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte sagen, wo wirklich Not und Elend sei, wollte Weiber suchen mit weichen Herzen und Männer mit biederm Sinn, die gerne geben, wo gegeben sein sollte, wollte betteln bei guten Herzen, selbst für Landsassen. Ich wußte wohl, daß ich solcher Herzen sicher so viele fände, als ich nötig hätte, ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligste Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieser Stelle zweifelte ich nicht. Diesen genommenen Entschluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieser lachte laut auf und immer lauter, hielt sich den Bauch und schnappte am Ende mühselig nach Atem. Ich wurde bitterböse und frug, was da zu lachen sei? „Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen Euch doch! Daß Ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt Ihr denn je daran denken, diese Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, Ihr kenntet die Menschen nun besser."

Ich wurde böse und verwirrt, seine Rede verstund ich nicht und meinte, das werde ihm nicht ernst sein, und ich hoffe, er werde seinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es sei noch nötig; soviel dürfe ich mir schmeicheln, daß man hier noch keinen bessern Polizeier gehabt und kaum je einen solchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht disputieren, meinte er, allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen wolle, was er aber nicht tun werde. „Wie könnt Ihr," fuhr er fort, „bei gesundem Menschenverstand daran denken, gewählt zu werden an einer Hausvätergemeinde? Erinnert Euch,

welchen Namen Ihr Euch im Spital gemacht! ‚So ne Ufbegehrische wey m'r nit,' werden die einen sagen. Sehet Eure Kleidung an, auf diese hin werden andere sagen: ‚So ne Herrschelige (Herrenmäßigen) wey m'r nit, dem dörft me ja nit bifehle.' Andere, welche das Brönz (Branntwein) lieber selber trinken, werden sagen: ‚E Rote, e alte Soldat wey m'r nit, m'r hei Schnapsbruder gnue am alte g'ha, er isch nie z'friede gsy, we me ihm nit eis y g'schäycht (eingeschenkt) het.' Andere werden meinen: ‚Er isch gar so ne Ybildische (Eingebildeter), er würd is i alles iche rede a ne re Gmein (hineinreden an der Gemeinde).' Wen habt Ihr an der Gemeinde, der für Euch spricht? Andere, die sich melden werden, haben Gönner, die werben. Und wenn schon manche und vielleicht die Ersten nicht gegen Euch reden werden, so werden sie doch gegen Euch stimmen. Ihr seid bei einem Schoppen oft zusammengekommen, dunkel haben sie Eure Überlegenheit gefühlt; glaubt Ihr nun, sie werden es über sich bringen können, Euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Person wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, sie müßten sich vor Euch in acht nehmen, sie müßten denken: ‚Was wird der Polizeier dazu sagen?' Glaubt Ihr aber, daß eine Behörde solche Leute wählen wird, die solche Gefühle in ihr erregen? Das geschieht nicht in den obersten Behörden, wollt Ihr eine solche Überwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewisse Leute hört, so sollte man meinen, schlechte oder dumme Menschen paßten für jede Stelle viel besser, als ehrenwerte und kluge. Versprecht mir, nicht böse, nicht mutlos zu werden, diese Geschichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menschenkenntnis zu erwerben. Meldet Euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung und urteilt dann, wer recht habe." — Ich versprach und tat also. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beschreiben, wie ich empfangen und abgefertigt wurde, obschon es recht lustig wäre und ausweisen würde, daß das B'richten (Bewerben) auf dem Lande noch weit schauerlicher

ist als in der Stadt, und der B'richtende noch weit mehr sich gefallen lassen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverstand. Um zehn Uhr sollte die Gemeinde beginnen, um eilf Uhr erschien sonst gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf Uhr der Präsident, nach zwölf Uhr einige Männer und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verlesen. Aber an diesem wichtigen Tage, wo ein Polizeier sollte erwählt werden, sah man schon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirtshause sich sammeln; vor zehn Uhr drängte sich alles in die große Kammer, wo sonst getanzt wurde; sie war zum Ersticken voll, statt dem halben Dutzend, welches sonst sich einfand. Es wurde abgelesen das Verzeichnis der sich Meldenden und gefragt, ob der eine oder andere etwas zu bemerken hätte? Die Bewerber mußten abtreten, legten sich draußen an die Türe und stritten um die nächsten Plätze an derselben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu tosen; endlich brachte der Präsident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und schöner als im großen Rate. Den Stummen brach der Mund auf, und sie redeten wie die Propheten, jeder gegen sieben und für einen, denn acht hatten sich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widersprechend gar kräftig und schön; wer einmal angefangen hatte, der sprach solange er ein Wort erjagen konnte. Endlich nach fünf Stunden, als allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präsident zur Abstimmung schreiten. Diese Abstimmung geschah, da viele nicht schreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte sie vorgenommen werden, weil sie sich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der stimmenden Hände nie übereinstimmten, und es fast herauskam, als hätten viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus der wichtige Mann, um deswillen heute so viele geredet hatten, aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher gesagt, hatte ich an der Türe

hören müssen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O ich habe diese Reden noch alle im Kopf, und wer weiß, ob ich sie nicht noch aufschreibe und drucken lasse, da doch heutzutage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgesagt, war ich doch erschüttert und konnte mich des Weinens fast nicht enthalten, als ich zu ihm kam. Also nichts, gar nichts wollte man von mir, für nichts fand man mich gut, wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben!

„Ihr dauert mich," sagte er, „daß Ihr die Sache so zu Gemüte nehmt, aber der liebe Gott war weiser als Ihr. Macht nun aber Eure Torheit nicht dadurch noch größer, daß Ihr in ihr beharrt und glaubt, es sei Euch übel ergangen. Der Mensch werchet (arbeitet) sich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorsehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunsch versagt hat; er glaubt sich unglücklich. Wenn es nur die Menschen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das sie klagen, nur in dem Wahn besteht, daß man unglücklich sei, und daß man, um andere damit zu strafen oder weil so es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich scheinen müsse. Sonst seid Ihr ein Mann gewesen, habt wacker gerungen, werdet nun nicht wieder zum Kinde, verliert die Besonnenheit nicht, verliert den Glauben nicht, daß gerade im Versagen unserer Wünsche die größte Liebe Gottes liegt." — Ich wurde gelassener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch schiefe, bald ohne Prüfung und somit trotz dem besten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart sei, gleichsam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu sein, seit ich ein Güterbub und nun gar seit ich ein Roter gewesen. „Das ist aber wieder ein Wahn," meinte der Fecker, „daß man meint, einen Posten haben zu müssen, um dem Vaterlande nützlich zu sein, als ob das nicht jeder Bürger könnte und sollte und gerade die nicht angestellten am besten. Dieser Wahn kömmt von jener Zeit

her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn einer ohne äußerlich bestimmten Beruf um das Vaterland sich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die einen allerdings noch immer nichts tun, um alles sich nicht bekümmern, während die andern beim besten Willen doch darin irren, daß sie meinen, um das Vaterland sich kümmern, heiße über alles Bestehende schimpfen, alle Verfügungen der Regierung tadeln, alle Personen derselben verdächtigen, und die dritten zu meinen beginnen, sie, die an der Regierung seien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland sich zu kümmern, die übrigen zu schweigen und ihre Nasen nicht aus dem Eigenen herauszuheben. O du liebe Zeit, wie so manches Regentlein klug sich dünkt, und doch ist sein Dünkel noch neunundneunzigmal kleiner, als der seines Schreiberleins."

34. Kapitel. **Der gute Rat.**

„Gerade für Euch wüßte ich etwas," fuhr der Fecker fort, „wozu Ihr der Mann wäret und wodurch Ihr nach und nach Euch eine Anerkennung erwerben könntet, die hundertmal schöner ist, als irgend ein erbrichteter Posten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn Ihr das alles wollt, so will ich mit meinem Vorschlag herausrücken." Ich erwachte aus meinem Trübsinn, ward neugierig und versprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flasche Wein, stopfte sich eine mächtige Pfeife und brachte folgendes vor: „Gotthelf, suchet Euch ein Wirtshaus aus, das ziemlich besucht ist von einheimischer Gastig (Gästen), wo die Wirtsleute einen Haufen Kinder haben, was nicht schwer zu finden ist; da zieht Euch zu, das ist der schönste Posten, den ich für Euch weiß." Ich sperrte Mund und Nase auf über den seltsamen Vorschlag und glaubte, es rapple bei dem guten Manne, und

wenn die Flasche leer gewesen wäre, so hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er sah mein Erstaunen, lachte und sagte, es scheine, ich begreife nicht, was er meine, und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müsse ihn fassen, so einleuchtend stehe es in seinem Kopfe.

„Allemal, wenn ich bei einer Gaststube vorbeigehe", sagte er, „und da die Leute bei ihrem Schoppen sitzen sehe, so zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmut kömmt mich an, daß um unserer wunderlichen und verschrobenen Sitten willen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter diesen Leuten zu sitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menschen vernünftig zu machen." Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Fecker achtete nicht mehr auf mich, er war in den Zug gekommen und fuhr fort: „Dahin kommen die Leute selten um des Weines, sondern um der Gesellschaft willen. Es regt sich etwas in ihnen, das Nahrung will, sie möchten etwas hören, möchten sich mitteilen, brichten und brichten (belehren) lassen. Versteht einer das Brichten, so hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der seltensten, aber der größten Güter scheint; denn Längizyti (Langeweile) ist eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, sie wissen nicht wie, und sie erzählen noch lange, wie sie den und den Tag so kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer ist, drückte wohl jenes Kind am besten aus, das gefragt, was das Wort Seligkeit bedeute, antwortete: ‚Kurzizyti'. Nun ist aber so selten jemand in einer Gaststube, diesem großen allgemeinen Leist (Klublokal) des Dorfes, der dieses Amt des B'richtens übernimmt, und noch viel seltener, ja nicht zu finden möchten die sein, welche mit bestimmter guter Absicht und zu einem klar gedachten vernünftigen Zweck es tun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelsucher oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken sehe ich auch mehr und mehr

im Volke selbst eine Kluft entstehen. Aus dem Volke erheben sich Beamtete, Gewerbsleute usw., es ist der erwecktere Teil des Volkes, und diese fangen an, die Gaststube zu verlassen, ziehen sich in Leisten (Klubs), Lesezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zusammen, und trennen sich von der Masse; in der Gaststube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man sieht das nicht für wichtig an und hält es für ganz natürlich, daß solche gebildete Leute sich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaststube preisgeben, und ihr Rams (Spiel) lieber unter sich abmachen. Aber man irrt sich; so wie in der Gaststube, so macht man sich im Leben, in der Kleidung usw., kurz, in allem allmählich vom Volke los, reißt sogar schon die Kinder vom Volke weg und führt sie besondere Wege. So bildet sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieselbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgestoßen, verwildert unter sich und wird die Beute jedes Schreiers, der es zu irgend einem bösen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundsatz wie bei den Armen. Solange man die Armen nur ernährt, abfüttert, werden sie Arme bleiben, sich vermehren und zu einer immer unerträglichern Last werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte, befähige man sie, daß sie sich selbst auf die Höhe ihrer Wohltäter hinaufschwingen können, so werden die Armen sich mindern und weniger zur Last fallen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, sobald es alle die verlassen, welche sich mehr Bildung erworben und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben sollten. Sie werden sehen, daß das Volk bald gegen sie eine Opposition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich seine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat seine Gewohnheit, welche er sich scheut,

mitten in der Gaststube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren lassen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und mancher ist nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig, aber das ist wieder nichts als eine Gewohnheit, und geziemt es nicht einem, der über das Volk gesetzt sein will, Tag und Nacht vernünftig zu sein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaststube Männer tun, die ohne steife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geschichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder wenn nichts Neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um solche würden die Leute sich sammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaststube aus würde sich ein wohltätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus, die Abende würden kurzwylig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne sturme (wirblige) Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Gesellschaft eng verbinden.

Nun, Gotthelf, zu so einem Gaststubenposten seid Ihr wie gemacht. Ihr habt viel gesehen, viel erfahren und gelesen, Ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen und imponiert doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; Ihr seid unabhängig und doch so gestellt, daß niemand sich vor Euch scheut, keiner vor Euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret also, wie die Leute denken, was in ihnen sich regt, vernehmt alle Vorurteile, alle Dummheiten, die in den Köpfen spuken, und könnt gegen sie arbeiten. Ich meine nicht, daß Ihr den ganzen Tag da sitzen sollt und aufpassen, wem Ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür ist nur der Abend da, wenn das Tagewerk getan ist bei einem jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menschen wegen. Und auch nicht Nächte durch sollt Ihr da sitzen, bis die Füße unter den Tischen zu Eiszäpfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend sein, der folgende

Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es sind Weiber zu Hause, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann Euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, so muß er nicht mit Schrecken nach Hause und an die scheltende Frau denken. Wenn ein Beamteter seinen Landjägern befiehlt, die Leute so lange im Wirtshause sitzen zu lassen, als sie wollen, sobald sie sich nicht prügelten, versteht dieser Mensch die Wohlfahrt der ihm anvertrauten? Und woher hat der das Recht, Gesetze aufzuheben, die verständiger sind als er? Wer hat das Recht, Wirtschaftsbußen, die für die Schulen bestimmt sind, zu schenken? Wie gefiele Euch ‚afange‘ (vorläufig) das?“ meinte der Fecker, „doch wartet nur, bis Ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich Euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich gesagt habe, Ihr sollet Euch ein Wirtshaus aussuchen, wo eine Kuppele Kinder seien, was leicht zu finden sei, und das habe ich nicht umsonst gesagt. Wirtskinder können mich um so mehr dauern, je besser die Wirtschaft geht; je besser diese geht, desto weniger haben die Eltern Zeit, sich mit den Kindern abzugeben, es ist fast, als ob diese keine Eltern hätten. Die Kinder treiben sich unter dem Gesinde, unter der Gastig (den Gästen) herum, erhalten zu trinken und hören alles Gräßliche; denn es gibt um die Wirtshäuser herum immer Menschen, die sich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen. Von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den besten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen, sie wenden Geld auf, soviel die Gelegenheit es erlaubt, aber sie haben nicht Zeit zur Kinderaufsicht, nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, höchstens sie zuweilen aus der Gaststube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben sie ihnen recht gut zu essen und zu trinken und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, seiet Ihr gerade wieder der Mann, Euch einer Kuppele solcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

Freilich müßt Ihr Euch dem Wirte nicht selbst dazu anbieten, für diesen Zweck würde Euch keiner annehmen, sie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt Ihr die Kinder nach und nach an Euch fesseln, zwischen den Schulen könnt Ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lehren übergehen, könnt so die Kinder nützlich beschäftigen. Das wird zuerst die Wirtin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche wegkommen, sie wird es dem Mann sagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerst wird er Euch einen Schoppen geben hie und da, dann Euch am wöchentlichen Kostgeld zurückgeben, und endlich, wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geschrieben oder das Haus abg'figürt hat oder sagen kann, daß England in Europa ist, keines mehr abnehmen. So wird das von selbst sich machen, ohne daß Ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden oder eine Lehrstunde abzureden braucht; Euer Auskommen wird erleichtert, Eure Aufgabe schöner, ein zweifacher Schulmeister seid Ihr, wenn Ihr auch den Namen nicht tragt. Aber Ihr sollt mir trotz dem Schulkommissär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt und über Euer Leben nachgedacht, es liegt vor Euern Augen mit all den unglücklichen Verhältnissen, die Ihr erfahren. Ihr wisset das Unrichtige aufzufinden, nachzuweisen, das ist nun eine gar große Seltenheit; Tausenden ist es übler ergangen als Euch, Eigennutz, die Vorurteile der Menschen haben sie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren, als Ihr; allein sie können höchstens klagen, räsonnieren, aber die Sachen beim rechten Namen nennen können sie nicht, können nicht einmal anschaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück schuld ist, ob sie oder andere; und wenn sie am Ende auch über das verständlich werden könnten, so können sie nicht schreiben, ihre Klagen und Reden verhallen in engem Kreise unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht und könnt schreiben, und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule sind, der Abend noch nicht da ist, da setzet Euch hin und schreibet Euer Leben nieder.

Dasselbe, so wie Ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurteile, macht den Leuten manche Sünde anschaulich, die sie nie als Sünde angesehen und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde sei. Euer Leben wird sicherlich manchem die Augen auftun, und er wird sagen: ‚Ja, akkurat so ist es auch bei mir, aber es soll anders werden.‘ Und das werden viel mehr Leute glauben, als Ihr denket, denn die Menschen und ihr Leben sind sich viel mehr gleich, als man dem ersten Anschein nach glauben sollte; was Euch begegnet ist, ist an hundert Orten geschehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, Ihr malet sie ab und redet auf sie, dann werden sie sich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden sich die Seele aus dem Kopf staunen, wer das von ihnen wissen könne, wer so öffentlich vor der Welt auf sie stichle. Die guten Leute wissen eben nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber sie werden sich schämen und nicht mehr also tun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele andere werden Euer Leben gerne lesen; wenn sie auch nicht sich darin finden, so ist doch manche Lehre in demselben enthalten, die jedem nützlich ist, und gar manches könnt Ihr da deutlich aussprechen, was den Leuten dunkel vorgeschwebt ist, was sie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird Eure Lebensbeschreibung, wenn Ihr sie drucken laßt, Nutzen stiften, Menschen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeister werdet Ihr sein, werdet ein ganz anderer Kerli sein, als so ein Straßeninspektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, Eurer Schwächlichkeit entsprechenderes Leben führen."

Ich horchte nun doch auf, es fing in mir etwas an zu jucken und zu gramseln (kribbeln), eine eigene Wärme kam mir in die Augen, ich mußte lächeln, ich wußte nicht, warum, wurde verlegen, und verlegen schüttelte ich verneinend den Kopf und meinte, so etwas werde ich wohl bleiben lassen. Und doch war es mir nicht recht Ernst mit dieser Verneinung; es

war mir wie einem hübschen Mädchen, dem man gesagt hatte, es sei schön, und welches dasselbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg solle ich nur versuchen, für mich aufzusetzen, was ich könne, es sei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen, ich werde nicht recht wissen, wo anfangen, und gar so ängstlich sein, ob ich ein Wort hinter oder vor das andere setzen solle; aber das gebe sich bald von selbst, ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei sitze. Nun meinte ich, etwas schreiben werde ich am Ende wohl können, aber drucken lassen, das sei ein anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Kosten? Auch das werde sich machen, meinte der Fecker, ich solle nur machen, daß geschrieben werde, solle über seinen Vorschlag nachdenken, und wenn ich ihn nicht schlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demselben aufgefaßt, ein Haus suchen, in welchem ich mein selbstgeschaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre so zugebracht, so könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verstießen, würden sie sich um mich reißen; mir stünden später, wenn der erste Ämtlihunger gestillet sei, und man wieder Männer suche für die Ämter, und nicht Ämter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Lust habe, eins anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüte und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin oder unter der Erde durch, indessen stießen die Füße sich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Nase hätte beinahe eine innige Bekanntschaft mit einem Türlistock (Türpfosten) geschlossen. Ich hatte an der Zukunft fast verzweifelt, alle Aussicht schien verschlossen, und nun war mir auf einmal eine aufgeschlossen, eine ganz neue, seltsame, aber echt romantische. Ich fand mich noch nicht ganz zurecht in ihr, aber sie hatte mich ergriffen durch und durch und hielt mich fest, fast wie mit zauberischer Gewalt. Der Mensch ist

doch im Grunde ein schwaches Geschöpf, er glaubt sich so klug, so selbständig, und wenn man recht nachsieht, so vermag er selten sich mit Sicherheit zu bestimmen. Besondere Eindrücke in besondern Stunden regieren ihn meist und bestimmen seinen Lebenslauf. Wer am selbständigsten von innen heraus sich zu bestimmen glaubt, ist oft derjenige, der diesen äußern Eindrücken am unbedingtesten sich hingibt, weil er nicht beachtet die Regungen seines Gemütes und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die schwerste Aufgabe ist wohl die, diese Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern sich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken voneinander zu scheiden, keines mit dem andern zu verwechseln, wie schwer ist das, und wie leicht nehmen es die Leute!

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen, es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verflossen ineinander zu einem träumerischen Zustand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich schelten, und Änneli stund an meiner Seite und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann saß ich in einer Gaststube, wollte etwas reden und konnte nicht, und Änneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch schrieb ich lange, und als ich nachsah, konnte ich es nicht lesen, es waren lauter fremde Buchstaben. Und wenn ich mich recht abgeängstigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur, um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die ersten Sonnenstrahlen in mein Gemach, ich schüttelte mir den peinlichen Zustand vom Leibe und trank in langen Zügen die frische Morgenluft.

---

35. Kapitel. Der schöne Tag.

Es riß mich hinaus in die schöne Welt. Es war ein wunderschöner Maimorgen, ein echter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menschenherz. Es waren zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch so ein Morgen, und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mit munterem Herzen und einem schönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amseln tanzten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und schönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das schöne Halstuch schwanden, trotz allen schönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verflossen in herbem Ringen mit der Welt und mir selbst. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne schweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wiesen und über die schwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geschaffen wird, und besonders in unsern Tagen! Und die Menschen, die mitten in diesem Schaffen wohnen, und selbst schaffen, merken es nicht und klagen über schlechte Zeiten, schweren Erwerb usw.! Die ganze Landschaft schien mir umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohl unterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Mistelen (Misteln) waren. Große Scheiben, helle Fenster zeugten von helleren Menschen und blaue Schieferdächer von vorsichtigen und klugen.

Und waren das die magern Äcker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn sie einige Grasstengel tragen sollten, und jetzt bedeckt mit bürstendichtem, knietiefem Grase oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrot? Erdäpfelfelder streckten sich in ihrem dunkeln Grün weithin, wo ehedem nur einzelne Stauden gestanden in wehmütiger Mager-

keit. Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die Besenreiser wuchsen, die Schrecken der ungehorsamen Kinder, die Wünschelruten der gerne segenden und putzenden Weiber? Was bedeckte die magern Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwischen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als stumme Seufzer Gott weit, weit entgegenstreckten, daß er sich ihrer erbarme und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in rötlichem Schimmer und wiegte im Winde sich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparsette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachsende Volksmenge noch lange genug Speise schaffen wird. Bis an die Spitze der rundlichten Hügel hatte der Fleiß der Menschen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land, wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt. Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blassen vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung sich gehängt und ihm aus den Augen sah, und jetzt nun eine üppige strotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Gründe und stieg von Hügel zu Hügel und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und diese Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maße, wie die Augen sich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer gestalteten sich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens frische Kühle fing an, der Sonnenwärme zu weichen, von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte, daß er gestern Abend nur ein Glas getrunken und heute noch gar nichts. Ich sah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenstände betrachtete, heimelten sie mich, ich sah eine alte Eiche und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Rinderstaren auszunehmen, sah eine alte hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert

war; ich sah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenseite nahe unter dem Hause. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch, daß meinem Magen sein Bellen gestillet würde. Ich stieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte, jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren (bei den Haaren ziehen) wollte oder ich einer Magd einen Streich gespielt! Aber auch hier hinter dem Hause hatte eine weise Hand vieles verbessert, urbar gemacht, besser benutzt, und dieses alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, stand ich vor dem Hause, ehe ich dachte.

Vor dem Hause saß ein stattlich Weib, glänzend in schönem weißem Hemdeschmuck und den schön glatt gestrählten Haaren, Kraut rüstend. Es war Mareili, das schlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emsigen Arbeit, es sah auf mit seinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, schrie es auf: „Herr Jeses, Miaß, wie hesch mih erschreckt mit dym wüste Schnauz (Schnurrbart)! Das ist aber nit brav vo d'r, daß erst jetz chunst, u bisch scho lang daheim; ih ha dih i der Chilche (Kirche) g'seh, u hätt d'r g'wartet vor d'r Tür, aber m'r hei Dorf (Besuch) g'ha daheim, un ih ha hei müsse. Un daß im Spitel g'sy bisch, ha nih nit e mal g'wüßt, ih wär susch cho u hätt d'r öppis brunge (gebracht), so ungern ich nume a Spitel dähche (denke), verschwyge (geschweige) de dry gah (hineingehe). Aber chum yche, was wotsch (willst), was chan d'r gäh? Es isch notti doch noh brav vo d'r, daß jetz chunst. Ih will's em Ätti (Vater) säge un em Ma (Mann), sie werde o Freud ha, u will d'r öppis Warms mache." Die rüstige Frau rührte sich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger silberweißer Greis, gradauf und reichte mir frohgemut die mächtige feste Hand; auch der Sohn, der sich unter Mareilis Pflege gestärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Tassen, der gelbe Käse, das küstige (schmackhafte) Brot; und es war mir, als

lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle balgeten (zankten) mit mir über mein „Tublen" (grollendes Schweigen), und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen, es wäre mir bas (besser) g'sy als im Spital. Und sie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weise ihre Geschäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche selten Menschen verstehen, am wenigsten Dienstmägde beim Brunnen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder sammelten sich um uns, schöne Bursche, lustige Mädchen, die mich anfangs von der Seite g'schauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Hasten, ohne Geräusch. Jedes wußte seine Arbeit, tat sie ab, so geschwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüssiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das alles ging, so fest, so sicher und doch so geschwinde. Nach dem Essen brachte Mareili die große weiße Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchem der alte Lacote*) noch einmal so gut schmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (seiner Frau), was sie gesagt, und wie er sie vermissen würde, wenn er nicht ein Sühniswyb hätte, wie es keines mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf, ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angst und Not um einen Beruf oder Posten und die Räte des Feckers. Sie nahmen teil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, nicht begreifen, was ich so nützen könne und solle. Ich solle einstweilen bei ihnen bleiben, meinten sie, sie hätten mir auch albeeinisch (hier und da) etwas zu schreiben, und wenn es schon nicht gedruckt würde, so werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es sei ja heutzutage nichts recht, was man

*) Wein vom Genfer See.

sage, geschweige denn, was man schreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, so würden es ihre Kinder so gerne hören als Wirtskinder, und noch sie dazu würden es hören; sie mangelten auch jemand, der ihnen albeeinisch kurzi Zyti mache.

Es ist merkwürdig, wie es im Menschenleben geht. Wäre ich zuerst bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Posten umgesehen, mir wäre gar zu wohl bei ihnen geworden. Wäre ich in meiner Zerknirschung über die Polizeiklemmete(=verhör) zu ihnen, statt zum Fecker (Eichmeister) gegangen, so hätten ihre Vorschläge mir einen Himmel aufgetan, ich wäre wochenlang oben geblieben, um mich niemand zu zeigen, und während dieser Zeit hätte ich mich droben so eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen gewesen wäre. Nun war es ein anderes. Schon hatte sich in mir festgesetzt das Bild eines andern Lebens, meine Wünsche waren auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft auferbaut, und die ist gar verzweifelt eigensinnig und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein, sie läßt sie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja" sagen, so wohl es mir da ward, so weh es mir tat, den guten Leuten weh zu tun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht schon bemerkt in seinem Leben, wie anscheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutsamsten Wendungen erzeugen; einen Tag früher hier, und der lebendige Jeremias hätte kaum je den schriftlichen geboren; er hätte in stiller Behaglichkeit unbemerkt sein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben, bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es kostete Mühe, mich loszureißen von den herzigen Leuten, aber das versprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu sein. Man lacht über den Mondschein, und gar nüchterne Leute sagen, es grause ihnen darob. Bequeme Leute finden, er sei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn sie aus dem Wirts-

haus kommen und das Stolpern nicht wohl mehr erleiben mögen; und jener Franzose meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher stand, um sich zu einem Gedicht begeistern zu lassen, er sei gar höllisch kalt. Aber wer ist nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondscheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in sich empfunden, sich leicht und wohl gefühlt, und sein Herz zu den weichsten und schönsten Empfindungen gestimmt oder zu den kühnsten Entschlüssen begeistert? Man gehe lange in finsterer Nacht, in der Nacht ist dieser Friede nicht, sind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenschein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entschleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde ist. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landschaft sich aus, verhüllt bleibt das Häßliche, und aus derselben tritt hervor das Hehre und Großartige oder das Liebliche und Sanfte; und dieser Ausdruck der Erde ist's, der dem empfänglichen Herzen die gleiche Gestaltung gibt. So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich sie über mich zürnen sollten, hatte wieder ein heimisches Haus, bei dessen Anblick ich denken durfte: Dort darfst du willkommen eintreten. Weggehen schmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz ist doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter sich Freunde habe. Da schaut man um so mutiger vorwärts, und wenn eine Aufgabe zur Lösung uns vorliegt, so fühlt man mächtiger in sich das Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf sich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt sich der Schritt, wie dem Pferde das Trompetenschmettern hineinruft in die heiße Schlacht. Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann seiner Kompagnie in Paris' engen Straßen furchtlos stand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergestellt in mir, die Besonnenheit, der feste Wille thronten wieder über den ver-

letzten Gefühlen, diese waren geteilt. Als ich heimkam endlich, da dankte ich Gott inbrünstig für das Glück dieses Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Torheit der Menschen mich entmutigen oder erbittern zu lassen, sondern in Liebe und Geduld sie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmut, die mit leiser Hand die Fehler der Mitmenschen mildern, heilen will.

---

36. Kapitel. **Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte.**

Am andern Morgen packte ich meinen Habersack und schickte mich an, ein schicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzusuchen. Ich wollte nicht große Gasthöfe suchen, auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verstohlene Kindbetti ist, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen der eine Kartoffelbranntwein, der andere Rekholderwasser (Wachholderbranntwein) sich zu Gemüte führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirtschaft wählen, wo ehrbare Leute eine sich fast gleichbleibende Gastig (Gastgesellschaft) bilden; ich wollte sorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müssen, und so Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemut des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verleugnend; denn etwas mußte ich doch scheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden ansehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauisch aus dem Wege gehen sollte. Freilich steht der Söldner nicht in hohem Ansehen, aber ein alter Soldat verleugnet nicht gerne seinen Stand, besonders wenn er mit freier Seele sich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt hat. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirtshäusern so g'wundrig (neugierig) entgegengesehen, bin nie

so oft eingekehrt als jetzt. Freilich gesellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, frug ihn aus über die nächsten Wirtsleute, aber gar selten waren die Berichte so, daß ich getrost vorbeimarschieren konnte. Manchmal befanden sich zwei Wirtshäuser in einem Orte, so daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu besuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel (Lumpen) angesehen zu werden. Oft gefiel es mir beim ersten Anblick nicht übel, aber es gelang mir nicht, alles zu sehen, zu vernehmen, was ich wollte, ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; so rückte meine Reise gar langsam vorwärts.

Am meisten scheute ich das Trinken des Wirts oder der Wirtin, denn wo das der Fall ist, ist es mit der Ordnung übel bestellt. Wie soll man das böse Exempel den Kindern verbergen und seine Folgen aufheben? Und was ich am meisten fürchtete, trunkene Menschen haben alle Augenblicke mit allen Menschen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem solchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft so, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohlgefiel und ich meinen Stab schon in eine Ecke stellen wollte, am Abend es mir erleidete und ich den Morgen fast nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich sah, wie ganz anders ein Mensch am Mittag und am Abend sein kann, und welch großer Unterschied ist zwischen einem nüchternen und einem trunkenen Menschen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf sie nicht geachtet, und wäre deshalb beinahe am unrechten Orte eingesessen. Es hatte mir da besonders gut gefallen, Wirt und Wirtin waren emsig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nötig; die Kinder waren vielversprechend, aber auch meisterlos (verwöhnt) in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend, und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher ins Bett gegangen als die andern, hielt

mich still, schlief aber nicht, denn mein Arm schmerzte mich, die wüste Bise war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirt und Wirtin waren, und hörte ganz deutlich, was sie miteinander sprachen, wahrscheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulassen. Anfangs schwiegen sie still, endlich meinte die Wirtin: „Wie mengisch (oft) hei d's Mädi u du e nangere (einander) im Keller a troffe?" Und er antwortete: „Grad so viel, als du u d'r Metzger e nangere i d'r Schaal (Metzgerei)." Nun ging ein grausenhaft Gezänke los, und die beiden Leute hielten sich die schlechtesten Sachen vor, so daß, wenn nur der zehnteste Teil davon wahr gewesen wäre, sie den ganzen Tag abseits gewesen sein müßten, und doch hatte ich sie fast beständig an der Arbeit gesehen. Ob nun der eine oder der andere Teil größern oder kleinern Anlaß zu solchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das sah ich, daß die wütendste Eifersucht sie erfüllte. Er hatte Angst, ihre Kinder seien nicht von ihm; und sie war in Angst, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit jemand lachte, und er nicht, wenn sie jemand ansah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weise, daß ich wohl sah, es war heute nicht das erstemal, sondern gewöhnliche Übung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wütendem Zorne, sondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da ist meines Bleibens auch nicht! Wie lange würde es gehen, so wäre auch ich ein Zankapfel zwischen diesen Eheleuten, und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und seine Frau lästernd im Kote herumzöge.

Ja, die Eifersucht ist doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie ist ein grundhäßlich Ding, denn sie zeuget von Mangel an Glauben und Vertrauen in der eifersüchtigen Brust, sie stört alle Unbefangenheit, allen Frieden, denn wenn die Eifersucht recht einwurzelt, so dehnt sie sich

nicht nur auf hübsche Mädchen und Frauen, muntere Bursche und Männer, sondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Nase nicht mitten im Gesicht ist; dehnt sich aus auf Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn sein Hund ihm flattiert hat oder ein Huhn ihm nachgelaufen ist? Sie ist grundhäßlich, denn sie zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtsein, was man selbst zu tun imstande wäre, was man selbst zu tun Lust hätte, wenn die Gelegenheit sich darböte, oder was man vielleicht schon getan hat. Kennt ihr das Sprichwort, was der Bock — — — — — —? Die Eifersucht ist selten, die aus Bescheidenheit und Demut entspringt und von der Meinung herkommt, durch andere in Wert und Vorzügen übertroffen zu werden; diese Eifersucht ist mehr lieblich als häßlich und läßt durch die Liebe sich heilen.

Die Eifersucht ist aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beste Mittel sei, Menschen vom Bösen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Ärger zeugt und oft aus Trotz gerade das, woran man sonst nicht dachte? Was Tausend, denkt der mit Eifersucht unverdienterweise geplagte Mann oder die fälschlich beschuldigte Frau, tue ich etwas oder tue ich nichts, es kommt in eins, ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der Tat ertappt; man glaubt es, so habe man es auch!

Aber eins ist noch gefährlicher und geschieht noch häufiger. Ihr kennt doch die alte Mama Eva; der wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange sie aufmerksam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam sie Lust dazu, betrachtete sie alle Tage, ihr Herz brannte, der Mund wässerte immer mehr nach diesen Äpfeln, bis sie endlich einen derselben in ihren Rosenmund steckte und die Sünde geschehen war. Ihr werdet

vielleicht meinen, die Söhne und Töchter seien klüger als die alte Mama; die Jugend bildet sich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch, sie sind vielleicht noch schlimmer daran in diesem Punkt, wie folgendes Beispiel weist.

Es war einmal auch so ein naseweises Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete und behauptete, es hätte nie in den Apfel gebissen, da hätte die Schlange lange locken, flattieren können und wären die Äpfel noch hundertmal lieblicher anzuschauen gewesen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr solche verlockende Schlangen nötig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot von etwas brauche, um die Lust nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, desto höher steige die Lust. Aber das Weibchen tat gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen eins auf den Mund, verbat sich solche Lästerungen und sagte gar ernst, einmal ihm könne er verbieten, was er wolle, es werde auch nicht von ferne daran denken, das Gebot zu übertreten, es wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lachte und sagte: „Du kennst hinter den Gärten den wüsten Fröschenweiher mit dem grünen Dach, in dem Regenmolleni (Molche) und anderes Gezüchte so anmutig gramseln (krabbeln)?" Das Weibchen wußte kaum, wo er war, und schauderte ordentlich, als es sich seiner erinnerte; es habe es von Jugend auf vor ihm geekelt, sagte es. „Nun," meinte der Mann, „ich verbiete dir, in diesem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht tust, so will ich dir einen schönen Rock kaufen; tust du es aber, so fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe so flickst, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe." Wie da das Frauchen auflachte, auf den Rock sich freute und die zu flickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes schob! Aber aus lauter Spaß wollte es doch einmal den verbotenen Weiher wiedersehen; der schlaue Mann sah es alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß es ernster wurde, zerstreuter, und ehe zwei Wochen vergingen,

fand er seine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erschrak, als es den Mann sah, und denken, wie traurig es die verschüpften (verborgenen) Strümpfe hervorklaubete. Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will sie euch sagen. Es denkt sicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde, aber seine Hälfte wirft sie ihm vor; durch diese Vorwürfe fällt ihm zum ersten Male die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen bestimmten Gegenstand vor, mit dem er sündigen wolle oder gesündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Person nie darauf angesehen; nun fängt er zum ersten Male an, sie zu betrachten, der Funke ist gefallen; je schwächer er ist, desto weniger denkt man ans Löschen, aber auch desto eher und desto sicherer wird die Flamme zu dem Dache ausschlagen.

Darum, sage ich, sei die Eifersucht gefährlich, gerade weil sie die Sünde, vor welcher man sich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man sich hüten wollte, gerade sie ist die Schlange, die verlocket, zugleich aber das Herz fürchterlich quält, in dem sie ihr Nest gebaut. Darum ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieser Plage behaftet seid, macht, daß ihr von derselben kuriert werdet, sie ist ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen ist.

Ich schnürte also meinen Bündel wieder, setzte meinen Stab weiter und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Tal, fand mancherlei, aber nie das Rechte.

---

37. Kapitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage stieg ich müde einen Hügel hinan und setzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein altertüm-

liches Schloß, ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren Tat, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Äußern der Menschheit! Wenn das Tor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und verschiedenen Gesichtern, was würde man da wohl alles hören? Haben nur die Gewänder sich geändert oder auch die Gesichter, haben nur die Namen sich geändert oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eisern um und um, eisernen Leibes, eisernen Herzens, hoch herabsehend vom hohen Rosse; verschwunden jetzt die Ritter, ihre Hengste, der eiserne Leib, aber auch die eisernen Herzen und die Augen, die hoch herabsehen möchten aus Chaise und Charabank (Kremser)? Ehedem zerknirschte Leibeigene, halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des gestrengen Herrn Faust und Peitsche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne sich senkte über des grauen Schlosses Zinne, schlafen ging ins große Vaterhaus und scheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke sanft und mild über die Erde warf. Ich versank in Andacht, dachte dessen, was niedergeht und aufersteht, was bleibt, was schwindet, und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich ums Herz, und da ich der himmlischen Heimat gedachte, verlangte mich auch nach einer irdischen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reise zu gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in seinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens stieg ich nieder, und mir ward, als ob der Herr läuten lasse zu meinem Einzuge, nur mir verständlich, aber den da unten Wohnenden zum Heil, als ob er mir feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und

bei jedem Begegnenden mußte ich denken: Wenn du wüßtest, für was ich komme, und was ich dir einst sein werde? Und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmütige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuser, die Gegend; reinlich war es und sauber aufgeräumt, die Kinder sah man mit Besen vor den Häusern, bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hosen fuhren die Bursche Stoßbären (Schiebkarren), hochaufgetürmt mit wohlriechendem Kühd. . ck auf die gewaltigen Misthaufen. Vor dem Wirtshause stund die altertümliche Linde, und Kinder mit roten Backen herdeten (spielten mit Erde) da wohlgemut. Freundlich wurde ich im Wirtshause empfangen von der rührigen Wirtin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel (Nachkommenschaft) und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rotverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut standen. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünscht; die mit alt und jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draußen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und schwieligen Händen, aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an einem andern gehörten nur die Beine mit gewichsten Stiefelchen einem Herrn, aber oberhalb war er akkurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr mit hohem Halstuch und klingender Uhr, so sah man beim

zweiten Blick beschmutzte Hände, ein zerrissenes Nastuch, ein schlechtes oder ungebleichtes Hemd; es soll sogar deren geben, die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus, nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen schienen. Baschkiren waren es auch nicht, denn mancher hatte eine gar schöne große rote Nase; auch nicht Kosaken, denn manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn sie tranken ungeniert Wein, besonders roten; zudem redeten alle deutsch, einige sogar versuchten das Hochdeutsch in etwas, wenn auch schlecht. Sie flatterten um die Bauern herum, wie Raben um das Aas, schnatterten durcheinander, daß ich wenig verstehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Gespräche in meiner Nähe, daß der steifbeinigste unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Branntwein saßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es seien Juden, trotz ihren Pfeifen, da brachte die Wirtin Säufüße und Säuohren, eine ganze Platte voll, über die fielen sie her wie die Habichte; es waren also wieder nicht Juden. Während sie nun handlich (tüchtig) in die Säufüße und Säuohren bissen, konnten sie nicht mehr alle auf einmal reden und in allen Ecken, und was die sprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verstehen. Es war von Gerichts- und Geltstagen (Bankerotten), von Ratifikationen und Moderationen, Inventarisationen, sogar von Insinuationen die Rede, von Käufen und Kontrakten, Testamenten und Betreibungen. Aha, so , dachte ich, das wird eine Versammlung der Schuldenboten des ganzen Landes sein, so eine Art von Verein, um einander das Saugen (Geldherauskriegen) abzulernen. Ich sagte meine Meinung der Frau Wirtin. „B'hütis Gott nei," sagte die, „das isch ke apartige Versammlia, die sy all Abe da, si sy all usem Dorf oder us d'r Nächsemi (Nachbarschaft), es isch d'r Amtschryber u d'r G'richt-

schryber u d'r G'meindschryber u d'r Amtsnotari u d'r Prokerater, de zwe Agente u de noh ihri Knechte u Bube; das sy guti Lüt, si gäh nis (uns) am meiste z'verdiene." B'hütis Gott, dachte auch ich, soviel Schreiber an einem Haufen geben soviel zu verdienen, müssen also auch viel verdienen und von wem? Ich zählte und zählte sie wieder und zum drittenmal, und es waren und blieben immer siebenundzwanzig.

Ich vernahm später, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geschäfte verrichtet und zusammen den Wirten nicht halb soviel als einer von den siebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Also das die zweibeinige Schar, welche Tag für Tag zu den Schloßtoren einzog, herrschend und mächtig wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn schon nicht untertan, doch zinsbar waren!

Und wenn man die Augen zutat, so klangen ihre Stimmen gar laut, doch hatten sie etwas Fistelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum, doch tönte es mehr wie Horn oder Holz als wie Eisen, und sie fuhren an und begehrten auf und putzten ab (schalten aus), daß man sich allerdings noch einen Tisch von Zwingherren und Raubrittern hätte vorstellen können, mächtigen Leibes, mit eisernen Fäusten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man sich das so recht lebhaft vorgestellt hatte, die Augen dann wieder auftat und an den Tischen die siebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein sah mit den spitzigen Gesichtern, den langen schwarzen Fingern, den halbseidenen schwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüseln (Schnupfen) angefressenen Gesichtern, mit vergessenen Federn hinter den Ohren und steifen, gen Himmel schreienden Haaren, mühselig und unbeholfen hantierend mit Gabeln und Messern — hei, wie war da einem wunderlich zumute! Hei, was hätte da wohl zu ihnen einer der Ritter gesagt, zu dessen Toren sie aus und ein gingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein solcher Ritter hätte allen

diesen seinen Nachzüglern vor dem Frühstück die Köpfe eingedrückt wie ein Vogelfänger Leipziger Lerchen. Und doch hatte dieses baumwollene Völklein wieder eine Ähnlichkeit mit jenen eisernen Mannen. Die eisernen Mannen, wenn sie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagewerk, so saßen sie hinter ihren hohen Humpen, und wenn sie satt waren von Habermues und Rehschlegel, so schwemmten sie Habermues und Rehschlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit saurem Wein, und einer erzählte, wie er einem Bauer die Hunde durchs Korn gehetzt und hintendrein geritten sei; ein zweiter hatte mit eigener Hand eine halb verhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitschenknall von seiner Hufe gejagt, ein dritter einen Leibeigenen versandt und unterdessen mit seinem Weibe oder dessen Töchtern Kurzweil getrieben, ein vierter ein Wildschwein abgefangen und ein fünfter das Lager eines Sechzehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber sprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geschlagen und empfangen hatte, und pries seine Taten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldentaten, so redeten auch die Dasitzenden, nachdem sie die Säuohren versorgt (verzehrt) hatten, von ihren schreiberlichen Heldentaten.

Zwei waren an Freundlichkeiten (gerichtlichen Aussöhnungsversuchen) gewesen und hatten gottlob! (wie sie meinten) die Vermittlung hintertrieben; andere hatten Erscheinungen und glücklicherweise Einfälle gehabt, die neue Inzidenzien nach sich zogen. Einer rühmte, wie er in einem Benefizium heute wieder hundertundsiebenunddreißig Briefe habe ausfertigen lassen. Wenn einer mit solchen Briefen jährlich nicht tausend Gulden zu machen wisse, so müsse er ein Lümmel sein. Wenn einem Wirts- oder Krämerbenefizien in die Hände kämen, so seien das wahre Herrenfressen, und der halben Welt könne man ungeniert Briefe schreiben à vier Batzen das Stück. Ein

anderer war an einer Gantsteigerung gewesen und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein anderer kam von einer Geltstagssteigerung heim, hatte eine halbe Hutte (Tragkorb) Geld bei sich, das er benutzen wollte, solange er die Ausfertigung des Geltstages hinausschieben konnte, und noch einige Neutaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zusendung der Kollokationen nicht pressiere; ein anderer hatte einen Kontrakt aufgejagt und seinem Meister in die Bähre (Fangnetz), und einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauer angestiefelt (angespornt); einer zweien Branntweinrülpsen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipst und nebenbei manches galante Abenteuer bestanden, wie er mit grinsendem Munde verblümt zu verstehen gab, daß man es mit Zwilchhändschen greifen konnte; einer durch Vergeßlichkeit in Assekuranzscheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weisgemacht, für einen Hof, den er von seinem Vater um fünfundzwanzigtausend Pfund gekauft, müsse er von vierzigtausend Pfund den Ehrschatz (staatliche Gebühr für Veränderung von Liegenschaften) geben, der nach dem wahren Wert zu entrichten sei. Einer endlich, nachdem er eine Flasche Neuenburger 1834er kommen ließ, las eine Bittschrift an den großen Rat vor um Vermehrung ihres Einkommens; in dieser Schrift war klar dargetan, daß sie nicht das klare Wasser verdienten. Ich sah sie allerdings kein Wasser trinken, aber Neuenburger, er wird wohlfeiler gewesen sein als das Wasser an selbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie sie Bauern angeschnauzt und zum Narren gehalten, halbe Stunden stehen gelassen, ehe sie dieselben nur angesehen. Doch nach und nach, besonders bei Anlaß der Bittschrift an die Regierung, nahmen die Leute einen höhern Schwung und verstiegen sich ins Gebiet der Politik und in das der Gesetzgebung, beide miteinander verwechselnd, alles durcheinander werfend wie Kraut und Rüben, mit nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verstunden nicht e

Dreck viel von diesem und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem einem wußten sie das, von einem andern etwas anderes; höchstens fand der eine oder der andere bei ihnen Gnade, der einst mit ihnen aus dem gleichen Tintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Esel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wisse. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da seien; das Volk sei nicht mehr so dumm und würde die Rechten schon finden, und räusperten sich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, stießen die Gläser an und sagten mit verschmitzt sein sollenden Gesichtern: „G'sundheit!" Und einer mit unsicheren Augen, aber struppigem schwarzem Backenbarte, ribsete (rieb) denselben eine Weile an dem Halstuch und schrie dann in heisern Tönen und landschäftlerischem Dialekt (D. von Baselland): „Zugunsten der Freiheit!"

Plötzlich fragte einer mitten aus wirrem Gespräch: „Wer geit morn z'Predig?" „Wer wett doch dä D..-Pfaff möge gah lose (hören), er seit alli Sundi d's Glyche," meinte einer; „er weiß nit, was er seit", ein zweiter; „er isch e dumme Tüfel, alles, war er weiß, wett ih i vierzehn Tage lerne," ein dritter. Endlich erhob sich ein Gespräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge stunden und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu allem geschwiegen, aber einer sagte: „Ih glaube nume (nur) was ih g'seh', u was ih nit cha g'seh, das isch o nüt"; da konnte ich mich nicht mehr enthalten zu sagen: „Ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher, sie war aber nur von Similor (Talmi) und ging grundschlecht." Sie sahen über die Achseln nach mir hin, ließen sich aber nicht stören. Ich merkte, daß ich zu verblümt gesprochen, ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verstanden sein. Als der unter ihnen, welcher die steifen Beine hatte und fast aussah wie ein Landsknecht, meinte: „O tot isch tot," entgegnete ich lauter: „Zu Paris im Tiergarten sind Tiere, man zählt sie zu dem Federvieh, und doch sehen die einen

von ihnen aus wie giftige Kröten, die andern wie Frösche auf den Dünkeln (hölzernen Wasserröhren), die einen werden so fett wie italienische Schweine, die andern bleiben dürr und gleichen hundshärigen (knauserigen) Besenstielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen sich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleischfressenden Tieren, trinken aber gerne Wein, besonders roten, und wenn sie knüll (voll) auf den Rücken liegen, so glauben sie auch an keine Auferstehung. Am Morgen nach der langen Nacht sind sie aber doch wieder auf den Beinen, sehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verstoßene Sünder und stehen da, nicht nur mit Zähneklappern, sondern auch mit schlotternden Armen und Beinen." — Sie sahen mich gar grimmig an, aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich setzte noch hinzu, daß ich die Tiere oft mit Erstaunen betrachtet und endlich den Wärter gefragt, wie sie heißen. Dieser habe mir gesagt, sie hätten verschiedene Namen, das gemeine Volk nenne sie Bauernzägge (Bauernzecken), die Gelehrten aber Tintenschlecker oder Papierfresser, und einige nährten sich bloß durch Agentisieren.

Potz Million, wie hatte ich in die Wespen geguslet (gestochen)! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzstrahl in den Tisch geschlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich so lang aufstand, als ob ich kein Ende nehmen wollte und so breit dastand, trat die halbe Mannschaft ins hintere Glied und versuchte mit Wurfgeschütz die vordere Kolonne zu unterstützen, aber sehr unglücklich, denn sie schlugen mit den geworfenen Gläsern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die andern fuhren um mich her wie gehetzte Spitzhündchen, aber trotz aller Wut und allem Lärm war doch keiner gerne der Erste. Endlich wagte es einer mit langen Beinen und stüpfte mich von der Seite, aber seine langen Beine schützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdessen hämmerten sie von der andern Seite mit ihren luggen (kraftlosen) Fäusten auf mich ein, so gut sie es vermochten, und andere

wollten eben wie Zäggen (Zecken) sich festmachen an mir, aber gelassen schüttelte ich das Ungeziefer ab, wischte gelassen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein und kam mir vor, als sei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in seine Burg verwehren und der nach langer Abwesenheit Ordnung schaffen wolle auf seinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner; wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite und trat ins hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel stand, weil keine vordern mehr da waren und die hintern entweder den Reißaus nahmen oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat schnell der Älteste, eine hagere lange Figur vor, tat, als ob er erst hereinkomme und rief: „Halt! was isch das? Wer bisch du, daß du da chunst cho Stryt afa (anfangen), du mußt uf d'r Stell id Chefi (Gefängnis), u de wei m'r ungersuche, was du für e Kerli bisch, m'r wei dih scho ringgle (den Meister zeigen). Reich (holt) m'r uf d'r Stell d'Landjäger!" Ich sollte erschrecken, aber ich erschrak nicht, ich erbot mich, ins Gefängnis zu gehen, wenn alle Mitstreitenden mitgingen, bis die Untersuchung ausweise, wer die Schuldigen seien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung, die wollte ich denen zeigen, die das Recht hätten, danach zu fragen; ich zweifle aber daran, daß er das Recht hätte, jemanden zu verhaften. Er ließ sich hoch auf und polterte mich nicht übel an, winkte aber einem mit den Augen, daß es Zeit sei, einen andern Weg zu versuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen (ein gütliches Abkommen treffen) wolle, so könne ich vielleicht noch ohne Chefi davonkommen. So, dachte ich, wie die Juden, allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern! Ich setzte mich stillschweigend nieder, sie traten zusammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben sollte, zusammen und ließen mich fragen,

ob ich es mit allen zusammen in einem Klapf ausmachen wolle. Ich fragte, wieviele dann geprügelt worden seien von mir. Nun war es recht lächerlich, wie jeder etwas erhalten haben, die gesamte hintere Kolonne im Gefecht gewesen sein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den siebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzweischneiden kann und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Über dieses Schreien eines jeden, über diesen Drang, geprügelt worden zu sein, um etwas zu verdienen, erschrak dennoch der Klügste unter ihnen; fürchtend, sich lächerlich zu machen, wenn siebenundzwanzig Schreiberlein von einem geprügelt sein wollten, drängte er sich an meine Seite und versprach, wenn ich Wein kommen lassen wolle, so wolle er es für mich mit allen zusammen ausmachen; wenn ich mit jedem aparti abmachen müsse, so komme ich gar zu teuf (tief) dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er, sie sollen heuschen (verlangen)! Sie riefen: „Er soll bieten!" Nachdem das lange so gegangen war, sagte er: „Heuschet afe (vorerst) zwanzig Dublone, m'r wey de lose (wir wollen dann hören)." Sie redeten miteinander und forderten dreißig Dublonen, Richters Buße vorbehalten; sie handelten lange miteinander. Ich saß stumm da und ließ sie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach und geschrien wurde ärger als in einer Judenschule. Endlich wurden sie um fünfundzwanzig Dublonen einig, die sollte ich bar darlegen oder versichern und die Ürti (Zeche) samt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu sagen hätte, und man fragte mich, ob ich das Geld bei mir trage oder ob ich Pfand und Versicherung zu geben habe. Und alle sahen glücklich drein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend schmarotzen zu können auf eines armen Teufels Kosten und dazu noch bar Geld kriegen durch eine Prellerei, das ist für solche Leute der Himmel, und ich glaube, daß viele an keinen andern glauben können. Aber wie versteinerten die Gesichter,

als ich weder das eine, noch das andere wollte; als ich auf das Geschrei, jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müsse halten, fragte, wo er seine Prokur habe, und ihnen sagte, sie seien alle zu dumm für einen, der lange Jahre in Paris gewesen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkessel, aber die einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügsten hatten Respekt vor Paris und merkten, daß sie mich nicht beschummeln könnten wie einen Bauer, der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben (Talgrund) kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an, einzulenken, und nach mancher Wendung versuchten sie mich zum Zahlen der Ürti (Zeche) zu bewegen. Aber ich war nach und nach erbittert worden über diese Schamlosigkeiten alle, ich wollte mich zu keinem Kreuzer verstehen, erklärte fest, daß ich Ursache zu klagen hätte, wenn ich sie nicht zu sehr verachtete; bis morgen nachmittag würde ich hier im Wirtshause warten, damit sie mich finden könnten, wenn sie noch etwas wollten. Nun stund ich auf und ging ins Bett. Mein Benehmen hatte selbst auf die Frechsten Eindruck gemacht, sie fürchteten den Mann, den sie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden sein sollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren also wieder eine Prügelten (Prügelei), und zu dieser hatte ich offenbar gereizt durch meine scharfen Gleichnisse. Hätte ich nicht lieber schweigen und gehen sollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierstück meiner Lehrerschaft in der Gaststube? Aber dann wieder schweigen zu solchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel solcher Gecken? Sind sie eben nicht allmählich so geworden, weil der Bauer sie wohl in seinem Herzen verachtete, sie aber reden ließ, was sie wollten, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühlte? Hat nicht jeder Christ die Pflicht, der Wahrheit Zeugnis zu geben und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weisen? Macht er sich nicht durch



Stillschweigen der Verleumdung schuldig? Wäre es möglich gewesen, mit Siebenundzwanzig über solche Dinge zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen, schlugen nicht Spott und endlich Ohrfeigen viel besser bei ihnen an und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem sie sich groß machen wollten, während sie sich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten und im Tode grausenhaft zappeln in brennender Gewissensangst? So werweisete (ratschlagte) ich bei mir lange und machte endlich aus, daß ich recht gehandelt, aber nicht klug, daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorsichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben und weitergehen müsse, indem mit siebenundzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte sich nicht wohl leben lasse; daß ich aber für einen Abend bloß als Durchreisender keine bessere Kur hätte anwenden und keinen bessern Weg hätte einschlagen können, um diesen Menschen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Menschen sind so geworden, weil sie sich angewöhnt, da, wo sie sind, das große Wort zu führen, verstünde es aber einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, so ließe sich aus diesen Menschen alles machen.

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeschichte zu dieser Stelle komme, werweise (ratschlage) ich wieder lange, ob ich sie niederschreiben oder auslassen wolle. Ich denke, es gibt soviele brave Schreiber aller Art, Amtschreiber, Gerichtschreiber, Amtsnotarien und meinethalben auch Agenten, die könnten das übelnehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand in einen Klapf (Knall, schert ihn über einen Kamm). Ich dachte, sie werden auch vernünftig sein und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede, nun ist ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jenen siebenundzwanzig, haben also nichts

auf sich zu ziehen, insoferne sie es nicht ebenso an jenem Abend gemacht hätten, wie die siebenundzwanzig, und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein Rechtens können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts sich bekümmern, sondern sie durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern; die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vorteil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deswegen, damit sich die in den Wirtshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deswegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, sie nehmen daher Lehrbuben, soviel sie können, und Lehrgeld, soviel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wo der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto kommoder sind sie ihm, desto bessern Vorteil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du, Bauer, bist doch, bald hätte ich gesagt, ein dummer, wunderlicher Köbi (Kerl), du hältst im ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, ich will nicht sagen in eigentlichen Stunden, sondern nur gelegentlich rede, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: „Isch das o noh e rechti Schul, lert me da o noh d'Fragi

(Fragen aus dem Fragenbuch, dem seitherigen Katechismus)?" Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber tun, ihn dort jahrelang lassen willst, so frägst du gar nichts als: „Ischs e G'schichte (Geschickter)?" Und wenn's der Schwarze selber wäre, sobald du hörst, es syg e G'schichte, so gibst du ihm deinen Bub und denkst gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibst. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibstuben tut, indem dort die mannigfaltigsten Geschäfte vorkommen, daß er ja bei der Anstellung von Männern, denen er solche Schreibstuben anvertrauen will, ganz besonders auf ihre Religiosität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit sehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, so manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einstecken will, weil sie doch vergeblich wäre und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rat vom Lande annehmen.

Am andern Morgen wunderte sich die Wirtin mehrere Male, warum keiner der Schreiber komme, um seinen halben Schoppen zu nehmen oder sein Gläschen Grüns? Zwei steckten ihre Köpfe zur Türe hinein, zogen sich aber schnell zurück und schoben sich wieder fort. Endlich frug sie ihren Mann, was es ächt gä heig (denn gegeben hätte), daß niemer chöm (niemand komme)? Dem fiel es ein, sie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, seine Frau aber im Bett gewesen. Ihm ward wind (angst) und bange, mich fortzuschaffen, doch so höflich als er konnte. Er fragte mich, ob ich nicht lieber in der Kühle ginge? Als ich sagte, daß ich bis Mittag bleiben müsse, schickte er mir vor eilf Uhr mein Essen und versicherte, daß eilf Uhr hier Mittag sei, und nicht zwölf Uhr, und das schon seit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von seiner Angst und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, sah ich sie hinter mir hinein schlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewissen Wehmut

konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte und in einer Biegung des Weges sie zum letztenmal sah. Es läutete wieder vom Turme herab, diesmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich und begriff nun auch, daß das gestrige mir nicht gegolten.

---

38. Kapitel. **Wie ich eine bleibende Stätte finde.**

In mancherlei Gedanken war ich stundenlang fortgegangen, es war heiß und mich dürstete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holperig, auf den Äckern wuchs spitzes Korn und mageres Gras, bei den Häusern war es aufgeräumt, aber die Mistgülle(=jauche) lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, gränneten (grinsten) mich an, wenn es gut ging, die meisten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirtshause zerrten zwei Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenstern desselben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: „Löht (Laßt) m'r dä Hung sy, oder ih will ech!“ Aber die Kinder fuhren getrost fort, und die Wirtin kehrte sich nach der Stube zu, die Gäste zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirtin Amt treten und abwehren, aber der ältere, Christi, sagte: „Ghey du dih furt, du hesch is (uns) nüt z'bifehle, es geit dih nüt a.“ An meine gestrige Geschichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen und ging heinein; ans Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube sah es reinlich aus, Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierschrötige Männer, einige Greise, die mit zitternder Hand ihren Wein einschenkten, keine jungen Leute. Die Wirtin sah mich etwas stober (scheu) an, als eine, die nicht viel Fremde sieht, und fragte: „Womit cha me ufwarte (kann man aufwarten)?“

Ein kleines Kind hing ihr am Kittel (Rock) und schrie immer: „Mütti nimm mih, Mütti nimm mih!“ Sie schrie ihm mehrere Male zu: „Ih cha dih nit näh (nehmen), ih muß dem Ma sy Sach gä, lue (schau) wie ner e Schnauz (Schnurrbart) het, er nimmt dih, wed (wenn du) nit schwygst.“ Aber das kleine Mädchen schrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen und mit der andern Hand sich helfen, so gut sie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgestellt werden, sie sah mich aus einer Ecke verschüchtert an, und wenn ich hinsah, so kehrte sie sich um; als ich nicht auf sie zu achten schien, schlich sie sich näher, kam zu meinem Habersack, niggelete (zupfte) an ihm, bis ich mich umsah, lief dann fort und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis sie endlich mir ein Stückchen Brot abnahm und sogar dankte, als die Mutter ihr sagte: „Wie seyst (sagst), Änneli?“ Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unsere Freundschaft geschlossen, sie setzte sich neben mich und fragte alles mögliche, besonders nahm es sie wunder, warum ich einen so wüsten Schnauz habe, und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte Freude an unserer Freundschaft, obgleich sie alle Augenblicke sagte: „Gang ache (herunter), du plagst ne;“ sie schien es gar nicht ungern zu haben, als sie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirt kam endlich auch; ein guter Mann schien es zu sein, etwas phlegmatisch, und unter dem Pantoffel seiner Frau. Die Lichter kamen, die Kinder mußten nach vielem Schreien, und nachdem sie ihre Eltern, den Vater besonders, hundertmal gezwungen hatten, zu tun, was sie, und nicht was er wollte, ins Bett. Man rückte näher zusammen. Die Leute änderten (wechselten) nicht stark, die meisten konnten stundenlang bei ihrem Schoppen sitzen und so haushälterisch mit dem Glase umgehen, daß man ihnen wohl ansah, es war ihnen weniger um den Wein zu tun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber schwerfällig zu; ihren Stallbestand und wieviel Milch sie erhielten, hatten sie sich bald

erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirt hatte nach guten Kälbern gefragt, die Wirtin nach der Gäste Weibern und Kindern, und ob es bei dem oder diesem noch lange gehe, bis er müsse Kindbetti haben? Das Gespräch stockte, schon sagte hie und da einer, er wolle ustreyche (austrinken) und gah luege, was sys Mutterli mache, es werde afe (nachgerade) Längizyti (Sehnsucht) ha. Da seufzte ein alt Kudermannli (unansehnlicher Mann) und sagte, ihm pressiers nüt hei (heim), er wett, er chönnt die ganze Nacht da hocke (sitzen), und machte ein Gesicht dazu trüb- und stiefelsinnig. Natürlich fragte man ihn, was es de (denn) gäb, daß er nit hei mög? Er munkelte lange, ehe er sagte, es syg ung'hürig (spuke) by nihm. Da wurden auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig, und eben soviel Nasen fuhren g'wundrig (neugierig) über den Tisch herein, und jede wollte die nächste sein, und alle fragten: „Was isch de, was geit de, was hesch de?" Da sagte er, er dörf's schier nit säge, aber wenn si's Niemerem (niemandem) säge welle, so well er's säge. Verständlich versprachen alle das tiefste Stillschweigen und freuten sich alle dabei aufs Höchste, ihren Weibern was B'sonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen, im vorigen Jahr, bald nach Vrenetag, wo sein Meitschi sei unterwiesen worden, habe es angefangen. Sein Meitschi sei gar es fromms und schüchternes, dürfe keinen Buben ansehen, auch habe es schon manchmal gesagt, es wolle sein Lebtag keinen Kilter (Fensterer) haben. Da sei es einmal an einem Sonntag Abend an der Haustüre, die er selbst mit einem Riegel verschlossen, gekommen und habe sie geöffnet, er wisse nicht wie, durch den Hausgang gerasselt, wie wenn es eine lange Kette nachschleppete, und habe gar wunderliche Töne von sich gegeben. So sei es die Treppe aufgegangen in des Meitschis Gaden (Schlafkammer), dort habe es noch rumort, dann sich still gehalten, bis der Hahn gekräht, und sei darauf wieder mit dem

gleichen Gerassel fortgegangen. Nun wären sie voller Schrecken ins Gaden gelaufen, da hätten sie das Meitschi gar bleichs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei- bis dreimal, fast immer Samstag oder Sonntag abends, gehe immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts und sehe doch alle Tage leider aus. Sie hätten schon viel Sachen probiert, unter die Schwelle das Unservater und den Glauben vergraben, kreuzweis übereinander, aber es helfe alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Mut bekommen und guggen (zusehen) wollen, und das Mutterli habe das Unservater immer vorwärts und rückwärts beten müssen; aber der G'wunder ((Neugierde) sei ihm vergangen, er habe einen Nasenstüber bekommen, daß ihm fast der Atem vergangen, und die Nase sei geschwollen, wie wenn er in einen bösen Luft gekommen. Wer weiß, ob sie nicht rot oder blau geblieben wäre, wenn er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne (verstehe), Rustig (Heilmittel) genommen hätte.

Nun ward's lebendig, und aus der einmal geöffneten Gespensterdrucke(=schachtel) flog nun eins nach dem andern heraus; ohne daß man nötig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas, und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen schweigen hieß, um den andern desto andächtiger hören zu können. Ein etwas schwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umsonst versucht, zu Worten zu kommen, er hätte seine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es seien noch andere zu ihr gegangen, und das Kind sei nicht seins. Endlich habe er sie doch genommen, und als es ums Kindbetten zu tun gewesen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es sei im Winter gewesen und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme gesagt, er habe so wüst getan, sie wolle jetzt sehen, ob das Kind seines sei oder nicht; er solle das Hemd ausziehen, sobald sie es ihm befehle, und

in das noch warme wolle sie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde, als er sich selbst, so könne er dann denken, was er wolle. Ich mußte das Hemd geben, sie murmelte noch allerlei und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich schrie. Es gefiel mir wohl, aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen, es fror mich entsetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein Päckli Tubak mehrere Scheibenschütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte; da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder schwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen, langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es schrie ererbärmlich: „O Ätti (Vater), lauf nit so, o Ätti, häb mih lieb!" Und ich lief immer geschwinder, das Kind schrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz schien mir vor Angst und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu sein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu sehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebste von sechsen, es glichet (gleicht) den andern gar nüt, und mir nüt und der Mutter nüt, und ist doch das lüstigst von allen." — Ein anderer erzählte, wie in gewissen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Ort halte, um zu spannen. In dem Zuge gingen viele Leute, Gestorbene und solche, die noch lebten, man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachsehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde, an seinem Schädel sei kein Fleisch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen, die Finger klapperten dürr aneinander, daß man es von weitem höre. Der gehe dem Zuge in die Kirche voran, im weißen Hemde, die andern alle in schwarzen Mänteln; und vor dem Taufsteine lese er schauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber so wie er Amen sage, ver-

schwinde alles, man höre nichts mehr, als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft, darauf gebe es immer strub (rauhes) Wetter.

Alle saßen da mäusestille, schauerlich war ihnen zumute, kühl gramselte (kribbelte) es ihnen den Rücken auf. Da schlug es Zehne, und der Wind ging hohl durch die Bäume. „Herr Jeses, schon Zehni," sagten sie, „wir müssen heim." Sie schüttelten sich, aber keiner durfte aufstehen. „Du kommst mit mir," sagte der eine zum andern; „nein, du kommst mit mir, du hast näher diesen Weg." „Neben meinem Hause vorbei geht aber der bessere," meinte ein anderer. Endlich machten sie aus, daß sie soviel als möglich zusammen gehen wollten; es sei wegen der Gesellschaft, meinten sie, keiner bekannte seine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerst zur Tür hinaus, es verbarg sich immer einer hinter dem andern. Die Wirtin solle vorangehen mit dem Licht, rief einer, aber die war auch nicht schnitzig (sehr bereitwillig); endlich rief einer, es sei gar finster draußen, der Wirt müsse eine Laterne geben, dem Bach nach sei der Weg gar bös. Nun märteten (verhandelten) Wirt und Wirtin lange, wer die Laterne in der Küche holen solle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte still geschwiegen und zugehört, das Ding kam mir gar lustig vor, und um so merkwürdiger wegen dem Gegensatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit voneinander, an dem einen plumper Unglauben, an dem andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beisammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit besser; da ließe sich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurteile. Ein solcher Eigendünkel ist nun gar nicht zu besiegen und zu belehren, er verachtet alle Menschen, besonders

wenn mehrere der gleichen Art beisammen sind. Vorurteile sind auch nicht zu überwinden; sobald man sie verletzt und geradezu angreift, so schlägt man sie noch tiefer ein; aber sie lassen sich umgehen, und beim aufrichtigen natürlichen Menschen läßt sich in ihm selbst eine Kraft wecken, welche die Vorurteile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran scheitern die meisten, welche die Völker beglücken wollen, daß sie entweder die Vorurteile des Volkes nicht kennen oder nicht achten, und schonungslos sie anfeinden, sich rücksichtslos darüber aussetzen. Das empört allmählich das Volk, es hält nur um so fester, was man ihm nehmen will; und mitten im begonnenen guten Gang wird es stettig (störrisch), bäumt sich, schlägt aus, entreißt sich den Zügeln seiner unbesonnenen Führer und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer stehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren, wie abgesetzte Reiter, und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerstörbare Beschränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beschränktheit schuld ist an allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurteile, so war der Führer Sinn beschränkt auf einige unreife Theorien, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht halb begriffen hatten. Diese Theorien selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemische Apparat dazu, Philosophie und Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchdrungen, gerade wie das Volk auf seine Vorurteile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studiert als die französische Revolution, und diese nur von 1788 bis 1789, und meinen nun, akkurat so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorien und Vorurteile gegeneinander geschlagen werden, wie Stahl und Stein, ohne Vorsicht, so nehmt Arme und Beine in acht, liebe Leute, denn es gibt Feuer. Das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist. Eben weil sie glauben, sie hätten die Weisheit alleine, so hören und lesen

sie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo sie meinen, es sei auf sie gestichelt, so werden sie taub (zornig) und denken gleich ans Eintreiben, reden von Dummköpfen oder schlechten Leuten. Das sind gerade die Leutchen, welche den Namen Ketzer erfanden und Ketzergerichte und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotzdem daß alle Inquisitionen abgeschafft sind in protestantischen Landen. Bald hat man politische, bald geistliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Diese Bauern da hörten aber gerne Predigten, hörten andere Leute auch gerne, besonders wenn sie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen schien mir etwas zu machen und gerade hier eine Gaststube zu sein, in der ein vernünftiger kluger Mann willkommen war und nützlich sein konnte. Auch die Wirtsleute gefielen mir nicht übel, es waren ehrliche Leute, die sich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem besten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es einem schwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielversprechend, sieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngste Änneli hieß und schon meine Freundin war, das weckte manche schlummernde Empfindung. Ich beschloß daher, wenigstens einige Tage zu rasten und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorschein kommen. Am folgenden Morgen war ich früh auf und merkte noch niemand im Hause; ich durchstrich die Umgebung, fand sie von der Natur begünstigt, von den Menschen aber noch nicht benutzt. Man sah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer seinen Pflug noch im gleichen Loche führe wie der Ätti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb (in Ordnung), wie man zu sagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich

nicht mehr über die magern Äcker, der Weidgang bringt einen gar langen Misthaufen, aber keinen breiten und hohen zuwege. Endlich kam ich heim. Die Wirtin kam eben hervor und rüstete ihr und mein z'Morgenesse, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd und wischte die Stube. O, was das lieblich ist, in einer Gaststube zu sitzen und z'Morge z'esse mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Besen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müssen und endlich doch noch zu hören: „Göht e wenig uf d'Syte, su chani zueche (so kann ich herzu)." Und wenn man dann wieder sitzen kann, wie es da oben auf dem Kaffee so schön herumschwimmt, allerlei in buntem Gemisch; und wie er so küstig (schmackhaft) und appetitlich geworden, und wie man dann dazu so melodisch husten muß in den Kaffee hinein, daß einem die Därme im Leibe fast entzweigehen! Wer hat das nicht schon erlebt und erinnert sich nicht in süßer Wonne an die gehabten Genüsse? In der Nebenstube fing es an sich zu regen wie in der Arche Noahs. „Müetti, wo isch mys Gloschli (Unterrock)?" „He suechs, es wird öppe (eben) dert (dort) liege." „Müetti, d's Bäbi het my Strumpf vernistet (verlegt)!" „Es soll d'r ne sueche." „Gang, leg d'Schuh a," rief dann auch die Mutter einem zu, das halbnackt zum Vorschein kam, „ih wott (wollte) nit, daß d' barfis (barfuß) da ume laufst!" „Ih weiß nit, wo si sy!" „Wo hesch se nächti abzoge?" „He dert, aber si sy nümme dert." „Jakobli, hesch du em (dem) Hansli siner Schuh, oder hesch se nüt g'seh?" „Nei, Müetti! Aber ih weiß nit, wo my Hoseträger isch, ih cha ne nit finge (ich kann ihn nicht finden)." „He suech e, er wird wohl ame Ort sy." Drinne tönte es: „Das isch mys Strumpfbang, lah mers sy, wotsch (willst) m'rs lah oder nit?" Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: „Löht enangere (Laßt einander) sy, oder ih säges em Vater!" Vater und Mutter setzten sich endlich an ihr Essen, und ein Kind nach dem andern

kam. Aber eins rief: „Ih wott nit Kaffee, ih wott Milch!" „He, Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirsch wohl noh meh dusse (draußen) ha." „Ih wott nit vo dem Brot, ih wott vo äym (jenem)," sagte ein anderes. „Sä, da hesch," sagte die Mutter. „Mutter, ih wott nit Rösti (Röstkartoffeln), ih wott Käs zu mym Brot." „Lue, mys Bubi, m'r hei o ke Käs, m'r hei nume (nur) Rösti." „Aber ih wott drum Käs, ih wott nit Rösti." „Nei, du überchunst (bekommst) hüt nüt angers, de Nachmittag gib ih d'r de villicht." „He, was wotsch doch mit ihm chäre (keifen)," sagte der Vater, „gib du ihm Käs, so schwygt er, es ist dert im Schäftli (Schränkchen) noh nes Bitzli, das gester über blibe n'isch." Und die Mutter stund auf, nahm den Käs, brachte ihn und sagte: „Da mys Bubi, hesch Käs, schwyg m'r jez." Und der Bub schwieg richtig. So ging es in einem fort, bis abgegessen war. Da sagte die Mutter: „Jetzt lerit (lernt, leset) neuis (etwas), näht (nehmt) d'Bücher;" aber die einen liefen fort, und die andern sagten: „M'r meu (mögen) nit lere, m'r cheu (können) de (dann) im Winter noh gnue." Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater sagte: „Was wotsch doch geng mit ne chäre (immer mit ihnen zanken), hör doch uf so z'chäre, hesch nit g'hört, si wei ja nit." Und die Mutter gab lugg (nach), und die Kinder liefen, wohin sie wollten, die einen dem jungen Hund nach, der sich heulend vor ihnen flüchtete, die andern in Gras und Garten herum und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir selbst, da geht es gut, da hast du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du diese zuchtlose Herde bändigen und zum Gehorsam bringen willst. Aber ich beschloß, es zu versuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirtin meinte, he da säg niemer (niemand) nüt, ih chönn da blybe, solang ih well. Ich knüpfte wieder die gestrige Freundschaft mit meinem Änneli an und schien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern.

Wir plauderten zusammen, es erzählte, was es wußte, auch ich mußte erzählen, seine Fragen beantworten usw. Ich lehrte es einige kleine Künste, unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieselben zu zeigen. Diese ließen sich von weitem herbei, eins um das andere, erst auf zehn Schritte, und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Wesen in ihr Kinderleben eingetreten, und schon durch das wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für sie ein neuer Zeitabschnitt. Aber schon am Abend fühlte ich, daß es Zeit sei, meinen Willen dem ihrigen entgegenzusetzen, sie zu gewöhnen, unwillkürlich den ihrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Begriff von einer höhern Beschränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten sie alles erzwingen, unter ihnen gab es gerade deswegen beständig Streit, weil jedes seinen Willen haben wollte. In diesen Fällen gewann den Streit dann das Jüngste oder das, welches am besten schreien konnte; oder wenn die Eltern nicht anwesend waren, das Stärkste. Sie wollten auch mir befehlen, und Christi sagte: „Wotsch das mache enangere nah (sofort), oder ih säges em Vater." Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, so leichte als möglich; aber wenn ich etwas tun sollte, so mußten sie auch etwas leisten, und was ich einmal gesagt hatte, dabei blieb es, auch wenn sie zetermordio schrien, der Jakobli mir die Faust machte und die Mutter mit einem schiefen Seitenblick auf mich sagte: „Ih hätt bald gnue Brülls (genug des Geschreis)." Auf diese Weise brachte ich sie sogar zum Lernen, und weil ich bei dem sogenannten Lernen, d. h. Lesen und Buchstabieren, bei ihnen war, ihnen erklärte, weil ich mit ihnen, wie sie meinten, Spaß trieb, sie die Buchstaben abmalen (wie sie sagten), sie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgesprochene Zahl auch abmalen konnte, so hatten sie an dieser lebendigen Beschäftigung die größte Freude und zählten und

malten drauf los, wo sie nur gingen und stunden. So lernten sie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geschichten ein, wo sie entweder die Nutzanwendung selbst fanden oder ich sie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein, denn sie hatten gar keine Vorstellung, daß man Geschichten ersinnen könne; sie meinten, es sei alles Punktum so gegangen, wie ich es vorbringe.

Die Eltern sahen verwundert zu, sie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: „Du mast dih doch afe g'mühye mit ne (immer abmühen mit ihnen), es düecht mih, du söttisch sturm (schwindlig) werde; du hättest sölle Schulmeister werde, du hättest e bessere gäh, as üse, zu dem cha me se nit i d' Schul bringe, und sie lere i Gottes Name nüt, es düecht mih, si syge geng (immer) am glyche Ort, sie hei jitz i der Wuche meh glehrt, als vern (voriges Jahr) d'r ganz Winter, es söt eine meine, du wärisch mit Hung (Honig) ag'striche, so hange si d'r a." Und der Vater sagte: „Ih bigrife gar nit, wie d's o machst, daß sie d'r folge, mi isch o geng a ne und bifihlt ne (man ist auch immer an ihnen und befiehlt ihnen), aber es isch geng d's Glyche, sie wei (wollen) i Gottes Name nüt folge. Es isch drum hützutag gar e bösi Welt, da isch e ke G'horsam meh; u de cha üser eim sih nit so mit ne g'mühye (abgeben), mr hei nit Zyt, ne geng nah z'luege (ihnen immer nachzublicken), m'r hei angeri Sache o z'tue." Dann sagte er auch wohl zu den Kindern: „Warum cheut (könnt) d'r ihm so folge, u üs nit, das isch nit brav von ech." Und die Mutter meinte, we si nume afe öpperem (nur einstweilen jemandem) folge, su chöme si eim doch vor de Füße weg. Zu diesem allem sagte ich wenig, es war noch nicht an der Zeit, Vorlesungen über die Kinderzucht zu halten, ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu sagen oder ein Kind anders zu strafen als dadurch, daß ich ihm etwas nicht tat, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, so wäre die Herrlichkeit aus gewesen,

und es hätte geheißen: „Du bruchst se nüt z'schlah, es sy üsi King (Kinder), sie gange niemere (niemanden) nüt ah, we si d'r nit recht sy, su chast ja gah (so kannst ja gehen)."

Es verging aber schon selten ein Morgen, daß die Wirtin mir nicht ein Gläschen einschenken wollte. Hatten sie nachmittags im Stübli ihren Kaffee, so wurde mir immer ein Kacheli (Täßchen) anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, so ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirt von einem Lauf heimkam und einen Schoppen für sich holte, so sollte ich Bescheid tun. Was der Mann in Verwunderung geriet, als er einmal die Mühe nahm, zu sehen, was die Kinder lernten, als er sah, daß sie schon einige Zahlen machen konnten, und viel schönere als er, und er meine Handschrift bemerkte; es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter stecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit seiner Kinder; unter tusige (tausenden), meinte er, wären keine, di i so kurzer Zyt sövli (soviel) glehrt hätti.

Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, sondern nur soviel, daß die Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwischenzeit hatte ich an meiner Lebensgeschichte zu schreiben angefangen. Es ging mühselig zu, und zwei halbe Tage war ich gesessen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort ich beginnen solle; als vier Tage vergangen waren, war ich erst mit der ersten Seite fertig. Da wollte mir der Mut vergehen, ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufschreiben, mußte erst sinnen, was des Schreibens wert sei, und wenn ich damit fertig war, wieder sinnen, wie ich das Ausgewählte auch setzen müsse, damit die Leute es verstünden und lesen möchten. Ich zwang mich zum Fortfahren, und siehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache

am Ende doch gehen werde, wenn ich mir Zeit dazu nähme und an einem ruhigen Orte sei. Da es mir auch in der Gaststube zu glücken schien, wie ich dann erzählen will, so beschloß ich, mit meinen Leuten mich auf festen Fuß zu setzen; es hatte bisher niemand von uns dem andern etwas gesagt, ich nicht vom Fortgehen, sie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gastig (Gastbesuch) da war, frug ich, was ich schuldig sei, ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erschraken! „Du wirsch doch nit furt welle (wollen) so uf einmal?" meinten die Alten. Und die Kinder fingen an zu schreien: „M'r löh (lassen) dih nit, m'r löh dih nit;" und Änneli, das mein Herzkäfer war, hing mir an den Hals und weinte, so daß ich nicht zu Worten kommen konnte. Ich sagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet (verleidet) sei und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht so mein Lebtag in einem Wirtshaus zu sein und nichts zu verdienen; wenn ich schon was weniges hätte, so müsse ich doch auch dem Kreuzer nach, sonst gebe ich am Ende ein alter Lump, sie sollten mir daher meine Ürti (Zeche) machen, ich könne dann sehen, wieviel mir noch übrigbleibe. Ich pressiere präzis nicht fort, es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß (Wortspiel mit Mus) gehe über Suppe.

Die Wirtin winkte dem Wirt ins Stübli, unterdessen lärmten die Kinder fort, Änneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho (zu kommen), wen ih scho furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der sie nicht viel mehr in Anschlag gebracht als den Wein, den ich getrunken, und sagten, wenn es mich zuviel dünke, so könne ich ja geben, was ich wolle. Ich protestierte, behauptete, sie kämen zu kurz, das Essen sei ja gar nicht angeschlagen. „He," meinte die Wirtin, „we du z'friede bisch, su sy m'rs o, du hesch o viel ta a üse Kinge (Kinder), es sy ganz angeri; es düecht mih mengisch (manchmal), m'r heige e=keni (keine) meh, so rühyig isch me vor ne. Ih weiß nit, wie d's o g'macht hesch; wed furt geisch, isch's grad wieder im Alte, u de isch erst nit d'rby z'sy (und dann

ist es erst recht nicht zum aushalten). Wed nüt angers hesch (hast), su blyb du by nis, m'r vermeu (vermögen) d'r nüt z'gä, aber du bruchst is o nüt z'gä, du chast mit is esse; wie mr's hei, chasts o ha; wo sövli esse, chunts nit druf a, geb (ob) eis meh oder minger." „U z'verdiene gits o geng öppis (immer etwas)," meinte der Wirt, „we nih öppis z'schrybe ha, so will d'rs zahle, ih bi froh, we mers machst, u noh menge angere git d'r z'schrybe; mi isch susch (sonst) zum Schulmeister gange, dä isch aber gar e türe, u het de geng öppis mit eim z'branze (schelten)." „U wer weiß, ob nit chönntisch bald G'meindschryber werde, üse isch afe alt, u d'Auge böse nihm. D'r Schulmeister het o druf passet, aber si bigehre ne nüt, si säge, er versumti (versäumte) z'viel a der Schul, u wär de z'viel im Wirtshus," sagte die Wirtin. Das waren Bedingungen und Aussichten, die sich hören und sehen ließen. Also in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier schon die Anwartschaft auf die Gemeindsschreiberstelle, die mich zur wichtigsten Person in der Gemeinde machen würde, denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das meiste an. Und eine Frau hatte dieses Fündlein gemacht, hatte es sich damit auch in den Kopf gesetzt; und wenn Weiber sich etwas in den Kopf setzen, ist dann nicht auch große Hoffnung, daß es geschieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei ihnen aus und ein gehen und essen umsonst; was ich dagegen zu tun hatte, schrieben sie mir nicht vor, sie dachten, das werde sich von selbst verstehen, daß ich ungefähr mache, was bis dahin, und so geschah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als sie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben ist doch schön.

---

39. Kapitel. **Potz Wetter, Weiberlärm!**

In der Gaststube ging mir, wie gesagt, die Sache nicht übel, doch mußte ich sehr behutsam zu Werke gehen. Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, nur des Abends und nicht einmal alle Abende in derselben zu sein, den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin, die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wässerschüfeli (Schaufel zum Wiesenbewässern) und wärmte bei einem Schoppen die erfrornen Beine, doch geschah es selten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wässermatten (Wiesen) Vorwand sind, daß der Mann von zwei Uhr nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo Wässermatten manchem Hab und Gut gefressen, so daß ihm nützer gewesen wäre, er hätte dieselben gleich dem Wirt verehrt. Doch ist's kurios; ob solchen gefräßigen und doch so versoffenen Wässermatten ist noch kein Wirt reich geworden, sondern das Gegenteil. Einige ausgemachte Lumpe fanden sich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams (Kartenspiel), es war dann niemand da, den sie scheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil sie meinten, jede Kriegsgurgel sei auch eine Schnapsgurgel; sie brachten es mir, und als ich dieses ausschlug, das Mitspielen ausschlug, meinten sie, es düech si doch, ih sött nüt z'fürnehm sy für seie, si heige (hätten) de scho mit mengem Rote g'spielt, u es heig sih ihrer noh kene verschämt. Ich gab ihnen kurzen Bescheid und scharfe kurze Blicke, da ließen sie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlassen hatten; dann auch, wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch sehr selten kam einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, ärmere zeigten sich sehr selten, sie wußten wohl, wenn sie die Hilfe der Reichen in Anspruch nehmen wollten, so durften sie sich nicht viel im Wirtshause sehen

lassen. Weil nur eine Wirtschaft im Orte war und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen sich verbergen konnten, so war unter dieser Klasse nicht soviel Elend als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreißen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas abseits lag, so hingen seine Bewohner noch gar sehr am Hergebrachten und waren gar sehr mißtrauisch gegen alles Neue und Fremde. Sie sahen mich daher die ersten Abende scheel an und gaben mir auf einige Fragen kurzen Bescheid. Ich zog mich bescheiden zurück, war nicht vorlaut und wartete die Gelegenheit ab. Eines Abends disputierten zwei gar heftig miteinander, wo das Elsis (Elsaß) sei, und welchen Weg man nehmen müsse, um nach Basel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Klee oder wegen Hanfsamen angegangen, von dem sie gehört hatten, er komme aus dem Elsis, und die Krämer holten ihn in Basel ab. Der eine meinte, d's Elsis sei grade änet (jenseit) dem Aargau, und d'Schwobe kämen daher, und Basel sei mitte drin, und wenn man hin wolle, so müsse man über Luzern.

„Ganz d's Gunträri," meinte der andere, „d's Elsis g'hört zu Itali, u mi fahrt über Neuenburg, u Basel ist grad vor dra (dran), imene Tag ist me dert (in einem Tag ist man dort)." Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger sie von der Sache wußten, und die Anwesenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der G'schichter sei, denn der eine war der Gemeindschreiber und der andere der — doch ich sage nicht wer, man könnte meinen, ich sei nur böse, weil ich keiner hätte werden können; und die Leute, die sind, was ich werden wollte, sind gar chutzlich (kitzlig) und mögen nüt erlyde, sie könnten denken, ich wollte sie verächtlich machen, damit sie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Ansehen, aber den ersten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen, die fallen nicht

vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Nase entgegenstreckt.

Der Gemeindschreiber war mit seinem Luzern und seinen Schwoben in der Enge, weil der andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich aufgemalt hatte auf den Tisch und mit dem Finger akkurat zu sagen wußte, wo das Elsis sei und Itali, und grad hinten dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte sich bedeutend auf seine Seite, triumphierend blickte er umher, bewunderungsvoll die andern auf ihn. In seinen Nöten, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindschreiber mich an als Zeugen, daß er recht habe; wenn Frankreich hinger dra (hinten dran) syg, so heig ih ja durch Neueburg, Basel und d's Elsis müsse, für dahi zcho (um dahin zu kommen), ih söll säge, das syg nit wahr. Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte seine Partei, nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich sagte daher, sie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Basel, die Schwoben seien nicht ganz im Elsis, aber grad d'rnebe, und d's Elsis sei akkurat neben Italien, es sei nur noch etwas weniges dazwischen, auch liege es just vor Frankreich, wenn man aus Deutschland herkomme. Da hättet ihr die Männlein sehen sollen, wie sie sich beide meinten und die Hälse hoch aufstreckten, und wie glücklich die andern schienen, zwei so gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußten, wo d's Elsis sei, und sogar noch den Weg dahin. Beide sagten mir: „Tue B'scheid,". und hielten mir ihre Gläser voll Twanner*) dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer*) nicht, der sogar, nach sehr glaubwürdiger Quelle, brennen soll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält; allein ich hatte den Grundsatz, kein Schmarotzer sein zu wollen. Ich wußte wohl, wie

---

*) Weine geringer Güte aus dem Bernischen Seengebiet.

der Bauer an seinem Schoppen sürggelet (schlürft) und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß sie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in seine Rechnung macht, so daß er entweder früher fortgehen oder einen halben Schoppen nachbescheiden (nachbestellen) muß, was er beides nicht gerne tut, besonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das vorrätige Geld so gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt sein, wollte keine untergeordnete Rolle spielen, sondern eine ganz eigene, bei welcher Achtung der Grund sein sollte. Darum sagte ich: „Seid nur rühyg (ruhig), stellt nur ab (hin), die Wirtin bringt mir soeben einen Schoppen."

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, so erzählte ich ihnen ein mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daselbst und von Basel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und sie hatten große Freude daran und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr schlug.

Von da an hatte ich Boden und mir einen gewissen Respekt gewonnen, der nach und nach in Zutrauen sich verwandelte, da ich mich ganz besonders vor einem vorschützigen (voreiligen) vorlauten Wesen hütete und mich nirgends aufdrängte, sondern aufsuchen ließ; ich wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich ist und mißtrauisch. Drängt sich ihm einer zu nahe und zeigt sich ihm allzu zuvorkommend und dienstbeflissen, so läßt er sich das gerne gefallen, allein er schöpft alsbald Verdacht, der tue das nicht umsonst, sondern habe irgend Absichten, und hat er einmal diesen Verdacht, so hat man alle Gewalt über ihn verloren, besonders wenn man ihn zu Verbesserungen irgend einer Art bringen möchte. Weil sie nun wußten, daß ich meist im Wirtshause anzutreffen war des Abends, daß sie Gesellschaft hatten und also sicher waren, Kurzizyti (Kurz-

weil) zu haben, denn so ungern mancher liest, so gerne hört er erzählen, wenn auch unbedeutendes, so kamen viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen und blieben auch länger als sonst, doch nicht über die gesetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) *) erzählte. Der Wirt war ein ordnungsliebender Mann und dazu haushälterisch, er spendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umsonst und noch weniger Stücklein Bratis (Braten), und die Landjäger paßten ihm auf.

Der Wirt war dieser vermehrten Gastig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Diese fingen an zu brummen über die Vertunlichkeit ihrer Männer, es war ihnen ärgerlich, daß die etwas genossen, von dem sie nicht auch ihren Teil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib eins sein sollen, so gehöre von allem dem Weibe die Hälfte; zudem mochten sie Angst haben, die mehr Wein trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben und diese Portionen verringern wollen, möchten mehr vom Ankengeld (Buttergeld) wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Klöbli (Stücke ungesponnenen Hanfs), Strange (Stränge) Flachs, Ryste (gehechelter Hanf) und Kuder (Lein geringster Qualität) besser in Rechnung halten und so die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen, vertrocknen. Wenn sie den heimkommenden Männern ohne Waschlumpen den Kopf wuschen, so wiesen diese, um die Schuld von sich abzuwälzen, auf einen dritten, ich hätte sie aufgehalten; wie und womit, das sagten sie nicht. Ich war den Weibern schon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und herrscheligen (herrenmäßigen) Wesen, sie hatten nicht begreifen können, warum ich dableibe, da ich doch niemanden verwandt sei. Sie hatten sich an den Brunnen, Gartenzäunen und in den Kabisplätzen schon lange die Köpfe darüber zerbrochen und endlich ausgemacht, da stecke etwas dahinter.

*) Belagerung von Cadix durch die Franzosen im Sommer 1823.

Sie fingen an zu muckeln (munkeln), die Wirtin sei noch nicht so alt, hübsch sei sie gar nicht, aber schon in der Jugend sei sie nicht alles gewesen; man wisse wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, so zu leben, wenn ich nicht abverdienen könnte? So war schon viel geredet worden und die gute Wirtin mit besonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erschraken nun die Weiber, als sie nach und nach darüberzukommen glaubten, daß meine Anwesenheit nicht der Wirtin, sondern ihren Männern galt, daß ich die versäume (aufhalte) usw. Sie glaubten zuerst, ich werde da auf ihrer Männer Kosten essen und trinken oder sie zum Spielen verführen wollen. Sie schlichen herbei und guggeten (guckten) zu den Fenstern oder offenen Türen herein; aber sie sahen kein Spiel und Geld, sahen keine gemeinschaftliche Ürti (Zeche), mich aus einem apartige Gütterli (Fläschchen) trinken. Je weniger sie sahen, desto gefährlicher schien ihnen die Sache. Das konnte um Haus oder Hof gehen oder gar ums Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeister sei? meinte die eine, oder gar der Teufel selbst, die andere; beides schien nicht unwahrscheinlich, das Für und Wider wurde ängstlich und sorgfältig abgewogen. Das war richtig, es setzte in jedem Hause einen Höllenlärm ab, wenn der Mann ins Wirtshaus gehen wollte, und manche Frau wollte nicht mehr mit dem Manne das Bett teilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirtshause kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar sehr. An diese gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es so tief ins häusliche Leben eingreifen und die zu Hause bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im ersten Augenblick glaubte ich am besten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; sie hätten somit auch ihren Teil an den Genüssen der Männer gehabt; und dann hoffte ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die

Tagesgespräche abgeben konnte, auf die Weiber besonders einzuwirken und sie für meine Ansichten zu gewinnen. Das schien mir gar prächtig, so das ganze Dorf zu versammeln in trauter Eintracht süßem Frieden, und nach und nach in alle Glieder eine tüchtige Verständigkeit pflanzen zu können. Zum guten Glück schlief ich noch über diesen Vorschlag, ehe ich ihn vollbracht, denn bei ruhigem Blut sah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendsten Schein für sich haben im ersten Augenblick, bei besserem Nachsehen die widersinnigsten sind und ihre Ausführung eine Tollheit ist.

Über Nacht kam mir wieder guter Rat, und ich sah, daß ich nicht bei Troste gewesen wäre, wenn ich meinem saubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine schöne Wirtschaft geworden in jedem Hause, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirtshause, fern von Kindern und Diensten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung gesehen, das Nötige gerüstet, über die bis zum späten Abend fortlaufenden Geschäfte die Aufsicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht usw.? Im Winter, wieviele Strangen Garn wären nicht weniger gesponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachsenen Meitscheni (Mädchen) getan? Die häufige Abwesenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hause ist allenthalben fühlbar, zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer als in der Stadt; das zeigt sich gegenwärtig am klarsten bei den Stündelern (religiösen Sektierern), von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Gesetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachteil hergekommen in mein neumodisches Kasino oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß ein Gespräch über allgemeine Gegenstände hätte geführt werden können. Die Weiber hätten die Köpfe zusammengesteckt, eins dem andern zu sagen gehabt, daß Chlausli- (Nikolaus-), Jöre- (Georg-), Joggis- (Joachim-), Samis-Sami (Samuel) wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe, ein drittes unter der Hand

eine Geschichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausstreit gehabt, und was sie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eifersüchtelei Anlaß geben müssen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß sie näher bei ihrer Nachbarin gesessen, sie mehr angesehen, als eben notwendig gewesen sei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Frieden beieinander gesessen, eines hätte geglaubt, das andere wolle ihm den Mann verführen, ein zweites hätte über Hochmut des andern geklagt und ein drittes darüber, daß seine Nachbarin mit andern mehr geredet als mit ihm; kurz, es würde Geschichten gegeben haben, vor denen es einem übel grauset hätte, und an ihnen wäre ich schuld gewesen mit meinem schön scheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte gehen, das sah ich wohl ein, darum beschloß ich nach langem Besinnen, ich wolle, statt die Weiber hinkommen zu lassen, zu ihnen in die Häuser gehen z'Abesitz und es dort treiben ungefähr wie im Wirtshause, hoffend, sie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen fassen, wenn ich ihnen nicht mehr so fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirtshause bald wieder offen sein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meisten Häusern denken, die Verlegenheit der Männer und das verlegene zornige Gesicht der Weiber, und wie diese den Stuhl abwaschen würden, auf dem ich gesessen, und mit dem Besen nachwischen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich und ging, richtete es aber so ein, daß mein Kommen nicht als ein absichtliches erschien, sondern einen zufällig scheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuschützen war oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häusern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, fast wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus dringt und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die einen zufällig die Ausgänge finden, die andern aber den Tod. Das stob manchmal auseinander, daß nur der Ätti (Vater)

noch dablieb, ganz kaput, und bald streckte sich ein Kopf zur Türe herein und rief: „Ätti, söllisch use cho e nangerenah (sofort herauskommen)!" und allein war ich, und blieb es einmal so lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böse, verlor die Geduld nicht und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde kurzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rat zu geben, einen Kunstgriff zu lehren usw. Weil ich auch gar bescheiden war und nicht einmal ein Gläschen Bätziwasser (Obstbranntwein) annahm, wenn der Mann mir eines einschenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte oder die Kabis- und Bohnenplätze, und sie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Christ, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, niemand um irgend etwas ansprach, so fingen die Weiber an äne ume z'cho (von ihrer Ansicht zurückzukommen). Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam, sie fuhren nicht mehr mit dem Besen z'weg (daher), wenn ich ging, sie nahmen teil am Gespräche, und wenn man vor dem Hause saß, so trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht g'wundrige (neugierige) Zuhörerschaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, sondern auch sie redeten manchmal recht laut und scharf, so daß ich kaum dazwischen konnte, begehrten auf, und jeder ward zum Prophet, der furchtbare Dinge weissagete.

---

40. Kapitel. **Wie meine Bauern kannegießern.**

Solche aufregende Geschichten gab es nicht viele, war aber eine da, so wurde sie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirtshause und in den Häusern besprochen. Meine Bauern gehörten unter die, denen die äußere Welt fremd war. Es

gab bloß zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindschreiber, die andere der Schulmeister, der Statthalter hielt das Amtsblatt. Doch bezahlten alle, was sie lasen und machten es nicht, wie ich Leute kenne, die keine Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und lesen. Die Zeitungen wurden aber selten ganz gelesen, weil ihnen die G'schrift zu klein war, und was sie lasen, begriffen sie oft nicht und sagten aufrichtig, daraus könnten sie wieder nichts machen. Daraus kann man schließen, daß ihnen die Bundesrevision *) eben nicht am Herzen lag; sie wußten gar nicht, was damit gemeint sei und meinten, sie hätten des G'stürms afe gnue (einstweilen genug). Auch von den Badener Konferenzbeschlüssen **) begriffen sie nichts und glaubten, es sei darum zu tun, daß die Bistümler ***) Religion schangierten. Das trag nüt ab, meinten sie, si heige doch nicht viel davon oder gar nichts, geb (ob) die seie katholisch oder reformiert. Als es aber hieß, die Leute müßten fort und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räsoniert, und da sagten sie, die D. Brüllhüng (Schreier), die's zwängt heige, die sölle jetzt gah, aber die zöge de d'Nase schön z'ruck und hocke rühyig daheim; das syg chumlig (bequem), aber nit billig; wer den Brei anrühre, der söll ihn auch auffresse; aber die, wo am meisten brülle, die syge die ärgste Schyßer (Feiglinge), wes druf a chöm (ankomme). Doch ließen sie die jungen Leute gelassen ziehen, packten ihnen Würste ein, und die Ermahnung, si sölle nit meine, si welle geng z'vordrist (immer voran) sy. Und als die Einquartierung kam, taten die Weiber Fleisch über (das Feuer) ganze Häfen voll, Brönz (Branntwein) wurde ge-

*) Die Bundesrevision in unitarischem Geiste war eine Forderung namentlich der Radikalen.

**) Beschluß verschiedener Kantone der Schweiz, die Rechte des Staats der katholischen Kirche gegenüber zu wahren.

***) Katholische Bewohner des zu Bern gekommenen Bistums Basel.

rüstet, an manchen Orten Wein, und so gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktiert allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles dessen, was man gesehen, gehört und was man den Soldaten gegeben habe. Besonders viel wurde von dem Hauptmann gesprochen, der sei gar e ryche (reicher) u ne guete, aber e chley (ein wenig) e dumme g'sy; es syg gar lustig g'sy, wie n'r mit ne g'spielt heig i d'r Gaststube, u wie si ne b'schisse (betrogen) heige, u wie ne noh um Mittinacht d'r Frater (Gehilfe des Feldarztes) us em Bett g'reicht (geholt) heig, u wie si ihm nume (nur) Häiseli (Hansel) g'seit heige usw. Das fanden die Leute gar lustig, ich aber fand es sehr traurig, denn was soll ein solcher Hauptmann mit seiner Kompagnie, deren Narr er ist? Was denken die andern Offiziere, wenn sie mit der ganzen Kompagnie ihn zum Narren halten helfen? Was kann da für eine Subordination stattfinden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere sah ich leider mehrere, ich könnte etwas von ihnen erzählen, und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren also meine Bauern nicht, um eine Menge Tagesfragen bekümmerten sie sich nicht, sobald sie nicht in ihr tägliches Leben einschlugen und in ihren Sack; und mit den letztern hatten sie es eigen. Das Straßengesetz und das Militärgesetz nehmen dem Lande bedeutende Lasten ab und wälzen sie der Staatskasse zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anschlag, wie sie es verdienen, und der Bauer wird in wenig Jahren die abgenommene Last ganz vergessen, ganz vergessen, daß sie einmal g'meinwerchet (Gemeindearbeiten gemacht) auf den Straßen. Das G'meinwerk nahm kein bar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menschen nicht besonders beschäftigt waren, man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen lustigen Spaß. Das Militärgesetz beschlug vorzüglich die jungen Leute, die waren gezwungen, um die nötige Armatur

anzuschaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben sie desto mehr für den Wirt, und die Alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Musterungen nicht den Sold bekommen, an den sie gewohnt, so werden sie sich wüst gebärden, sagen: „Ih sch . . ß uf d'Verfassig," und d's B'richte (Belehren) wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Not haben. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet also dem Staate solche Erleichterungen gar nicht mit der gehörigen Dankbarkeit an, er rechnet nur das an, was er erhält und was er alle Jahre neu erhält und was ihm Geld erspart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten sogenannten Erleichterungen der Staatskasse nun auffallen, dem Land jährlich hätten bar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, so bin ich überzeugt, man hätte diese Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austeilen hätte man anfangen sollen, nicht bei dem Abschaffen. Übrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikanische Behörde ein Gesetz geben kann, infolgedessen das Land nach und nach entwaffnet wird, aus den Häusern die eigenen Wehren schwinden und die Lust an Wehr und Waffen ertötet wird; denn nur eine eigene Wehre wird einem lieb, und man wächst mit ihr zusammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen. Wenn diesem Gesetz nicht so tiefe oder hohe Grundsätze zum Grunde liegen, daß ich sie nicht begreifen kann, so wäre man versucht, an sehr kleinlichen Eigennutz oder eine sehr kurzsichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Desto größeren Lärm machten die Bewegungen, die im Schulwesen versucht wurden; sie waren in Häusern und in der Gaststube die beständig vorliegenden Verhandlungsgegenstände, an denen die Weiber mit Leib und Seele anteil nahmen, und wie ich unter der Hand aus sicherer Quelle vernahm, soll in den Schulkommissionen auf gleiche Weise geredet worden sein,

wie es die Weiber und Großätti und Großmüetti zu Hause taten. Der erste Anstoß zu diesem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Unkunde des Volkscharakters eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die über sich und die eigenen Zwecke alles außer acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde sonst in Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Hastigkeit, womit diese Zwecke verfolgt werden, wiederholt sich aber die Geschichte jenes halbblinden Reisenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte und sich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen*) befand. Der Reisende bürdete der Regierung die Schuld seiner Verirrung auf und schimpfte beständig, ihre Wegweiser taugten nichts, weil man trotz derselben verirren könne. Daß er halbblind und unbesonnen sei, hatte er sein Lebtag nicht glauben wollen und nie gemerkt, daß seine eigene große Nase es sei, die ihm vor den Augen stund, ihm alle Aussicht nahm, und die er bald für die Welt selbst ansah, bald für den Wegweiser der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen, nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen, ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen, man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen, statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor vierzig Jahren das Geschrei, die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe als diese Notseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk, es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom sogenannten gemeinen Volk). Es schreit beim Brunnen, bei Abendsitzen, in Wirtshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche

*) Städtchen an der Saane zwischen Bern und Murten.

nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mit sitzen oder in den Wirtshäusern, nichts davon hören oder nur undeutlich, und daher denen, welche ihnen davon erzählen, nicht glauben. So bezeichnete im Großen Rat von Bern einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirtshäuser als Lügen der Wirte und Geistlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geistlichen verhöhnt werden, wenn sie vor einem Übel warnen, und Taugenichtse gescholten, daß sie das eingerissene, durch andere mutwillig in ihrem Dünkel eingeführte Übel nicht verhütet. Das eigentliche Volk schreit also nicht laut, rottet sich nicht zusammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet sich mit einer stillen unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter allem Fallen, Fallstricke, böse Absichten, hinterlistige Versuche wittert. Es läßt befehlen, schimpft darüber, verläßt sich darauf, daß auf die Handhabung der Gesetze nicht besonders geachtet wird, macht im stillen, was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man lesen kann: Du wirsch nit alles welle zwänge (erzwingen wollen), einen jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber schimpften unter sich bis zum Weinen, die Männer brummten den Baß dazu, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch. „Nei b. D. m'r thües (tun) nit, m'r hei o noh neuis (etwas) z'bifehle, zwänge lah m'r is nit, u my Bub soll d'Fragi (Fragen) lere u nüt angers, er brucht nüt vo d'r Natur z'wüße, u m'r doles (dulden) nit, daß alles uf d'Natur zoge (bezogen) werd, u d'Meitscheni bruche des Kribels (Geschreibsel) nüt, es treit nüt ab, u macht se ume g'wundrig (nur neugierig), daß si de Manne gah schnause (Kleinigkeiten entwenden); we si d's Druckte lese cheu (können) u d'Fragi, so sy si lang g'schichti (geschickt) gnue." Dann wurden Greuel erzählt, wie ein Schulmeister lehre, die Sonne stehe still und die Erde gehe um sie herum, wie ein anderer d'Fragi einen ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeschichte b'richtet, von der

man doch weder im Alten noch im Neuen Testament etwas lese, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von Geiß und Gitzi*) die Rede sei und nicht von Jesus Christus. Zu dem allem nickte der Schulmeister, der eben nichts von der Schweizergeschichte, nichts von der Natur wußte und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfschütteln und bedenklichen Worten, soviel er vermochte, und meinte, man sei lang wohl beim Alten gewesen, man werde beim Neuen kaum seliger werden.

Einer erklärte einst an einem Sonntag abends im Wirtshause die Schulen geradezu jetzt für überflüssig. Ehedem hätten oft zwei einander geheiratet, die beide nicht lesen konnten, da wäre ihren Kindern eine Schule nötig gewesen, jetzt aber könne doch meist das eine oder das andere lesen und also ihre Kinder auch lehren, und da könne man die Kinder bei Hause behalten, sie verhehten (verdürben) keine Schuh und lernten nichts Uwatligs (Unschickliches). Ein anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geschrei darüber mache und je mehr Lohn man dem Schulmeister geben müsse; was das kommödisch sei, lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch hexen können, jetzt müsse man stundenweit laufen, ehe man jemand finde, der es verstehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr, die Neuen hätten keine Religion, das sei doch albez (früher) nicht so gewesen. — Nun ging allen das Maul auf, und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein anderer dies, ein anderer jenes, alle schüttelten die Köpfe. —

Ich war sonst im allgemeinen sehr behutsam und

---

*) Zielt auf eine Fabel in dem damals eingeführten Ricklischen Lautierbüchlein.

schwamm nicht gegen den Strom, ich ließ den Sturm vorbei und suchte allmählich einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegenteil die Leute recht christlich machen wolle, indem man sie vernünftig zu machen suche; daß die Geschichte der Menschen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführen, sondern beides Zeugen seien der Macht und Güte Gottes; daß das Alte Testament die Geschichte enthalte des Volkes Gottes, welche jeder Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes seien, dem sich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir also auch unsere Geschichte kennen sollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen, von den Gründen sprang man zu den Personen über, die einzelnen bekannt waren. Von dem einen wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem andern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergesse, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf seinen Namen haben wolle. Von einem andern wollte einer, als er einmal vor „Orlienz" (Audienz) war, wie er sagte, leichtfertige, gottvergessene Reden gehört haben, und dazu habe der Beamtete damals ausgesehen wie ein rechter Fötzel (Lump). Ich redete nun wieder dagegen recht warm und führte ihnen zu Gemüte, daß man nie vom einzelnen auf das Ganze schließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nötig, Männer von Kenntnissen und Einsicht, da könne man nicht auf alles sehen, und wenn vielleicht auch einzelne nicht so recht christlich wären, was ich aber nicht wisse, so hätten sie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Albez (früher) sei es damit noch weit schlimmer gewesen als jetzt, sie sollten sich nur recht erinnern. Es sei doch noch besser, gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszuhängen und mit dem Augenglas allen hübschen Mädchen nachzusehen.

Als ich endlich außer Atem einen Schluck aus meinem Glase tat, begann bedächtlich ein junger Mann, der sonst nicht viel sprach, mir folgendes zu entgegnen: „Ob die Alten Religion gehabt, oder liederlich gewesen, danach hätten wir nicht zu fragen, sie zählten sich nicht zu uns, gaben sich nicht für unsere Muster aus. Sie waren unsere Herren, und in ihrem Interesse war es, unsere Herren zu bleiben, so lange als möglich. Mag nun dieses Interesse auch ihre einzige wahre Religion gewesen sein, so lehrte es sie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, es lehrte sie, uns zu geduldigen Christen zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorsams willen. Jetzt dagegen sind wir alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger, so kann jeder sich mit dem andern zusammenstellen, kann jeder denken: Was dem erlaubt ist, ist mir nicht verboten; je höher einer steht, desto mehr kann er zum Beispiel dienen, und wenn er ein schlechtes gibt, so wird er um so mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland ist unser Gemeingut, es ist nur etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geschäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die liederlich sind, die ein Spielball ihrer Lust sind; sie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüssig sie auch reden können; sie werden zuerst zu sich sehen, und an andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewissen, wenn es ihnen kommod ist. Soll ich solchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten waren und machten, ging mich nichts an, was aber die Neuen sind, und was sie machen, und ob sie Religion haben, geht mich an; denn haben sie keine, so wollen sie mir auch die meine nehmen und untergraben."

Da fuhr ich ihm in die Rede und warf ihm vor, wie er

sagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber sie den Untertanen gelassen, und die Neuen wollten sie nun nehmen; dazu sähe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer sei. Mir war daran gelegen, daß ein solches Mißvergnügen nicht Wurzel fasse. „Miaß,“ sagte er, „du willst nur disputieren, du begreifst das besser als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob sie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an, hingegen war ihnen kommode, wenn wir etwas Religion hatten; sie dachten, würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, so würden wir auch besser Menschen gehorchen können, zahmere Lämmer sein. Haben die Neuen keinen Glauben, so müssen sie uns den unsern schwächen, untergraben, gleichgültig machen, denn sonst wählen wir sie nicht mehr, solange wir noch auf Religion etwas halten. Solange die Religion uns lieb ist, die wir von unsern Vätern geerbt haben, solange wollen wir von denen, die diese Religion schützen sollen, daß sie diese Religion auch selbst besitzen und sie für ihr teuerstes Eigentum halten, sonst werden sie dieselbe allen Feinden preisgeben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten, denn sie fühlen wohl, daß sie die sind, welche als Spreu, der ins Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfschaufel unter die Völker fährt.“ — Wenn dem also sei, entgegnete ich, so sei ja das der beste Beweis, daß die Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie anderer Religion zu nahe treten, daß sie jemand sie nehmen wollten.

Da fing das Geschrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreise herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, sondern schadete mir auf lange Zeit und hätte mich bald um den alten Kredit disputiert. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte

wieder, man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angesteckt sein und gerade deswegen hieher gesandt, um sie unter der Hand einzuführen. Man fing an zu forschen, was ich eigentlich die Wirtskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß sie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß sie wußten, daß die vierfüßigen Tiere vier Beine, und die Vögel Fecken und Federn hätten. Da schlichen die Weiber wieder ins Haus, riefen die Wirtin nebenaus und flüsterten ihr zu, ich sei auch einer von denen, und wie sie mich doch nur im Hause behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; so habe des Wirts Christi zum Joggi gesagt, es gäb schwarzi Mönsche, u us dene chönn me Christe mache, u doch wüß es nieders Ching (ein jedes Kind), daß nume (nur) der Tüfel schwarz syg, u daß dä ke Christ werde chönni; aber Christe well me z'Tüfle mache. Der Wirtin ward wirklich bange, und sie wußte nicht recht, woran sie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren reinlicher, manierlicher und recht g'schicht, soweit sie sich darauf verstund und darauf achtzugeben sich Zeit nahm, was selten geschah. Aber d'Religion, d'Religion sei doch die Hauptsache von allem, meinte sie, als sie mit zitterndem Herzen mich zur Rede stellte; d'Religion sei doch die Hauptsache, und hatte sich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hosen der Kinder als um ihre Religion bekümmert, und nicht danach gefragt, ob sie eine oder keine hätten. „Änneli bet!" und wenn es beten konnte, so war sie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei schöne Geschichten, die ich sie gelehrt, über die Vorsehung Gottes und seine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirtin fand sie recht schön, aber d'Religion sei doch die Hauptsache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jesu erzählen, was sie davon fassen konnten. „J das könne man im Testament auch lesen, aber d'Religion müsse man doch dabei haben." Nun ließ ich die Kinder Fragi aufsagen, da war sie zufrieden und gab das Zeugnis, sie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion

und lehrte sie die Kinder, sie wolle es den andern Weibern sagen. Sie tat es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutsamkeit mußte ich vermeiden, über diesen Gegenstand mich zu erwärmen; sobald ich nur von weitem die Partei derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, so las ich auf den Gesichtern die wiederkehrende Meinung, ich sei auch einer von denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das sich einmal festgesetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmischen derer, welche unglücklicherweise wähnten, sie allein verstünden alles und könnten in einer Republik befehlen und durchsetzen gerade wie auf ihrem Zwinghof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorschein, und allemal hieß es, wenn sie Religion hätten, so ginge es nicht so, so geschehe dies nicht, würde jenes nicht befohlen; und in stillschweigender Hartnäckigkeit ließ man befehlen und tat, was man wollte, und sagte: „Si werde nit alles welle (wollen) zwänge.“ Welch heillosen Nachteil dieses brachte in die beabsichtigten Fortschritte in der Republik, konnte ich nur daraus schließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörfchen mich zurückbrachte. Jenes Mißtrauen wurde noch dadurch befestigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, sondern selbst im großen Rate einander verdächtigten, im Kote herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit oder um sich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geschieht. Es ist ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen sich gebärden, um vielleicht zu imponieren und terrorisieren, oder wahrscheinlicher ihre Unwissenheit zu bedecken mit dem groben Geschütz. Ich hätte gedacht, die Leute im großen Rate sollten klüger sein als das gemeine Volk, und doch wissen gar viele aus diesem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht, wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leid

vorhalten und eins das andere verdächtigt und ausschimpft. Beide verlieren den Respekt, und die Kinder fangen auch an, ihnen zu sagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: „Ehre Vater und Mutter!“ sobald sie sich nicht selbst ehren. Was nützen da Achtungsgesetze, wo es scheint, als ob man Verdächtigungen viel ungestrafter im großen Rat von sich geben könne als in irgend einer Kneipe, d. h. wenn man von der Majorität ist.

Kaum hatte das Schulwesen etwas versurrt (aufgehört, das Tagesgespräch zu bilden), so kam das Wirtschaftswesen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räsoniert. Unser Wirt führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräte schrien ebensosehr dagegen allenthalben, wo zwei oder drei beisammen waren.

Die Weiber räsonierten, jetzt wo nur ein Wirtshaus sei, wüßten sie doch, wo ihre Männer wären und könnten guggen, was sie machen; wenn aber zwei oder mehrere seien, so wüßte man nie, wo man sie suchen solle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine so kommode Gaststube haben, wo man alles sehen könne zu den Fenstern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt schon viel ins Wirtshaus, und wenn es zwei geben sollte, so würde er noch einmal soviel gehen. Stüdi (Christine) quälte sich am meisten darüber, daß es zwei Wirtinnen geben solle, man hätte an dieser zuviel. Stüdi war eifersüchtiger Natur und herzwüst. Am meisten schrien die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirtshäuser waren bis dahin und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hause blieben. Sie behaupteten, die Gelegenheit mache Schelme, je näher man das Wirtshaus habe, desto mehr sei man darin, man solle nur dort und dort sehen, wo die meisten Hudeln (Lumpen) seien. Sie führten Dörfer an, wo Knechtlein des Abends ins Wirtshaus gingen und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch schuldig seien. In einem solchen Dorfe saßen sie zusammen, um eine Vorstellung zu machen, daß sie keines begehrten, sie

saßen mehrere Abende zusammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, so daß sie immer recht vergnügt heimgingen, aber ohne Beschlüsse gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo sie es gelassen das letztemal, und allemal hörten sie wieder auf, wo sie angefangen. So kam die Konzession für eine Pinte (Kneipe) ins Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da sollen die Männer eine böse Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meisten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die G'meinsmanne (Gemeindeverordneten) schrien auch gar laut, je mehr Wirte seien, desto teurer werde man alles haben müsse; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden, je weniger man verkaufe, desto mehr Profit müsse man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht, einen Wirt zu mästen, wie es dann übel gehen müsse, wenn man zwei oder drei zu mästen habe. Wer solle am Ende die Armen erhalten? Emel (einmal, wenigstens) nit d'Regierig, die selligs mache, man verspreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt schon genug Hudeln (Lumpen), und doch scheuten sich noch viele ins Wirtshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgesetzte oder solche anzutreffen, die steuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte sei, wo sie sicher wären, niemand anzutreffen, da solle man sehen, wie es gehen werde, und noch dazu, wo jeder machen könne, was er wolle, und wirten, solange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe, um zu fressen und zu trinken, aber keine Augen, um zu sehen. Man solle nur sehen, wie es gehe im Sch.-Graben*), wo vier oder fünf auf einmal wirten wollten und wirklich wirteten, ehe sie Bewilligung hatten; denn Ordnung sei keine mehr, und die, welche sie halten sollten, hätten wohl zehn Finger, aber sie luegten (schauten) durch alle. Man solle im Sch.-Graben nur sehen, da dünke es einem,

---

*) Vielleicht Schargraben bei Sumiswald, 1 Stunde von Lützelflüh.

man sehe an den Kindern wirklich schon ein ganz verwildertes Wesen.

Der Wirt blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte, es sei darauf abgesehen, die gegenwärtigen Wirte zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirtshäuser teuer angenommen (übernommen) hätten. Man werde sehen, wie einer nach dem andern geltstagen (Bankerott machen) müsse, wenn ihm Geld abgekündet (gekündigt) werde; es müßte einer ein Esel sein, wenn er ein altes Wirtshaus teuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche solche Gesetze machen, suchten den Profit für sich. Die einen seien Weinhändler und wollten größern Weinverbrauch, andere möchten gerne selbst Wirte werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger usw., die wirten möchten, darum hätten sie ein solches Gesetz gemacht, das gar niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, so wäre zugleich ein Gesetz gemacht worden, daß keiner von denen, welcher zum Patentsystem gestimmt, lebenslänglich eine Wirtschaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner seiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man sehen können, ob das Patentsystem auch herausgekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet?

Am Ende kamen alle darin überein, es müsse halt alles neu sein, nichts Altes sei mehr gut. Wenn einem etwas Neues in Sinn komme, so brauche er nur recht laut zu brüllen, so meinten die andern, sie müßten auch nache gagge (nachgackern), sie seien sonst die Leidere (Dummen), und so entstehe ein Gebrüll, daß einem die Ohren surreten, und dann ein Gesetz, das niemand gefalle, ob dem es dem Tüfel gruse, und das am Ende niemand gemacht haben wolle, sondern von dem jeder dem andern den Schmutz auf den Ärmel zu streichen suche. Die Seeländer *) schrien hüst, die Oberländer *) hott, und die Oberaargauer *) hüsthott, und am Ende gehe

*) Die Einwohner des Kantons Bern zerfallen in Seeländer an

es hüsthott, d. h. bald hott und bald hüst, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht schuld sein, daß es in den Graben gefallen; wer hüst gesagt, nehme den Zaun nicht auf sich; und die Hüsthottler behaupteten, sie hätten gradaus gewollt, und wenn sie nicht gewesen wären, so wäre es viel z'übel gegangen. Und, sagten dann meine Bauern, wenn sie Religion hätten, so ginge das nicht so; aber wo keine Religion ist, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein und meinte, man könne doch im großen Rat nicht d'Frage auffsagen, sie täten es im Gemeindrat auch nicht. Ein Gesetz könne nie allen recht sein, man müsse der Zeit erwarten, um mit Grund urteilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin sehen. „Los, Miaß," sagte einer, „da gib nume lugg (nur nach), es hilft d'r alles nüt, wed (wenn du) nüt G'schiders (Gescheiteres) z'brichte weißt, so hör nume uf und gang ins Bett. Wenn sie Religion hätten, so würden sie nicht so wüst tun, einander nicht so verdächtigen und nicht so eigennützige Dinge machen." Dann ging das alte Disputieren gewöhnlich von neuem an, und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte einer von denen, über welche sie so schimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich, mit dem nötigen Takt sich unterhalten können, so würden sie gesagt haben: „Das ist doch e brave Herr, ja we si all so wäri!" Schade, daß des Volkes beste Freunde diese Annäherung oft mutwillig versäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wissen sich diese Versäumnis zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntnis des Volkes, damit diese Annäherung den gewünschten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, schießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

---

dem Bieler- und Murten-See, Oberländer im Alpenhochland und Oberaargauer im Aartal.

41. Kapitel.
Zwei lustige Vögel, und wie meine Bauern sie fliegen lehren.

Es traten nämlich eines Sonntags drei Menschen in die Gaststube; die beiden ersten waren gut, doch etwas schlottrig angezogen und hatten ein halbgelehrtes Ansehen. Der eine war schwarzbraun, der andere flachshaarig; der eine trank seinen Wein aus einem Weinglas, der andere aus einem Bierglas. Hinter diesem kam die dritte Figur, ob klein oder groß, schlank oder dick, sage ich nicht. Diese Figur hatte etwas Protektorartiges und doch etwas Untertäniges, beides so ungefähr halb und halb, auf dem glattgeriebenen, gedankenschwer aussehensollenden Kopf einen weißen Strohhut, und unter demselben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man sie jetzt auch bei vielen Schneidergesellen sieht. Die Arme waren in feines Tuch gesteckt, sahen um die Ellbogen etwas steif aus, Manschetten guckten aus den Ärmeln hervor, und wegen den Manschetten steckten die Hände nicht in den Seitentaschen des Rockes, sondern waren in glacierte Handschuhe gesteckt und führten einen altväterischen Stock, doch nicht mit goldnem Knopf, aber gut verschlungenem langen Bande. Um die Hüfte wäre die Figur gerne schlank gewesen, desto schlanker waren die Beinchen in den angesteckten Hosen und die langen langen Füße, die selten unter einem Schreibtisch Platz hatten. Sie setzten sich, nachdem sie mit zum Teil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten gestemmt die Anwesenden gemustert und halblaut allerlei geweltschet (französisch geredet) hatten, an einem Tische nieder und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man nicht recht wußte, war es Berndeutsch in Hochdeutsch verwandelt, oder Hochdeutsch in Berndeutsch. Einer wollte später behaupten, man rede gerade so ums Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Gesicht und dem weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dolmetsch machen mußte. Sie frugen,

wie man zufrieden sei mit der gegenwärtigen Regierung? Meine Bauern, diplomatisch vorsichtig, wie sie waren, zuckten die Achsel und brauchten die gewöhnliche Redensart; man müsse zufrieden sein, daß es nicht noch schlechter ginge; besser könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und sagten, das meinten sie auch, aber kaum schlechter; die neuen Regenten seien gerade wie die alten, sie hätten das Volk vergessen und dächten nur an sich. Man solle nur bedenken, was in der Verfassung versprochen worden und was man gehalten? Das Volk sei unterdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeschafft, wie in der Verfassung versprochen worden? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten sie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zusammengestohlen worden? Von dem allem sei nichts geschehen und werde nichts geschehen, solange diese Volksverräter an der Spitze stünden, aber die müßten runter, es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke besser meinten. — Die Bauern horchten auf, das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete schnell nach, wieviel ihm das jährlich ziehen mußte; und daß das alles verheißen sei, zweifelten sie keinen Augenblick, bewiesen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfassung, die ihnen noch nie so schön und verständlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten, und ließen einige Äußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen, der Weißhaarige kam in ein neues größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher, aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller, er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei, er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte; und wenn die Wirtin die Eigentümer fragte, ob sie noch eine geben solle, so sagte der Begeisterte: „Versteht sich!“ Er verstieg sich immer höher und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrat, wie die ganze Schweiz

eins werden, alle Kantönlein runter müßten; dann müsse man die neuen Regenten ausjagen und bessere wählen, wo man sie finde, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand, mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstunden, aber doch von Polaken und Krieg, und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Teil gefallen hätte, so sehr mißfiel ihnen der zweite und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte, der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig, er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte als im Krieg, wo sie sterben könnten; und dann sei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne, er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein echter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um die Freiheit handle. Übrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien.

Dieses sagend haschte seine Hand schnell nach einer Flasche. „Uhä!" sagte der Eigentümer, und hielt sie oben fest, „wed Wy treyche (Wein trinken) wotsch, su häb (hab) selber." „Verfluchter Bauernlümmel, willst du gehen lassen," fuhr der Durstige wild auf und hob die Faust. „Schlah nur zue, du bist o vo dene Donnre eine, wo d'Lüt ufreise (aufsetzen), für chönne z'schmarotze, mi sött (sollte) ech z'todtschlah wie d'Fleuge (Fliegen)." „Was, du Hund, du gönnst mir den Tropfen Wein nicht, du Esel weißt gar nicht, was Freiheit ist!" Aber die Bauern hatten nun genug Esel, Hund, Lümmel gehört, eine Menge Ehrentitel gaben sie ihm zurück und schoben ihn der Tür zu, wie wild er sich gebärden und um sich schlagen mochte. Sowie man an dieselbe kam und die Wirtin

dienstfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglase getrunken hatte, wehrte sich, so gut er konnte, gegen drei Mägde mit Besen und Scheitern, die wütend auf ihn zuschlugen und ihm alle Schande sagten. Während der eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der andere den Mädchen nachgeschlichen, besonders dem ältesten Kind im Hause, hatte Unziemliches versucht und wurde trotz seiner begütigenden Gebärden durch das Weibervolk selbst gezüchtigt. Die beiden Gesellen wurden zuerst einander in die Arme und dann zum Hause hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte seine Gefährten schützen, allein mit seinen Handschuhen, Manschetten und dem schönen Stock und den ebenrecht gekrümmten Ellbogen hatte er soviel zu tun, hatte solche Angst, seinen Rock durch Berührung mit dem Halblein zu verschaben, daß er nicht zum tätlichen Treffen kommen konnte. Desto lauter wollte er seine Stimme erschallen lassen, aber er brachte sie nie in den rechten Kommandoton, höchstens zu dem Gekreisch, zu dem ein Schreiber sich steigern kann, wenn er einen Kopisten ausschimpfen will. Nur einzelne seiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: „Lümmel! Ich! Sekretär! Grobian! Präsident! Schlechte Wirtschaft! Departement Verklagen! Pack!" Diese Worte imponierten aber nicht, er wurde mitgestoßen, und unter der Haustüre erhielt er einen Stoß von unsichtbarer Hand, daß er mit seinen unsicheren Beinen die Treppe hinunter und sein weißer Hut auf einen Misthaufen flog.

Mit grimmiger Wehmut betrachtete er seinen weißen Hut und die braunen Flecken daran. Er hätte sie gerne abgewischt, aber er wußte nicht, mit was, mit dem Ärmel, mit dem Schnupftuch? Ach! Wo blieb dann der mühselig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen versuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken statt der braunen, und noch einmal so große, da entwand sich seiner

geschnürten Brust ein mächtiger Wehlaut, und dieser Wehlaut tönte wie: „Saukerls! Regierungsrat! Morndrige (morgige) Sitzung! Kühdreck! Staatsperson! Lumpenpack!“ Das verstund einer und antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben (Gelbschnäbel und Lumpen), und ein zweiter hetzte seinen großen Rämihund (schwarzer H. mit weißem Fleck) auf die drei, da gaben sie Fersengeld, und man sah sie nicht wieder. Das seien ihm Donnersbuben, meinte ein alter dicker Bauer, der auch Hand angelegt und ob der ungewohnten Anstrengung schier nicht schnupen (schnaufen) konnte. Die hätten doch anfangs so schön tun können, daß man ihnen alles glauben müssen, es sei aber recht gut, daß sie gezeigt, wer sie eigentlich seien, wie es in der Bibel heiße, Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelassen, sonst hätten sie einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er solchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher sie kämen, und wer sie wären, und ob sie etwas hätten. Das sei denen nur darum zu tun, die Leute hintereinander zu reisen (hetzen), und während dem gingen sie einem hinter den Wein und hinter d'Meitscheni, und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich redeten wie die und gemeine Sache mit ihnen machten. Dahinter müsse etwas stecken, das er nicht begreife. „Bei dem allem ist es aber schade, daß es nicht so kömmt, wie sie im Anfang versprachen,“ fiel einer ein, „ich habe mich schon gefreut und wollte daraufhin meiner Alten eine Halbe vom Bessern heimbringen, jetzt kann sie warten; wenn ich keine Zehnten mehr zahlen müßte, so brächte es mir wenigstens hundertfünfzig Kronen jährlich, und wenn wir noch teilen könnten, vielleicht ein paar tausend Pfund.“ „Du Narr, glaubst du, das Teilen käme an uns?“ polterte einer. „Hast du gesehen, wie die teilen? Hat er dir deine Halbe nicht fast allein ausgesoffen? Du kriegtest nicht nur nichts, sondern müßtest noch geben, was du hast, und deine Buben in Krieg schicken, und deine Meitscheni wären auch niene (nirgends)

sicher. Wenn mehr so einer kömmt, so wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die Gringe (Köpfe) groß und das Maul wässerig gemacht hat, das seine schoppen (stopfen), daß er das Reden vergißt." „Aber," sagte eine ängstliche Seele, „der Hoffärtigste scheint ein Herr von der Regierung zu sein oder ist Schreiber, der könnte uns wüste Ungelegenheiten machen oder es uns eintreiben, wenn er oben ankäme oder gar unser Regierungsstatthalter würde." Sie sollten nur nicht Kummer haben, sagte der seither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das sei nur so ein Sekretari gewesen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er sich auch mache, der werde in Bern kaum ein Wort davon sagen. Und weit bringe es ein solcher Sekretari selten, wenn sie schon täten, als ob sie die Flöhe husten hörten, das Gras wachsen sähen. Sie könnten nur in die Feder fassen, was andere ersinnten, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten sie aber nicht einmal, was in diesen Tabellen sei, geschweige das, was außerhalb derselben wäre. Daher könnten sie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den wenigen sehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn sie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, so täten sie wie achtzigjährige Großmütter, die mit Stögelischuhen (Stöckelschuhen) auf dem Eise spazieren wollten und beim ersten Schritte stürzten. „Nein," sagte der Landjäger, „vor dem habt keinen Kummer, der wird niemanden bös oder gut Wetter machen, als höchstens seinen Kopisten, wenn er schreibt wie ein Huhn, und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Kothäneli (Wiedehopf)."

Nach diesem Troste wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüte gefaßt und dann fröhlich heim marschiert, um den Weibern die vollbrachten Heldentaten zu verkünden, und was so ein Sekretari für eine himmelschreiende Kreatur sei.

---

42. Kapitel. **Von vielen wüsten Vögeln und ihrem wüsten Treiben.**

Jede bewegte Zeit zeuget eine Masse von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fischen suchen. Diese Spekulanten fordern so lange die Umwälzung, bis dieselbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Person oben aufgestellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmütige Schwindler unterstützen sie mit schönen Redensarten, und fremde Verhältnisse halb, halb unsere Verhältnisse, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, sind sie in ihrem poetischen Ungestüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müssen sich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rote Schnecken sich lustig machen, so nach den Gewitterstürmen der Zeit die Spekulanten; sie scheinen dem Frühling jeder neuen Zeit notwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüsterne Menge hängt sich scharenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meisten Fische fängt. Diese spekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle bestehenden Institutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewässern habe ich im vorigen Kapitel dargestellt, Angler, die auch in der Kirche fischen wollen, stellt das begonnene Kapitel auf.

Ich weiß, unsere bürgerlichen Zustände bedürfen der Läuterung, ich weiß aber auch, daß die kirchlichen ebensogut ihrer bedürfen. Aber wie jene Spekulanten im Staat durch Anarchie zur Despotie führen, so die Spekulanten in der Kirche durch sogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarsten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judentum, sondern geradezu in die Arme des jungen Deutschlands, das die Herrschaft des Fleisches predigt. Also noch einmal, ich erkenne das Mangelhafte in der Kirche an, aber wenn ich Platz hätte, so wollte

ich beweisen, daß der bedeutendste Teil dieses Mangelhaften von dem früheren Bestreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweisen, daß das Zögern der Verbesserung daher komme, weil viele die Kirche wie ein Aas behandeln und nicht einmal wie eine Magd, und Krähen und Hunde auf sie hetzen, an welcher Behandlung sie aber hoffentlich Kraft und Mut wieder finden wird. Wenn ich also das Folgende schreibe, so rede ich damit nicht gegen das religiöse Erwachen der Menschen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, sondern gegen die geistlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen und teilweise auch gegen die gutmütigen Schwindler, die Werkzeuge der ersten, die alles Bestehende besudeln, alle Menschen verdammen, gestorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, den Ihren die Seligkeit versprechen und die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleische gar nicht mehr sündigen könnten; das Fleisch seinen Gelüsten fröhnen könne, ohne daß es den Geist etwas angehe.

Gegen dieses Treiben rede ich, das soviele Menschen anzieht, weil es viel leichter ist, selig gesprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu streben und zu ringen, viel leichter ist, andere zu verdammen, als sich selbst zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieses Treiben, das auf gleiche Weise, wie das demagogische, im Staate die Menschen sittlich und ökonomisch zugrunde richtet, gegen dieses Treiben, das von einer gewissen Seite, welche das Christentum haßt, wie ein ungezogener Bub seinen Lehrer, begünstigt wird, in der eiteln Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: Ein Reich, das unter sich uneinig sei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieses zu zeigen, tut es not, daß man ohne Furcht und ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eselsgesichtern.

Solche Leute erschienen auch in unserer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung

auf eigene Weise, verdammten das bisherige, und jeder von ihnen sprach: „Ich bin der Weg und das Leben, wer meine Stimme höret, wird selig werden, wer mich aber verleugnet vor der Welt, den werde ich auch verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist." Und an die Brust schlug jeder, deutete auf sich selbst und sprach: „Amen, ich sage euch, ich bin die Türe zu den Schafen, alle, wie viele vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder. Aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Türe, so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein und aus gehen und Weide finden." Sie hatten einen Schein der Gottseligkeit und schlichen in die Häuser, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen sind und durch mancherlei Lüste getrieben werden. Man sah sie eben nicht Christo dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmrätigen, hoffärtigen, schmähsüchtigen, unversöhnlich wilden Wesen, sondern ihrem Bauche; aber durch süße Worte und Schmeichelrede betrogen sie die Herzen der Einfältigen. Sie machten sich selbst groß und verkleinerten die andern und sprachen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie die andern Leute." Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil sie mit gar großer Kraft und Bestimmtheit selig priesen, Seligkeit verhießen und wieder verdammten und in die Hölle schickten. Sie machten es gleich wie Jesuiten bei den Protestanten. Verkappt in allerlei Gestalten und unter protestantischem Äußern machten diese vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung ins Herz zog, wiesen sie auf ihre Gemeinschaft hin, die Vergebung für sie hätte. Sie wußten mit einem geheimnisvollen zauberischen Schein sich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperschlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer sie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der sei der ihre und könne nicht mehr von ihnen lassen. Sie pflanzten den Glauben, der dem schwachen Menschen so wohl tut, daß,

wer ihnen angehöre, mehr sei als andere. Wie gerne ist das arme Menschenkind vornehm, tut vornehm, sieht auf andere herab und hat hochmütig keine Gemeinschaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tausende hatten kein Geld, vornehm zu tun, und tausende hatten das wenige Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmtun vertan und waren wieder gemein geworden. Ach, wie tat ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm sein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von andern abzusondern und hochmütig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seid ihr mehr als alle andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen, sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seid die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: Viele sind berufen, wenige sind auserwählt; seid ihr nicht die wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten sein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Mannlein so wohl tat, die alle Hoffnungen aufgegeben hatten, einmal vornehm zu sein und andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen, nun konnten sie hochmütig auf alle herabsehen, und es kostete sie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu diesem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, sondern bloß Spenden aus Sack und Kemi? Sie forderten zwar nichts für sich, aber sie aßen so traulich mit ihnen lieber Hammen (Schinken) als Erdäpfel, und tranken so schön lieber Weltschen (Wein vom Genfer See) mit süßem Tee, als Seeländer (Wein vom Bieler- oder Murtensee) mit Wasser. Eine Büchse führten sie zwar mit sich, und jeder mußte etwas darein tun nach Belieben, doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchse war nicht für sie, doch nahmen sie es mit sich, und niemand hat es weiter gesehen. Und von den Leuten forderten

sie für Gott gar nichts und ebneten ihnen den Weg doch so kräftig. Allerdings der Durchbruch war schwer und kostete manche Träne, manche Hamme, manchen Seufzer und manchmal drei Batzen, viel Mundgeschrei und manche Kanne Tee. War das aber einmal überstanden, dann hatte jeder das Bewußtsein, daß er selig sei, und mit jeder Hamme eine Stufe seliger, und hatte die Gewißheit, daß er gar nicht mehr sündigen könne, und alles, was das Fleisch tue, ihn nichts angehe und Gott denen nichts anrechne, die im Geiste lebten und drei Batzen in die Büchse täten. Und zum Zeichen, daß es also sei, gingen sie voran mit ihrem Beispiele, schlugen sich um die Bekehrung sehnsüchtiger Mädchen und inbrünstiger Weiber, sättigten sie mit Bruderliebe und achteten des Fleisches nicht, und doch blieb der Geist auf ihnen, und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dies war der eigentliche Heerhaufen, dessen Glieder freilich verschiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten sie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und taten gar ehrbar, sie redeten nicht recht deutsch heraus, gaben aber manches zu merken, lästerten nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei, sonderten sich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmütige Blicke um sich herum, machten den Leuten angst und bange, daß sie verhürscht (verwirrt) wurden im Gemüte und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten; sie machten das so gut, als ob sie eben bei den Jesuiten in der Lehre gewesen wären. Sie taten auch als die von Gott Berufenen und setzten sich auch an die Tische, auf denen Gutes zu essen und zu trinken war. Je besser man ihnen aufwartete, und je mehr geschenktes Fleisch in ihrer Hele (Rauchfang) hing, für desto kräftiger hielten sie den Geist, den sie empfangen. Sie gaben ihn auch umsonst, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus diesen letztern wußten nicht, daß andere nachkämen, die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgeteilt, ja die geheimen Obern kannten sie nicht. Wer kennt sie übrigens? Die freuten sich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemästet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häusern, welche sie erobert hatten. Wenn dann die andern anrückten, ehe gemetzget war (und sie haben eine feine Nase) und sich hinsetzten unter die Würste und Säubrägel (Schweinebraten) und die Kuttentäschen (Rocktaschen) weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeschmack und die voreilige Freude, wenn niemand sie einlud und von dorther niemand kam mit etwas unter der Scheube (Schürze), wie jammervolle Gesichter machten sie, wie kauten sie an den Nägeln, statt an den Würsten, und muckelten (munkelten) unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinstall? Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die abhandengekommenen Seelen und Würste, aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, sie hätten stillzuschweigen, und gegen diese, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und schwägerlichen Liebe sich zu benehmen und nun andere Häuser zu suchen, in denen auch etwas sei, Seelen, Schweine und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zusammengezählt mit Respekt) einen Jagdhund den aufgestochenen (aufgestöberten) und abgeschossenen Hasen nicht fressen, er sticht sonst selbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch sind redlichen Gemütes, suchen nicht ihre Ehre allein, suchen nicht bloß fette Schweine, sondern sündige Seelen, aber sie wissen nicht zu prüfen, was sie sagen, haben ihre Kräfte nicht gemessen, ob sie der Aufgabe, zu der niemand sie berufen, gewachsen seien. Diese, welche wähnen, vom Geiste der Gnade erfüllt zu sein, werden meist, wenn der Vater den Geist der Verblendung,

mit dem sie erfüllt sind, von ihnen nimmt, Buße tun im Sack und in der Asche, werden an die Brust schlagen und wehklagen: „Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unserer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten, wir stünden, sind wir gefallen Berge tief, und unsere Sünden sind groß geworden bis an den Himmel, Höllenschmerzen nagen an unsern Seelen; Vater, gib uns Trost, gib uns einen Liebesblick, sonst vergehen wir in unaussprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müssen den Jammer, den wir andern gebracht. Vater, deine Gerichte sind gerecht, wir leiden, was wir andere leiden ließen, aber kürze sie ab diese Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder!" Wohl dem, der einst noch so beten kann, der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demütig gewordenen verlornen Sohn empfangen; und es haben welche schon so gebetet, als sie sahen, was sie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menschen haltlos herumirrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie sie selbst nicht Kraft, nicht Geist hätten, ihre Herde zusammenzuhalten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekanntgemacht, andere aber schämten sich dessen vor der Welt, sie wollten sich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekanntmachen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die Verführten auf falschem Wege lassen.

Ist das wahrhaft christlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immerdar einige Haushaltungen sich gemeinschaftlich erbauet, waren jeweilen des Sonntags zusammengekommen, um etwas miteinander zu singen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger sich erklären zu lassen; aber neu war das, was nun kommen sollte. (Dies echt christliche Versammeln von Freunden und Verwandten zur gegenseitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zustände, alles ohne Heuchelei, sondern in wahrer treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfnis für unsere

flache Zeit.) Es kam sehr langsam, schlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere und erschien plötzlich und unerwartet in einer Gemeinde. Ängstlich frug man sich: „Wie weit sind sie? Wo sind sie?“ Und mit Ärger und Angst erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorstellen, es sei gerade so gegangen wie mit der Cholera, sowohl die Annäherung als die Erwartung. Wie die Cholera langsam schleicht und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am wenigsten erwartet, und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nahen sehen und alle Morgen vor allem sich fragen: „Hesch nüt g'hört, wo isch si jetz?“ und bleich werden, wenn sie einen Schritt vorwärts getan — fast gleich ging es mit der Sektenseuche.

Man begann immer häufiger von ihren Versammlungen, vorgefallenen Geschichten und den Menschen, die daran teilnahmen, zu erzählen. Von den letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derselben schlug seine Frau alle Tage und predigte selbst, so oft man ihn hören wollte, vernachlässigte nebenbei sein Geschäft, sein Hauswesen, und kläpfte (klopfte) eben allemal seine Frau, wenn sie daran mahnte, wie gut sie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein anderer prügelte die seine nur alle Wochen, aber mit besonderem Nachdruck, als sie nicht glauben wollte, daß sie der verlorne Sohn sei, weil sie nicht ein Sohn sein könne, da sie ja ein Weib sei. Sie glaubte es erst, als zwei Zähne eingeschlagen waren. Wahrscheinlich erhielt sie auch wieder Schläge, als sie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald spazieren gehen wollte. Der Mann selbst war von solchen Spaziergängen ein besonderer Freund. Man erzählt sich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächsten Nacht werde ein Engel seine Frau besuchen, er dürfe aber nicht zu Hause sein. Der gute Mann glaubte es, ging, und das Wesen kam, und seine

Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleisch und Bein gehabt. Einem andern, einem Schuhmacher, sei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden, derselbe habe sich darüber gar bitterlich beschwert, daß man dessen Genuß, die mit ihm akkurat in gleicher Sünde seien, gestatte; das gehe gar parteiisch zu, soll er geklagt haben. Eltern vermißten spät ihre Tochter und die Magd, sie fanden sie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knien liegen. Einer Mutter, welche sorgfältiger Abwart bedurfte, soll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder stundenweit weg aufgefunden worden sein, aber sich weigernd heimzukehren, weil es heiße, man solle um seinetwillen Vater und Mutter verlassen und die Toten ihre Toten begraben lassen. Zu Hause schmachtete die Mutter hilflos, freudenvoll saß die Tochter zwischen den Knien der neuen Heiligen und horchte mit Andacht auf ihre Schwätzereien. Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchse zu tun, man zweifelte an der Tüchtigkeit seines Glaubens, verzweifelnd hängte es sich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeschnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meister die Wahl gelassen, entweder die Kirche nicht zu besuchen oder den Dienst zu verlassen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monat einmal hinzugehen, wenn sie glaube, in Monatsfrist diese Sünde abbeten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten sie sich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der Ersten einer ließ aus der Stube einer wassersüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war, alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all sein geistlich Wurfgeschütz, behauptete, sie leide um ihrer Sünden willen solche Pein; und als sie meinte, sie hätte doch nicht schlimmer gelebt als andere, meinte er, sie müsse geheime Sünden begangen haben, sonst würde der Herr seinen Zorn nicht so hart über sie ausgelassen haben. Nun setzte der geistliche Scharfrichter ihr mit aller

Brutalität zu, sie solle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. „Aber Herr Jeses, ih weiß nüt!“ „Das ist gerade das Zeichen, daß du noch verstockt bist usw.“ Aus diesen geistlichen Martern, in welchen die arme Frau den Atem fast verlor, erlösten sie endlich die Ihrigen, welche an der Türe gehorcht und über den frechen evangelischen Kirchenvater sich satt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, setzten sich an sein Bett und sprachen, er sei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle seine Sünden bekenne; tue er dieses, so hätten sie die Macht, dieselben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte schon nicht mehr reden, konnte sich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zudrehen, seine Frau durfte ihn nicht verlassen, um Hilfe zu holen gegen diese geistlichen Unholde; so mußte er sich vor seinem Tode stundenlang mit Unsinn und Roheit foltern lassen, hatte kein ruhig Sterbestündlein, konnte in seinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu seinem Gott. Solche Geschichten kamen alle Tage vor. Einmal kam der Arzt ins Wirtshaus ganz krebsrot, warf den Hut weg und ließ für sich manchen Fluch über die Zähne geben.

Endlich erzählte er, da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geistlichen D. Spitzbuben gruppe geng ufere (kauerten immer auf ihr), bis sie sie getötet hätten, er könne nichts machen, und doch sei es schade ums Meitschi. Er erzählte weiters, das sei das lustigste Meitschi gewesen weit und breit, und singen hätte es gekonnt wie eine Nachtigall. Während es in die Unterweisung ging, hätte die verfl . . . . Geistlichkeit, die besondern Appetit zu haben scheine nach frischem jungen Fleische, sich an dasselbe gehängt, und besonders der schlechte Schreinergesell, der so gerne spazieren gehe, sei mit ihm gegangen, und wie weit, wisse man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen sollte, seien sie mit aller Wut in das Mädchen gedrungen, daß es dasselbe nicht von seinem Pfarrer empfange, sonst sei es ewig verdammt. Als

es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geschrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünschungen, wenn es sich nicht wolle abwendig machen lassen. Das Kind blieb trotz aller dieser Anfechtungen standhaft und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Christen und trat darauf in Dienst. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf sein Gemüt gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt, diese traten in eine Entwickelungsperiode der weiblichen Natur, und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienst verlassen und nach Hause zurückkehren. Sogleich sei die geistliche Schar über dasselbe hergefallen mit Beten und Fluchen. Vom Teufel besessen sei es, schrie man ihm zu, ewig verdammt, es leide, was es verdiene um seiner Verstockung willen, und dann fielen sie alle auf die Knie, sieben, achte miteinander, und schrien, was sie verbringen mochten. Natürlich kriege das Mädchen seine Krämpfe auf die fürchterlichste Weise und schreie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D..... Kühe frohlockten dann und meinten, das sei der Teufel, der so schreie, durch ihr Beten geängstigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht lassen, sonst sterbe es ihm die ersten Tage; es nähm ne nume (ihnen nur) es D. Wunder, ob me de hützutag alles müß g'scheh lah, und ob me die D. alles müß lah mache. Nun erzählte er eine Geschichte nach der andern, wie er hier und dort erst hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes sonst munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, statt zu arbeiten, und Gesichter sehe, wie die Somnambülen. Diese Geschichten faßten besonders die Weiber auf und schrien empört darüber, und meinten, es düech se, we si das nume einisch (nur einmal) g'seh und g'höre chönnti. Es ist ein eigner Geist des Widerspruchs im Weibe, wecher dasselbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geist der Neugierde, der alles selbst sehen, fest

erfahren möchte, selbst die wüsteste Sache, nur um recht zu wissen, was sie sei, gerade wie das Weib, das im Fröschweiher herumpfoselte (plumpste). Ihr wißt, was man sagt, wie der Teufel zuzeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leisesten Wunsch, ihn zu sehen, vermerke, er leibhaftig vor einem stehe. Daher sagt man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht selbst haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutschland seine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangelisten, Separatisten, Stündelern usw. statt. Wohl laufen auch die Lehrer selbst von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausschlägt. Aber sie sind doch nicht die eigentlichen Werber dieser Banden, sondern diese sind die Weiber selbst. Weiber aller Art bilden den größten Teil dieser Versammlungen, junge und alte, ledige und verheiratete bunt durcheinander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Base, eine Gevatterin an den angrenzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geistliches Weib oder Meitschi legt nun Strümpfe und eine saubere Scheube (Schürze) an und marschiert bei seiner Freundin oder Bekannten auf: „Los (hör) Bäbi, du mußt notti cho, chum ume einisch, du chast geng (immer) mache, wie d' witt, wes (wenn es) d'r nit g'fallt." Bäbi wehrt sich, sagt, es habe keine Lust dazu, es müsse daheim bei seinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, so ging es viel zu wüst, es glaube, er würde es prügeln. Die geistliche Freundin widerlegt die Einwürfe, meint, man brauche es dem Mann nicht zu sagen; Bäbi wehrt sich noch immer, aber es frägt doch dies und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Bescheid, und die Unterredung endet mit einer Verabredung, und das gute Bäbi ist gefangen wie eine Fliege in einer Spinnhubbele (Spinnennetz).

Bäbi geht also erst weiter an andere Orte und lügt dem Mann immer mehr vor, je geistlicher es wird. Es

macht geistliche Bekanntschaften, erhält verstohlene Besuche, wenn der Mann abwesend ist, es hat Bekannte und Freundinnen, die sucht es auch mit zu ziehen; wo mehrere Weiber sind, finden sich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus besonderen Gründen, und wohl auch einer, der unter dem Pantoffel der geistlich gewordenen Frau steht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre teilhaftig werden, die Versammlungen in der Nähe zu haben; die Ferneren, bei aller Geistlichkeit, treten den Neuen auch gerne zuweilen die Last der geistlichen Einquartierung ab, und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräte sind, wie die Heuschrecken auch weiter ziehen, wenn sie alle Blätter von einem Baume abgefressen haben. Dann sieht man an einem schönen Abend mit einbrechender Dunkelheit Leute aus allen Ecken einem Hause zuströmen, man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es ist keine Leiche im Hause, nein, es ist eine Versammlung. Die Cholera ist da!

So kam sie auch zu uns, nachdem man schon lange davon geredet, davor sich gefürchtet hatte. Nun erst begann man davon zu reden, fast jeden Abend im Wirtshause. Man wußte jeden Abend etwas Neues, wußte, der gehe auch, und die gehe. Man zergliederte die Leute und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geistlich sei, wie man vorgebe; man wollte auch an diesen Leuten keine Änderung in ihrem sonstigen Treiben bemerken, nichts als einen stinkenden Hochmut, den sie an den Tag legten, und wachsende Untätigkeit. Man machte Pläne, was man tun wollte, wenn ein Hausgenosse gefangen werden sollte, und die Männer gedachten zu reden, wenn ihre Weiber von den bösen Gelüsten sich anwandeln ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam bald wieder, erzählend von dem Unsinn, der da gesprochen wurde, wie immer das gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er stecken bleibe, die Hand vor die Stirne

halte und sage, der Böse habe ihm den Geist weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er sich besonnen, spreche, jetzt sei der Geist wieder da. Wie man den Leuten angst mache, sie versichere, bis dahin in des Teufels Krallen gewesen zu sein, verführt von den Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen seien, ein Versammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller andern teilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinschaft mit den Sünden abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der sei selig, der gehöre dem Heiland an. Und sie erzählten, wie die Leute geweint und geschluchzt und dann froh geworden, und wie sie dem Lehrer die Hände gegeben, und wie andere aufgestanden und Zeugnis abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie sie wieder die Welt verdammt und sich gerühmt hätten, daß es fry g'stunke, ja wie einige gar versicherten, sie hätten für an der Seligkeit, und wenn sie nur jemand wüßten, so wollten sie ihm ihren Überschuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an; um des Gespötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht, und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich alles, was ging, und hatte satt davon. Die armen, mit dieser Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen, ihren Jammer und ihren Verdruß schütteten sie im Wirtshause aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuser erleidet waren. Da jammerte einer, seit seine Frau fromm geworden, kriege man in seiner großen Haushaltung keinen Bissen ordentliches Essen mehr. Seine Frau wolle alles selbst machen, nicht einmal die Tochter helfen lassen; sie tue auch die Speisen richtig über, feure tüchtig, laufe dann ins Stübli, bete, daß man im ganzen Hause sturm (schwindlig) werde, glaube, der Herrgott koche für sie in der Küche, und wenn sie endlich chystig (heiser) sei und aufhören müsse, so sei entweder das Feuer

erloschen oder alles angebräntet (angebrannt), und sie müßten das Essen haben, wie es sei. Denn der Herrgott hätte viel zu tun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes sein wollte. An letzter Fasnacht habe er ihr befohlen, zu küchelн (Krapfen zu backen). Sie habe richtig den Anken in die Pfanne getan und sei wieder ins Stübli gelaufen, habe dort gebetet, daß es fry g'surret und tutet (gesauset und gebrauset) heig. So sei das Feuer in den Anken gekommen, und ganz sicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer gesehen und es noch hätte löschen können. Ein anderer entgegnete ihm: „Das hätte dir so viel nicht gemacht, du bist reich, und wenn schon das Haus verbrannt wäre, so hättest du ein anderes können bauen lassen. Ich aber bin arm, muß vom Verdienst leben, und wenn meine Frau so fort fährt, so komme ich mit allen sechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigstens drei Abende in der Woche sind Versammlungen, meine Frau läuft hin, spinnt nicht, besorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob sie mir nicht noch Sachen verflökt (verschleppt), um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt sie heim, und kaum ist der Tag wieder da, so steht sie schon bei der Nachbarsfrau, und sie brichten einander, wie es gestern gegangen, was gepredigt worden, und wie es ihnen wohlgetan. Am Nachmittag stehen sie wieder beisammen und raten ab, wo es des Abends ausgehen müsse. Zwischendurch ist sie wie sturm (verwirrt oder halbbetrunken), und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich sie ans Arbeiten mahne, so weint sie, daß sie ob dem irdischen Grümpel die Seligkeit versäumen müsse, und dieser irdische Grümpel sind ihre Kinder, um die sie sich immer weniger bekümmert, ja die ihr zuwider werden, weil sie etwas für sie tun soll."

Die Wirtin begehrte auf, es seien doch nicht nur Weiber, die an die Versammlungen gingen und ihr Hauswesen vernachlässigten, auch Männer gingen hin, und die Weiber hätten auch Ursache, zu weinen und zu klagen. So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen und habe das lautere Wasser ge-

weint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde sich ein, den Geist des Predigens empfangen zu haben. Selten sei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigsten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müsse, so sei er so hässig (grimmig), daß es niemand bei ihm ausstehen könne. Der Kinder achte er sich oft lange nicht, dann schlage er sie wieder, daß es eine unerkannte Sache sei. Das Böseste sei, daß man nie wisse, was gehe, es gebe heutzutage gar schlimmes Weibervolk; ja, auch wenn sie mitgehe, achte er ihrer wenig, sondern sitze lieber neben andern als neben ihr; so sei er auch einmal im Wirtshaus neben Meitschene gesessen, und sie hätte mit den Kindern in der Nebenstube sein können.

Das mache sich noch, schrie ein dritter dazwischen, da sei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre alt sei, da liefen Mann und Frau, sperrten die Kinder ein und ließen sie halbe Nächte allein. Die Kinder schrien manchmal alle zusammen, daß es einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, so wolle er nicht Hans heißen.

Während diesem Gespräch war ein Garnbaucher(-wäscher) mit seinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Teil des Gesprächs gehört und redete drein, man solle ihn klagen lassen, er müsse seine Bauchi (Waschanstalt) teuer verzinsen und bringe fast kein Garn zusammen, und doch habe er sich über den langen harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache spinnen. Aber o hä, keinen Winter, solange er sich besinnen möge, sei so wenig gesponnen worden, das schade viele viele tausend Strangen Garn nur in seiner Gegend, und daran sei nur das v . . . . . Stündeliwesen schuld. Man sei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man schon dabei sei, so habe man keinen Ernst. Wenn das so fort gehe, so werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er schon lange gesagt, polterte ein Gemeindrat, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentsystem ein, in einer Ecke gebe es ein Wirtshäuslein, und in den andern Ecken wären Versammlungen. Die einen Leute säßen in den Pinten, die andern in den Versammlungen, wer zum Teufel da arbeiten solle, und wer die Müßiggänger erhalten? Das werde lustig use cho (herauskommen).

„Ja," meinte einer, „wes ne neuis (wenn ihnen etwas) am Volke glege wär, u we si selber o üsi Religion hätte, so wär es ne nit so gragglych (gleichgültig), wie m'r plaget werde u wer predigi, u sie würde o öppis (etwas) dazu welle säge, daß me nis (man uns) üsi Religion rühyig löy (lasse)."

Darauf sagte der Statthalter, man könne nichts gegen die Versammlige mache, das sei gegen die Verfassig, die sage ausdrücklich, es könne ein jeder glauben, was er wolle. Der Gemeindsvorsteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte, es heiße nicht in der Verfassung, daß ein jeder machen könne, was er wolle, und hier sei vom Machen die Rede; aber man sollte albeeinisch (bisweilen) meinen, die Verfassig erlaube alles, und ein jeder Halunke tröste sich mit der Verfassig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel übersehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein saß und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und Prediger; der erhob zornig seinen Mund und schrie, sie sollten nur reden und machen, was sie könnten, sie verdammte Seelen, aber abbringen (ändern) würden sie nichts, sie Landlümmel! Gott wolle es, daß man sie müsse machen lassen, alle Tage nähmen die Brüder zu, der bessere Teil der Regierig sei auf ihrer Seite, und bald würden sie die mehreren sein, dann wollten sie ihnen zeigen, was sie könnten; dann würden sie alle zwingen, ihre Versammlungen zu besuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer sich nicht wolle zwingen lassen, dem

würden sie das Haus verbrennen, Nasen und Ohren abhauen und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrertum dieses Unbesonnenen; aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man sich selbst helfen müsse, während es noch Zeit sei, ehe entweder das Land verarmet, oder solche Verrückte Meister geworden seien.

Wie es einem verständigen Menschen ziemet, dachte auch ich über diese Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem schlichten Verstand schien mir hier Irrtum zu herrschen. So wie die Menschen in einem bürgerlichen Verband unter bestimmten Gesetzen zusammenleben, so leben auch die Christen zusammen in einer äußerlichen Gemeinschaft und dienen gemeinsam ihrem Gott, diese Gemeinschaft nennt man Kirche. In einem christlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieser Gemeinschaft, zu dieser Kirche, sie ist nicht über dieselbe erhaben. In jeder Gemeinschaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, sonst zerfällt sie, und in keiner Gemeinschaft duldet man die, welche öffentlich Umsturz, Auflösung dieser Ordnung predigen. In jeder Gemeinschaft sind solche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes stetiges Reformieren, daß Revolution nie nötig werde, denn nur da entsteht Revolution, wo man das Reformieren vergißt. In unserm Lande soll die weltliche bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört und nicht über derselben ist, dieses Amt üben, und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Tut nun aber dieses die Obrigkeit nicht und läßt gegen die bestehende Kirche, wohlverstanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche sind, und läßt die nach freier Willkür schalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieselbe sind, so geschehen drei Dinge:

1. Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob sie sich selbst

von der Kirche (es ist nicht vom Glauben die Rede) losgesagt, oder daß sie ihre Auflösung wünsche.

2. Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen sieht, kriegt Respekt vor denen, welche mit eisernem Willen und wilder Kraft das, was sie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten, und nach ihrer Weise fest sich selbst regieren, nach ihrer Weise unter sich Ordnung halten und Zucht. Vom Respekt zum Beifall ist ein kleiner Schritt.

3. Die der Kirche treu Bleibenden, die sich täglich müssen lästern hören ungestraft, vermissen bitter den nötigen Schutz und werden zu dem bösen Gedanken verleitet, durch eigene Faust sich Schutz zu verschaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an sich zu nehmen, und nach ihrer Weise Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Gesetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzustand der Völker nicht passen, entsteht das Lynchgesetz der Amerikaner, d. h. die Selbsthilfe, und von dieser haben wir bereits lebensgefährliche Beispiele.

Inwiefern diese drei Dinge den Zwecken eines christlichen Staates förderlich sind, mag jeder Unbefangene entscheiden. Welche Wirkung sie in unserm Ländchen haben werden, sieht jeder voraus, der im Volke lebt; aber nicht der, der nur seine Zwecke vor Augen oder seine Theorien im Kopfe hat. Es ist merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Primarschulen als ein Hauptfach betrachtet, in höheren Schulen aber als ein Nebenfach. — Wahrhaft übel steht es mit einem Staate, wo alle Interessen mit einem juridischen Hute zugedeckt werden sollen. Aber noch übler, wo jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in sich zu vereinigen glaubt und zuerst jedem andern Stand als dem seinigen, und dann noch jedem seines eigenen Standes außer sich selbsten mißtraut, und öffentlich oder zwischen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abspricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geschrieben, seither schüttelte mich das Fieber, und mein Arm zuckte gar schmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Änneli kam mir immer vor die Augen, und ich mußte singen und wieder singen: „O Blümeli my, o Blümeli my, chönnt ih bald by d'r sy." *) Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirtin springt herauf, was will sie wohl? Der Gemeindschreiber sei gestorben, sagte sie mir, der Vorsteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber schüttelte mich heftiger, Änneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. „O Blümeli my!" Ich höre die Tritte des Vorstehers, dem will ich diese Schrift übergeben, daß er sie drucken lasse, wenn ich sterben sollte; er ist ein braver Mann, er hält, was er verspricht.

Er hat sie, hat mir alles versprochen, aber gesagt, es sei unnötig, ich werde nicht sterben. Nun Herr, wie du willst, nicht wie ich will; mein Testament ist gemacht. Gehe es zum Leben oder zum Tode, Herr, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!

Anhang.

Verteidigung des Bauernspiegels

durch Jeremias Gotthelf.

Der einfältige Jeremias Gotthelf glaubte nicht die Ehre zu haben, in einer Kirchenzeitung eine Beurteilung zu finden, und glaubt noch jetzt nicht, daß er alles Lob verdiene, das er in derselben erhält. Er ist dankbar dafür und ebensosehr für den Tadel; er will ihn bewahren zur Weisheit.

---

*) Von G. J. Kuhn gedichtetes oder doch bekannt gemachtes Lied.

Doch ist in derselben ein Tadel und zwar der Haupttadel, über den er gerne ein Wort sprechen möchte; denn er beschlägt einen Grundsatz, den Jeremias aus dem Leben gezogen hat, und der wohl öffentlicher Besprechung wert ist. Es wird ihm nämlich vorgeworfen, er befriedige den Leser nicht nur nicht, sondern lasse ihn förmlich trostlos, indem er die Gebrechen des Standes, den er schildere, ans Tageslicht ziehe und an der Sonne liegen lasse, ohne die Besserungsfähigkeit dadurch nachzuweisen, daß er in bestimmten Zuständen die Besserung zum Schlusse des Buches vorführe und so ein wohltuend Gefühl beim Leser erwecke.

Jeremias Gotthelf hat von einem Grundsatz gehört, der in jedem Buche eine solche Befriedigung findet, und hat auch Bücher gelesen, in denen er ausgeführt wurde. Er muß aber bekennen, daß eine Menge dieser Bücher wohl angenehm zu lesen waren, einen ästhetischen Genuß gewährten, ihm aber je länger je mehr die Überzeugung aufdrangen, daß sie praktisch von geringem Nutzen seien, d. h. daß im Buche wohl eine Besserung vorkomme, diese Besserung in den Lesenden aber ausbleibe. Er sah wohl ein, daß diese Wirkungslosigkeit zum Teil daher kam, daß die Besserung nicht aus dem vorhandenen Leben selbst entwickelt, sondern durch einige Taschenspielerkünste herbeigezaubert wurde, die wohl angenehm überraschten, aber niemand zur Nachahmung reizten, weil der gesunde Verstand lehrt, daß solche Künste nur in einem Buche wirken, ihre Anwendung aber im Leben nur lächerlich mache.

Des Hauptgrundes aber ihrer Wirkungslosigkeit ward er lange sich nicht bewußt. Nun aber lebt Jeremias immer mehr in den Stand hinein, auf den er wirken möchte, und wird somit auch immer bekannter mit den Gegenständen ihrer Arbeit und namentlich mit dessen Kampfe mit dem Boden, dem er seine Nahrung abgewinnen muß. Da sah er wilde Äcker aufreißen mit dem Pfluge, durchwühlen mit der Hacke, alles Wilde, Wüste sorgfältig bedecken mit guter Erde, und emsig streuen

guten Samen. Am Abend war die Arbeit getan; gezähmt schien der Acker; wohlgefällig fiel er in seiner Reinlichkeit ins Auge, und bald schien eine keimende Saat das Zeugnis zu geben, daß er auf immer gezähmt und zum fruchtbaren Schoße guter Frucht bereit sei. Aber er sah das Unkraut bald wieder auf demselben, sah nach wenig Zeit die gleiche Wildheit auf ihm; er sah ihn wieder umfahren und wieder verwildern, und edlere Pflanzen gedeihten nie auf demselben. Er sah den Landmann glauben an die Unbezähmbarkeit seines Ackers und jeder besseren Kultur ihn unfähig erklären.

Da sah er einen Mann mit einem Schälpflug schon im August die Grasdecke oben abhauen und umkehren; dann ging der Mann davon, säete nichts hinein, sondern ließ den Acker liegen bis im Frühjahr. Die Arbeit war spielend abgetan und schien aus Bosheit verrichtet worden zu sein; denn gar häßlich sah der Acker aus mit all seinen ans Taglicht geförderten, gegen Himmel gekehrten wilden Wurzeln, während neben ihm die andern Äcker so schön und glatt wieder wurden.

Ich ging den Mann an und stellte ihn zu Rede über sein Beginnen. Er lachte und sagte, ein paar Jahre solle man nur warten, dann werde man einen andern Unterschied zwischen seinem und anderer Acker sehen. Ein Acker werde nie mit einer Operation zahm gemacht und nie, wenn man die wilden Wurzeln gleich wieder zudecke. Man müsse zuerst gar nichts machen, als die ans Licht kehren und zum Verdorren am Lichte lassen, wie wüst es auch aussehe. Dann, wenn sie einen Winter überstanden, könne man wieder pflügen, und dann wieder pflanzen; aber man werde noch manchmal pflügen, pflanzen und selbst schälen müssen, bis der Acker edlere Pflanzenarten zu tragen vermöge. Und wie der Mann vorausgesagt hatte, er verbesserte wirklich sein Land, und seine Äcker wurden gründlich wiedergeboren.

Diesem nachdenkend versuchte ich die gleiche Weise und ließ in meinem Buche den Schälpflug gehen durchs Volks-

leben, kehrte da auch allerlei Wüstes und Wildes, das im verwilderten, aber nicht schlechtem Boden wuchs, hervor und ging davon.

Daß diese Operation nicht die einzige sein darf, ist klar; aber daß sie eine verfehlte sei, glaube ich nicht. Ob ich weiteres selbst verrichten kann, ist Gott bekannt; ich bin aber überzeugt, daß andere Tüchtigere die Arbeit aufgreifen werden. Ich weiß, daß von Tüchtigeren bereits die Hand an Pflug gelegt worden.

Dieses der wohlbedachte Grund, warum das Buch nicht eine neue Aussaat enthielt, sondern nur das Bild der Gegenwart. Der Verfasser traute auf die ehrliche Gutmütigkeit des Bernervolkes, welche selten mißversteht, was in Gutmütigkeit gegeben wird, und darin hat er sich nicht getäuscht. Und daß er nur scherze oder spiele mit dem Schlechten, namentlich mit dem Kiltgang, kann man doch wohl nicht sagen, wenn man namentlich in bezug auf den Kiltgang die traurigen Folgen der unschuldigen Art desselben in Ännelis Tod nicht übersieht. Mehr konnte doch wohl in diesem Buche nicht dagegen gesagt werden.

Der Verfasser glaubte es seinem wohlmeinenden Rezensenten, der ihn in andern Dingen überschätzt hat, schuldig zu sein, zu erklären, warum er absichtlich gegen allgemeine ästhetische Regeln gesündigt hat. Möglich, daß er sich geirrt; die Zeit wird es lehren. Bis dahin noch glaubt derselbe in der Aufnahme, die sein Buch im Kanton Bern gefunden hat, eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden.

Jeremias Gotthelf.

Inhalt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Jeremias Gotthelfs
(Albert Bitzius')
ausgewählte Werke
in zehn Bänden.

Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben

von

Adolf Bartels.

Als Beigaben: ein Bildnis des Dichters, zwei Abbildungen und ein Brief als Handschriftprobe.

Zweiter Band.
Uli der Knecht.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Uli der Knecht.

Eine Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.
(Albert Bitzius.)

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

Adolf Bartels.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Einleitung des Herausgebers.

Am 11. August 1840 schrieb Albert Bitzius an J. J. Reithard: „Ich habe eine Idee, Lektüre für Knechte und Mägde zu schaffen aus ihrem Lebenskreise." Schon am 9. November desselben Jahres heißt es dann in einem Briefe an denselben: „In dieser Woche mache ich wahrscheinlich einen Uli fertig als ‚wie Uli, der Knecht, glücklich wird.' Ich habe Ihnen geschrieben, daß mich der Teufel getrieben, den Versuch zu machen, für die Dienstboten zu schreiben. Nun habe ich so ein Ding bald fertig. Aber auch hier hat der Stoff mich übermannt. Das Ding ist nicht geworden, was ich eigentlich wollte, auch viel zu lang, sintemalen es fast doppelt so groß sein wird als ‚Dursli'. Indessen ein andermal, wenn ich z. B. schreibe ‚wie Käthi, die Magd, zum Teufel geht', will ich es kürzer machen." Das Buch erschien, da Langlois in Burgdorf, der erste Verleger Gotthelfs, von Krebsen sprach, als ihm Bitzius seine Idee mitteilte, im Verlag von Ch. Beyel in Zürich und Frauenfeld 1841, und zwar erst im Spätjahre, da es Bitzius seinem Freunde Burkhalter unterm 13. Nov. 1841 und Reithard unterm 22. November übersandte; auch das Vorkommen von Exemplaren mit der Jahreszahl 1842 auf dem Umschlag, von dem Vetter berichtet, beweist wohl das Erscheinen im Herbst. Der volle Titel des Werkes lautete: „Wie Uli, der Knecht, glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute." In der zweiten Auflage, Berlin 1850, bei Julius Springer, heißt es bloß: „Uli, der Knecht", es ist aber noch hinzugefügt: „Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk." Diese Ausgabe war „Mit 12 Zeichnungen von Th. Hosemann", aber auch ohne diese zu haben. In „Jeremias Gotthelfs gesammelten Schriften" bildet „Uli, der Knecht" den 2. Band. Später ist er noch in verschiedenen Einzelausgaben erschienen. Die erste kritische Ausgabe gab Ferdinand Vetter als „Uli der Knecht von J. G. In der ursprüng-

lichen Gestalt mit Worterklärungen herausgegeben und eingeleitet" in Reclams Universalbibliothek.

Mit „Uli, der Knecht" verläßt Gotthelf die Form des autobiographischen Romans, des Ichromans, und geht zur Darstellung in der dritten Person, zur eigentlichen, epischen Darstellung über. Zwar schon in den „Fünf Mädchen" und im „Dursli" haben wir diese Darstellungsart, doch in dem ersten Werk noch skizzenhaft, im „Dursli" von häufigen Abhandlungen unterbrochen; auch sind die beiden Werke zu wenig umfangreich — erst in „Uli, der Knecht" also tritt Gotthelf als epischer Darsteller rein hervor und erweist auch gleich seine Meisterschaft. Werke, die bei diesem Werke literarisch auf ihn eingewirkt haben könnten, wird man kaum zu nennen vermögen, am Ende hat er, als er dieses Buch schrieb, nicht einmal den inzwischen hervorgetretenen „Münchhausen" Immermanns gekannt; das dem „Uli" am nächsten stehende Werk ist sein eigener „Bauernspiegel", aus dem er ganz natürlich hervorwächst. Manuel hat das Verhältnis „Ulis" zu den beiden früheren großen Werken ganz vortrefflich dargestellt: „Der Verlauf im ‚Bauernspiegel' war zu rasch gewesen, zu vieles mußte dort in schneller Folge dargestellt werden, um behaglich beim Einzelnen verweilen zu können und namentlich das Leben des Bauernhauses in seinen mannigfachen Beziehungen zu zeichnen. Die ‚Leiden und Freuden eines Schulmeisters' hatten einen ganz speziellen Zweck, und viele Beziehungen dieser Schrift konnten nur die Schulmänner interessieren ... ‚Uli, der Knecht' ruht auf einer allgemeineren, wir möchten sagen, behaglicheren Grundlage. Bitzius konnte hier freier als in den früheren Schriften seinem Zuge folgen, die menschlichen Dinge in ihrer Ganzheit, in der Verbindung von Gutem und Schlimmem, mit ihrem Licht und Schatten darzustellen und die Breite des Lebens walten zu lassen. Er konnte, unbeschadet dem von ihm nie außer acht gelassenem ethischen Zweck, der Dichtung ihr Recht geben, zu erfreuen und aufzumuntern und nach Gewittern die Sonne wieder leuchten zu lassen. ‚Uli' zeigt uns in einem großen, wahren, lebenswarmen Bilde das Leben des Landmanns, besonders aber die Verhältnisse zwischen dem herrschenden und dienenden Landmann, zwischen Grundbesitzer und Arbeiter, Meister und Knecht, und führt uns in die vielfach bewegte Welt ein, die innerhalb des Kreises, den wir mit dem allgemeinen Namen Dorfleben bezeichnen, ein kompliziertes, abgestuftes, organisch gegliedertes Ganzes ausmacht." Weiter

hebt Manuel noch mit Recht hervor, daß es für den Dichter ein günstiges Moment war, daß er, wie Immermann den westfälischen Schulzenhof, einen der großen Berner Bauernhöfe, „einen Staat im Kleinen", zum Gegenstand seiner Darstellung machen konnte. Es war somit in jeder Beziehung gut, daß Bitzius, wie er sich ausdrückt, bei diesem Werke der Stoff übermannt hatte, zum ersten Male erreichte er hier nun, was wir die epische Breite, die epische Ruhe nennen, und was das Behagen der Leser erweckt, wenn es nicht übertrieben wird.

Genauer gesehen, ist „Uli, der Knecht" ein Entwicklungsroman und als solcher psychologisch durchaus folgerecht durchgebildet, was ihn auch zu einer Komposition erhebt. Gewiß, der Roman entwickelt sich „wie das Leben", zwanglos, doch aber sind die Kapitel leidlich abgerundet, die Erzählung bricht niemals ab und, die Hauptsache, psychologisch gibt es keine Sprünge. Uli ist ein armer Bauernknecht, der sein Geld vertrinkt und sich mit leichtsinnigen Frauenzimmern abgibt, nicht aus angeborener Schlechtigkeit, sondern weil er denkt, daß er es doch zu nichts bringen könne, und daher sein Leben genießen will. Sein Meister, der Bodenbauer Johannes, der die bessere Natur in ihm erkennt, zeigt ihm, daß Fleiß und Treue doch nicht bloß dem Meister, sondern auch dem Knechte selber zugute kommen, daß dieser durch sie ein anderer Mensch werde, Freude am Leben und einen guten Namen erwerbe. Uli wird nach einigen Rückfällen in der Tat ein Musterknecht und legt einiges Geld zurück, möchte nun aber möglichst schnell reich werden und wird dadurch zu neuen Dummheiten verführt. Da ihn sein Meister nicht im Stich läßt, kommt er glücklich hindurch. Nach zehn Jahren verschafft ihm sein Meister die Stellung eines Meisterknechts auf einem großen Bauernhofe, der Glungge, unter einem charakterschwachen, mißtrauischen Bauern. Unter harten Kämpfen bringt Uli den verwahrlosten Hof wieder in die Höhe, verfällt nochmals in seinen alten Fehler, indem er das „Schlärpli" Elisi, die Tochter des Glunggenbauers, heiraten will. Glücklicherweise nimmt die einen andern, Uli findet sich mit dem tüchtigen Vreneli, einem unehelichen Kinde, das auf der Glungge aufgewachsen ist, zusammen und wird Pächter des Hofes. — Man hat Uli einen Alltagscharakter, einen mittelmäßigen Menschen genannt, und ein Genie ist er gewiß nicht. Immerhin soll man den guten Grund in ihm nicht unterschätzen, es ist doch Streben in ihm und, nachdem er den Grund gefunden, auch Treue, in mancher Hinsicht ist er dem wackeren Jere-

mias Gotthelf verwandt, nur vielleicht ein wenig prosaischer, ohne jeden romantischen Zug. Nicht übersehen darf man auch, daß die Zeit seit den Tagen des „Bauernspiegels" „fortgeschritten" ist: Ulis Reden, als ihm sein Meister die Kapitelten hält, klingen weit moderner als die des Jeremias, man glaubt schon etwas vom sozialdemokratischen Ton hindurch zu hören. Die Personen neben Uli sind fast alle mit der gleichen Ausführlichkeit und Treue geschildert, so der Bodenbauer Johannes, das Muster eines Meisters, mit wahrhaft sozialem Sinn ausgestattet, dabei keine Idealfigur, sondern immer noch ein kluger Bauer, so dessen Frau, die tüchtig und gut, dabei aber keineswegs ohne die üblichen weiblichen Schwächen ist (sie regiert gern und hält ihren Konkurrentinnen — auch der eigenen Schwägerin — gegenüber hinter dem Berge). Eine großartige Leistung dichterischer Charakteristik ist der Glunggenbauer Jogeli, der schwache, mißtrauische und darum immer nörgelnde und hetzende, dann aber doch nachgebende Meister Ulis — er würde unerträglich sein, wenn ihn Gotthelf nicht leise humoristisch behandelt und durch eine Fülle feinster Züge herausgearbeitet hätte. Dann steht ihm ja freilich auch seine Frau zur Seite, eine Bauernfrau bester Art, gutmütig, behäbig (den Kaffee liebt sie sehr), dabei doch tüchtig und fleißig, nicht ohne tieferes Gefühl. Die Kinder dieses Paares sind nach dem Vater geartet oder richtiger ins Extrem geschlagen, wozu die unrichtige Welschlanderziehung auch ihr Teil beigetragen hat; Johannes der Sohn, der Wirt geworden ist, verleugnet wenigstens die Bauernabkunft noch nicht ganz, Elisi, die Tochter, ist aber geradezu ein ekliges Ding, eine eitle Pute mit allerlei unreinen Neigungen. Möglich ist sie gewiß, es bedurfte kaum der Versicherung Bitzius' an seinen Vetter Karl, daß er dergleichen Bauerntöchter auf dem Solothurner Schützenfest gesehen, Bauerntöchter, „welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen trugen und in der andern Hand ein elegantes Sonnenschirmchen, und mit grünem Schleier behaftet waren" — „Ich hätte sie anspucken mögen," fügt er in seiner kräftigen Art hinzu. Im übrigen mildert auch hier wieder der Humor — Szenen wie die Teilnahme Elisis an der Heuernte und ihre Gurnigel-Badefahrt prägen sich einem in ihrer hohen Ergötzlichkeit für alle Zeiten ein. Was soll ich über den famosen Baumwollenhändler sagen, der sich Elisi erobert! Er ist „mit seiner jüdischen Zudringlichkeit", wie Gotthelf einmal sagt, ein Typus, der in unsern Tagen

vielleicht noch häufiger geworden ist. Über allen anderen Gestalten des Romans steht die des Vreneli — ähnlich wie die der Mädi im „Schulmeister" und doch ganz anders, denn sie gehört weit mehr der Welt an, ist eine durch und durch aristokratische Natur (wie sie denn auch mütterlicherseits aus einer vornehmen Bauernfamilie stammt), tatkräftig, klug, dabei keusch, herb, aber wieder sehr fein und liebenswürdig, selbst neckisch und übermütig, kurz, eine komplizierte Natur, aber bei Gotthelf doch stets als Ganzes herausgebracht, Goethes Dorothea und Immermanns Lisbeth, wie Vetter richtig bemerkt, durchaus ebenbürtig. Wie hebt sich diese Gestalt neben dem „Schlärpli" Elisi und der „Werchader" und Renommistin Käthi, einer Nebengestalt des Romans, hervor. Über diese Nebengestalten will ich nicht viel Worte verlieren — nur etwa Trinette, Johannes' Frau, mag noch ausdrücklich genannt sein —; sie alle bis zu den Knechten und Mägden herab haben Physiognomie. Und sie treten in dem „Staate" des Berner Bauernhofes alle an richtiger Stelle hervor, was auch zur Komposition gehört.

Der Hauptreiz des Buches liegt aber für mich nicht in der Charakteristik, so vortrefflich diese ist, sondern in der Darstellung des ländlichen Lebens, in der Intensität, mit der das Milieu einen „umfängt", in der epischen Ruhe. Und zwar ist es vor allem das Arbeitsleben, das einen fesselt — ich kenne kein Werk, in welchem man so ungezwungen in dieses hineingeführt und so warm dafür interessiert würde, bei Zola merkt man ja immer die Absicht und die Kunst. Neben der Arbeit kommen dann natürlich auch die großen Tage des Bauernlebens zu ihrem Recht, eine Schilderung des Hurnussens ist geradezu klassisch, die der Sichelten schon realistisch genug (obschon sie erst in „Uli der Pächter" die volle Ausgestaltung findet), und besonders fein sind meist die Besuche. In dem letzten Drittel des Buches tritt die Darstellung der Liebe Ulis und Vrenelis in den Vordergrund, und da entwickelt Gotthelf wieder die ganze Zartheit und Lieblichkeit, die wir schon von einzelnen Partien des „Schulmeisters" her kennen, er bringt Szenen zustande, die zu dem dichterisch Schönsten gehören, was unsere Literatur besitzt. Wie wundervoll ist das jungfräulichstolze Mißtrauen und Sträuben Vrenelis gegen die Bewerbung Ulis geschildert, wie herrlich die Szene früh am Brunnen, der Besuch beim Pfarrer durch das Schneegestöber hindurch, die Ausfahrt zur Hochzeit am frühen Morgen und die Rückkehr von ihr! Dagegen halte man die wüsten Szenen in den ersten Teilen, den berüchtigten

Kampf der Nebenbuhlerinnen in der Mistpfütze beispielsweise — und bewundere die Weite der Welt, die Vielseitigkeit der Darstellungskraft, die Gotthelf besitzt! Man mag bei ihm von Kunst kaum reden, so groß seine Kunst zweifellos auch war, er war eine Natur und gab Natur, Naturderbheit und Naturschönheit, wie es eben kam, auch geradezu Schmutz, aber dabei läßt er seine wirklichen Helden und Heldinnen, wie Vetter sehr richtig bemerkt hat, „sich vom äußeren und inneren Schmutz sorgfältiger reinigen oder fernhalten als mancher höchst reinliche und moralische Schriftsteller". Bei ihm gilt das Wort „dem Reinen ist alles rein" wirklich, er steht in dieser Hinsicht weit über Zola, dem Romanen, der übrigens auch noch ein moralischer Schriftsteller war.

Die Persönlichkeit Gotthelfs tritt in „Uli der Knecht" bei weitem nicht so oft unmittelbar hervor wie bei früheren und späteren Romanen. Ganz fehlt es an eingeflochtenen Reflexionen zwar nicht, auch unterdrückt Bitzius seine spöttischen Anspielungen nicht immer; so bekommt beim Hurnussen das damals in der Schweiz einreißende Komödiespielen etwas ab und, wenn er das Stübli als das Allerheiligste des Bauernhauses schildert, so bringt er es nicht übers Herz, den Salon, das Allerheiligste der großen Welt, ungeschoren zu lassen. Hier und da wird auch Raum für eine Predigt, die Auseinandersetzung des Pfarrers über das Dienen ist so etwas, und später findet sich noch eine Erntepredigt, aber beide Male sind die Predigten stofflich berechtigt, fast ebenso berechtigt wie die Ansprachen der beiden Pfarrer bei Verlobung und Hochzeit. Sozial ist ja das ganze Werk, eine einzelne soziale Fürsorge stellt beispielsweise das Kapitel über die Zulassung der Dienstboten zum warmen Zimmer dar. Die eigentliche Politik hat Gotthelf in diesem Werke im ganzen draußen gelassen, nur zum Schluß einmal tritt der Politiker Gotthelf in einem Worte Vrenelis kräftig hervor: „Wenn das Gesetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man euch das Gesetz um die Köpfe, bis ihr gesetzlich zufriedengestellt seid." Das ist Albert Bitzius, nicht Vreneli. Bald darauf wird erzählt, wie zwei Paare zur Hochzeitangabe gekommen seien, „beide Bräute hochschwanger und alle viere voll Branntwein", und da heißt's freilich auch „wären wir in einem christlichen Staate und nicht in einer Agentenwirtschaft, so würde man solche Tiere zurückweisen", und es folgt noch einiges mehr über Richter und Regierer. Als Grund- und Kern-

satz aller Bitziusschen Moral vernimmt man zum Schlusse dann noch: „Das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden", einen Satz, der etwas anderes besagt, als daß die Frömmigkeit das irdische Glück ohne weiteres nach sich ziehe. — Besonderer Erwähnung verdienen im „Uli" noch die Naturschilderungen, die meist kurz, aber außerordentlich schön sind, nicht etwa naturalistisch — sie entstammen der Seele Gotthelfs. Man vergleiche den Eingang des 2. Kapitels (Hochfrühling), die Gewitterschilderung im 16., die Herbstschilderung im 24. Kapitel. Diese letztere mag hier als Probe stehen: „In aller Farbenpracht hing das welke Laub an den Bäumen, unter ihm streckte sich grün und munter die junge Saat aus, spielte lustig mit den blinkenden Tautropfen, die an der Spitze der zarten Hälmchen hingen; geheimnisvoll und duftig dehnte sich über alles der Himmel aus, der geheimnisvolle Schoß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Äcker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, schnelle Eichhörnchen liefen über die Straße und beguckten von einem rasch erreichten Aste neugierig die Vorüberfahrenden, und hoch in den Lüften segelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänse einem wärmeren Lande zu, und seltsam klang aus weiter Höhe ihr seltsam Wanderlied." Das nähert sich wenigstens schon dem Realismus, während anderes ganz Stimmung ist.

Die Aufnahme des „Uli" war eine durchaus günstige. Allerdings hielt der Vetter Karl Bitzius zuerst die Gestalt Elisis für kariert, fand jedoch die bereits erwähnte Zurückweisung, und einem befreundeten Landmann kam Ulis Schule fast ein wenig streng vor, aber auch er erhielt deutliche Aufklärung — er gehe absichtlich einen andern Weg als viele Schriftsteller, entgegnete ihm Gotthelf, denn er könne die „Wunschhütlein" nicht leiden, durch welche dieselben ihre Helden glücklich zu machen pflegen; er halte diese Art von Schriftstellerei für verderblich, weil sie die Leute faul und träge mache, sein Zweck sei überall, die eigene Kraft zu wecken und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzuleicht zu machen. Die Besprechung Reithards (?) im „Alpenboten" besagt zwar nicht viel, aber es scheint doch auch in der Schweiz kein Widerspruch gegen das Werk laut geworden zu sein, und mehr und mehr nehmen nun auch die außerschweizerischen Blätter von Gotthelfs Werken Notiz, und er wird in ganz Deutschland bekannt. Manuel sagt denn auch, daß dieses Werk

das gewesen sei, „welches ihn auf den Gipfel des Ruhmes in der ihm eigentümlichen Gattung erhob und zu einem Liebling des Publikums machte, welches erst jetzt zum vollen Bewußtsein über seine großen Anlagen zu kommen schien“. 1846 schreibt Joseph Rank bewundernde Worte über den „Uli“ an seinen Verfasser, 1850 wird er ins Französische übersetzt. Inzwischen war die Fortsetzung „Uli der Pächter“ erschienen, und es nahte nun in den fünfziger Jahren die eigentliche, ach so kurze deutsche Ruhmeszeit Jeremias Gotthelfs.

Vorwort

(zur Bearbeitung für das deutsche Volk).

Dieses Buch, Uli, der Knecht, erschien vor mehreren Jahren in der Schweiz. Der Berner Dialekt war in demselben, wenn auch nicht vorherrschend, doch sehr häufig gebraucht. Der Verfasser schrieb zunächst für Berner, an weitere Verbreitung dachte er nicht; indessen fand das Büchlein den Weg über die engen Grenzen des Kantons, des Schweizerlandes, fand Anklang jenseits der Berge. Die Stammesgenossen gehen nie so weit auseinander, daß sie nicht Anteil nehmen am inneren Leben der Brüder, nicht verstehen, was aus dem Herzen der Brüder kommt. Der Dialekt hemmte aber Verständnis und Verbreitung des Buches. Darum entschloß sich der Verfasser, der Aufforderung, dieses Hindernis beiseitezuschaffen, zu entsprechen. Er unternahm diese Arbeit selbst, weil er die Überzeugung hat, er allein sei imstande, das obwaltende Hindernis zu heben, ohne die individuelle Eigentümlichkeit und die nationale Färbung zu verwischen. Aus dem schweizerischen Buche wollte er ferner kein deutsches machen, weil er ebenfalls überzeugt ist, das allgemein Wahre werde in Deutschland auch im schweizerischen Gewande verstanden werden, ja, das schweizerische Gewand werde dem Deutschen teils ergötzlich sein, teils zur Belehrung dienen.

Jeremias Gotthelf.

1. Kapitel. Es erwacht ein Meister, es spukt in einem Knechte.

Es lag eine dunkle Nacht über der Erde; noch dunkler war der Ort, wo eine Stimme gedämpft zu wiederholten Malen „Johannes" rief. Es war ein kleines Stübchen in einem großen Bauernhause; aus dem großen Bette, welches fast den ganzen Hintergrund füllte, kam die Stimme. In demselben lag eine Bäurin samt ihrem Manne, und diesem rief die Frau: „Johannes", bis er endlich anfing zu brummen und zuletzt zu fragen: „Was willst, was gibt's?" „Du wirst auf müssen und füttern. Es hat schon halb fünf geschlagen, und der Uli (Ulrich) ist erst nach zwei Uhr heimgekommen und noch die Treppe herabgefallen, als er in seine Kammer wollte. Es dünkte mich, du solltest erwachen, so hat er einen Lärm verführt. Er ist betrunken gewesen und wird jetzt nicht auf mögen, und es ist mir auch lieber, er gehe so sturm (betrunken) mit dem Licht nicht in den Stall." „Es ist ein Elend heutzutage mit den Diensten," sagte der Bauer, während er Licht machte und sich anzog, „man kann sie fast nicht bekommen, kann ihnen nicht Lohn genug geben, und zuletzt sollte man alles selbst machen und zu keiner Sache etwas sagen. Man ist nicht mehr Meister im Hause und kann nicht eben genug abtrappen (vorsichtig genug auftreten), wenn man nicht Streit haben und verbrüllet (verschrien) sein will." „Du kannst das aber nicht so gehen lassen," sagte die Frau, „das kommt zu oft wieder, erst in der letzten Woche hat er zweimal gehudelt (gelumpt), hat ja Lohn eingezogen, ehe es Fastnacht war. Es ist mir nicht nur wegen dir, sondern auch wegen Uli. Wenn man ihm nichts sagt, so

meint er, er habe das Recht dazu, und tut immer wüster. Und dann müssen wir uns doch ein Gewissen daraus machen, Meisterleut (Dienstherrschaften) sind Meisterleut, und man mag sagen, was man will, auf die neue Mode: was die Dienstleut neben der Arbeit machen, gehe niemand etwas an, die Meisterleut sind doch Meister in ihrem Hause, und was sie in ihrem Hause dulden und was sie ihren Leuten nachlassen, dafür sind sie Gott und den Menschen verantwortlich. Dann ist mir noch wegen den Kindern. Du mußt ihn ins Stübli (Schlafzimmer der Meisterleute) nehmen, wenn sie gefrühstückt haben, und ihm ein Kapitel lesen."

Es herrscht nämlich in vielen Bauernhäusern, und namentlich in solchen, die zum eigentlichen Bauernadel gehören, d. h. in solchen, wo das Besitztum lange in der Familie sich fortgeerbt hat, daher Familiensitte sich festgesetzt, Familienehre entstanden ist, die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbaren Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. In stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemessenem Anstande bewegen sich um und in demselben dessen Bewohner, und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme der Menschen. Es wird nicht viel und laut getadelt. Mann und Weib tun es gegen einander nie, daß es andere hören, über Fehler von Dienstboten schweigen sie oft, oder machen gleichsam im Vorbeigehen eine Bemerkung, lassen bloß ein Wort, eine Andeutung fallen, welche nur in das Ohr dessen fällt, dem sie gilt. Wenn etwas Besonderes vorgefallen oder das Maß voll geworden ist, so rufen sie den Sünder ins Stübli, und zwar so unvermerkt als möglich, oder suchen ihn bei einsamer Arbeit auf, und lesen ihm unter vier Augen ein Kapitel, wie man zu sagen pflegt, und dazu hat der Meister gewöhnlich sich recht vorbereitet. Er liest dieses Kapitel in vollkommener Ruhe, recht väterlich, verhehlt dem Sünder nichts, auch das Herbste nicht, läßt ihm

aber auch Gerechtigkeit widerfahren, stellt ihm die Folgen seines Tuns in bezug auf sein zukünftig Schicksal vor. Und wenn der Meister fertig ist, so ist er zufrieden, und die Sache ist so weit abgetan, daß der Abkapitelte oder die andern im Betragen des Meisters durchaus nichts spüren, weder Bitterkeit, noch Heftigkeit, noch etwas anderes. Diese Kapitelten sind meist von guter Wirkung, wegen des Väterlichen, welches darin vorherrscht; wegen der Ruhe, mit welcher sie gehalten werden; wegen der Schonung vor andern. Von der Selbstbeherrschung und ruhigen Gemessenheit in solchen Häusern vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen.

Als der Meister im Stall fast fertig war, kam Uli auch nach, aber stillschweigend; sie sagten kein Wort zueinander. Als die Stimme aus der Küchentüre zum Frühstück rief, ging der Meister alsobald zum Brunnentrog und wusch die Hände; aber Uli drehte (zögerte) noch lange, ehe er nachkam. Er wäre vielleicht gar nicht zum Frühstück gegangen, wenn die Meisterfrau nicht eigenmündig ihm noch einmal gerufen hätte.

Er schämte sich, sein Gesicht zu zeigen, das braun, blau und blutig war. Er wußte nicht, daß es besser ist, sich vor einer Sache zu schämen, ehe man sie tut, als hinterher über ihre Folgen; aber er sollte es erfahren.

Über Tisch fiel keine Bemerkung, keine Frage, welche ihn betroffen hätte, nicht einmal spöttische Gesichter durften die beiden Mägde machen, denn der Meister und die Meisterfrau machten ernsthafte. Als aber abgegessen war, die Mägde die Schüsseln hinaustrugen, und Uli, der zuletzt fertig war, die Ellbogen von dem Tische hob und die Kappe wieder auf den Kopf setzte, also gebetet hatte und auch hinaus wollte, sagte der Meister: „Komm, und hör'!", ging ins Stübli und machte hinter ihnen zu. Der Meister setzte sich oben zum Tischchen, Uli blieb an der Türe stehen und machte ein Schafsgesicht, das sich gleich leicht in ein trotziges oder in ein reumütiges verwandeln ließ.

Uli war ein großer, schöner Bursche, noch nicht zwanzig Jahre alt, von kraftvollem Aussehen, aber mit etwas auf seinem Gesichte, welches nicht auf große Unschuld und Mäßigkeit schließen ließ, das ihn im nächsten Jahre leicht zehn Jahre älter konnte aussehen lassen.

„Hör', Uli," hob der Meister an, „so kann das nicht länger gehen, du tust mir zu wüst, deine Nachtschwärmereien und dein Betrinken kommen mir zu oft wieder, ich will meine Rosse und Kühe keinem anvertrauen, der den Kopf voll Branntwein oder voll Wein hat, einen solchen darf ich nicht mit der Laterne in den Stall lassen und ganz besonders nicht, wenn er noch dazu tubacket (Tabak raucht) wie du, es sind mir schon zuviele Häuser so verleichtsinnigt (durch Leichtsinn angezündet) worden. Ich weiß gar nicht, was du auch sinnest und was du denkst, wo das hinaus soll?" Er hätte noch nichts verleichtsinniget, antwortete Uli, er hätte seine Arbeit immer noch gemacht, es hätte sie ihm niemand zu machen gebraucht, und was er trinke, zahle ihm niemand; was er vertrinke, gehe niemand an, er vertrinke sein Geld. „Aber es ist mein Knecht," antwortete der Meister, „der sein Geld vertrinkt, und wenn du wüst tust, so geht es über mich aus, und die Leute sagen, das sei aber (wieder) des Bodenbauern Knecht, und sie wüßten nicht, was der auch sinne, daß er ihn so machen lasse und daß er so einen haben möge. Du hast noch kein Haus verleichtsinniget, aber denk', Uli, wär' es nicht an einem Mal zu viel, und hättest du noch eine ruhige Stunde, wenn du denken müßtest, du hättest mir mein Haus verleichtsinniget? Und wenn wir und die Kinder dann noch darin bleiben und verbrennen müßten? Und was ist's mit deiner Arbeit? Es wäre mir lieber, du lägest den ganzen Tag im Bett. Du schläfst ja unter den Kühen beim Melken ein, siehst, hörst, riechst nichts, und stolperst ums Haus herum, wie wenn du sturm wärest an der Leber (geisteskrank wärest). Es ist ein Elend, dir zuzusehen. Da staunest (stierst) du so grade aus, daß man wohl sieht, daß du an nichts als an dein

liederlich Frauenzimmer sinnest, mit welchem du dich abgegeben hast.“ Er habe mit keinem liederlichen Frauenzimmer sich abgegeben, sagte Uli, solches nehme er nicht an. Und wenn er ihm nicht genug arbeiten könne, so wolle er gehen. Aber so sei es heutzutage, man könne keinem Meister mehr genug arbeiten, wenn man schon immer mache (schaffe); es sei einer wüster als der andere. Lohn wollten sie je länger je weniger geben und das Essen werde alle Tage schlechter. Am Ende werde man noch Erdflöh, Käfer und Heustüffel (Heuschrecken) zusammenlesen müssen, wenn man Fleisch haben wolle und Fett im Kraut. „Hör', Uli,“ sagte der Meister, „so wollen wir nicht miteinander reden, du bist noch sturm (wirblicht), ich hätte noch nichts zu dir sagen sollen. Aber du kannst mich dauern, du wärest sonst ein braver Bursch' und könntest arbeiten. Ich habe eine Zeitlang geglaubt, es gebe etwas Rechtes aus dir, und habe mich gefreut. Aber seitdem du das Hudeln (Lumpen) angefangen und das Nachtgeläuf, bist du ganz ein anderer geworden. Es ist dir an nichts mehr gelegen, hast einen bösen Kopf, und wenn man dir, wie leicht (wie behutsam auch) etwas sagt, so hängst du einem das böse Maul an oder schmollst eine ganze Woche lang. Ja wohl gibst du dich mit schlechten Dirnen ab, und zähle darauf, du wirst unglücklich. Du mußt nicht glauben, ich wisse nicht, daß du zu Gnäggerlers Anne Lisi gehst, ihm alles anhängst. Und das ist ja die schlechteste Dirne ringsum, es geht bei ihr wie in einem Taubenhaus, sie gibt sich mit jedem Halunk ab, und da bist du ihr gerade der rechte, für dich anzugeben, wenn's gefehlt hat, kannst Kindbett halten für andere, dein Leben lang die Sünden anderer büßen und dein Leben lang mitten in der teuren Zeit (in Bedrängnis) sein, wie soviel tausend andere, die es gerade machten wie du und jetzt im Elend sind und in der teuren Zeit. Denn für einen, der nichts vermag, der immer zu wenig hat, der entweder betteln oder Schulden machen oder hungern muß, währet ja die teure Zeit, wie wohlfeil es übrigens sein

mag, von Jahr zu Jahr in alle Ewigkeit. Geh jetzt, besinne dich, und wenn du dich nicht ändern willst, so kannst du in Gottes Namen gehen, ich begehre dich nicht mehr. Gib mir in acht Tagen den Bescheid."

Da hätte er sich bald ausbesonnen und brauche nicht acht Tage dazu, brummte Uli im Herausgehen; aber der Meister tat, als hörte er es nicht.

Als der Meister auch hinauskam, fragte ihn die Meisterfrau, wie üblich: „Was hast du ihm gesagt, und was hat er wieder gesagt?" „Ich habe nichts mit ihm machen können," antwortete der Meister. „Uli ist noch ganz aufbegehrisch gewesen, hatte den Rausch noch nicht verschlafen; es wäre besser gewesen, wenn man erst den folgenden Tag mit ihm geredet oder am Abend, wenn der natürliche Katzenjammer ihn bereits mürbe gemacht hätte. Nun habe ich ihm Zeit gegeben, sich zu besinnen, und will jetzt erwarten, was herauskommt."

Uli ging bitterbös hinaus, als ob ihm das größte Unrecht geschehen. Er schoß (warf) das Werkzeug herum, als ob alles drauf(gehen) müßte an einem Tage, und die Tiere brüllte er an, daß es dem Meister in alle Glieder kam; allein er hielt ruhig an sich, sagte ein einziges Mal: „Nur sachte!" Mit dem andern Gesinde verkehrte Uli nicht, machte ihm auch ein böses Gesicht. Da der Meister nicht vor den andern ihm abkapitelt hatte, so mochte er seine eigene Schande ihnen nicht auskramen; und weil er nicht mit ihnen gemeinsame Sache machte, so hielt er dafür, daß sie auf des Meisters Seite, seine Gegner seien, nach dem tief wahren Spruch: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Es machte ihm also hier niemand den Kopf groß (hetzte ihn niemand auf), und er hatte nicht Gelegenheit, sich zu verreden (zu beteuern), dieser und jener solle ihn nehmen, wenn er eine Stunde länger hier bleibe, als bis seine Zeit aus sei.

Nach und nach wichen die Wein- und andern Geister aus ihm, und immer schlaffer wurden seine Glieder. Die frühere

Spannung machte einer unerträglichen Mattigkeit Platz. Diese Mattigkeit aber blieb nicht nur im Leibe, sondern sie ging auch in die Seele über. Und wie dem matten Leib alles, was er tut, schwer und peinlich ist, so nimmt die matte Seele auch alles schwer, was sie getan hat und was ihr bevorsteht. Worüber sie früher gelacht, darüber möchte sie jetzt weinen, und was ihr früher Lust und Freude gemacht, das macht ihr jetzt Gram und Kummer, und in was sie früher mit beiden Beinen gesprungen, über das möchte sie sich die Haare vom Kopfe reißen, ja den ganzen Kopf von dem Leibe. Wenn diese Stimmung über der Seele schwebt, so ist sie unwiderstehlich, und über alles, was dem Menschen in Gedanken kommt und was ihm sonst vorkommt, wirft sie ihren trüben Schein.

Während Uli, solang der Wein in ihm war, über den Meister sich geärgert hatte, kam ihm nun, als der Wein aus ihm war, der Ärger über sich selbsten. Er ärgerte sich nicht mehr über den Meister, der ihm die Liederlichkeit vorgehalten, sondern über sich, daß er liederlich gewesen. Es kamen ihm die 23 Batzen *) in Sinn, die er an einem Abend durchgebracht, an denen er nun fast vierzehn Tage arbeiten mußte, ehe er sie wieder hatte. Er ärgerte sich über die Arbeit, die er deshalb tun mußte, über den Wein, den er getrunken, den Wirt, der ihn gebracht usw. Er dachte an das, was ihm der Meister von Gnäggerlers Anne Lisi gesagt, es ergriff ihn immer mehr eine Angst, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Jetzt kam ihm manches an diesem Mädchen verdächtig vor; und mußte er es wohl heiraten? Er mußte ohne Unterlaß daran sinnen, sich das Für und Wider denken, und wenn er es im Schweiße seines Angesichtes dahin gebracht hatte, sich zu überreden, daß alles nichts sei, keine Gefahr vorhanden; oder wenn er sich ein untrüglich Mittel ausgedacht hatte, wie er sich bei vorhandener Gefahr und wenn Anne Lisi ihn an=

*) Ein Batzen 11—12 Pfennig.

suche (ihn als Vater ihres Kindes in Anspruch nehme), heraus leugnen wolle, und er sah auf tausend Schritte eine weibliche Gestalt gegen das Haus kommen, so fielen alle seine Pläne und Tröstungen zusammen wie ein Haufen Stroh, in den das Feuer kommt, die Beine schlotterten ihm vor Angst, und er floh in den Stall oder auf die Tenne. Er sah hinter jedem Haag (Hecke) Anne Lisi, und wenn jemand an die Haustür klopfte, so fuhr er zusammen wie Espenlaub und meinte, Anne Lisi stehe draußen und wolle ihn herausrufen lassen. Und wie sollte er heiraten? Er hatte ja kein Geld, war Schneider und Krämer noch die letzte Bekleidung schuldig, hatte nur drei gute Hemden und vier böse. Und wer sollte ihm das Geld leihen, welches die Gemeinde von jedem Bürger, der sich verheiratet, zu ziehen hat, wer ihm die Hochzeitkleidung bezahlen, und wie sollte er Weib und Kind durchbringen und die Schulden bezahlen, da er sich jetzt alleine nicht helfen konnte? Ob diesen Gedanken verlor er allen Sinn, vergaß alles, machte alles verkehrt. Ihm war unbehaglich, er war unzufrieden mit sich selbsten, daher auch unzufrieden mit allen Menschen, der ganzen Welt; er gab niemand ein gutes Wort, und nichts war ihm recht. Es dünkte ihn, die Meisterfrau koche absichtlich schlecht und alles, was er nicht gerne habe; der Meister plage ihn mit unnötiger Arbeit, die Pferde seien alle kollerisch (mit dem Koller behaftet), und die Kühe täten ihm vorsätzlich alles zuleid, was sie könnten, seien die dümmsten Kühe, die auf Gottes Erdboden Gras fräßen.

Hätte er Geld gehabt oder nicht befürchtet, Gnäggerlers Anne Lisi zu begegnen, er wäre aus Trotz und Angst dem Wein nachgelaufen, um Groll, Gram, Mißmut in ihm zu ertränken. Nun mußte er zu Hause bleiben, zeigte sich so wenig als möglich vor den Leuten und fuhr alle Augenblicke in den Stall, wenn er ein Weibsbild von weitem sah. Wem es vielleicht auffallen mag, daß Uli solche Angst vor Anne Lisi hatte, daß seine Liebe zu demselben so schnell vergangen schien,

dem muß ich bemerken, daß Uli gar keine Liebe zu Anne Lisi hatte. Er gehörte unter die vielen, vielen Bursche, welche aus Großtuerei die leidige Sitte des Kiltganges (Fensterns) treiben so früh möglich; welche dabei ohne Gewissensbisse, ich möchte fast sagen, ganz gedankenlos, alles treiben, was Lust und Gelegenheit ihnen darbieten; welche ohne Ahnung von Gefahr flattern um das Licht wie die Fliegen, und auf eine, wenn man dieser Leute Gedankenlosigkeit nicht kennte, fast unglaubliche Art aufschrecken, wenn die notwendigen natürlichen Folgen eintreten, wenn ein Mädchen sie der Vaterschaft beklagt (bezichtigt); aufschrecken wie Menschen, die man mit verbundenen Augen an einen Abgrund geführt und denen man die Binde erst abnimmt, wenn man sie hineinstößt. Bei ihnen wird nie Liebe sichtbar, sobald ein Mädchen sie anklagt; sie fliehen die Mädchen, mit welchen sie früher so zärtlich getan, die sie so oft zu Gast gehalten, nicht nur, sie hassen sie recht eigentlich. Und dies wollen die Mädchen trotz tausendfältiger Erfahrung nie begreifen, die Mädchen, welche mit ihrer lästerlichen Willfährigkeit, ja Zutäppigkeit sich Huld und Liebe zu erwerben und zu erhalten meinen.

Der Bauer und seine Frau ließen den Burschen machen; es war, als ob sie sich nicht um ihn kümmerten. Es war aber nicht so. Die Frau hatte ein paar Male zum Manne gesagt, Uli tue doch so wüst, sie hätte ihn noch nie so gesehen; ob er ihm wohl nicht zu scharf zugesprochen. Der Mann wollte das nicht glauben; Uli sei ja nicht über ihn allein böse, sondern über die ganze Welt, sagte er. Er glaube, Uli sei eigentlich am meisten böse über sich selbst und lasse es nun an andern aus. Am Sonntag wolle er mit ihm noch einmal reden, so könne es nicht mehr gehen, das müsse nun einmal halten oder brechen. Er solle es aber doch nicht zu grob machen, sagte die Frau. Uli sei nicht der Schlimmste, man wisse, was man an ihm habe, aber nie, was man bekomme.

---

2. Kapitel. **Ein heiterer Sonntag in einem schönen Bauernhause.**

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränzlein ihre Stirnen geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräutlein in Gottes unermeßlichem Tempel. Tausend Finken, tausend Amseln, tausend Lerchen sangen die Hochzeitlieder; weißbärtig, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den gefurchten Wangen, sahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Priesterin Gottes erhob sich hoch über alle die goldene Sonne und spendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitsegen. Der tausendstimmige Gesang und des Landes Herrlichkeit hatten den Bauer früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemüts dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras; stund am üppigen Kornacker still, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen (Gemüseland), dem sanft sich wiegenden Flachse; betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst; band hier etwas auf und las dort etwas Schädliches ab und freute sich bei allem nicht nur des Preises, den es einsten gelten, nicht nur des Gewinnes, den er machen werde, sondern des Herrn, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu sei jeden Morgen. Und er gedachte, wie alles Kraut und jedes Tier jetzt den Schöpfer preise, so sollte es auch der Mensch tun, und mit dem Munde nicht nur, sondern mit seinem ganzen Wesen, wie der Baum in seiner Pracht, wie der Kornacker in seiner Fülle, so der Mensch in seinem Tun und Lassen. „Gott Lob und Dank!" dachte er, „ich und mein Weib und meine Kinder, wir wollen dem Herren dienen, und er braucht sich unser nicht zu schämen. Wir sind wohl auch arme Sünder und haben nur einen geringen Anfang der Gottseligkeit, aber wir haben doch ein Herz zu ihm und vergessen ihn nie einen

ganzen Tag lang, und essen nichts, trinken nichts, für das wir ihm nicht danken, und nicht nur mit Worten, sondern von Herzensgrund." Aber wenn er des Uli gedachte, und wie der liebe Gott ihn so fürstlich ausgestattet mit Gesundheit und Kraft, und wie Uli seines Schöpfers so ganz vergesse, so schnöde seine Gaben mißbrauche, so wurde er ganz wehmütig und stand oft und lange still, sinnend, was er ihm wohl sagen solle, daß er wieder werde ein Preis seines Schöpfers. Es war ihm an seiner eigenen Seele viel gelegen, darum an den Seelen anderer auch; und wie er teilnahm, wenn ein Knecht oder eine Magd am Leibe krank war, so schmerzte es ihn auch, wenn er ihre Seelen in Gefahr sah; und wie er für kranke Dienstboten den Doktor kommen ließ, so suchte er auch ihre kranken Seelen zu doktern. So was ist nicht immer der Fall. Den meisten Menschen ist an den eigenen Seelen nichts gelegen, darum auch an den Seelen der andern nicht. Das ist ein Grundübel dieser Zeit.

So verweilete (versäumte) sich der Bauer unvermerkt, und die Mutter hatte schon lange gesagt, sie wollte zum Essen rufen, wenn der Mann da wäre. Als derselbe endlich zur Küchentüre einkam mit der freundlichen Frage, ob sie gekochet hätten, und als ihm die freundliche Antwort wurde, man hätte schon lange essen können, wenn er da gewesen wäre; mit wem er sich wohl wieder verschwatzt hätte, und als er ernsthaft sagte, mit dem lieben Gott, so kam seiner Frau fast das Augenwasser und sah ihn gar sinnig an, während sie den Kaffee einschenkte, und die Mägde den Knechten riefen und das Essen auf den Tisch stellten.

Aus tiefem Schweigen heraus frug der Bauer: „Wer geht zur Kirche?" Die Frau sagte, sie habe es im Sinne und habe deswegen schon sich angezogen, damit sie zu rechter Zeit hinkommen möge; und in ihre Stimme fielen mehrere Kinderstimmen: „Mutter, ich will mit!" Zwei Knechte aber und zwei Mägde blieben stumm. Auf die Frage, ob denn keines gehen wolle, fehlte es dem einen an den Schuhen, dem

andern an den Strümpfen. In keinem war der Trieb, zu gehen; aber Ausreden dagegen in Menge. Da sagte der Bauer, so könne das nicht mehr gehen; das komme ihm doch streng (stark, sonderbar) vor, daß sie zu jedem Geläuf Zeit hätten, aber nie zum Kirchengehen. Am Morgen sei keins vom Hause wegzubringen, und am Nachmittag sei es, wie wenn man sie mit Kanonen davon wegschösse, und bis am späten Abend sei keins mehr zu sehen. Das sei ihm eine schlechte Sache, wenn man nur Sinn hätte für alles Narrenwerk, aber keinen für seine arme Seele. Und er wolle ihnen gerade heraus sagen, daß kein Meister einem Dienstboten trauen könne, der Gott aus dem Sinn geschlagen habe und Gott untreu geworden sei. Wenn ein Mensch Gott untreu sei, ob man dann erwarten könne, daß er Menschen treu sein werde? So wolle er es aber nicht, und heute hätten sie gar keinen Grund, daheim zu bleiben, nur ums Haus herum zu stolpern. Zudem habe er Sachen zu verrichten. Er müßte 40 Pfund Salz haben, das könnten die beiden Mägde holen und einander ablösen. Hans Jakob (der andere Knecht) solle in die Mühle und fragen, wann man Spreuer (Kleie) haben könne; er wolle nicht allemal auf Bern fahren, billiger sei es doch, der Müller gebe ihm die Spreuer von dem Korne, welches er ihm zu mahlen gebe, lieber als andern Leuten. „Aber, Vater," sagte die Mutter, „wer kochet dann zu Mittag, wenn du alles fortjagst?" „He," sagte der Vater, „das Annebäbeli (sein zwölfjähriges Mädchen) kann zu dem Essen sehen, es muß sich auch gewöhnen, daß man ihm etwas überläßt, und hat noch Freude daran. Uli muß mit mir daheim bleiben; ich weiß nicht, was es mit der tragenden Kuh geben kann, sie fängt an einzufallen und scheint bereits sehr unruhig; ein Kalb ist manchmal ungesinnet (unvermutet) da, und dann geht es bös, wenn niemand dabei ist." Zu den Worten schaute er die Mutter gar ernsthaft an. Da fiel dieser ein, daß der Vater mit Uli allein sein wolle, um mit ihm zu reden, und daß er deswegen alles fortschicke, damit die neugierigen Mägde nicht

ihre spitzigen Ohren an Orten hätten, wo sie nicht sollten. Die Mutter trieb alsobald die beiden Mägde, die gar langsam herumdrehten (sich aufhielten) und es sichtbar an den Tag legten, wie zuwider es ihnen sei, in die Kirche zu gehen und sich jetzt schon zu waschen und zu kämmen, aus Furcht, nachmittags sehe man ihnen beides nur halb an, und die schön glatt und rot geriebene Haut sei wieder gelb und schlumpelig (schlaff) geworden. Und zweimal eigentliche Toilette zu machen, ist bei Bauernmädchen doch noch nicht Brauch, Gottlob! Sie sehen höchstens im Spiegel nach, so oft es sich schickt, wie das Ding noch hält, und ob das Löcklein vorn an der Stirne noch schön gekräuselt sei. Dem Knecht war es auch nicht recht, er hätte noch nicht bartet (sich rasiert), sagte er, und sein Messer haue (schneide) nichts; er hätte gedacht, diesen Sonntag überzuspringen und das Messer während der Woche schleifen zu lassen. Allein der Meister sagte, er könne diesmal sein Rasierzeug nehmen und hier in der Stube barten, er selbst könne es nachher machen. Diese Befehle waren unwiderruflich, aber ihnen zu folgen, ging hart. Die Mutter mußte zehnmal mahnen. Bald wußte eine Magd den Waschlumpen nicht, die andere hatte einen ihrer Sonntagstrümpfe verlegt, und als sie ihn endlich fand zwischen dem Strohsack und der Bettstelle, sah sie zu ihrem Schrecken, daß sie ihr besseres Schnupftuch nicht hatte, und dieses war nirgends zu finden. Sie hätte fast Lust gehabt, dem Bauer zu trotzen und nicht zur Kirche zu gehen; allein die andere, mit der sie zufällig heute einig war, warnte sie und versprach, ihr das ihre zu leihen, wenn etwa Not an Mann kommen sollte, da man in der Kirche nicht wohl weder in die Finger noch in das Fürtuch die Nase stecken darf.

Die Bäurin war schon lange fertig, hatte ihrem Johannes „B'hüti Gott!" gesagt und „Machs nit z'ruch (zu rauh, derb)"; dem Annebäbeli anbefohlen, nicht zuviel Holz anzulegen, das Fleisch sei von einer jungen Kuh, und der Pfarrer mache zuweilen wohl lang, besonders wenn zu taufen sei; und stund

mit zweien Kindern, von denen das eine, ein Bube, das Psalmenbuch (Gesangbuch) trug, vor dem Hause, und immer waren die Mägde noch nicht da, der einen wollte sich das Vorhemdchen nicht recht schicken, und die andere rieb noch an einem Schuh, der halt nicht glänzender werden wollte, als es seine Art war. „Meieli (Mareili)", sagte die Bäurin, „geh und sage ihnen, ich gehe voran, und sie sollten nachkommen und machen, daß sie in der Kirche seien, ehe es verläutet habe, und nicht so hintendrein in die Kirche schießen wie aus einer Büchse." Und sie wandelte stattlich voraus, den hübschen Buben an der einen Hand, das hübsche Mädchen an der andern; in des Buben Kappe eine Nelke, um dessen Hals ein rotseidenes Halstuch; das Mädchen unter einem schönen gelben Schwefelhütchen, ein schönes Sträußchen im Korsett, während an der Mutter stattlichem Brustlatz ein schöner Rosmarinstengel sich wiegte und in ihrem Gesichte wohl erlaubte Mutterfreude war. Eine Viertelstunde nachher schossen den gleichen Weg zwei Mädchen mit Gesichtern wie angelaufene Krebse. Plötzlich stand das größere still und fragte: „Hast du das Salzsäckli?" — „Nein," sagte das andere, „ich habe gedacht, du hättest es." — „Das verfluchte Salzsäckli!" sagte das erste, „ich wollte, der Meister müßte es ungewaschen fressen. Du mußt gehn und es holen. Aber lauf, was du magst (kannst), sonst balget (schilt) die Meisterfrau, wenn wir so hintendrein kommen." Es ging hier auch wie allenthalben in der Welt, die Meisterjungfrau, wie man die erste Magd zu nennen pflegt, da die Titel Köchin, Kammerjungfer in ein Bauernhaus nicht passen, hatte es vergessen, die untergebene Magd mußte die Mühe haben, es zu holen, und das ist eben in der ganzen Welt so: wenn der Obere etwas Dummes macht, so soll der Untergebene daran schuld sein oder wenigstens es wieder gutmachen.

Unterdessen war der Meister mit Barten (Rasieren) fertig geworden, hatte im Stalle sich umgesehen, stund auf der breiten Terrasse unter dem Dache, die rund um die schönen Bauern-

häuser geht, eine Pfeife stopfend und Sinns, auf das Bänkli vor dem Stalle sich zu setzen und hier dem Uli, der noch im Stall war, ans Herz zu greifen. Während er so dastund und stopfte und über das Kapitel sann, sah er ein sogenanntes Bernerwägelchen von der Straße ablenken, ein stattlich Roß davor mit schön beschlagenem Geschirr, Leute darauf, große und kleine. Bald erkannte er seine Schwester, die mit seinem Schwager kam und drei Kindern, eines noch an der Brust der Mutter. Mit herzlichem Gottwilche (Gottwillkommen) trat er ihnen entgegen, konnte sich aber nicht enthalten, zu denken, es sei doch ein Unglück, daß seine Frau heute hätte zur Kirche gehen müssen. Nachdem mit Mühe das Weib den schweren Weg vom hohen Wägelchen auf den Boden gefunden, die Kinder ebenfalls, wurde gefragt, wo er seine Alte habe. Es sei alles zur Kirche, sagte er, aber sie sollten nur hineinkommen, sie würden bald wieder da sein. Er führte sie zum Hause, doch brachte es der Schwager nicht übers Herz, dem Uli, der das Roß abgenommen hatte, nicht in den Stall nachzugehen, zu sehen, wo er das Roß hinstelle, wie er es abschirre und anbinde, und zu hören, wie Uli es rühme. Das letztere tat Uli auch. Es war ihm offenbar ein Stein vom Herzen gefallen, denn er hatte des Meisters Absicht wohl gemerkt, und daß diese jetzt vereitelt war, machte ihn freundlicher, als er die ganze Woche gewesen. Drinnen hatte der Bauer seinem Annebäbeli befohlen, einen Kaffee zu machen. Er selbst ging in den Keller, nahm die Sahne ab, schnitt Käse ab und brachte alles nebst einem tüchtigen Laib Brot herauf und stellte es dem Mädchen zur Verfügung, welches sich gar emsig rührte und für ein ganzes Königreich diese Gelegenheit, der Mutter und der Patin zu zeigen, was es schon verrichten könne, nicht gegeben hätte. Bald war in der Tat die Sache fertig, und die Tante ermangelte nicht, das Annebäbeli zu rühmen, wie rasch und emsig es sei und wie guten Kaffee es gemacht habe. Einmal ihr Lisebethli wäre das nicht imstande gewesen und

sei doch 27 Wochen älter. „Trini," sagte der Bauer, als das Frühstück eingenommen war, zu seiner Schwester, „die Predigt ist aber lange nicht aus, und du tätest mir einen Gefallen, wenn du kücheln (Krapfen backen) wolltest. Meine Alte wird froh sein, wenn sie heimkömmt und das gemacht ist. Es ist Butter im Keller, ich will sie dir heraufholen." „Nein, Johannes, das tue ich nicht," sagte Trini. „Es ist gar nicht nötig, zu kücheln, und dann küchle ich nicht in einer fremden Pfanne und mit fremder Butter. Ich hätte es auch nicht gern, wenn mir jemand über meine Butterkübel ginge." „Du machst mehr Komplimente, als unsere Frau Pfarrerin," sagte Johannes. „Warum, was hat denn die gemacht?" fragte Trini. „Der Herr Pfarrer und seine Frau sind letzthin hier gewesen, und da war meine Alte auch nicht daheim. Sie geht manchmal so lange nicht von Haus, aber allemal, wenn sie fort ist, dünkt mich, komme jemand. Da habe ich ihnen gesagt, es sei mir gar leid, meine Alte sei nicht daheim, sonst hätte die kücheln müssen. Ich wisse wohl, Küchleni (Krapfen) seien den Herrenleuten etwas Rares. O, sie wolle schon küchlen, sagte des Pfarrers Frau, ich solle ihr nur Butter geben, das Mehl wolle sie schon finden. Und ist sie nicht gegangen und hat geküchelt, daß man es im ganzen Dorfe gerochen hat, und hat noch geglaubt, was sie (wunders) verrichte. Wohl, da hat meine Alte etwas gesagt, als sie heimgekommen ist. So unverschämt, meinte sie, sei sie doch nie gewesen, wenn sie schon nie im Weltschland gewesen sei." Während Trini lachte, ging der Bauer hinaus und sagte Annebäbeli, es müsse noch mehr Fleisch in den Hafen (Kochtopf) und ein stattlicher Schinken, und dann solle es der Mutter alles zurechtmachen zum Küchlen. Annebäbeli wäre im Zuge gewesen und hätte gerne selbst geküchelt, um zu zeigen, daß es das auch könne, und wer weiß, was Annebäbeli noch unternommen hätte, wenn nicht glücklicherweise die Mutter dazwischengekommen wäre. Sie kam im Schweiß ihres Angesichts. Sie hatte von weitem das Wägelchen vor

dem Hause stehen sehen, und alsobald stund vor ihren Augen alles, was sie noch zu tun hatte, um am Mittagessen mit Ehren bestehen zu können. Das trieb zur Eile, und unterwegs dachte sie immer: „Wenn sie nur daran gedacht haben, noch mehr Fleisch über (das Feuer) zu tun; wenn ich jetzt schon wollte, so wird es nicht mehr gar; aber das kommt meinem Mann nicht in Sinn, und Annebäbeli ist einmal (nun einmal) noch ein Kind." Und ehe sie in die Stube kam, sah sie noch über die Häfen, und als sie das hinzugekommene Fleisch und den Schinken sah, war sie ganz verwundert und sagte, das hätte sie nicht geglaubt, daß das jemand einfiele. Als drinnen schön gegrüßt worden war, sagte Trini: „Was hättest du gesagt, Eisi (Elise), wenn ich es gemacht hätte, wie eure Frau Pfarrerin und dir über die Butterkübel geraten wäre? Der Johannes hat mich wollen dahinter schicken?" „Ja, das wär' mir ganz recht gewesen," sagte Eisi, „wärest du nur dahinter gegangen." Aber im Herzen dachte Eisi doch, es sei besser, Trini habe das nicht gemacht; es hätte saure Augen gegeben, und der Johannes sei hie und da noch immer so dumm, wie wo es ihn geheiratet, das Mannevolk sei nie zu belehren. Mit Schwitzen und Essen und Brummen über die Mägde, welche mit ihrem Salzsäcklein gar nicht heimkommen wollten, ging der Mittag vorüber; der Nachmittag wurde mit anderem zugebracht. Die Kinder handelten mit Kaninchen. Des Johannes Bube verkaufte dem andern eine aschgraue Mähre (Weibchen) um 3 Batzen. Als derselbe ein schönes ledernes Säckeli hervorzog und die 3 Batzen hervorblechen wollte mit fröhlichem Herzen (denn er hatte einen ganzen Batzen abgemarktet [abgedingt] und glaubte einen sehr guten Kauf gemacht zu haben), sah es Eisi und fuhr dazwischen und wollte es absolut nicht tun, daß er die aschgraue Mähre bezahle, sie hätten ja deren (solche) Kaninchen mehr als genug, sie hätten des Jahres Junge, es wisse kein Mensch wie oft, und er solle sich ja nicht unterstehen und einen Kreuzer abnehmen, das hätte gar keine Art. Das Bübli, das aufrichtig und ehrlich

gehandelt hatte und von Kaninchenschenken nichts wußte (denn es hatte den Vater auch nie Kühe und Pferde verschenken sehen, sondern verkaufen), machte ein sehr verblüfftes Gesicht und das Weinen war ihm nahe. Trini nahm des bestürzten Buben Partei, wollte es lange nicht tun und sagte, gehandelt sei gehandelt, und es wäre unverschämt, wenn sein Bub das Kaninchen umsonst nehmen würde. Als aber Eisi standhaft blieb (ging es doch nicht über seine Kasse aus), gab endlich Trini nach, sagend, wenn sie ihm versprechen wollten, bald zu ihnen zu kommen, so könne ihr Bub die aschgraue Mähre nehmen, er müsse aber dann dem Johannesli einen hasengrauen Bock geben, ein langhaariges Kaninchen, sie hätten deren Böcke zwei, die plagten einander nur. Als das Johannesli hörte, vergaß er das Weinen, und der hasengraue Bock kam ihm so lange im Traum vor, bis er ihn wirklich in Händen hatte. Auf dem Wege aus dem Garten nach den Pflanzplätzen waren Trini und Eisi zufällig zu diesem Handel gekommen. Eisi machte diesen Spaziergang diesmal nicht ganz so freudig wie sonst. Die Erdflöhe waren hinter dem Flachs gewesen, und der Hanf war etwas ungleich gewachsen. Trini rühmte aber alles gar sehr, während Eisi es ausmachte (heruntermachte); Trini dachte freilich bei sich, während es rühmte, zur Zeit, wo es daheim gewesen wäre, hätten sie viel schönere Sachen gehabt als jetzt, und Kohlköpfe, wie es sie daheim habe, seien hier auch keine. Als es den Flachs sah, dachte es bei sich: „Gottlob! der ist noch viel schlechter als der meine." Indessen sagte es dieses nicht, sondern, es sei gar schade, daß die Erdflöhe so viel geschändet (beschädigt) hätten; es wäre sonst der schönste Flachs, welchen es in diesem Jahre noch gesehen; der seine sei viel schlechter. Aber Eisi sagte, das würde kaum möglich sein. Gar schöne gelbe Rüben bewegten Trini etwas zum Neid, und es rühmte dieselben besonders und sagte, bei ihnen herum hätte es nie solche gesehen, und wenn es von dieser Art Samen bekommen könnte, so wollte es dafür zahlen, soviel

man wollte; aber es wüßte nirgends welchen zu bekommen. Eisi mußte sagen, es wolle ihm schon geben, der nichts kosten solle. Bei sich dachte es aber, es werde es niemand merken, wenn es schon andern Samen dreinmische. Endlich ließ sich Trini bewegen, vom Bezahlen abzustehen; dagegen versprach es, es wolle, wenn sie zu ihnen kämen, Eisi Bohnen geben, wie es sicher auch noch nie gehabt. Die Hülsen würden über einen halben Schuh lang, seien breit wie ein Daumen und doch so zart, daß sie einem im Maul ganz vergingen wie Zucker. Eisi dankte gar schön, dachte aber bei sich, da werde wohl etwas abzumarkten (abzuziehen) sein; es könnte nicht begreifen, wie Trini zu Bohnen käme, von denen es noch nichts gehört.

Unterdessen war Johannes mit dem Schwager im Stall gewesen und hatte ihm alle Herrlichkeiten gezeigt. Es war mehr als ein Pferd herausgenommen worden, und Johannes hatte gesagt, er hätte soundsoviel lösen können, aber er gebe es nicht, es müsse ihm wenigstens 2 Louisdor mehr gelten. Dann war der Schwager ringsum gegangen, hatte es gerühmt, sich aber nicht enthalten können, so mit einigen Winken zu verstehen zu geben, daß er auch Augen im Kopf habe. Etwas mehr Leib (Unterteil, Rundung) würde ihm nichts schaden, sagte er; wenn das Zeichen (der Stern) etwas kleiner wäre, so würde es ihm wohl anstehen; und wenn es die Ohren etwas näher beieinander hätte, so glaube er, er würde lösen, was er fordern dürfe. Von da waren sie zu den Kühen gekommen. Johannes erzählte, wie lange jede trage, und wieviel Milch jede gebe, und was die und jene ihn gekostet, und wie besonders glücklich mit dieser und jener er gewesen. Unterdessen waren des Schwagers Blicke durch eine schöne junge schwarze Kuh gefesselt worden. Von dieser zog er, wie im Vorbeigehen, die genaueste Erkundigung ein und frug endlich um den Preis derselben. Johannes sagte, sie sei ihm eigentlich gar nicht feil, und wenn ihm nicht soundsoviel geboten würde, so gebe er sie nicht fort. Der Schwager sagte, das sei viel zuviel. Es sei

wohl ein braves Rind, aber er hätte noch viel mächtigere gesehen; es sei wohl schwer im Kopf und habe kein schönes viereckiges Euter, aber es kriege das Kalb zu gar gelegener Zeit, denn zur selben Zeit müsse er bei zwei Kühen das Melken lassen, und da müsse er etwas Frisches einstellen, das Milch gebe, sonst gebe es Lärm im Hause. Sie markteten lange miteinander, markteten bis an einen Krontaler Unterschied, aber da wollte keiner mehr nachgeben, und der Handel zerschlug sich. Hingegen bestellte der Schwager das Kalb davon, wenn es ein Kuhkalb sein sollte, und Johannes versprach, das sollte er nicht zu teuer haben, sondern ungefähr so, wie es Kauf und Lauf sei.

So war der Nachmittag vergangen, und Trini suchte den Mann, um ihn an die Abreise zu mahnen. Man redete ein (wandte ein), wie früh es sei, und sie sollten noch in die Stube kommen. Als Eisi immer nötlicher (dringender) pressierte, verstand man sich dazu. Drinnen stand wieder die prächtige Kaffeekanne, eine mächtige Butterballe, Küchli (Krapfen), schönes weißes Brot, Honigscheiben, Kirschmues, Käse, Schinken und süßer Wein. Trini schlug fast die Hände über den Kopf zusammen und fragte, was Eisi doch auch sinne; sie hätten ja erst zu Mittag gegessen, es dünke ihn's (sie), es sei noch voll Speise bis obenaus und satt bis morgen abends. Wenn sie zu ihnen kämen, so könnte es ihnen einmal nicht so aufwarten; es wüßte nicht, wo es die Sachen dazu nehmen sollte. Aber Eisi sagte, es wolle seiner nur spotten, denn das Aufwarten hätte es bei ihm gelernt; wenn man bei ihnen wäre, so käme man ja den ganzen Tag nicht vom Essen weg. Nachdem sich in der Tat noch hie und da ein Plätzchen für ein Küchli oder eine Butterschnitte gefunden, nachdem die Kaffeekanne der Weinflasche Platz gemacht, auch dieser trotz vielem Weigern zugesprochen und noch Gesundheit gemacht worden war, bestieg man das schon lange bereitstehende Wägeli. Trini mußte dreimal ansetzen und Johannes den Sitz auf der andern Seite halten, ehe es oben war; dann wurden die Kinder aufgepackt, aus deren

Taschen noch Stücke Brot sahen, und endlich stieg der Schwager nach. Wohin der eigentlich sollte, begriff niemand, bis er mitten in die andern hineinplumpste. Es war fast, als ob ein Menschenfresser da hinaufgefahren; denn hinter seiner breiten Gestalt verschwanden die Kindlein, nur hie und da streckten sich Ärmchen hervor, die fast aussahen, als ob sie direkt aus seinem Bauche kämen. Als der Besuch fortgefahren war, gab es viel Wegräumens, und später wurde zu Nacht gegessen, als sonst der Brauch war. Während demselben sagte Johannes: „Mutter, du mußt uns die Laterne rüsten; Uli und ich müssen diese Nacht der Kuh wachen, denn sie gibt ein Kalb, ehe es Morgen ist." Uli sagte, des Michels Hans hätte ihm versprochen, diese Nacht wachen zu helfen, und wenn es bös gehen sollte, so sei es immer noch früh genug, den Meister zu wecken. Der Meister aber sagte, er solle dem Hans nur absagen, er hätte nicht gerne, wenn man fremde Knechte unnötigerweise und ungefragt brauche. Michel habe morgen Hans nötig, und man erfahre es alle Tage, was ein Knecht, der nicht richtig geschlafen habe, wert sei. Uli meinte, so könnte ja sein Nebenknecht wachen helfen. Diesmal sei er lieber von Anfang an selbst dabei, sagte der Meister. Es sei das letztemal bös gegangen, er möchte diesmal davor sein (aufpassen). Uli mußte den Meister haben (dulden).

---

3. Kapitel. Eine Kinderlehre während der Nacht.

Nachdem sie draußen im Stalle die Laterne aufgehängt hatten, den Pferden über (für die) Nacht gegeben, streute der Meister selbst der Kuh noch, die unruhig hin und her trappete (trat) und in ihrer Unruhe nicht liegen konnte, und sagte, es gehe wohl noch eine Stunde oder zwei, sie wollten hinaus auf das Bänkli sitzen und noch ein Pfeifchen rauchen, die Kuh werde sich schon künden, wenn es Zeit sei.

Es war eine lauwarme Nacht, halb dem Frühling, halb dem Sommer angehörend. Wenige Sterne glitzerten im blauen Himmelsmeer, ein helles Jauchzen, ein fernes Fahren unterbrach zuweilen die stille Nacht.

„Hast du dich nun ausbesonnen, Uli?" fragte der Meister, als sie auf dem Bänklein vor dem Stalle saßen. Es sei ihm noch ebenso zumute, sagte Uli, doch nicht in einem bösen Ton. Alles annehmen (dulden), das wolle er nicht, aber zuletzt könne er es sich auch gefallen lassen, zu bleiben. Er hatte halt auch schon den allgemein angenommenen Grundsatz, daß man es nie zeigen dürfe, wenn einem an etwas gelegen sei, indem sonst der Gegner Vorteil daraus ziehe. Daher die merkwürdige Ruhe und Kaltblütigkeit, die Diplomaten an Bauern bewundern müßten. Es ist aber in seiner Ausdehnung und Anwendung ein heilloser Grundsatz, der unsäglich viel Böses stiftet, unzählige Menschen auseinander bringt, sie gegenseitig als Feinde gegenüberstellt und wiederum Kaltblütigkeit da erzeuget, wo heiliger Eifer brennen sollte, und aus der Kaltblütigkeit eine Gleichgültigkeit macht, welche jedem Freund des Guten unwillkürlich Gänsehaut den ganzen Rücken hinauflaufen läßt. Glücklicherweise war der Meister auch kaltblütig und nahm die Sache nicht so übel, sondern sagte, ihm sei's auch gerade so. Er hätte nichts wider Uli, aber so dabei sein (die Dinge so gehen lassen), wolle er auch nicht. Es nähme ihn wunder, wer gefehlt hätte, und ob er in seinem Hause nichts mehr sagen dürfe, wenn er nicht eine ganze Woche kein gutes Wort hören und ein Gesicht sehen wolle, mit dem man ganz Amerika vergiften könnte. Er könne nicht helfen, sagte Uli. Sauer sehn sei seine Freundlichkeit, und wenn er ein apartig Gesicht gemacht habe, so sei es nicht des Meisters wegen gewesen, er hätte über ihn nicht zu klagen und über niemand sonst. Aber er sei halt auch ein armes Knechtlein und sollte nirgends sein, und keine Freude haben; er sollte nur auf der Welt sein, um es bös zu haben, und wenn er einmal sein Elend vergessen

wolle und sich lustig machen, so käme alles auf ihn los und suche ihn zu unterdrücken. Wer ihn ins Unglück sprengen könne, der tue es. Da könne man nicht immer süß dareinsehen.

Er sollte doch sehen, daß er ihn nicht begehre ins Unglück zu sprengen, es sei ja ganz das Gegenteil, sagte der Meister. Wenn ihn jemand ins Unglück sprenge, so sei er es selbst. Wenn ein Bursche sich mit schlechten Mädchen abgebe, so sei er sein eigener Unglücksstifter und niemand anders. Er wisse wohl, es tröste sich jeder damit, es treffe nicht ihn, sondern einen andern; aber einen treffe es immer, und wenn einer auch siebenmal entronnen sei und ein anderer statt seiner in der Falle geblieben, so gebe es ihn zum achten Male, er solle nur darauf zählen. Aber solange er noch nicht darin sei, lache er alle aus und sage allen wüst (schimpfe alle aus), die ihn davor warnen; und wenn er einmal darein sei, so sollen alle daran schuld sein, und er sage wiederum allen wüst, daß sie ihm das Unglück nicht abgewendet. „Nicht wahr, Uli,“ sagte der Meister, „es ist dir diese Woche schon angst genug gewesen, es hätte dich in der Falle. Ich habe wohl gesehen, wie du vor jedem Weibsbild geflohen bist und hinter allen Zäunen Anne Lisi gesehen hast. Deine Angst hast du dann uns und unser Vieh entgelten lassen, nach Art sovieler Dienstboten, welche allen Zorn und alles Ungerade, das ihnen über den Weg läuft, an den Meisterleuten oder an ihren Sachen, an Kühen oder Kacheln (Schüsseln) auslassen. Deine Angst war in dieser Woche deinBöshaben, und an der war niemand schuld als du. Du hättest es ohne die Angst so gut haben können, als wir selbst. Nein, Uli, du mußt von deinem Lumpenleben lassen, du machst dich unglücklich, und solchen Ärger, wie diese Woche, will ich deinetwegen nicht mehr haben.“

Er hätte noch nichts Schlechts gemacht, sagte Uli. He, das nehme ihn doch wunder, sagte der Meister, ob betrunken sein etwas Braves sei, und was er mit Anne Lisi getrieben habe, werde auch nicht das Sauberste gewesen sein und wohl

auch im siebenten Gebot bezeichnet. O, es seien noch viel schlechtere Leute als er, sagte Uli, und es gebe viele Bauern, mit denen er sich dann noch lange nicht zusammenzählen (vergleichen) lasse. Da habe er nichts darwider, antwortete der Meister, aber ein schlechter Mensch mache den andern nicht gut, und wenn schon mancher Bauer ein Trunkenbold sei oder gar ein Schelm, so sei es deswegen um nichts bräver, wenn Uli ein Hudel (Lump) sei und noch anderes mehr. Es werde doch wohl erlaubt sein, eine Freude zu haben, sagte Uli, wer möchte dabei sein, wenn man keine Freude mehr haben dürfte. „Aber Uli, was ist das für eine Freude, wenn man darauf eine ganze Woche nirgends sein darf, es einem nirgends wohl ist? Was ist das für eine Freude, die einen für das ganze Leben elend und unglücklich machen kann? Solche Freuden sind des Teufels Lockvögel. Ja, freilich kannst du dich freuen, es darf jeder Mensch Freude haben, aber an guten und erlaubten Dingen. Das ist eben ein Zeichen, ob ein Mensch gut oder schlecht ist, je nachdem er an guten oder schlechten Dingen seine Freude hat." „Ja, du hast gut krähen," sagte Uli, „du hast den schönsten Hof weit und breit, hast die Ställe voll schönes Vieh, den Spycher (Speicher) voll Sachen, eine gute Frau, von den besten eine, schöne Kinder; du kannst dich wohl freuen, du hast Sachen, woran du Freude haben kannst; wenn ich sie hätte, es käme mir auch kein Sinn ans Hudeln (Lumpen) und auch an Anne Lisi nicht. Aber was habe ich? Ich bin ein armes Bürschli, habe keinen Menschen auf der Welt, der's gut mit mir meint; der Vater ist mir gestorben, die Mutter auch, und von den Schwestern sieht jede für sich. Bös haben ist mein Teil in der Welt; werde ich krank, so will mich niemand haben, und sterbe ich, so tut man mich untern wie einen Hund, und kein Mensch pläret (weint) mir nach. O, daß man unsereinen nicht totschlägt, wenn wir auf die Welt kommen!" Und damit fing der große, starke Uli an gar bitterlich zu weinen. „Nit, nit, Uli," sagte der Meister, „du bist gar nicht so bös daran, wenn

du es nur glauben wolltest. Laß dein wüstes Leben sein, so kannst du noch ein Mann werden. Es hat mancher nicht mehr gehabt als du und hat jetzt Haus und Hof und Ställe voller Vieh." Ja, sagte Uli, solches geschähe nicht mehr, und dann müsse man mehr Glück haben dazu, als er habe. „Das ist eine dumme Rede," sagte der Meister, „wie kann einer von Glück reden, wenn er alles fortwirft und vertut, was ihm in die Hände kömmt? Ich habe noch kein Geldstück gesehen, das nicht aus der Hand wollte, wenn man es fortgab. Aber das ist eben der Fehler, daß du den Glauben nicht hast, daß du noch ein Mann werden könntest. Du hast den Glauben, du seiest arm und bleibest arm und an dir sei nichts gelegen, und darum bleibst du auch arm. Hättest du einen andern Glauben, so würde es auch anders gehen. Denn es kommt noch immer alles auf den Glauben an." „Aber um Gottes willen, Meister," sagte Uli, „wie sollte ich auch reich werden? Wie geringen Lohn habe ich! Wieviel Kleider brauche ich! Dazu habe ich noch Schulden! Was hilft da sparen? Und sollte ich dann kein Freudeli haben?" „Aber ich frage dich," sagte der Meister, „wo soll das mit dir hin, wenn du jetzt schon Schulden hast bei gesundem Leib, und hast für niemand zu sorgen? So mußt du ein Lump werden, und dann mag dich niemand mehr; du verdienst immer weniger und hättest doch immer mehr nötig. Nein, Uli, sinn' doch ein wenig nach, so kann das nicht mehr gehen. Jetzt ist's noch Zeit, und ich sage es dir aufrichtig, es wäre schade um dich." „Es trägt nichts ab (bringt nichts ein); was hilft mir das, wenn ich schinde und mir nichts mehr gönne? Ich bringe es doch zu nichts; so ein arm Bürschli, wie ich bin, bleibt ein arm Bürschli," sagte Uli.

„Sieh doch, was die Kuh macht," sagte der Meister. Und als Uli mit dem Bescheid kam, sie verdrehe es noch (ziehe es noch hinaus), das Kalb komme noch nicht gleich, sagte der Meister: „Ich denke mein Lebtag daran, wie unser Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat in der Unterweisung und wie er die Sache

so deutlich gemacht hat; man hat ihm müssen glauben, und es ist mancher glücklich geworden, der ihm geglaubt hat. Er hat gesagt, alle Menschen empfingen von Gott zwei große Kapitale, die man zinsbar zu machen habe, nämlich Kräfte und Zeit. Durch gute Anwendung derselben müßten wir das zeitliche und ewige Leben gewinnen. Nun hätte mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte; er verleihe daher seine Kräfte, seine Zeit jemanden, der zuviel Arbeit, aber zu wenig Zeit und Kräfte habe, um einen bestimmten Lohn; das heiße dienen. Nun sei das eine gar unglückliche Sache, daß die meisten Dienstboten dieses Dienen als ein Unglück betrachteten und ihre Meisterleute als ihre Feinde oder wenigstens als ihre Unterdrücker; daß sie es als einen Vorteil betrachteten, im Dienst so wenig als möglich zu machen, soviel Zeit als möglich verklappern (verklatschen), verlaufen, verschlafen zu können; daß sie untreu würden, denn sie entzögen auf diese Weise dem Meister das, was sie verliehen, verkauft hätten, die Zeit. Wie aber jede Untreue sich selbst strafe, so führe auch diese Untreue gar fürchterliche Folgen mit sich, denn, so wie man untreu sei gegen seinen Meister, sei man auch untreu an sich. Es gebe jede Ausübung unvermerkt eine Gewohnheit, welcher man nicht mehr los werde. Wenn so ein Dienstmädchen oder ein Knechtlein jahrelang so wenig als möglich getan, so langsam als möglich an einer Sache gemacht, allemal gebrummt hätte, wenn man ihm etwas zugemutet, entweder auf und davon (hier: über Hals und Kopf) gemacht hätte, unbekümmert, wie es komme, oder darob geklappert (geklatscht), daß ihm das Gras unter den Füßen gewachsen sei, zu nichts Sorge getragen, soviel als möglich unnütz gebraucht, nie Angst gehabt, sondern für alles gleichgültig gewesen sei, so gebe das erstlich eine Gewohnheit, und die könne es später nicht mehr ablegen. Zu allen Meistern bringe es diese Gewohnheit mit, und wenn es am Ende für sich selbst sei, sich verheirate, wer müsse diese Gewohn-

heiten, diese Trägheit, Schläfrigkeit, Meisterlosigkeit, Unzufriedenheit haben, als es selbst. Es müsse sie tragen und alle ihre Folgen, Not und Jammer bis ins Grab, durch das Grab, bis vor Gottes Richterstuhl. Man solle doch nur sehen, wieviele tausend Menschen den Menschen zur Last seien und Gott zum Ärgernis und sich als widerwärtige Geschöpfe herumschleppten, den Denkenden als sichtbare Zeugnisse, wie die Untreue sich selbsten strafe. Aber so wie man durch sein Tun sich inwendig eine Gewohnheit bereite, so mache man sich zweitens auswendig einen Namen. An diesem Namen, an dem Ruf, der Geltung unter den Menschen, arbeite ein jeder von Kindesbeinen an bis zum Grabe, jede kleine Ausübung, ja jedes einzelne Wort trage zu diesem Namen bei. Dieser Name öffnet oder versperrt uns Herzen, macht uns wert oder unwert, gesucht oder verstoßen. Wie gering ein Mensch sein mag, so hat er doch einen Namen, ihn betrachten die Augen seiner Mitmenschen und urteilen, was er ihnen wert sei. So macht (arbeitet) auch jedes Knechtlein und jedes Mägdlein an seinem Namen unwillkürlich, und nach diesem Namen kriegt es Lohn, dieser Name bricht ihm Bahn oder verschließt sie ihm. Da kann eins lange reden und über frühere Meisterleute schimpfen, es macht damit seinen Namen nicht gut, sein Tun hat ihn längst gemacht. Ein solcher Name werde stundenweit bekannt, man könne nicht begreifen wie. Es sei eine wunderbare Sache um diesen Namen, und doch beachteten ihn die Menschen viel zu wenig und namentlich die, welchen er das zweite Gut sei, mit dem sie, verbunden mit der inwendigen Gewohnheit, ein drittes, ein gutes Auskommen in der Welt, Vermögen, ein viertes, den Himmel und seine Schätze erwerben sollten. Er frage nun, wie ein elender Tropf einer sei, wenn er schlechte Gewohnheiten habe, einen schlechten Namen und um Himmel und Erde komme."

Daher solle, habe der Pfarrer gesagt, jeder, der in Dienst tritt, den Dienst nicht betrachten als eine Sklavenzeit, den Meister als den Feind, sondern als eine Lehrzeit und

den Meister als eine Wohltat Gottes; denn was sollten die Armen, d. h. die, welche nur Zeit und Kräfte, also doch eigentlich viel hätten, anfangen, wenn ihnen niemand Arbeit und Lohn zu geben hätte? Sie sollen die Dienstzeit betrachten als eine Gelegenheit, sich an Arbeit und Emsigkeit zu gewöhnen und sich einen recht guten Namen zu machen unter den Menschen. In dem Maße, als sie dem Meister treu sind, sind sie es auch an ihnen, und wie der Meister an ihnen gewinnt, gewinnen sie selbst auch. Sie sollen ja nie meinen, nur der Meister ziehe Nutzen aus ihrem Fleiße; sie gewinnen wenigstens ebensoviel dabei. Kämen sie auch zu einem schlechten Meister, sie sollten ja nie meinen, ihn zu strafen durch schlechte Aufführung; sie täten damit nur sich selbst ein Leid an und schadeten sich innerlich und äußerlich. Wenn nun so ein Dienstbote immer besser arbeite, immer treuer und geschickter sei, so sei das sein Eigentum, und das könne niemand von ihm nehmen, und dazu besäße er einen guten Namen, die Leute hätten ihn gerne, vertrauten ihm viel an und die Welt stünde ihm offen. Er möchte vornehmen, was er wollte, so fände er gute Leute, die ihm hülfen, weil sein guter Name der beste Bürge für ihn sei. Man solle doch nur achten, welche Dienstboten man rühme: die treuen oder die untreuen; solle sich achten, welche unter ihnen zu Eigentum und Ansehen kämen. „Dann hat der Pfarrer noch ein drittes gesagt und das geht dich besonders an. Er hat gesagt, der Mensch wolle Freude haben und müsse Freude haben, besonders in der Jugendzeit. Hasse nun ein Dienstbote seinen Dienst, sei ihm die Arbeit zuwider, so müsse er eine besondere Freude suchen. Er fange daher an zu laufen, zu hudeln (lumpen), mit schlechten Sachen sich abzugeben und habe daran seine Freude und sinne daran Tag und Nacht. Sei aber einem Knecht oder einer Magd das Licht aufgegangen, daß sie etwas werden möchten und der Glaube gekommen, daß sie etwas werden könnten, so liebten sie die Arbeit, hätten Freude daran, etwas zu lernen, etwas

recht zu machen, Freude, wenn ihnen etwas gelinge, wachse, was sie gesäet, fett werde, was sie gefüttert; sie sagten nie: Was frage ich dem nach, was geht mich das an, ich habe so nichts davon. Ja, sie hätten eine eigentliche Lust daran, etwas Ungewohntes zu verrichten, etwas Schweres zu unternehmen; dadurch wüchsen ihre Kräfte am besten, dadurch machten sie sich den besten Namen. So hätten sie auch Freude an des Meisters Sache, seinen Pferden, seinen Kühen, seinem Korn, seinem Gras, als ob es ihnen gehöre. Woran man Freude habe, daran sinne man auch; wo man den Schatz habe, da habe man auch das Herz, sagte der Pfarrer. Hat nun der Knecht seinen Dienst im Kopf, erfüllt ihn der Trieb, so ein vor Gott und Menschen recht tüchtiger Mensch zu werden, so hat der Teufel wenig Macht über ihn, kann ihm nicht böse Sachen eingeben, wüste Sachen, an die er Tag und Nacht denkt, so daß er keinen Sinn für seine Arbeit hat, und die ihn noch von einem Laster zum andern ziehen und innerlich und äußerlich verderben. Das hat der Pfarrer gesagt, es ist mir, als ob es noch heute wäre, als er uns das sagte, und ich habe schon hundertmal gesehen, daß er recht hatte. Ich habe gedacht, ich wolle es dir sagen, es passe gerade auf dich. Und wenn du nur glauben wolltest, so könntest du einen von den brävsten Menschen abgeben und es einst haben, wie du nur wolltest."

---

4. Kapitel. Wie eine schlechte Dirne einem braven Meister die Ohren des Knechts auftut.

Ulis Antwort schnitt die Kuh ab, die ihre Nöten deutlicher kündete. Es gab nun Arbeit, das Gespräch konnte nicht mehr fortgesetzt werden. Es ging alles gut, und endlich war ein schönes, brandschwarzes Kälbchen da mit einem weißen Stern, wie beide noch nie eines gesehen und das aufzuziehen erkannt (bestimmt) wurde. Uli war bei dem Geschäft noch einmal

so tätig und aufmerksam gewesen als sonst, und das Kälbchen behandelte er ganz sanft, fast zärtlich, und betrachtete es mit einer eigentlichen Zuneigung.

Als sie fertig waren mit der Kuh und dieselbe ihre Zwiebelnsuppe hatte, dämmerte der Morgen herauf und ließ keine Zeit zur Fortsetzung ihres Gesprächs.

Die anbrechenden Werktage nahmen den Bodenbauer und seine Leute mit ihren Arbeiten hart in Anspruch, auch war der Meister in Gemeindsgeschäften abwesend, so daß er und Uli nicht mehr miteinander über diesen Gegenstand redeten. Aber es schien von beiden angenommen, daß Uli bleibe, und wenn der Meister heimkam, konnte die Frau nicht genug rühmen, wie Uli sich zu der Sache gehalten und wie sie nicht gebraucht hätte, ihn etwas zu heißen; es sei ihm alles von selbst in den Sinn gekommen, wenn sie an etwas gedacht habe, so sei es schon gemacht gewesen. Das freute natürlich den Meister gar wohl und machte, daß er dem Uli immer bessere Worte gab, ihm immer mehr Zutrauen zeigte. Es ist nichts verdrießlicher für einen Meister, als wenn er abends müde oder schläfrig heimkommt und er findet alles verkehrt und hintereinander (in Verwirrung) und sein Weib voll Klagens; sieht nicht die halbe Arbeit getan, die hätte abgefertigt werden sollen; vieles verpfuscht und schlecht gemacht, daß es besser wäre, es wäre gar nichts getan worden, und muß über das aus (obendrein) die halbe Nacht sein Weib jammern hören, wie die Dienstboten sich ungebärdig angestellt, unverschämten Bescheid gegeben und jedes gemacht habe, was ihm gefallen, und wie es ihr verleidet sei, so dabei zu sein, und wenn er ein andermal fortgehe, so laufe sie auch fort. Es ist gräßlich für einen Mann, der fort muß (und das muß der Mann), wenn ihm auf dem Heimwege, sobald er sein Haus von weitem sieht, die schweren Seufzer kommen: Was hat es wohl aber gegeben, was muß ich sehen, was muß ich hören? und er so fast nicht zum Hause darf; wenn er mit Liebe und Freude heimkommen möchte und

mit Donner und Blitz einziehen muß in sein aufrührerisch geworden Reich.

Bei Uli war etwas Neues erwacht und ihm in die Glieder gefahren, ohne daß er es selbst noch recht wußte. Er mußte der Rede des Meisters je länger je mehr nachsinnen, und es dünkte ihn immer mehr, der Meister hätte doch etwas recht. Es tat ihm wohl, zu denken, er sei nicht dazu erschaffen, ein arm, verachtet Bürschchen zu bleiben, sondern er könnte noch ein Mann werden. Er sah ein, daß man das nicht mit Wüsttun werde, und daß, je mehr man wüst tue, man um so mehr Boden verliere unter den Füßen. Es dünkte ihm gar seltsam, was der Meister gesagt von der Gewohnheit und dem guten Namen, die man neben dem Lohn sich erarbeiten könne und so auch immer mehr für sich verdiene, je treuer man einem Meister sei, und wie man nicht besser zu sich selber sehen könne, als wenn man recht treu zu des Meisters Sache sehe.

Er konnte je länger je weniger ableugnen, daß es also sei. Es kamen ihm immer mehr Beispiele in den Sinn von schlechten Dienstboten, die unglücklich geworden, arm geblieben, und hinwiederum, wie er andere von ihren alten Meisterleuten habe rühmen hören, wie sie ein guter Knecht, eine gute Magd gewesen, und die jetzt recht gut imstande seien.

Nur eines konnte er nicht begreifen: wie er, Uli, je zu Geld, zu Vermögen kommen sollte; das dünkte ihn rein unmöglich. Er hatte 30 Kronen*), also 50 Gulden*), bar, zwei Hemden und ein Paar Schuhe zum Lohn. Nun hatte er noch fast 4 Kronen Schulden und bereits viel von seinem Jahrlohn eingezogen. Er hatte es bisher nicht machen (nicht auskommen) können mit seinem Einkommen, nun sollte er Schulden zahlen, vorschlagen (sparen): das kam ihm unmöglich vor. Dem natürlichen Gang der Dinge nach war er darauf gefaßt, seine Schuld

---

*) Krone = 25 Batzen (à 11—12 Pfg.), Gulden = 14—15 Batzen.

jährlich größer zu machen. Von den 30 Kronen brauchte er doch wenigstens 10 für Kleider und konnte dabei noch nicht hoffärtig sein; für Strümpfe, Schuhe, Hemden, deren er nur drei gute und vier böse hatte, Wascherlöhne usw. gingen doch wenigstens auch 8 Kronen darauf; alle Woche ein Päcklein Tabak (und er brauchte meistens mehr), war wieder zwei Kronen; es blieben noch 10 Kronen. Nun waren fünfzig Samstagsnächte, fünfzig Sonntagsnachmittage, von denen noch sechs Extrasonntage, an welchen allenthalben getanzt wurde, Märkte, es wußte kein Mensch, wieviel, war eine Musterung, vielleicht gar noch eine Garnison, die zufällig sich ergebenden Gelegenheiten zum Hudeln (Lumpen) nicht einmal gerechnet. Rechnete er nun fürs Ordinäre alle Wochen nur zwei Batzen für Gebranntes (Branntwein) oder Wein, so machte das wieder 4 Kronen. Übersprang er drei Tanzsonntage, so brauchte er doch, wenn er mit dem Geiger abschaffen (abrechnen) mußte, ein Mädchen zu Gaste halten und, wie es der Brauch war, betrunken heimgehen wollte, wenigstens eine Krone und manchmal 2 Gulden 20 Kreuzer für jeden der drei übrigen Sonntage. Jetzt hatte er für Märkte, Musterungen und die übrigen Hudeleien (Lumpereien) nur noch drei Kronen. Mit dem, dachte er, sei es doch wirklich nicht menschenmöglich, auszukommen. Schon zwei Märkte und die Musterung brauchten mehr als das, für das andere hatte er also gar nichts. Er rechnete immer von neuem, probierte, an den Kleidern, an den andern Ausgaben abzuschneiden; aber das Ding ging nicht. Er mußte doch gekleidet sein, mußte waschen lassen, barfuß konnte er auch nicht laufen. So brachte er, er mochte rechnen, wie er wollte, immer die traurige Wahrheit heraus, daß er statt vorzuschlagen (zu sparen), zu wenig hatte.

Als er einst so in seine trostlose Rechnung vertieft war beim Einmachen (Einholen) von Gras für die Kühe und immer von vornen anfing und hintenhinaus immer zu wenig hatte und eben bei sich feststellte, es müsse dem Meister nicht recht

im Kopfe sein, so ein Bauer wisse nicht, was ein Knechtlein alles brauche; ein Bauer brauche nichts waschen zu lassen, nehme Schuhmacher und Schneider ins Haus und hätte am Ende vom Jahre alle Schöpplein vergessen, welche er getrunken, weil er sie seinem Geld nicht anmerke; wie er so sinnend stand, tönte es hinter ihm: „Bist am Grase (Grasholen)?“ Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Uli auf, und Anne Lisi stand neben ihm. „Ich habe geglaubt,“ sagte Anne Lisi, „du seiest krank, daß du nicht zu mir gekommen bist. Ich sah allenthalben auf dich und konnte dich doch nirgends erblicken. Da konnte ich es nicht mehr erleiden (aushalten) vor Sehnsucht nach dir, es hat mir ganz das Essen gestellt (benommen). Ich habe schon gestern dort hinter dem Hag (Zaun) auf dich passet, aber du bist nie allein gewesen. Es dünkt mich, es hätte mir schon gebessert um das Herz, daß ich dich nur sehen kann. Aber Uli, mein Uli, warum bist jetzt mehr als vierzehn Tage nicht zu mir gekommen? Das ist doch nichts gemacht (nicht recht) von dir. Ich bin manche Nacht durch immer mit dem Kopf auf dem Ellbogen gewesen, es war mir, du müßtest kommen. Warum bist nicht gekommen?“ So angedonnert war Uli in seinem ganzen Leben nicht gewesen. Er kannte Anne Lisi, hatte ein böses Gewissen gegen sie und durfte ihr nicht sagen, daß er nie mehr zu kommen gedenke. Dazu war er fest entschlossen, es war ihm zu angst gewesen, und jetzt kam die Angst in verdoppeltem Maße wieder. Er brummte etwas von einem kranken Roß, dem er hätte abwarten müssen; von einer Kuh, zuletzt sogar von Gliedersucht. Anne Lisi trat nicht lange in die Vergangenheit ein, sondern sagte, sie könne da nicht recht mit ihm reden, sie hätte ihm viel zu sagen, er solle in dieser Nacht zu ihr kommen, sie könne es unmöglich länger ohne ihn ausstehen. Uli wollte das nicht versprechen; der Meister sei fort mit Roß und Wägeli, er müsse warten, bis er heimkomme, sagte er, und dann müsse er noch füttern, und dann werde es sich kaum mehr der Mühe lohnen. „Was

ist mit dir?" sagte Anne Lisi, „wenn es dir etwas daran gelegen wäre, es würde sich dir wohl schicken (dir wohl passen). Das sind nur Ausreden, es hat dich jemand aufgewiesen (aufgehetzt), dir den Kopf groß gemacht. O, ich weiß schon, Kuderjoggelis Annebäbi hat dich aufgestiefelt (aufgestachelt). Aber wart' es nur, dem rote D..... will ich die Läuse runtermachen, daß es mich nicht vergessen soll. Aber wie magst du dich auch mit einem solchen Knirps, der nicht größer ist als ein dreitägiges Kalb, abgeben? Das ist nichts Bravs von dir. Schäme dich, du wüster Kerl du! Ich will dir's zeige! Aber nicht wahr, du kömmst diese Nacht? Unterstehe dich und komm nicht!" Uli sagte, sie hätt's schon gehört, er könne nicht. „Was, du willst nicht? Du wirst doch nicht wüst tun wollen, wie die andern Hunde? Du wirst doch nicht wollen vergessen, was du mir gesagt hast?" Er wisse nichts Apartigs, das er ihr gesagt habe, sagte Uli. „Was, du weißt nicht mehr, was du mir gesagt hast? Hast du nicht gesagt, daß du, wenn du eine zur Kirche führen wollest, mich zur Kirche führen werdest?" Er wisse nichts mehr davon, sagte Uli, das sei ihm etwas Neues. „So, du besinnst dich nicht mehr daran (darauf), du verfluchter Lumpenkerl, was du bist! Ich will dir's zeige! Aber es lohnt sich nicht der Mühe deinetwegen! Ein solches Affengesicht finde ich hinter jedem Zaunstecken, und wenn ich einen haben muß, so will ich nicht einen solchen Lump, der nie drei Kreuzer beieinander hat und der Meisterfrau alle Waschlumpen stiehlt, um seine Sonntagskutte (Sonntagsrock) zu flicken. Nein, beim Wetter, eine so unwerte (nichts geltende) Dirne bin ich doch nicht, daß ich nicht bei einem brävern und reichern Burschen anzuklopfen wüßte, als bei einem halbverhungerten Bauernknechtlein, wie du eins bist. Zu dir käme ich zuletzt, wenn ich einen haben müßte; habe nicht etwa Kummer, ich wolle dich; solche, wie du bist, wollte ich, ein Mädchen wie ich bin, zehn an jeden Finger kriegen. Aber wart', des Kuderjoggis Annebäbi, dem will ich sagen, was es für eine ist, und ich will nicht

lebendig da wegkommen, wenn ich dem nicht sein Maul auftue, daß man es in Merlingen *) für ein Tennstor (Tennentor) brauchen könnte. Das verflucht Mensch, dich so gegen mich aufzuweisen (aufzuhetzen)! Aber du kannst es noch machen, wie du willst; kommst du in dieser Nacht, wohl und gut, so will ich dir's vergessen und dir auftun! Kommst du aber nicht, so sich zu, was geht, und ich will keine gesunde Stund mehr haben, wenn ich dir noch einmal auftue! Ja wolle! so wüst zu tun und so den Kopf zu machen (eigensinnig zu sein)!" Uli wohlete es bedenklich, und er ward ganz trotzig und sagte, seinetwegen brauche es in dieser Nacht nicht auf dem Ellbogen zu schlafen, er bleibe lieber daheim, als daß er andern ihre Suppe ausessen wolle, und mit einer solchen wolle er sich nicht mehr beschmutzen. Sie solle jetzt ihrer Wege gehn und ihn ruhig lassen, er hätte genug von ihr. — Da fing Anne Lisi aufs neue an, wüst zu tun; bald sagte sie Uli alle Schande, dann heulte sie über die Schlechtigkeit des Mannevolks, dann rühmte sie ihr gutes Herz, das so schändlich angeführt werde seiner Güte wegen und weil sie so einem Lumpenkerl getraut habe. Dann flattierte sie dem Uli wieder auf das Zärtlichste und sagte, es sei ihr noch keiner so lieb gewesen als er, sie hätte sich für ihn lebendig können schinden lassen, es dünke sie, es wolle ihr das Herz zerreißen. Aber Uli blieb unbeweglich, und als er genug hatte, fuhr er mit seinem Graskarren nach Hause und ließ Anne Lisi im Klee stehen. Aber bei sich setzte er hoch ein, dasmal sei er entronnen, und das wolle er sich als Warnung dienen lassen, und so müsse ihm keine mehr kommen aus einem Haselbusch hervor.

Und seiner gesprengten Fesseln sich freuend, ließ er ein Jodeln ertönen, daß seine Kühe in den Bahren (an die Raufen) fuhren, die Pferde in die Zügel schossen, die Katze von dem Ofen sprang, der Hund aus seinem Stalle kroch und die Magd sagte:

---

*) Merlingen am Thuner See, das bernische Abdera.

„Was kömmt wohl den Uli an, daß er so lustig ist; man hat ihn so lange nicht gehört.“

Bald darauf fuhren Meister und Knecht Steine zu einem neuen Stubenofen. Auf dem Heimweg kehrten sie ein, da sie einen weiten und bergichten Weg hatten. Da der Meister nicht hundshärig (knauserig) war und vom schlechtesten Wein befahl, wenn der Knecht bei ihm war, und für zwei Personen nur für einen halben Batzen Brot aufstellen ließ, so wurde Uli auf dem Rest des Weges gesprächig. Er erzählte dem Meister die Begegnung mit Anne Lisi, und wie er froh sei, daß er nun dem Kummer und dem Mensch ein für allemale los sei. Es hätte ihm gewohlet (sei ihm wohl geworden), er könne es niemand sagen wie. Er begreife erst jetzt, was man mit dem Sprichwort sagen wolle: Es sind mir Zentnersteine von dem Herzen gefallen. Der Meister freute sich der Nachricht, aber warnte, er solle es nicht machen wie gar viele, die, solange sie die Folgen ihres Lasters fühlen, reuig seien, dann aber wiederum um die Sünde herumführen, wie die Fliege um ein Licht, bis sie sich die Flügel verbrannt und vielleicht ein für allemal. So kenne er manchen Trunkenbold, der allemal, wenn er sein Geld ver- und einen sturmen (schwindligen) Kopf ertrunken, sich vornehme, sich nie mehr so zuzuputzen (zuzurichten) — und das nächstemal, wenn er zum Wein komme, sei er wieder ein volles Kalb; so gehe es manchem mit dem Weibervolk. Denen, welche meinen, die Listigsten geworden zu sein, gehe es oft am wüstesten. „Nein, Uli, halt dich jetzt, so kannst du noch einen Mann abgeben, wie ich es dir ausgelegt habe,“ sagte der Meister.

„Hör', Meister,“ sagte Uli, „ich habe der Sache nachgesinnet, und der Pfarrer, welcher dich unterwiesen hat, ist nicht ganz ein Narr gewesen; aber was ein Bauernknechtlein für Lohn hat und was es braucht, davon hat er nichts gewußt; er wird gemeint haben, ungefähr soviel als ein Vikar. Aber du solltest es besser wissen, und solltest es wissen, daß es aus sei mit

Ersparen und Reichwerden. Ich habe manchen Tag lang gerechnet, daß es mir fast den Kopf oben abgesprengt hat; aber ich habe immer das gleiche herausgebracht: Aus nichts wird nichts, und nichts von nichts geht auf." „Wie hast du denn gerechnet?" sagte der Meister. Uli machte ihm die ganze Rechnung Punktum wieder durch, und als er fertig war, fragte er spöttisch den Meister: „Und jetzt, was sagst du dazu, ist's nicht so?" Der Meister sagte: „Deiner Rechnung nach macht es allerdings soviel; aber man kann noch ganz anders rechnen, Bürschchen. Hör' einmal, ich will dir jetzt auch eine Rechnung machen auf meine Art; es nimmt mich wunder, was du zu dieser sagen wirst.

An dem, was du für deine Kleidung angesetzt hast, will ich nicht viel ändern. Es ist möglich, daß du, wenn du dich ordentlich instand stellen und namentlich Hemden haben willst, um den Wascherlohn zu ersparen, und überhaupt angezogen sein möchtest Sonntag und Werktag, wie es einem braven Burschen wohl ansteht, in der ersten Zeit noch mehr brauchst. Für Tabak hingegen hast du 2 Kronen angesetzt; das ist zuviel. Ein Knecht, der in den Stall und auf die Tenne muß, soll den ganzen Tag nicht rauchen, nie als nach dem Feierabend. Um den Hunger zu vertreiben, brauchst du bei mir nicht zu rauchen, und wenn du es dir ganz abgewöhnen könntest, so würde es dir als Knecht viel nützen. Wenn einer nicht raucht, so macht er allenthalben mehr Lohn.

Die andern 10 Kronen, welche du für Lustbarkeiten aller Art rechnest, die streiche ich dir ganz durch, vom ersten Kreuzer bis zum letzten. Ja, tue nur das Maul auf und sieh mich an wie Störche ein neues Dach. Willst du dich kurieren und etwas werden, so mußt du dir auch einmal etwas Rechtes vornehmen, vornehmen, von deinem Lohn keinen Kreuzer zu verhudeln (durchzubringen), auf keine Weise. Nimmst du dir vor, nur etwas weniger als früher zu laufen, etwas weniger zu vertun als sonst, so ist das nur den Mäusen gepfiffen. Bist

du einmal im Wirtshaus, so bist du deiner nicht mehr Meister, die alte Kameradschaft, die alte Gewohnheit reißt dich hin, und du vertust wieder zwei bis drei Wochenlöhne. Dann kömmt der Nachdurst, und du mußt andere Abende nachbessern und verlierst immer mehr den Glauben, daß du dir je aufhelfen könnest, wirst alle Tage liederlicher und verzweifelst immer mehr an dir selbst. Das ist übrigens nicht so schrecklich, als du ein Gesicht machst. Sieh doch, wieviele jahraus jahrein nie einen Schoppen trinken und in kein Wirtshaus gehen. Es sind nicht nur arme Tagelöhner, welche genug zu tun haben, des Mangels sich zu erwehren, sondern es sind darunter auch vermögliche, ja reiche Leute, welchen es zur Gewohnheit geworden ist, nichts unnütz zu vertun, und sie sind nicht nur wohl dabei, sondern sie können noch viel weniger begreifen, wie einem vernünftigen Menschen wohl beim Hudeln (Lumpen) sein könne, als du jetzt begreifen willst, daß ein Mensch, ohne zu hudeln, leben könne. Ich bin einmal mit einem Mannli vom Langenthalermarkt früh heimgegangen. Es verwunderte sich, mich schon auf dem Heimweg zu finden, es müsse sonst gewöhnlich alleine heim, sagte dasselbe. Ich antwortete ihm, ich hätte nichts mehr zu tun gehabt, und im Wirtshaus zu sitzen bis am Abend sei mir auch zuwider gewesen. Das Geld gehe darauf, die Zeit damit, und am Ende wisse man nicht, wann und wie man heimkomme. Ja, sagte der Mann, ihm sei es auch so. Er hätte mit nichts angefangen und gar kümmerlich tun müssen. Lange hätte er Vater und Mutter alleine erhalten, aber doch jetzt Haus und Hof ohne Schulden und jahraus und jahrein zwei Kühe, von denen keine weniger als sechs Zentner wiege. Aber er habe auch von Anfang an keinen Kreuzer unnütz vertan. Nur einmal erinnere er sich, in Burgdorf ein halbbatziges weißes Brötchen (Brötchen zu einem halben Batzen) gekauft zu haben, welches er hätte können bleiben lassen, da sein Hunger nicht so groß gewesen, daß er ihn nicht hätte ertragen können, bis er heimgekommen, wo er wohlfeileres

Essen gefunden hätte. Ja, sagte ich, soviel könne ich nicht sagen, es sei mir mancher Batzen entronnen; aber man könne es auch zu weit treiben, der Mensch müsse doch auch gelebt haben.

‚Ja freilich,‘ sagte er. ‚Ich lebe auch und bin froh dabei. Ein Kreuzer, den ich erspare, tut mir wohler, als ein Neutaler einem, der ihn verhudelt (verlumpt). Wenn ich es nicht so angefangen hätte, so wäre ich wohl zu nichts gekommen. Ein armes Bürschchen hat nicht den Verstand, wenn er einmal angefangen hat, aufzuhören zu rechter Zeit; hat er einen Batzen verschleudert, so zieht dieser zehn andere nach. Du mußt aber nicht etwa glauben, daß ich dabei ein wüster Geizhals sei. Es ist schon mancher leer von großen Bauernhäusern weggegangen und hat bei mir erhalten, was er nötig hatte. Ich habe nicht vergessen, wer mir den Segen zu meiner Arbeit gegeben hat und wem ich bald Rechnung ablegen muß.‘ Auf diese Rede hin habe ich das Mannli von oben bis unten angesehen mit großem Respekt; es hätte ihm kein Mensch angesehen, was hinter ihm stecke. Ehe wir voneinander gingen, wollte ich ihm noch eine Flasche Wein zahlen für seine gute Lehre. Allein er wollte nicht und sagte, er hätte gar nichts nötig, ob er mein Geld oder seines unnütz vertäte, das käme ja einst bei der Rechnung auf das gleiche heraus. Seither habe ich das Mannli nicht mehr gesehen; es hat wahrscheinlich seine Rechnung schon abgelegt, und wenn niemand eine schwerere hätte als es, so käme es vielen wohl.

Siehe, so meine ich, sei jeder Kreuzer, den du von deinem Lohn für solche unnütze Sachen brauchst, durchaus ein schlecht gebrauchter. Bleibe zu Hause und damit ersparst du nicht nur 10 Kronen, sondern noch gar viel dazu. Es klagen alle Knechtlein, wieviel Schuhe, wieviel Kleider sie brauchen, wie sie an Wind und Wetter sein müßten; aber weißt du, womit sie die meisten Kleider verderben? Mit ihrem Herumfahren des Nachts bei allem Wetter, durch Dick und Dünn und mit allem dem, was dabei vorgeht. Wenn man die Kleider 24 Stun-

den am Leibe hat, so verdirbt man sie offenbar mehr, als wenn es nur 14 Stunden geschieht. Zu Mädchen läuft man nicht in Holzschuhen, und wann sprengt man mehr Schuhnägel aus, des Tages oder des Nachts, wo man keinen Stein sieht, kein Loch, keinen Graben? Und sag' mir, wie sehen die Sonntagskleider aus, wenn man betrunken herumgeschweift ist, einander herumgerissen, im Kot herumgewälzt hat? Wie mancher Sonntagsrock ist so in Stücke gegangen, wie manches Paar Hosen unbrauchbar, wie manche Kappe verloren worden!

Es brauchte gewiß manch Knechtlein halb weniger für seine Kleider, wenn es daheim bliebe; von den Mädchen will ich nur nicht reden. Und denk' daran, Uli, wenn du jetzt schon 10 Kronen für solche unnütze Gewohnheiten brauchst, so brauchst du in 10 Jahren 20 und in 20 Jahren 40, wenn du sie hast; denn so eine Gewohnheit steht nicht stille, sie wächst — und führt das nicht schnurstracks dem alten Bettler zu?

Endlich, Uli, hast du nicht bloß 30 Kronen, sondern auch noch manchen Batzen Trinkgeld, wenn eine Kuh, ein Roß usw. verkauft wird. Diese brauche, wenn du wohin laufen mußt und das Einkehren nicht vermeiden kannst. Daraus kannst du meinethalben an einer Musterung einen Schoppen trinken, kannst etwas zusammentun, wenn du in Garnison mußt; das reicht vollkommen hin dazu. Du hast schon viel Lohn eingezogen; aber wenn du mir glauben und folgen willst, so kommst du schon dieses Jahr aus den Schulden; das andere Jahr kannst du ans Sparen gehen. Und wenn du mir glaubst, so ist dann nicht gesagt, daß ich nur 30 Kronen Lohn geben könne. Wenn ein Knecht so recht bei der Sache ist und mit seinem Sinn nicht nur beim Narrenwerk, wenn ich ihm etwas anvertrauen kann und es gleich geht, sei ich dabei oder nicht, und ich nicht allemal mit Kummer heim muß, es sei etwas ungrads gegangen, so, Uli, kommt's mir auf ein paar Kronen nicht an. Denk' daran, Uli: je besser die Gewohnheit, je besser der Name, desto besser auch der Lohn."

Dem Uli gingen ob diesen Reden Maul und Nase auf, und endlich sagte er, das wäre wohl schön, aber es werde es kaum geben (es werde kaum dazu kommen); er glaube nicht, daß er das aushalte. „He, probiere einmal einen Monat und siehe, wie es kommt, und sinn' nicht an Laufen, Schoppen und das Wirtshausgehen, so wird es sich schon machen."

---

5. Kapitel. Nun kommt der Teufel und säet Unkraut in den guten Samen.

Und es ging recht ordentlich manchen Sonntag lang. Uli ging wieder in die Kirche und dachte daran, daß er ein Mensch sei und daß er auch selig werden möchte. Er fing auch an, zu glauben, daß der Meister doch etwas recht haben möchte; denn wenigstens zwei Neutaler hätte er früher in dieser Zeit für nichts ausgegeben, die er jetzt noch in der Tasche habe. Er war auch ein anderer bei der Arbeit; es ging ihm alles noch einmal so rasch von der Hand, und weil er wirklich des Nachts schlief, des Sonntags ruhte, den Körper nicht durch Ausschweifungen schwächte, so schien ihm keine Arbeit mehr schwer; es war ihm fast, als ob er nicht mehr müde werden könnte. Der Meister sah mit Freuden, daß es so gut gehe, und wenn er ihm etwas zuwenden konnte, so tat er es; er handelte ein größeres Trinkgeld ein (machte ein größeres Trinkgeld aus), wenn es ihm dünkte, der Metzger vermöge es und es sei ihm an dem zu erhandelnden Stück Vieh viel gelegen; nahm Uli mit auf den Markt oder schickte ihn hier oder dort aus, wenn etwas zu verrichten war, damit Uli doch auch sein Pläsier hätte, und wenn Uli einen Schoppen trank auf diesen Wegen, so zahlte ihn der Meister.

Natürlich fiel Ulis Betragen auch andern auf; zuerst seinen Mitdiensten, dann den Nachbarn. Es geht unter den Dienstboten gerne wie unter Jakobs Söhnen. Wenn eines

besser ist als die andern und daher auch den Meisterleuten (der Herrschaft) lieber, so verfolgen es die Schlechtern, spotten es aus und ruhen nicht, bis sie es vertrieben haben oder so schlecht gemacht, als sie selbst sind. Sie wollen nicht, daß Meisterleute es erfahren, was ein guter Knecht, eine gute Magd ausrichten können; sie fürchten, es möge dann allzusichtbar werden, wie schlecht sie seien, und ihnen auch mehr angemutet werden, ein anderes Betragen, ein rührigeres Schaffen. Das wollen sie nicht; es soll der Meister keinen Vorteil von ihnen haben; sie wollen nicht Narren, Tröpfe, Kühe sein und sich tot arbeiten, wo sie nichts davon hätten. Sie machten, wie sie es gewohnt seien, und wenn es so nicht anständig sei, so gingen sie weiter, so reden sie. Es ist daher sehr oft die Dienerschaft eine gegen die Meisterleute verschworne Bande. Das Komplott besteht darin, soviel Lohn, soviel Freiheit, ein so gut Leben zu erzwingen als möglich, und wenn es nicht nach den Köpfen geht, die Meisterleute so zornig als möglich zu machen. Es braucht viel Kraft und viel Klugheit, solche Komplotte zu zerstören, und viel Liebe und viel aufrichtige Wohlmeinenheit, sie nicht aufkommen zu lassen. Es gibt jedoch Dienstboten, deren feindlicher Sinn auf keine Weise zu brechen oder zu versöhnen ist und die daher gegen jeden Meister feindselig verfahren und allenthalben den Frieden stören, wohin sie auch kommen.

Die andern Dienstboten fingen daher bald an, auf Uli zu sticheln, zu sagen, sie wollten nicht Narren sein und so auf den Meister sehen (auf den Vorteil des Meisters sehen); sie begehrten nicht die Liebsten zu sein; oder aber, wenn sie eine Viertelstunde an ihren Hauenstielen (mit den Hackenstielen in der Hand) geklappert (geschwatzt) hatten, zu trümpfen, sie müßten sich zur Arbeit halten, der Meister wüßte am Abend, wie manchmal eins geruhet hätte. Das machte Uli böse, denn er machte nicht den Ohrenträger, und mehr als einmal ließ er sich verführen, mit der Bande zu räsonieren und wieder

mit ihr gemeine Sache zu machen. Wenn er aber darüber dachte, so dünkte es ihn doch, es sei dumm von ihm. Sobald er mitmachte und miträsonierte, war er unzufrieden und mißmutig; sobald er nicht von Herzen arbeitete, hatte er Langeweile und er wurde noch einmal so müde dabei. Er tat sich selbst also ebensoviel zu leid, als dem Meister, und er sah wohl ein, daß, wenn er so fortfahre, er ein mißmutiger, unzufriedener Mensch abgeben würde, dem die Arbeit eine Plage sei. Er sah doch, daß auf des Meisters Seite die größere Gutmeinenheit sei, und daß, wenn er diesem gehorche, es ihm besser gehe, und wenn auch der Meister Nutzen hätte von seiner guten Aufführung, so hätte er selbst doch noch den größern und bleibenderen davon.

Es kam ihm vor, als ob da zwei Mächte sich um seine Seele stritten, fast gleichsam ein guter und ein böser Engel, und jeder ihn haben wollte. Der Pfarrer hatte nämlich einmal in einer Predigt gesagt: Zu den ersten Eltern im Paradies hätten Gott geredet und die Schlange. Gott hätte ihnen etwas zu ihrem Besten verboten, und die Schlange hätte sie aufgewiesen (aufgehetzt), Gott und sein Gebot verdächtigt, als ob er dasselbe nur zu seinem eigenen Nutzen gegeben hätte; hätte auch den Menschen geschmeichelt, und so hätten die ersten Eltern der Schlange, der Aufweisung, mit ihrer verführerischen, schmeichlerischen Kunst Gehör gegeben und seien darob unglücklich geworden und hätten ihre Nachkommen mit ins Unglück gezogen. Nun sei das sehr wunderbar, daß diese beiden Stimmen alle Menschen durchs Leben begleiteten und aus Menschenmund zu ihnen kämen. Es sei selten ein Mensch, den nicht gute Menschen zum Guten mahnen mit Liebe und Ernst; den hinwiederum nicht böse Menschen aufweisen und zum Bösen antreiben, indem sie sich mit süßer Rede als Freunde stellen oder mit Spott seine Eitelkeit erregen. Auch in uns sei etwas, welches mahne, den guten Menschen zu gehorchen; aber noch ein anderes sei in uns, welches lieber auf die bösen Menschen höre, welches sich durch Schmeichelei gerne verführen lasse,

größern Glauben habe zu denen, welche zum Bösen antreiben, als zu denen, welche zum Guten mahnen. Daher geschehe es zumeist, daß die Bösen die Gewalt bekämen und die Menschen ins Unglück führen könnten; hintendrein lachten sie dann und hätten ihr Gespött mit dem Unglücklichen, der es zu spät einsehe, wer es eigentlich gut mit ihm gemeint hätte.

So kam es Uli manchmal in Sinn, es gehe ihm jetzt gerade so, und doch war er so oft nicht Meister über sich, und die bösen Stimmen erhielten Gewalt über ihn. Besonders als nun auch Nachbaren auf Uli aufmerksam wurden und ihr Maul hineinhängten (mit hineinredeten) und den Uli aufzuweisen suchten. Einer war Ulis Meister feindlich und verstand es meisterlich, fremde Dienstboten anzulocken, und wenn er sie hatte, ihre Kräfte auf eine unglaubliche Weise zu mißbrauchen. Dieser tadelte selten seine Knechte, er rühmte sie, daß die Schwarten krachten, trieb sie damit zu übermäßigen Anstrengungen und lachte den Buckel voll, wenn sie so recht außer Atem sich abarbeiteten. Er hatte es nicht ungern, wenn sie hudelten (lumpten), und sie hatten in seinem Hause auch Freiheit zu allem Schlechtem, Mägde und Knechte konnten miteinander umgehen wie Eheleute; das behielt viele trotz des schlechten Lohns bei ihm. Er streckte ihnen gerne Geld vor; denn wenn sie seine Schuldner waren, so waren sie auch mehr oder weniger seine Sklaven; die Schulden waren das Seil, an dem er sie festhielt.

Diesem Meister hatte Uli schon lange in der Nase gesteckt, denn Uli war ganz wie gemacht für ihn; ein hübscher Lockvogel für Mägde, die nicht ungern in ein Haus dingen, wo Freiheit ist und ein hübscher Knecht dazu; ein guter Lastesel, der die Arbeit verstund, aber liederlich war und etwas einfältig, schien eben recht zum Brauchen und Ausnutzen. Dieser Meister spottete erst, wenn er Uli des Sonntags daheim sah, er werde wollen geistlich (fromm) werden oder in die Versammlungen (der Pietisten, Stündeler) gehen! Es gehe

auch kurzweilig zu dort, was unter dem Tisch vorgehe, sehe man nicht und noch viel weniger, was vorgehe, wenn die Lichter ausgeblasen würden. Das reizte Uli, daß man ihn für einen Geistlichen (Frommen) ansehen sollte, und es juckte ihn, recht wüst zu tun, damit man ja nicht glaube, er sei besser als ein anderer. Es ist gar merkwürdig, für was alles die Jugend sich schämen zu müssen glaubt; nicht nur, minder Geld zu haben, minder hübsch zu sein, minder stark, minder schön gekleidet; sondern es schämen sich gar viele auch, minder wüst zu tun als andere. Doch hielt Uli noch an sich. Als der Nachbar mit Spötteln nichts abbrachte, so versuchte derselbe es mit einem andern Ton. Er begann Uli zu rühmen, wie er einer sei und wie ihm schon lange keiner unter die Augen gekommen sei, der ihm die Schuhriemen auflöse. Gerade so einen hätte er schon lange gewünscht, allein er hätte das Glück nicht. Es sei nur schade, daß ihn sein Meister hätte; der wisse nicht, was er an ihm habe. So machte er Uli den Kopf groß (übermütig) und fing allgemach an, ihm seinen jetzigen Dienst verhaßt zu machen. Er deutete ihm darauf hin, wie man alles an ihn lasse (ihn alles machen lasse), ihm immer mehr aufbürde, ihm Sachen anmute (zumute), wie sonst nirgends einem Knecht, und wie sein Meister faulenze, ihn allenthalben am schwereren Orte arbeiten lasse. Der Meister hatte nämlich im Herbst den Uli einen Acker säen lassen, während er selbst geeggt; hatte ihn den Pflug halten lassen, während er die Pferde führte. Er hatte Uli gesagt, er müsse das auch lernen, wenn er ein Hauptknecht werden wolle. Es gebe gar manchen Dienst, und das seien gewöhnlich die besten, wo ein Knecht alle Arbeit müsse machen können, und es sei doch nichts Traurigeres, als so ein Bauernknechtlein, das nicht die halbe Landarbeit verstehe; und deren gebe es ganze Körbe voll, die nichts anderes könnten, als so geradehin hacken, holzen und heuen. So hatte der Meister gesagt und den Uli an den Pflug gestellt, was hundert Väter an den eigenen Söhnen nicht tun, ihnen, solange sie

ein Bein machen (rühren) können, Pflughalten und Säen nie anvertrauen, aus Furcht, es könne eine Hand voll Korn mehr gebraucht oder sonst irgend ein Fehler gemacht werden. Und gerade seine Wohlmeinenheit wurde dem Meister nun so übel ausgelegt und dem Uli der Kopf alle Tage größer gemacht, wie der Meister alles an ihn lasse und wie der Meister es nicht mehr machen könnte, wenn Uli einmal fort sei.

„Es nimmt mich nur wunder, wie es einmal gehen soll, wenn du nicht mehr da bist; sie werden es dann erfahren, wer du bist und was du gemacht," das ist ein Spruch, mit welchem man schon viele hundert Dienstboten von ihren Plätzen weggesprengt (weggebracht) hat. Es reitet sie der Teufel immer mehr durch die Neugierde, wie es gehen werde, wenn sie nicht mehr da seien. Es steigt immer mehr die Lust zu Kopfe, einmal seine Unentbehrlichkeit zu zeigen; zu erfahren, ob es gehe ohne sie; zu erfahren, daß ein Meister oder eine Meisterfrau bittend komme mit dem Bekenntnis, sie könnten es durchaus nicht mehr machen ohne Lisi, ohne Benz. Es träumen tausend halbbatzige (nichtsnutzige) Knechtlein und Mägdlein ganze Jahre durch von dieser Unentbehrlichkeit, und wenn Weihnacht kommt und sie ihren Bündel weiter tragen, so will niemand ihnen nachlaufen und sagen: „Benz, Lisi, bleib doch da um Gottes willen;" wie sie zurückschauen, es kommt niemand. Da treibt sie vielleicht schon die nächste Woche die Neugierde, wie man es ohne sie mache, in ein Nachbarhaus, wo sie etwas sehen und etwas vernehmen können über die neuen Diensten und den Stand der Dinge. Und siehe da, es geht, und die neuen Dienstboten sind ungefähr wie die alten, und wie sie sich auch mit der Hoffnung trösten, das bleibe nicht vierzehn Tage beieinander, so geht es doch wie das vorige Jahr von einer Weihnacht zur andern. Und mit jeder Weihnacht ziehen sie weiter, und niemand will sie zurückrufen, und allenthalben geht es ohne sie. Ach, es möchten die Menschen so gerne unentbehrlich sein und verstehen doch so selten, sich unentbehrlich zu machen.

So stieg die Aufweisung (Aufreizung) dem Uli nach und nach ins Haupt. Es verstehen gar selten Menschen und selbst nicht bloß Hochgestellte (die am allerwenigsten), sondern auch Hochgebildete, der Aufweisung zu widerstehen; es ist also Uli nicht zu verargen, wenn er die Laus nicht hinunterwarf, welche ihm hinter den Ohren krabbelte. Was ihn der Meister aus Gutmeinenheit machen ließ, das schien ihm eine ungerecht und mutwillig aufgebürdete Last. Er dachte selten mehr an die guten und bösen Stimmen, und sein Kopf schwoll immer mehr an, und immer unwirscher ward es inwendig, und der Nachbar sah mit mächtiger Schadenfreude die Wirkung des eingespritzten Giftes und wie Uli näher und näher dem aufgespannten Garne kam. Der Meister dagegen bemerkte mit Bedauern, daß etwas wie eine finstere Wolke zwischen ihr Vertrauen getreten; er wußte nicht was, und mit angestammter Kaltblütigkeit überließ er das Aufdecken dieses Unbekannten der Zeit, denn besondere Gelegenheit, mit Uli zu reden, bot sein Betragen nicht dar, es war äußerlich noch geregelt.

---

6. Kapitel. **Wie das Hurnussen dem Uli vom Unkraut hilft.**

Es war schon lange die Rede davon gewesen, daß die Bursche aus Ulis Gemeinde, die Erdöpfelkofer, mit den Brönzwyleren *) einen Wetthurnusset abhalten sollten. Das Hurnussen ist nämlich eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Äckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl selten ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Aug' und Fuß so sehr in Anspruch nimmt, wie das Hurnussen. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien, die eine hat den Hurnuß zu schlagen, die andere ihn

---

*) Erfundene Ortsnamen, etwa Kartoffelheim und Branntweinsdorf.

aufzufangen. Der Hurnuß ist eine kleine Scheibe von nicht zwei Zoll im Durchmesser, in der Mitte etwas dicker als an den Rändern, welche abgerundet und zwei Linien dick sind. Derselbe wird mit schlanken Stecken von einem Sparren, der hinten auf dem Boden, vornen auf zirka ein bis anderthalb Fuß hohen Stützen liegt, geschlagen, auf den er aufrecht mit Lehm angeklebt wird. Etwa zwanzig Schritte weit vor dem Sparren wird die Fronte des Raumes bezeichnet, innerhalb welchem der Hurnuß fallen oder abgetan werden muß. Dieser Raum oder dieses Ziel ist an der Fronte auch ungefähr zehn bis zwanzig Schritte breit, erweitert sich manchmal nach und nach auf beiden Seiten, hat aber keine Rückseite, sondern ist in seiner Längenausdehnung unbegrenzt; soweit die Kraft reicht, kann der Hurnuß geschlagen werden. Innerhalb dieses Zieles muß nun der sehr rasch fliegende Hurnuß aufgefaßt, abgetan werden, welches mit großen hölzernen Schaufeln mit kurzen Handhaben (Griffen) geschieht. Fällt derselbe unabgetan innerhalb des Zieles zu Boden, so ist das ein guter Punkt, wird er aber aufgefaßt oder fällt er dreimal hintereinander außerhalb den Grenzen zu Boden, so muß der Schlagende zu schlagen aufhören. Die zwei Parteien bestehen aus gleichviel Gliedern und schlagen und tun wechselseitig den Hurnuß ab. Haben alle Glieder einer Partei das Schlagrecht verloren, indem der Hurnuß entweder abgefaßt worden oder außer das Ziel gefallen, so zählen sie die guten Punkte und gehen nun ins Ziel, um den Hurnuß aufzufassen, den nun die andere Partei schlägt, bis auch alle Glieder das Schlagrecht verloren. Welcher Partei es gelungen ist, mehr Punkte zu machen, den Hurnuß ins Ziel zu schlagen, ohne daß er abgetan wird, die hat gewonnen. Nun muß man wissen, daß dieser Hurnuß 50 bis 70 Fuß hoch und vielleicht 6 bis 800 Fuß weit geschlagen wird, und doch gelingt es bei geübten Spielern oft den Parteien nicht, einen einzigen Punkt zu machen, höchstens zwei bis drei. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit

gewandte Spieler dem haushoch über sie hinfliegenden Hurnuß ihre Schaufel entgegenrädern, wie man zu sagen pflegt, und ihn abtun mit weithin tönendem hellem Klange; mit welcher Schnelligkeit man dem Hurnuß entgegenläuft oder rückwärts springt, um ihn in seinen Bereich zu kriegen. Denn je gewandter ein Spieler ist, ein desto größerer Raum wird ihm zur Bewachung anvertraut. Je gewaltiger einer den Hurnuß zu schlagen vermag, um so mehr müssen die Auffassenden sich verteilen, so daß große Zwischenräume zwischen ihnen entstehen und auf den geflügelten Hurnuß eine eigentliche Jagd gemacht werden muß. Dieses Spiel ist ein echt nationales und verdient als eins der schönsten mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. Daß es ein nationales ist, beweist das am besten, daß ein ausgezeichneter Spieler durch eine ganze Landschaft berühmt wird und die Spieler verschiedener Dörfer ordentliche Wettkämpfe miteinander eingehen, wo die verlierende Partei der gewinnenden eine Uerti (Zeche) zahlen muß, d. h. ein Nachtessen mit der nötigen Portion Wein usw.

Zur Zeit, als die Erdöpfelkofer und die Brönzwyler miteinander hurnussen wollten, war noch der Dorfhaß in vollem Leben. Es war nämlich eine Zeit im Kanton Bern, wo jedes Dorf das andere haßte, jedes Dorf seinen Spottnamen hatte; wo dieser Haß bei jedem Tanz, an jedem Markt und zwischendurch im Jahr noch sehr oft mit Blut neu besiegelt wurde, daher nie veraltete, sondern in seiner gleichen Schärfe von einem Geschlecht auf das andere überging. Damals schlug man sich mehr als jetzt, es floß mehr Blut als jetzt, aber damals war es ein nationales Schlagen mit Scheitern, Stuhlbeinen, Zaunpfählen, und die harten Bernerköpfe wurden wohl sturm (schwindlig) davon, aber brachen nicht ein. Jetzt aber ist es mehr ein banditenmäßiges Morden, ein unnationales Messerbrauchen, und je stumpfer das Schwert der Gerechtigkeit wird, desto schärfer werden die Messer, und je feiger die Richter sind, desto frecher wird das Pack. Ach Gott! wenn doch so ein Richter durch

seine vermeintliche Popularität hindurchsehen könnte, wie geehrt und beliebt er sich durch seine Feigheit macht, wie hoch ihn die Mit- und Nachwelt schätzt, wenn er jedem Spitzbuben, jedem Vieh herauszuhelfen sucht, ja dadurch so recht eigentlich zu ihrem Helfershelfer sich macht, er würde zittern und schlottern vor Scham und Angst — und doch vielleicht nicht anders können, als blinde Kuh mit der Frechheit spielen — von wegen seinen natürlichen Anlagen.

Schon lange hatten sie sich gegenseitig ausgeboten (öffentlich verspottet) und verhöhnt, schon manches Loch in die Köpfe war geschlagen worden, ehe man dazu kam, einen Tag zum Wettkampf anzusetzen. Nun entstand in beiden Dörfern ein reges Leben, jede Abendstunde wurde zur Vorübung benutzt. Die Alten brummten über viele Zeitversäumnis, sagten voraus, das werde eine schöne Geschichte absetzen und doch nahmen sie eifrig teil an allem, nahmen selbst noch die Schaufeln zur Hand und probierten die Schlagstecken, wie sie sich in die Hand schickten und was für einen Zug sie hätten, bis sie sich nicht enthalten konnten, den Hurnuß auch zu schlagen. Zugleich zuckten sie die Achseln über die Jungen, wie sie gar nichts mehr könnten, und wie die andern ihnen den Marsch machen würden, und doch ließen sich noch einige alte Berühmtheiten mit fast weißen Haaren erbitten, am eigentlichen Kampfe teilzunehmen. Die Auswahl der Spielenden geschah mit der größten Sorgfalt und nach langem Prüfen und Wägen, denn die Ehre des Dorfes stand auf dem Spiele, und es war lustig anzusehen, wie die Auserwählten sich ordentlich in die Brust warfen, die Nichterwählten aber sich klein machten und demütig zu den andern aufschauten. Unter den Auserwählten sollte auch Uli sein, denn in einem solchen Spiel war er ein Meister, und wenn ihm schon im Schlagen noch hie und da ein Streich fehlte, so war er doch im Abtun, wo es Springen und Werfen galt, einer der tüchtigsten. Sein Meister riet ihm, die Wahl nicht anzunehmen. Das sei nicht für ihn, sagte derselbe. Verliere seine

Partei, so komme er unter fünfundzwanzig bis dreißig Batzen nicht daraus; das sei noch das wenigste. Am Abende gebe es Streit, und was dann das kosten werde, das wisse man nicht voraus. Wenn es bös gehe, so könne es zu Verbannungen *) kommen, und man habe Beispiele, daß so ein Streit viele hundert Taler gekostet habe. Das sei für reiche Bauernsöhne, welche gern ihre Taler sonneten und denen ihre Alten nichts darauf hätten (hielten), wenn sie nicht alle halbe Jahre einen Prozeß hätten und wenn sie nicht während ihrer ledigen Zeit einige hundert Taler an Schmerzengeld und Bußen zahlen müßten. Ob solchem sei schon mancher Bauer arm geworden, ein Knechtlein vermöge es vollends nicht. Er solle daher zurückbleiben, meinte der Meister, es könnte ihn sonst um manches Jahr zurückschlagen, ja machen, daß er nie mehr ins Geleise käme. Den Uli dünkte, was der Meister sagte, gar vernünftig, obgleich es ihn hart hielt, nicht an der Ehre teilzunehmen, an jenem Sonntag vor der großen Zuschauerschaft als ein bewährter Hurnusser aufziehen zu können. Er ging den nächsten Abend hin, um abzusagen. Natürlich nahm man sein Wort nicht gerne an, und unglücklicherweise war gerade jener obengenannte Nachbar auch dabei. Nachdem man lange umsonst in Uli gedrungen war, nahm jener Nachbar ihn neben aus und stellte die Sache nun anders dar. Dieser sagte nun dem Uli, wie es seinem Meister nur darum zu tun sei, daß er ihm nicht etwas versäume und daß der Meister nicht etwa einen Abend für ihn füttern müsse. Er kenne den Bodenbauer von Jugend auf, sagte er. Das sei ihm der größte Fuchs und scheinheiligste Ketzer unter der Sonne, und so wie er, wisse keiner die Dienstboten auszunutzen. Da gebe er ihnen alles mögliche an und stelle sich gutmeinend, nur um sie zu Hause zu behalten, damit niemand einen Augenblick versäume und er sie brauchen könne Tag und

*) „Leistungen" heißt es in der 1. Ausgabe, Verpflegung der Verwundeten auf Kosten des Gegners, auch Landesweisung.

Nacht. Auch wolle er nicht, daß sie mit andern Leuten Gemeinschaft hätten und Bekanntschaft machten, damit sie nicht vernehmen könnten, wieviel Lohn man hier oder dort gebe, wie gut die Dienstboten es hätten usw. So mache er es mit allen seinen Leuten, und wenn er einen recht ausgenutzet, ihm alles aufgebürdet habe und derselbe endlich etwas mehr Lohn wolle, so jage er ihn fort und stelle wieder einen wohlfeilern an. Jetzt wolle er nur nicht, daß Uli gute Kameradschaft mache mit reichen Bauernsöhnen und dadurch vielleicht sein Glück machen könne, man wisse nicht wie. Er, Uli, solle nur dem Meister sagen, man hätte ihn nicht loslassen wollen. Es sei ihm nützlicher, der Meister brumme ein wenig, als wenn die ganze Dorfschaft ihn hassen würde. Uli schwankte, gab nach; solche Worte fanden noch Glauben bei ihm, zudem gefiel ihm die Kameradschaft mit reichen Bauernsöhnen; er wußte nicht, daß auch hier das Sprichwort gilt, es sei bös mit großen Herren Kirschen essen, weil sie den Mitessern gern Steine und Stiele ins Gesicht würfen, das Fleisch aber behielten. Wer mit Höhern ohne eigenen Schaden umgehen will, muß sehr klug sein, sonst wird er mißbraucht, muß die Ehre teuer bezahlen und wird am Ende doch mit Spott und Hohn weggeworfen, wenn man seiner satt hat oder ihn nicht mehr zu brauchen weiß, oder wenn er sich einfallen läßt, Ansprüche zu machen. Das ist akkurat gleich zu Erdöpfelkofen wie zu Paris, zu Brönzwyler wie zu Bern.

Als Uli dem Meister sagte, er müsse doch mithalten, man wolle ihn nicht loslassen, so erwiderte dieser wenig darauf, nur ermahnte er Uli, daß er sich wohl in acht nehmen möchte; es wäre ihm leid, wenn er in Ungelegenheit käme und wieder in den alten Zustand. Diese Milde rührte Uli fast, und beinahe wäre er jetzt noch zurückgegangen, aber die falsche Scham war stärker in ihm als die gute Regung.

Der ersehnte Sonntag brach endlich an, und mit dessen Anbruch endigte sich manchem eine schlaflose Nacht. Wenige hatten Zeit, die Kirche zu besuchen; alle Teilnehmer mußten

sich rüsten, Schaufeln und Stecken probieren; die andern hatten ihnen zu helfen, und alle Weiber mußten das Mittagsmahl wenigstens eine halbe Stunde früher bereit halten als sonst, was für diejenigen eine schwere Aufgabe war, welche Fleisch im Hafen (Kochtopf) hatten, das drei Jahr im Kamin gehangen und von einer Kuh gekommen war, welche, wenn sie eine Frau gewesen, fast gar zur goldenen Hochzeit gekommen wäre.

Indessen wenn das Fleisch auch blieb wie mittelmäßiges Sohlleder, heute nahm es niemand übel, und glücklich war man, als endlich nichts mehr zwischen dem Nachmittage war, an dem des Dorfes Ehre für Kind und Kindeskinder neu bewährt werden sollte.

Noch lange hatte die bestimmte Stunde nicht geschlagen, als man schon mit dem Rüstzeug auf den Achseln einzelne dem Sammelplatz zuziehen und dort Stecken und Schaufeln von Hand zu Hand zu sorgfältiger Prüfung wandern sah. Die Knaben drängten sich eifrig herbei, schwangen mit großem Ernste die Stecken und redeten mit gar wichtigen Gesichtern, welche Schaufel am besten in die Hand sich schicke; die Alten aber standen scheinbar kaltblütig draußen auf der Straße, die kurzen Pfeifchen trotzig im Munde, die Hände in den Rock- und Westentaschen, und redeten vom Winde und vom Säen. Endlich wurde aufgebrochen, die jubelnde Jugend voran. Mit glücklichen Gesichtern die, welche eine Schaufel, einen Stecken tragen konnten; lärmend und zankend die, welche leer nebenbei liefen; kühn und trotzig, hie und da einer einen ungelenken Sprung versuchend, wenn er eben ein Mädchengesicht erblickte, welches ihm nicht gleichgültig war, marschierten die Kämpfer in halbmilitärischer Ordnung nach, und hintendrein trappeten (schlenderten) wie in halbem Selbstvergessen die Alten, und einer sagte dem andern, er müsse auf seinen Acker, man habe ihm gesagt, die Schnecken machten gar wüst in seinem Roggen, und da gehe es ihm in einem zu, zu sehen, wie die Jungen es verspielten. Es sei unter ihnen kein einziger, der

ihm die Schuhriemen aufgetan hätte, wo er noch jung gewesen, und doch seien noch ein halb Dutzend ebenso gute oder noch bessere Hurnusser gewesen, als er. Und als die Mannschaft aus dem Dörfchen war, hielten die Weiber Rat, welchen Vorwand sie wohl haben könnten, um auch auf dem Kampfplatz zu erscheinen oder wenigstens von weitem zuzusehen. So mir nichts dir nichts dem Zuge nachzulaufen, schämten sie sich. Ei nun, die Vorwände waren bald gefunden! Die jungen Mädchen zogen aus in langen Zeilen (Reihen), Hand in Hand und flatterten herum, bis sie mitten unter den Buben saßen; etwas ältere zogen langsam in weiten Kreisen um den Platz herum und stellten sich in geziemender Entfernung auf einem kleinen Hügel auf, wo sie weithin gesehen werden konnten, und eine Alte nach der andern trappete nach mit einem Kinde an der einen, einem Rosmarinstengel in der andern Hand und sagte jedem Begegnenden, sie müsse auch noch da hinaus, wenn es ihr schon zuwider sei; aber das Kleine hätte ihr keine Ruhe gelassen. Es wolle auch sehen, wie der Vater hurnussen könne, hätte es gesagt.

Es war ein schöner herbstlicher Tag, hell die Luft und grün die Erde; einzelne Schäfchen hingen am Himmel, ganze Scharen weideten auf der Erde, und eine liebliche Wärme lag auf Menschen und Tieren, die in süßer Behaglichkeit sich ausstreckten im grünen Grase an der hellen Sonne.

Draußen trafen auf einer weiten Matte die Parteien zusammen und ordneten sich zum Spiele, das hundertmal schöner und tausendmal nationaler ist, als das fratzenhafte Komödienspielen, welches den Leib nicht übt, an dem die Seele nicht wohllebt; welches eine leidige Nachahmung ist und Gelegenheit zum Faulenzen oder Hudeln (Lumpen) gibt.

Der günstigste Standpunkt wurde auserlesen, die Sonne für die Abtuenden in den Rücken genommen, der Sparren zum Schlagen des Hurnusses sorgfältig gestellt, so daß kein dunkler Hintergrund das Aufsteigen des Hurnusses verbarg,

sondern derselbe gleich von der Stange aus in freier Luft wahrgenommen werden konnte. Wo dies nicht beachtet wird oder der Tag etwas dunkel ist und der Schläger den Hurnuß rasch und kräftig trifft, da fliegt er mit solcher Schnelligkeit, daß er nicht wahrgenommen wird, bis er einem schwer verletzend an den Kopf fliegt oder mit dumpfem Schlage neben einem zu Boden fällt. Daher haben auch die Vordersten im Ziele die Aufgabe, denselben, sobald sie ihn erblicken, mit Händen und Schaufeln denen, die hinter ihnen sind, zu zeigen, und weithin schallt dann das ängstliche: da da, da da, hier hier!

Lange gings, bis der Sparren oder die Stange aufgerichtet war in ebenrechter Höhe, bis das Ziel ausgesteckt war in ebenrechter Weite und Breite, bis die Regeln des Spieles festgesetzt waren und geloset war, wer anschlagen solle. Jede Partei suchte ihre wirklichen oder vermeintlichen Vorteile, und eine brauchte nur etwas vorzuschlagen, so verweigerte es die andere hartnäckig, etwas Verdächtiges dahinter witternd. Dann zankte man sich, bis die Alten sich darein legten, den einen oder den andern zu sich riefen, ihm etwas ins Ohr sagten, welches gewöhnlich darauf hinauslief, mit Aufgeben eines kleinen Vorteils einen größeren zu erlisten.

Es war schon über zwei Uhr geworden, ehe die Spieler ins Ziel traten, sich stellten, vom Sparren herauf der Ruf ertönte: „Wollt ihr ihn?", von dort her die Antwort kam: „Gebt ihn!", ein Schläger rasch hinzutrat, aufzog, den Stecken über den Sparren, ihn hörbar berührend, niedersausen ließ, alle Herzen pochten, alle Mäuler aufgingen, alle Augen in zitternder Spannung zum Hurnuß sahen, ihn suchten in der Luft, ihn nirgends sahen; und während sich alle die Augen aus dem Kopfe sahen, tönte ein zweiter Schlag, da flog der Hurnuß hoch herein übers Ziel, wurde zu spät entdeckt und machte einen gültigen Punkt. Der erste Schlag war ein Vexierschlag gewesen. Ich will nun nicht fortfahren, wie ich angefangen; nicht den Lauf des gesamten Spiels erzählen, wie oft

man zankte miteinander über vermeintliche und wirkliche Täuschungen, wie man sich manchmal die Fäuste unter die Nase hielt, wie die Alten Schiedsrichter sein mußten, wie sie mittelten (vermittelten) von beiden Seiten, und wie die Jungen sich ihnen fügten, freilich oft unwillig; wie die Alten sich nicht enthalten konnten, praktischen Unterricht zu geben, einem Schläger zuzurufen, er solle weiter zurück oder weiter vorwärts stehen; den Abtuenden, sie sollten sich besser auseinander lassen (verteilen) und ihre Schaufeln nicht zu früh werfen (in die Höhe strecken), das sei nichts wert. Ich will auch nicht weiter beschreiben, wie allmählich ein dichter Kranz von Zuschauern die Spielenden umschlang; wie die alten Mütter mit pochendem Herzen an dem Spiele teilnahmen, wie die Mädchen vor Angst oder Freude zitterten, wenn ihr Liebster ans Schlagen trat oder den Hurnuß abtat; auch nicht, wie die Buben von Erdöpfelkofen und Brönzwyler sich boshaft neckten und endlich jämmerlich prügelten, bis die Mütter und Schwestern sie auseinanderrissen, während die Väter und Brüder es nicht der Mühe wert fanden, einzuschreiten. Das alles will ich nicht erzählen, sondern bloß noch sagen, daß die Erdöpfelkofer es verloren; freilich nur um eins, aber doch verloren. Sie zankten sich zwar tüchtig, ehe sie es glauben wollten, versuchten alle List und alle Ränke, konnten wirklich einen noch einmal schlagen lassen, nachdem er schon abgetan worden, stießen einen Hurnuß, der ins Ziel gefallen war, hinaus und hoben ihn erst draußen auf und leugneten es dem alten Brönzwyler, der pfiffig in der Nähe aufpaßte, ab; aber es half alles nichts, sie mußten es endlich verloren geben. Sie waren unwirsch und hielten den Entscheid des Schicksals für durchaus ungerecht, weil sie offenbar die Bessern gewesen, und hie und da einer konnte sich nicht enthalten, einen Kameraden zu beschuldigen, er habe schlecht geschlagen oder im Abtun sich verfehlt. Die Alten verließen brummend den Platz und meinten, sie hätten es schon lange gesagt, es komme so; ehemals wäre es anders gegangen, sie

seien manchmal dabeigewesen, aber so ungeschickt hätten sie sich nie gestellt. Und die Weiber und die Mädchen gingen auch mit schweren Beinen heim und sagten, das mache ihnen zuletzt noch nichts, wenn's Ihrer (die Ihrigen) schon verspielt hätten; wenn es diese Nacht nur nichts Ungereimtes gebe, aber sie fürchteten, die kämen nicht ohne Schläge auseinander. He nu, was das denn mache, sagte so ein alter Schläger, er sei auch manchmal dabeigewesen, wo es Schläge gegeben habe und noch ganz andere als heutzutag, und er sei doch immer mit dem Leben davongekommen.

Uli hatte sich brav gestellt, und doch stichelte ein Bauernsohn, der selbst den Hurnuß mehr als einmal liederlich vorbeigelassen, als ob er am Verlurst (Verlieren) schuld sei. Das und die Aussicht, so mir nichts dir nichts um zwei oder drei Livres (Franken) zu kommen, machte ihn ganz böse und ärgerlich; er sagte, er denke, er komme nicht mit zum Trinken, es sei ihm nicht darum, und er müsse daheim füttern, der Meister werde kaum daheim sein; es solle doch einer für ihn zahlen, was es auf seinen Teil mache, er wolle es ihm dann wiedergeben. Aber da sagte man ihm, ob man ihn hinter sich (unbemerkt) daraus lassen wolle! Er hätte es verspielen helfen, er müsse jetzt auch zahlen helfen und mit den andern halten, es möge kommen, was da wolle. Das wäre lustig, wenn jetzt ein jeder heim wollte, unter der Mutter Schürze sich verbergen. Uli mußte mit, unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt. Er hatte im stillen gehofft, einmal wieder recht trinken zu können auf anderer Leute Kosten; nun ging es ihm umgekehrt.

Es war wirklich für die Erdöpfelkofer eine harte Nuß, so gleichsam im Triumph von ihren Siegern aufgeführt zu werden, dem auserwählten Wirtshaus zu, und in diesem Zuge die fröhlichen Gesichter der Brönzwyler Weiber und Mädchen zu sehen und hören zu müssen, wie sie es nicht geglaubt hätten, daß es Ihrer (die Ihrigen) so wohl könnten; aber da hätten sie keinen vorbeigelassen, wie hoch einer auch dahergekommen

sei und wie schnell. Sie mußten es indessen leiden, gebärdeten sich dabei aber so trotzig als möglich, waren auf Spottreden mit Schlagworten bereit, und wenn die Mädchen mit schelmischen Blicken sie neckten, so vergalten sie es ihnen mit schlüpfrigen Reden.

Im Wirtshause glimmte das heimliche Feuer, vom Weine genährt, immer mehr auf. Stichelreden flogen hin und her, und manche Faust hob sich, und manche Flasche wurde zum Wurfe gefaßt; aber noch mittelten die Älteren, besänftigten die Jüngeren und mahnten, ja nicht anzufangen, aber wenn die andern anfingen, so sollten sie sich wehren vom Teufel (teufelmäßig) und nicht schonen. Aber immer mehr stieg auch den Älteren der Wein zu Haupt. Sie begannen zu erzählen von vergangenen Zeiten, wie sie hier und dort sich geprügelt, daß das Blut durch die Wagenspuren gelaufen sei; wie aus allen Häusern die Leute zusammengelaufen seien, wie wenn man zusammengeläutet hätte, und wie sie allen Meister geworden wären. Die Erdöpfelkofer hielten den Brönzwylern vor, wie oft sie dieselben gejagt, ihnen die Haut gegerbt hätten. Die Brönzwyler führten anderes an und namentlich den heutigen Tag, und wenn sie es so verspielt hätten, so wollten sie sich nicht so groß machen; es hätten es ja alle Leute sehen können, welche die Schwächeren seien. Und einer begann dem andern vorzuhalten, wie er ihn dort in einen Bach geworfen oder in einer Mistpfütze herumgezogen, mit einem Zaunpfahl traktiert habe, daß er am Boden gelegen sei, wie ein Kalb. Und der andere erhob dann die Faust und wollte erfahren, wer heute Meister sei. Und die Älteren, die früher abgewehrt, waren jetzt die Hitzigsten geworden, und hier griff ein Paar zusammen, und dort drückten sich einige alte Mannlein an die Wand, während einige mächtige Männer ruhig hinter den Tischen saßen und mit bewundernswürdiger Gravität in das Getümmel schauten, nur hie und da einige gewichtige Worte sprachen, als: „Ich wollte (würde) nicht, laß ihn gehen, setze dich, sonst komme ich"; und ihre Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Es waren die

bewährten Helden der vergangenen Zeiten, die man kannte, von denen man wußte, daß, wenn die einmal aufstünden, es den Fall vieler zu bedeuten hätte; denen es aber selten mehr der Mühe sich lohnte, ihre Kraft in die Wagschale zu legen. Ihre Worte unterstützten die Bemühungen des Wirtes, der Ruhe halten wollte, seiner Tische und Stühle, seiner Flaschen und Gläser wegen. Er war ein kräftiger und beliebter Mann, der ohne Furcht mitten unter die Streitenden trat, sie auseinander tat, den einen hier hin, den andern dorthin setzte, wenn sie sich wehren wollten, und mit mächtigem Arme den aus der Stube warf, der sich nicht ergeben, nicht ruhig sein wollte.

Dem guten Mann floß von der Stirne heiß der Schweiß; wenn er hier auseinandergetan, so klebten dort andere zusammen; aber er gab nicht nach, sondern rief immer mächtiger, hier sei er Meister und hier dulde er keinen Streit, wer für des Teufels Gewalt Schläge haben wollte, der solle hinaus, dort hätten sie Platz genug, dort könnten sie einander seinethalb die Köpfe abreißen. Die recht Streitbrünstigen ließen sich das gesagt sein. Es verschwand einer nach dem andern, einer wollte dem andern auflauern, und ehe er recht draußen war, hagelten Streiche auf ihn ein, wie von unsichtbaren Händen; er konnte kaum seinen Kopf sichern und mit Dreinschlagen den Feind sich vom Leibe halten. Als man es draußen so klapsen und klepfen (knallen, schallen) hörte, nahm es die drinnen immer mehr wunder, wie es draußen ginge; sie stürzten hinaus und begaben sich auch in den großen, immer blutiger werdenden Knäuel, auf den mild lächelnd die heitern Sterne schienen, aber nicht hell genug leuchteten, daß der Freund vor Freundes Schlag sich wehren, der Feind den Feind erkennen konnte. Es ging wüst draußen, und hie und da kam einer in die Stube zurück, mit Blut überströmt, sagte, er werde fast ohnmächtig, und man solle ihm Wasser geben. Der Wirt, der Wasser holen wollte, kam auch blutend, mit zerschlagener Flasche wieder und sagte den alten Helden, die noch immer am Tische

saßen, es wäre doch nun Zeit, daß sie hinausgingen, zu sehen, was es gäbe; es dünke ihn, es gehe wüst genug. Die Mannen tranken aus, klopften ihre Pfeifen aus, erhoben langsam ihre Riesenglieder und schritten langsam hinaus; sie wären schneller gegangen, wenn man sie gerufen hätte, draußen einem Pferde die Fliegen zu wehren. Draußen stellten sie sich, betrachteten gemächlich das Gewühl der auf dem Boden Liegenden, der in Masse Kämpfenden, und endlich rief einer mit gewaltiger Stimme, es dünke ihn, es sollte jetzt genug sein; sie sollten jetzt aufhören, sonst wolle man es ihnen teilen (ihren Streit schlichten), aber dann unsanft. „Laßt sehen, wollt ihr auseinander oder nicht!" rief ein anderer, und als der Streit fortdauerte, nahm er den Nächsten und schmiß ihn rücklings in einen Haufen hinein, daß er durch denselben fuhr wie eine Kanonenkugel und jenseits in einem Zaune hängen blieb. Die andern griffen auch zu, und es war merkwürdig zu sehen, wie die wildesten Schläger im Arme eines der alternden Kämpfer zappelten, wie Fische in der Hand einer Köchin, und in kurzer Zeit war der Platz von Streitenden leer, nur noch hie und da, in immer zunehmender Ferne hörte man Schläge fallen, Flüche schallen. Auf dem Kampfplatze wurden die Verwundeten aufgehoben, abgewaschen und suchten sich im Geleite der gewaltigen, handgreiflichen Schiedsrichter den Weg nach Hause. Nur zwei von Brönzwyler wollten nicht fort, sondern blieben, wie man zu sagen pflegt, in der Leistung liegen und begehrten einen Doktor, d. h. sie blieben auf Kosten ihrer Schläger liegen so lange als möglich, oder bis der Handel ausgemacht, eine gesetzliche Entschädnis (Entschädigung) ausgemittelt war. Das wollte zwar den Alten nicht gefallen, sie sagten, zu ihren Zeiten hätte man sich wegen solchen Flöhwunden (Flohstichen) nicht umgesehen, es sei nichts mehr mit den Leuten. Aber die Bursche ließen sich nicht abwendig machen; es waren halt nicht die reichsten, und es war ihnen um ein Stück Geld zu tun.

Uli war gereizten Gemüts zum Weine gekommen und

hatte viel getrunken. Er dachte, wenn er doch mitzahlen müsse, so wolle er wenigstens machen, daß er redlich seinen Teil bekäme. Er war auch im Streit gewesen, aber nur so im allgemeinen, weil gerade kein besonderer Haß gegen irgend einen Brönzwyler in ihm war. Er teilte tüchtige Schläge aus, aber mißhandelte niemand insbesondere; er erhielt einige gesalzene Streiche, blutete, und sein Sonntagsstaat hing ihm zerrissen am Leibe. Als die alten Feger dem Streit ein Ende machten, hatten die Erdöpfelkofer die Oberhand; auch waren die beiden in der Leistung liegenden Brönzwyler. Die ersteren schrieben sich daher den nächtlichen Sieg zu, trösteten sich deswegen über die Niederlage beim Hurnussen und verführten beim Heimgehen einen Mordspektakel, und manches unschuldige Bäumchen und manch noch unschuldigeres Fenster mußten ihren Sieges- und anderen Rausch büßen. Die Helden von Waterloo oder Morgarten konnten nicht siegestrunkener heimgekommen sein als sie. Am Morgen verging einigen der Jubel. Als Uli erwachte, der zerschlagene Kopf ihn brannte, ein Arm sich fast nicht wollte bewegen lassen, seine zerfetzten Sonntagskleider ihm in die Augen und die mächtige Zeche ihm ins Gedächtnis fielen, da hätte er fast weinen mögen. Jetzt sei alles aus, dachte er, Sparen lohne sich nicht der Mühe mehr. Er habe doch recht, ein arm Knechtlein komme zu nichts, und wenn es ein einzigmal über die Schnur haue, so sei es fertig. Er hatte allen Mut verloren, gab nicht nur niemand ein gutes Wort, sondern ging umher wie eine geladene Kanone, vor der jedermann floh, weil man fürchtete, sie könne jeden Augenblick losgehen.

Unterdessen hatten die in der Leistung liegenden zwei Männer nach Erdöpfelkofen gesandt mit der Frage, ob sie es mit ihnen in Freundlichkeit ausmachen oder ob die Brönzwyler es dem Landvogt anzeigen sollten. Diese Männer hatten sich an den Bauer gewandt, der den Uli aufgestiefelt (aufgestachelt) hatte gegen seinen Meister, und dieser gab ihnen den

Bescheid, man werde wohl ausmachen, wenn die Wunden der Rede wert seien; es werde wohl nicht so bös gegangen sein. Indessen müsse er mit den andern reden; man könne ihnen morgen den Bescheid sagen lassen. Der Fuchs hatte seinen Plan schon gemacht, wie er und seinesgleichen darauskommen wollten, ohne daß es sie etwas koste. Er gab unter der Hand den andern an, sie wollten den Uli vermögen, daß er sich als den Schuldigen, welcher jene beiden mißhandelt, dargebe und entweder mit ihnen abmache oder sich dem Landvogt als Täter anzeigen lasse. Das tue der Uli schon, sagte er, wenn man ihm den Mund recht süße mache, ihm nicht nur verspreche, ihm alles zu vergüten, sondern noch einen schönen Lohn obendrein zu geben. Man könne von diesem allem hintendrein immer halten, was einem anständig sei (passe). Zugleich schmiere man so die Brönzwyler an, die an Uli auch nicht reich werden würden.

Das gefiel den meisten wohl, daß Uli die Suppe ausessen sollte, sie hatten so halb und halb Angst, der Landvogt könnte diesmal nicht bloß eine Geldstrafe auferlegen, sondern verbannen (des Landes verweisen); und wenn ein reicher Bauernsohn schon das Geld lieb hat, so zahlt er doch zehnmal lieber, als daß er die Heimat meidet, und sein Vater hundertmal lieber und das Müetti (Mutter) gar tausendmal.

Resli (Andreas), wie der alte Fuchs hieß, machte sich also an Uli, als derselbe fütterte am Abend, und sagte ihm, die Sache stände schlimm, die Brönzwyler hätten Männer geschickt, und es komme jetzt darauf an, wie man es etwa ausmachen könne; viel Geld könnte es allweg kosten. Das war bei Uli die Lunte auf die Kanone, und die brannte nun krachend und donnernd über Resli los. Uli nannte ihn einen alten Schelm, der ihn ins Unglück gestürzt. Er hätte nicht kommen wollen, Resli hätte ihn dazu beredet; er hätte den Streit nicht angefangen, gerade sie Alte, welche am verständigsten hätten sein sollen, hätten am wüstesten getan und namentlich er, Resli. Nun

sollte er, ein armes Knechtlein, ein halbes oder ganzes Jahrlöhnchen dargeben, ein ganzes Jahr umsonst arbeiten; das sei vor Gott und Menschen nicht recht! Aber so habe man es mit den verdammten Bauern; wenn sie ein arm Knechtlein ins Unglück stoßen könnten, so besönnen sie sich nicht zweimal. Resli ließ den Sturm gelassen austoben und sagte endlich, wenn er ihn wollte zu Worte kommen lassen, so sollte er gerade das Gegenteil erfahren; man hätte sein Glück im Sinn, und wenn er vernünftig tue, so wolle man es einrichten, daß er allein den Vorteil vom ganzen Handel hätte. Er hatte Mühe, Uli zum Schweigen und zum Hören zu bringen. Als es Resli endlich gelang, zu sagen, daß Uli sich als Täter dargeben solle, so ging ein neuer Schuß los, Uli wollte vom Nachtrag (Nachkommenden) gar nichts hören. Endlich gelang es Resli doch, anzubringen, wie man hinter ihm stehen und nicht nur alle Kosten tragen, sondern auch dem Uli ein Schönes geben wolle für sich; er solle nur fordern, man wolle ihm geben, bis er zufrieden sei. Wenn Uli sich dargebe als Täter, so könne man es viel wohlfeiler ausmachen; oder wenn es endlich (schließlich) vor den Landvogt komme und Uli verbannt werde, so mache ihm das ja nichts. Ein Kerl wie er finde allenthalben Meister; ja, es hätte schon mancher in der Fremde, wohin er nie gegangen, wenn er nicht verbannt worden wäre, sein Glück gemacht. Und die fünfzig oder hundert Kronen, die man ihm geben wolle, er solle ja nur fordern, kämen ihm auch wohl; er könne lange arbeiten, ehe er soviel verdient hätte. Und wenn man ihm weiter sonst dienen könne, so solle er nur zusprechen (reden), man werde ihn nie stecken lassen, sondern sein Lebenlang ihm daran denken (es ihm gedenken). Kurz, Resli wußte dem Uli die Sache so süß vorzustellen, ihm es so glaublich zu machen, daß er noch großen Gewinn aus dem ganzen Handel ziehen würde, statt Schaden zu haben, daß derselbe versprach, nach dem Feierabend in eine Versammlung zu kommen, wo man das Nähere verabreden wolle.

„So komm dann," sagte Resli, „aber sage deinem Meister nichts, der braucht eben nicht alles zu wissen, was wir unter uns machen; es geht ihn ja nichts an, darum hat er nichts dazu zu sagen."

Kaum war der Resli fort, so trat der Meister zu Uli in den Stall, und nach einigen gleichgültigen Worten fragte er: „Ist nicht der Resli bei dir gewesen? Hat er etwa zu mir wollen?" Uli sagte, er wisse es nicht, er hätte nichts davon gesagt. Der Meister meinte, er wüßte auch nicht, was er mit Uli hätte; er werde mit ihm besondere Geschäfte haben. Uli sagte, sie hätten noch von gestern miteinander geredet. Der Meister wußte wohl was. Er war, während Uli und Resli miteinander geredet, die ganze Zeit über im Futtergang gewesen, hatte alles gehört. Es ward ihm daher nicht schwer, durch eine Reihe von Fragen Uli endlich zum Geständnis der Wahrheit zu bringen. In seiner angestammten Bedächtigkeit hatte der Meister einen Kampf in sich zu bestehen gehabt, ob er sich weiter in eine Sache mischen wolle, die ihn allerdings (ganz und gar) nichts anging, und ob er eines Knechtes gegenüber von Nachbarn sich annehmen wolle. Indessen siegte seine Gutmütigkeit, sein Wohlwollen zu Uli und auch ein wenig der Ärger, daß man hinter seinem Rücken an seinen Knecht sich mache, ihn erst aufweise (aufhetze) und dann mißbrauchen wolle. Er sagte daher Uli: „Du kannst meinethalben machen, was du willst; du hast mir nicht gehorcht, als ich dir von dem Mitmachen abgeraten, du kannst jetzt auch machen, was du willst. Indessen, wenn ich dir gut zu Rate bin (raten soll), so laß dich nicht ein; man will dich hineinsprengen (hineinlegen) und die andern wollen sich hinter dir drausmachen. Man wird dir alles versprechen, was du willst, aber gar nichts halten. Wenn du mit den Brönzwylern abmachst (den Handel beilegst), so kannst du bezahlen; wenn du verbannt wirst, so kannst du ihrethalben gehen, wohin du willst, keiner wird dir einst Dank sagen. Glaub' mir nur, so geht's; dergleichen hab' ich schon mehr erlebt."

Aber das wär' ihm doch d'r Tüfel, sagte Uli, was man ihm verspreche, werde man ihm wohl halten, oder er müßte sich dann gar nichts auf die Leute verstehen. „Ja, du guter Tropf du," sagte der Meister, „man hält, was man gerne will oder halten muß, aber mehr nicht, am allerwenigsten in solchen Händeln; das sind die schmutzigsten Händel von der ganzen Welt. Wenn man einen hineinsprengen kann, so lacht man sich den Buckel voll." Da wurde es Uli angst, es war ihm fast, als wäre er schon hineingesprengt, und weinerlich sagte er, er könne nicht glauben, daß die Menschen so schlecht seien; wenn sie so wären, also erleide es einem (werde es einem zuwider), dabei zu sein, man wäre am wohlsten, wenn man für immer aus allem heraus könnte, ganz aus der Welt heraus. Er müsse die Leute nehmen, wie sie seien, sagte der Meister, er könne sie nicht besser machen. Je gescheiter man sei, desto besser komme man mit ihnen nach (aus), denn da fänden sie nicht Gelegenheit, einen zu betrügen und scheuten sich auch mehr oder weniger davor; es heiße ganz recht, man solle klug sein wie eine Schlange, aber auch ohne Falsch wie eine Taube. Ein dummer Mensch sei eine immerwährende Versuchung für andere, ihn hinters Licht zu führen, ihn zu betrügen. Er solle nur gescheit tun, so hätte alles nichts zu sagen. Ja, was er dann zu machen hätte, fragte Uli. „Vielleicht wäre das das Gescheiteste, du gingest gar nicht hin, ließest dich nirgends finden, so würden sie dann von selbst deinen Namen aus dem Spiele lassen müssen. Indessen gehe und wehre dich, dann werden sie dir das Schönste versprechen und immer mehr und mehr, und werden schwören und alle Zeichen setzen (bei allen Heiligen versprechen), daß es dir ganz warm ums Herz werden wird, daß es dich dünkt, es müsse wirklich so sein, und es wäre die dümmste Sache von dir, wenn du nicht nachgäbest und dein Glück zu machen suchtest. Dann sag' in Gottesnamen Ja, aber man solle dir die Sache schriftlich geben. Sieh dann, was das für Gesichter gibt und wie man dir sagen wird, das sei nicht nötig; wenn es dir ja

alle versprächen, so werde das wohl gut sein, und man würde sich doch schämen, so etwas zu versprechen und nicht zu halten. Indessen bestehe darauf und sieh dann zu, was man dir gibt, wer es unterschreibt und daß darin alle genannt seien und einer für den andern gut sei." Ja, sagte Uli, das wäre wohl gut, aber er könne nicht Geschriebenes lesen. „Ei nun," sagte der Meister, „das macht nichts; nimm das Papier nur heim, man kann sehen, was darin ist, und du kannst morgen noch immer machen, was du willst." „Aber meinst dann, Meister," fragte Uli mit Beben, „das mache nichts, und ich verfehle mich nicht (lege mich nicht hinein)?" „Das kömmt darauf an," sagte der Meister; „wenn du mir diesmal glauben willst, dich nicht willst mißtrauisch machen, aufweisen (aufhetzen) lassen, so verspreche ich, dir hinauszuhelfen. Willst du aber den andern wiederum mehr glauben als mir, so kannst du meinethalb; sieh dann, wie es dir geht. Ich habe es dir im voraus gesagt, wie das Ding auslaufen werde; aber du hattest zu den andern mehr Glauben als zu mir. Ich weiß wohl, wie sie mich werden verdächtigt und gesagt haben, es sei nur Mißgunst von mir, nur Zwang, ich wolle meinen Leuten keine Freude gönnen, und nicht recht von dir, Uli, war, daß du solche Dinge von mir glauben konntest. Ich hätte geglaubt, du solltest wissen, wie ich es mit dir meine, und du verdientest wirklich, daß ich dich stecken ließe. Aber das sage ich dir rundweg: Wenn du mir noch einmal so mißtrauisch wirst und jedem Ohrenbläser und Lumpenhund mehr glaubst als mir und seine Aufweisungen (Hetzereien) gegen mich annimmst, so sind wir geschiedene Leute für immerdar. Wenn ich ein Vater an dir sein will, so kann ich doch fordern, daß du Glauben zu mir habest; und den solltest du wohl haben können!" Uli bekannte sein Unrecht und daß er nicht geglaubt, daß die Menschen so seien. „Was," sagte der Meister, „daß die Menschen so seien? Du hast ja geglaubt, ich sei ein schlechter Meister und wolle dich ausnutzen; du hast geglaubt, daß der, der mit der Tat sein Wohlwollen dir zeigte,

schlecht sei, hingegen gut diejenigen, welche dir flattierten, schmeichelten, aber auch nicht ein Aug' voll an dir taten. Du hast es gehabt (gehalten) wie alle; du hast den Glauben an die Schlechten gehabt und Unglauben gegen die, welche gut an dir waren; dann kommst du wie alle andern, du hättest nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht seien. Das ist eine unvernünftige Rede. Aber ihr könnt gut von schlecht nicht unterscheiden und habt eine natürliche Vorliebe für die, welche euch aufweisen (aufreizen) und eine natürliche Abneigung gegen die, welche euch befehlen, euch in Ordnung halten müssen, und darum glaubt ihr zehnmal einem Halunken und nicht einmal einem Meister. Darum geht's den meisten auch so gut und kommen sie so weit. Glaub's mir nur, die, welche Knechte und Mägde haben müssen, sind weit mehr gestraft als die, welche Knechte und Mägde sein müssen." Der Meister war wider seine Gewohnheit ganz heiß geworden. Uli bat, er solle doch recht (ja) nicht böse sein; wenn es jetzt so gehe, wie er gesagt habe, so wolle er sein Lebtag ihm glauben und nie mehr Halunken und schlechten Leuten.

Am andern Morgen früh kam Uli zum Meister und sagte ihm, er hätte es nicht geglaubt, aber Punktum sei es gegangen, wie er gesagt; er glaube, der Meister könne hexen. Sie hätten ihn fast gefressen vor lauter Liebe und Freundschaft, und zwischenein habe hie und da einer ihn wollen zu fürchten machen, und am Ende hätten sie ihm über alles aus (im ganzen) fünfhundert Gulden für ihn versprochen. Da habe er nachgegeben und es schriftlich gefordert. Lange hätten sie mit ihm gezankt, und endlich habe Resli gesagt, he, was das denn mache, sie könnten es ihm wohl geben, und er solle selbst schreiben, wie er es haben wolle. Da habe er gesagt, er verstände sich nicht auf das Schreiben, und Resli habe gesagt, so wolle er es machen, und zwei müßten es im Namen aller unterschreiben. Nun hätten sie ihm dieses Papier mitgegeben, aber ihm gesagt, er solle es bei Leib und Leben einstweilen niemand zeigen, sonst könnte das Ganze

schief gehen; und wie sie es ihm abgelesen, sei alles so gewesen, wie sie es abgeredet. Aber das hätte ihm nicht gefallen, sie hätten spöttische Blicke sich zugeworfen, und jeder habe das Maul verzogen, wenn er darein gesehen. Der Meister sagte: „Soll ich dir jetzt ablesen, was darauf steht? Hör':

‚Daß vergangenen Sonntag es schlecht gegangen mit dem Hurnussen und daß nachher auch übel geschlagen worden, woran des Bodenbauern Knecht schuld ist, und sich auch als schuldig dargegeben und bekannt hat, und alle hiemit liberiert (frei aus) sind, das bezeugen mit ihren Unterschriften für sie und die andern:

Heuschrecken, den siebenesiebezigst Jänner 1000,8005.

Johnes Fürfuß.*)

Bendicht Hemmlischilt.' "**)

Als Uli das Papier ablesen hörte, wurde er bald rot und bald weiß, und als es aus war, hatte er beide Hände geballt und konnte nichts sagen als: „Die Donnere (verfluchten Kerle), die Donnere!" „Und jetzt, Uli," sagte der Meister, „wem ist nun zu glauben?" „Schwyg doch, Meister," sagte Uli; „aber wart', dem verfluchten Resli schlag' ich auf der Stelle beide Beine entzwei." „Das käme gut heraus," sagte der Meister. „Da kämest du vom Regen unter die Traufe." „Aber was soll ich machen?" sagte Uli. „So will ich es nicht annehmen."

„Gehe an die Arbeit," sagte der Meister, „und laß mir das Papier da, ich will das Ding in der Stille fertig machen; es ist am besten, man mache nicht Lärm, es könnte für beide Teile nichts Gutes dabei herauskommen, nichts als Futter für die Lämmergeier, welche vom Streite der Bauern leben." Als der Meister ruhig gefrühstückt hatte, trappete (schlenderte) er so wie von ungefähr gegen Reslis Hofstatt, in welcher dieser Äpfel auflas, rühmte ihm, wieviele und schöne Bäume darin

*) Strumpf ohne Ferse.

**) Hemdhinterteil.

seien, und wie sie so schön trügen. Er ging darauf einige Schritte, kehrte sich dann um und sagte: „Jä, jetzt hätte ich es bald vergessen! Uli geht heute nicht an die Ausmacheten (den Vergleich), das Papier hat ihm nicht recht gefallen wollen.“ Resli bückte sich nach Äpfeln und sagte: „He nun, er hat die Wahl, aber sehe er zu, was er macht.“ „He, ja ja,“ sagte der Meister, „aber ich habe dir nur sagen wollen, daß man mir Uli in Ruhe lasse, es ist euch nützlicher, ihr machet aus und zahlet und fordert dem Uli keinen Kreuzer, als daß er das Papier dem Landvogt zeigte.“ Auf dieses gab Resli gar keine Antwort, sondern sagte: „Johannes, es wäre mir lieb, wenn du deinen Zaun besser im Stande hieltest; deine Schafe sind immer in meiner Hofstatt, und wenn eins an einem Apfel erstickt, so will ich nicht schuld sein.“ Noch diesen Nachmittag solle die Lücke vermacht werden, sagte Johannes; es wäre schon lange geschehen, wenn man Zeit gehabt hätte. Er solle es nicht für ungut halten. Nein, sagte Resli, aber es hätte ihn gedünkt, es wäre Zeit. Er hätte nichts dawider, sagte Johannes, „aber Resli, du weißt wohl, wenn das Hurnussen nicht gewesen wäre, so wäre manches gemacht, was nicht gemacht ist, und manches wäre unterwegs geblieben, was nichts abträgt.“ Dem Resli kam der Tabak in die Luftröhre, er mußte husten, und Johannes ging fürbaß; zu Uli sagte von wegen dem Zahlen niemand mehr etwas.

---

7. Kapitel.

Wie der Meister für den guten Samen einen Ofen heizt.

So kam Uli fast ungeschlagen aus großer Gefahr. Freilich reute ihn das vertane Geld, die verderbte Kleidung, und er konnte diesen Schaden fast nicht vergessen. Indessen erkannte er auch den großen Gewinn, den er gemacht hatte, daß er nämlich für immer begreifen gelernt, wer es gut und wer es bös mit ihm meine; daß die vom Teufel seien, welche einen auf den breiten Weg locken, und die von Gott, welche an den

schmalen Pfad mahnen, der so mühselig ist in seinem Anfang, aber so herrlich in seinem Ausgang. Um dieses Gewinnes willen verschmerzte er den Verlust und verlor den Mut zum Sparen nicht, wurde aber doch erst dann recht froh, als er den Schaden wieder erarbeitet und da fortfahren konnte, wo er bereits gewesen war. Das war ein groß Glück; denn nichts lähmt den Mut mehr und oft für immer, als wenn man wieder von vornen anfangen soll. Rasch will einer einen Berg hinauf, er kugelt wieder hinab; er setzt noch einmal an, es geht ihm wie das erstemal; da schleichen die meisten lendenlahm weiter und lassen den Berg stehen. Laßt Pferde umsonst einen Wagen anziehen, durch einen ungeschickten Fuhrmann schlecht geleitet, und der Wagen kommt nicht nach, so werden sie jedesmal schlechter anziehen und zuletzt es gar nicht mehr versuchen wollen. Gerade so ist es beim Sparen, beim Besserwerden, sich Bekehren im allgemeinen: fruchtlose Versuche, Rückfälle sind die gefährlichsten Feinde wirklicher Besserungen.

Uli hielt sich indessen oben, wenn schon das eigene Fleisch und Blut und manche Gelegenheit ihn hinunterziehen wollten. Am schwersten waren ihm die Winterabende, in welchen es nichts zu arbeiten gab, und die Sonntage im Winter; da dünkte es ihn, es ziehe ihn jemand an allen Haaren nach irgend einem Versammlungsort der Jugend, wo man anfänglich scheinbar Unschuldiges treibt, um Nüsse spielt, dann um Branntwein, dann um Geld und endlich noch ausfliegt, um seine Lust weiter zu büßen. Es ist in gar vielen Häusern eine Eigentümlichkeit, welcher man bestimmt viele schlechte Dienstboten zu verdanken hat. In gar vielen Häusern haben nämlich die männlichen Dienstboten keine helle oder warme Stube, in welcher sie sich aufhalten können. Sie schlafen in den obern Kammern; diese sind an den meisten Orten finster, an allen kalt, selten eine enthält Stühle, noch weniger Tische, es sind bloße Schlafstätten, in welchen oft im Winter der Reif an die Bettdecke sich setzt, und wer einen Schnupfen hat, soll

fast Eiszapfen unter die Nase kriegen, ungefähr so, wie sie an Strohdächern zu hunderten hangen. Hier können sich die Knechte im Winter nicht anders aufhalten als im Bette, und schlafen mag man doch nicht immer; irgend etwas anderes zu machen, davon ist nicht die Rede, nicht einmal von einem Knopf annähen oder einem Strumpf flicken für die Notdurft. In der Stube, in welcher gegessen wird, duldet man sie meistens nicht. Gewöhnlich ist es die Wohnstube der ganzen Haushaltung, nur die Knechte sollen nicht darin sein. Bis man zum Essen ruft, sollen sie nicht hineinkommen, und wenn abgegessen ist, so sollen sie wieder hinausgehen, sonst macht die Hausfrau saure Augen, und wenn die nichts nützen, so erhält der Meister den Auftrag, dem Knecht zu sagen, sein Tabak stinke gar, oder aber kurzweg, wenn er gegessen habe, so hätte er nichts mehr in der Stube zu tun, er könne in die Kammer hinauf, dort sei sein Platz. Etwas besser haben es die Mägde; diese können doch in der Stube sein, auch an den Abenden, wo für den folgenden Tag weder Äpfel noch Kartoffeln zu bereiten sind, sie müssen spinnen. An Sonntagnachmittagen sieht man sie aber an vielen Orten auch nicht ungern wandern, und schon manche Bäurin hat zu der Magd gesagt, ob sie denn nie von Hause weg wolle; das zu Hause Herumsitzen trage doch hell (rein) nichts ab, und es gebe (werde) nichts aus einem Meitschi, wenn es nicht von Hause wegkomme. Als sie jung gewesen sei, da hätte man sie des Sonntags nicht stark genug anbinden können zu Hause, irgendwohinaus hätte es müssen geflattert sein.

Es gibt hie und da auch Gesindestuben, aber da bemächtigen sich meist die Mägde derselben und entblöden sich nicht, die Knechte unter irgend einem Vorwand wegzujagen; bald wollen sie die Hühneraugen abschneiden, bald sich anders anziehen usw., und die Knechte müssen weichen. Einige Abweichungen von dieser Regel gibt es, wo die Meisterleute nicht aufpassen und die Dienstboten unter sich leben können, wie

sie wollen, und die Knechte gerade die Liebhaber der Mägde sind; da wird die Toilette ziemlich ungescheut vor aller Augen gemacht. Nun stelle man sich vor, was aus einem Knechte werden muß, der jahrelang keinen Platz hat, etwas zu schreiben oder zu lesen; der während einem ganzen Jahre vielleicht nicht ein halb Dutzend Male dazukommt, etwas im Kalender nachzuschlagen, der hinaus verwiesen ist in den Stall zum Vieh oder hinauf in die finstere Kammer; der noch dazu ausgelacht würde, wenn er statt in den Stall einmal in die Kinderlehre wollte. Man denke vernünftig nach, ob natürlicherweise diese Menschen nicht mehr oder weniger zum Vieh herabsinken müssen; denn Menschen, welche zu keiner geistigen Speise mehr kommen, müssen auf feiner oder gröberee Weise dem Tiere ähnlich werden. Die, welche noch einen besseren Trieb in sich fühlen und nicht ein völlig Tier werden wollen, die verlassen Stall und Kammer und suchen andere Menschen auf — Gesellschaft. Diese Gesellschaft besteht aber eben aus Leuten zumeist, welche keinen Ort haben, keinen ruhigen Platz in heller warmer Stube daheim; deren Seele zu etwas Höherem weder gespeiset noch getränket wird. Hie und da wird ein harmlos Spiel getrieben, an vielen Orten aber reizen schon die Gespräche die gröbste Sinnlichkeit, Getränke tun es nicht weniger, und man mag kaum die Nacht mit ihren dunkeln Schatten erwarten, um die mühsam gezügelte Begierde ganz los zu lassen. Es würde ganz bestimmt selbst die, welche den Sonntag nicht als einen Tag des Herrn betrachten, schaudern an Leib und Seele, wenn man ihnen vor ihrem Angesicht all das Treiben an den Winter-Sonntagnachmittagen und -abenden könnte aufgehen lassen. Und ein bedeutender Teil dieser Unsitte rührt davon her, daß die dienende Klasse in ihren unbeschäftigten Stunden keinen heitern Platz an einem Tische, keinen Platz an oder auf einem warmen Ofen hat. Es klagen soviele sonst vernünftige Leute über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wie sie kein Gefühl, keinen Verstand und

ich weiß nicht was alles, nicht hätten, und diese weisen ihren Dienstboten oft einen Wohnort an, den man nicht einmal unter die hoffärtigen Hundeställe rechnen könnte. Und wenn man ihnen die Bemerkung macht, daß, wer wie das Vieh wohne, doch wohl nicht viel besser als das Vieh sein könne, so sagen sie, sie könnten sich nicht anders einrichten, die Hauszinse seien gar teuer oder das Holz zum Heizen einer Stube nicht wohlfeil. Ich habe nichts dawider; aber dann müssen sie auch mit den Dienstboten vorliebnehmen, wie sie in Hundeställen und in Löchern werden.

Dieser Übelstand ist aber nicht nur auf dem Lande zu Hause, sondern je länger je mehr auch in den Städten. Man mag kein Stübchen mehr für Mägde mieten, ja man baut große Häuser, wo man nur eigentliche Hundeställe für Dienstboten anbringt, keine Stube für Menschen. Aber wie alles sich vergilt (rächt), so auch dieses, und es gibt Häuser, welche gerade wegen dieser Unsitte nie rechte Dienstboten haben können, sie nie haben werden, solange sie diese Unsitte nicht abschaffen. Man glaube mir nur, einen großen Segen würde manchem Hause eine Stube bringen, wo der arme Knecht, der eine ganze Woche im Wetter gewesen, wenigstens am Sonntag Licht und Wärme, einen freien Platz am Tisch, ein vernünftig Buch, ganz besonders die Bibel, und zuweilen auch ein Schreibzeug finden würde. Man bedenke, die Dienstboten sind keine Hunde; je vornehmer man sich gegen sie beträgt, um so gemeiner werden sie, und wenn unser Betragen gegen sie nicht menschlich ist, so werden sie ebenfalls Menschen immer unähnlicher.

Dieser Übelstand drückte auch Uli. Er wollte die Sonntagnachmittage daheim zubringen; aber was sollte er machen? Sie wurden ihm so lang, wie des Samihanse (Samuel Hans) Tagelöhnern im Buchiberg *) die Vormittage, wenn er dieselben

*) Im Solothurnischen.

mit dem Frühstück des Morgens um fünf Uhr angehen läßt, durch keinen Imbiß sie unterbricht und erst nachmittags um zwei Uhr mit dem Mittagsessen sie schließt. (Wir wollen wetten, das ist der einzige an der ganzen Buchiberg-Sonnseite, bei dem es so halb und halb auf Pariser Mode zugeht.)

Einst traf der Meister Uli an, wie er unter der Traufe des Daches stand und das eine Bein schon außer demselben hatte und doch nicht ganz darüber auskam. Nachdem er ihm lange zugesehen, fragte er ihn endlich: „Was hast du? Bist du da angeklebt, daß du nicht fortkömmst?" „Nein, Meister," sagte Uli, „aber es reißt mich fast voneinander, eines reißt mich hinaus und ein anderes hinein, und keins wird dem andern Meister, und so bin ich übel dran und fast wie gebannt; ich wollte es würde mir jemand entweder hinaus- oder hineinhelfen; es friert mich bereits (beinahe), daß ich meine Füße gar nicht mehr fühle." Der Meister lachte und fragte, was er Wunderliches habe, welches ihn hieher und dorthin ziehe, er solle es ihm eröffnen.

„He, Meister, ich habe grausam Langeweile und weiß gar nicht, was machen, und da habe ich gedacht, ich wolle ein wenig zur Gesellschaft. Aber ich weiß nur an einen Ort hin und weiß, wie es da geht; wie ich davonkomme, das aber weiß ich nicht; da dachte ich, es sei besser daheim zu bleiben. Aber was soll ich daheim machen? Ins Bett mag ich nicht, im Stall ist es mir auch erleidet, und ums Haus herum geht der Wind, daß es einem fast die Knöpfe von den Kleidern nimmt, so daß es mich wegtreibt und gar nicht daheim dulden will. Meister, was soll ich machen?"

„Du bist ein dummer Bursche," sagte der Meister. „Kannst du nicht in die Stube? Dort ist der Ofen warm, geht der Wind nicht, und wenn du schon einmal ein Kapitel lesen würdest, so würde es dir gar nichts schaden."

„Jä, mit der Stube weiß ich es nicht recht," sagte Uli, „ob's denn allen recht ist, wenn ich da drinnen sitze; ich habe

es einst probieren wollen, und da hat es mich gedünkt, als wäre ich allen Leuten im Wege."

„He, das wär' mir spaßhaft," sagte der Meister; „wenn es mir recht ist, wenn du da drinnen bist, so wird's den andern wohl auch recht sein müssen."

„Ich zweifle fast," sagte Uli. Indessen kam er doch vom Wind weg und dem Meister nach in die Stube. Doch gebärdete er sich, wie wenn er zum Besuch wäre, und wußte nicht recht, wo er sich setzen sollte. Er setzte sich endlich an die untere Ecke des Tisches, und der Meister gab ihm die Bibel, welche in der obern Ecke des Tisches stand, und zeigte ihm noch andere Bücher auf dem Schranke und sagte ihm, wenn er in der nicht mehr lesen möge, so solle er da nehmen, was ihm gefalle. Angeklebt an Tisch und Bank begann Uli zu lesen; aber den beiden Mägden war er da im Wege. Die eine wollte da, wo er die Bibel hatte, gerade den Napf mit Wasser stellen, welches sie zum Kämmen brauchte, und als er weiterrutschte, so wollte die zweite gerade da, wo er jetzt war, ein Vorhemdchen plätten, und als er noch weiterging, war er mit den Beinen im Wege, und sie klagten, daß sie nicht ungehindert zu und von dem Tische könnten. Da begann er doch auch aufzubegehren, daß er so gut das Recht hätte da zu sein als sie; der Meister habe ihn ja selbst geheißen hineinkommen, und es dünke ihn, die Bibel sollte so gut Platz auf dem Tische haben als so ein ausgegriffener (abgegriffener) Hemdedeckel. Die Mägde sagten aber, was frügen sie dem Meister nach. Es sei, solange sie hier seien, nie Sitte gewesen, daß ihnen die Knechte hier am Tische den Platz verschlügen (wegnähmen). Das wär' ihnen lustig, wenn der Meister alle Tag' eine neue Sitte einführen wollte und sie die Kühdreckhosen einen ganzen Tag in der Nase haben sollten; es sei genug, wenn sie dieselben während des Essens riechen müßten. Das gehe den Meister nichts an, da habe er nichts zu befehlen. Uli sagte, er dächte, der Meister hätte soviel zu befehlen hier, als so eine halbbatzige

(nichtsnutzige) Magd, und er wisse, daß seine Hosen nicht so stänken als andere, welche sie ganze Nächte in der Nase gehabt.

So zankten sie, bis die Meisterfrau aus dem Stübchen (Schlafzimmer) kam und sagte, es sei doch eine böse Sache. An den Werktagen kämen Leute wie sie nie dazu, ein Buch zu nehmen, und wenn man dann am Sonntag eins nehmen wolle und auch tun, wie es recht sei, so könne man nicht einmal mehr ruhig ein Kapitel lesen. Ehemals sei das nicht so gewesen, und die Dienstboten hätten auch gewußt, was Sitte sei. „Verzeiht, Meisterfrau," sagte Uli, der den Trumpf wohl begriff, „der Meister hat mich hineingehen geheißen, aus mir selber wäre ich nicht gekommen, aber ich kann wieder gehen." „Bleib' nur, Uli," sagte die Frau, als sie vom Meister hörte, „ich habe dich ja nicht geheißen zu gehen; aber den Zank mag ich nicht, und ihr könnet einander ruhig lassen. Wenn ich etwas lesen will, so mag ich das Zanken neben mir nicht." Das Zanken hörte auf, aber es war Uli doch nicht recht wohl da, er war froh, als die Fütterungszeit kam und er hinaus konnte. Dort traf ihn der Meister, der von einem Gange heimkam, und fragte ihn, wie ihm jetzt der Nachmittag vorbeigegangen. Ho so (ei nun), sagte Uli, das Lesen in der Bibel sei ihm noch kurzweilig genug vorgekommen, er hätte es nicht geglaubt, aber er wisse nicht recht, es hätte ihm doch geschienen, er solle nicht drinnen sein. Ob ihn jemand hätte hinausgehen heißen, fragte der Meister. O apartig nicht, sagte Uli, aber er hätte es sonst merken können. Weiter fragte der Meister nicht, aber als er hineinkam, sagte seine Frau, sie möchte ihn doch fragen, aber er solle nicht böse werden, was ihm denn eigentlich in Sinn komme, den Knechten zu erlauben, in die Stube zu kommen am Sonntagnachmittag. Das sei bei ihnen nie so gewesen. Wo man denn eigentlich sein solle, wenn auf jeder Bank so ein Klotz einem im Wege sei; und wenn ein Mensch zum Besuch komme, wo man dann mit ihm ein vertrautes Wort reden wolle, wenn die Stube voll Dienstboten sei. Im

Sommer könne man in die Hinterstube, aber im Winter sei es dort zu kalt, und man müsse mit den Leuten in die Vorderstube, wo es auch viel freundlicher sei von wegen der Sonne, die den ganzen Tag da hineinscheine. Der Meister hatte ernsthaft der Frau zugehört und sagte dann: „Jetzt, Frau, höre mich auch und werde auch nicht böse, ich will dir sagen, was ich gemacht habe, und während ich da so herumgelaufen bin, habe ich darüber nachgedacht, und die Sache ist mir viel wichtiger vorgekommen, als ich anfangs gedacht." Nun erzählte er, daß er so ganz zufällig den Uli getroffen, und wie, und dann habe hineinkommen heißen aus Erbarmen; denn es sei doch wirklich schrecklich, wenn so ein Knechtlein nirgends sein solle und in schlechte Gesellschaft müsse, um nur irgendwo zu sein. Diesem habe er so nachgedacht, und die Sache sei ihm je länger, je ernsthafter vorgekommen. So könne ja kein Knecht ein Buch nehmen, keiner zuweilen einen Buchstaben machen, alles, was er in der Schule erlernt habe, vergesse er, und wenn er einmal etwas anfangen wolle oder Kinder bekomme, so könne er kaum das Gedruckte mehr lesen, geschweige denn das Geschriebene. So komme ja gar nichts Vernünftiges mehr in seinen Kopf, und er vergesse ganz und gar, daß er ein Mensch sei. Und noch eins habe er gedacht: „Fast allemal, wenn ein Dienstbote fortgeht, so kommt er mit einem großen Kopfe (verhetzt) heim; sie machen sich die Köpfe gegenseitig so groß wie Backöfen, eine jede Frau hat Freude, auszuhorchen, aufzuweisen (aufzuhetzen), und die boshaftesten können sich dabei so vermaledeit gutmeinend stellen, daß es mich schon manchmal gejuckt hat, so einem Giftlöffel eins auf den Kopf zu geben, daß es ihn dünkt, er fahre rings um die Welt. Da habe ich gedacht, wenn man sie ungezwungen und ungeheißen daheim behalten könnte, so wäre man noch einmal so wohl, und wenn sie bei dem Daheimbleiben vernünftiger würden und auch denken lernten, was ihr eigener Nutzen wäre, so wäre man halb im Himmel." „Eh, Johannes," sagte die Frau,

„schweig' doch, du kömmst ja ganz von Atem und machst es akkurat wie unser Prediger, der redet auch, es ist am Halbe zuviel. Es ist mir zuwider, einen neuen Gebrauch anzufangen, und wo sollen wir sein? Sollen wir keine ruhige Ecke haben, wo wir für uns sein können, wo uns nicht immer so ein Klotz im Wege ist, wenn man auch etwa ein vertraulich Wort miteinander reden möchte, wozu man durch die ganze Woche keine Zeit hat?" Johannes meinte, sie hätten immer das Stübli (Schlafzimmer, oder man könnte am Sonntag die Hinterstube heizen, es trage es einem wohl ab, wenn man die Dienstboten nicht in der Wohnstube haben möchte. „Was würden die Leute sagen, wenn wir so etwas Neues anfangen wollten?" sagte die Frau. „Du Kind," sagte Johannes, „merkst du noch nicht, daß die Leute immer zu reden haben, du magst alte oder neue Sachen machen? Den Leuten entrinnt man nie, man mag es machen, wie man will; aber man kommt am ungebissensten davon, wenn man es mit ihnen gerade macht, wie mit den Hunden, diese beißen die am meisten, welche sich am meisten vor ihnen fürchten." „Aber Johannes, denkest du denn nicht an deine Kinder? Die werden immer bei den Dienstboten sein wollen, und du weißt ja, was sie da für wüste Sachen lernen. Es ist gerade, verzeih' mir Gott meine Sünde! als ob der Teüfel sie treibe, ihnen das Wüsteste zu sagen." „Aber Frau," sagte Johannes, „du verhütest es nicht, daß die Kinder bei ihnen sind, und finden dieselben die Dienstboten nicht in der Stube, so laufen sie zu ihnen in den Stall; du kannst das nicht verhüten. Gerade jetzt habe ich zwei bei Uli gefunden. Nun werden sie ihnen in der Stube unter unsern Ohren gewiß weniger wüste Sache vorbringen als draußen im Stall. Und wenn sie etwas Vernünftiges vornehmen in der Stube, so ist es mir weit lieber, daß die Kinder bei ihnen seien, als draußen auf der Gasse, woher sie dir ja gewöhnlich heimkommen, als hätte man sie durch Dornzäune gezogen und in Pfützen herumgewälzt." Die Frau hatte noch manches einzuwenden, doch

gab sie am Ende nach, und Johannes führte den neuen Gebrauch ein, daß seine Knechte an Sonntagen und nach dem Feierabend einen ruhigen Platz hatten an einem warmen, hellen Orte. Unwillen gab es freilich allemal, wenn an Abenden hie und da zwei Lichter notwendig wurden. Es wollte die Bäurin fast von Atem kommen, wenn Johannes die zweite Lampe anzündete, damit ein Knecht im Kalender lesen könnte. Müssen doch an vielen Orten Knechte ohne Licht ins Bett, und jetzt gab ihnen Johannes eines nur so für die Unterhaltung! Es schien ihr, als hätte dies denn doch keine Art.

Indessen sie gewöhnte sich daran, und es ging je länger, je besser, und zu ihrer eigentlichen Freude.

Die Dienstboten gewöhnten sich daran, daß immer ein Platz für sie da sei, am Sonntag bald in der Wohnstube, bald in der Hinterstube, wie es sich schickte (traf). Dort konnte einer auf dem Ofen liegen oder am Tische sitzen, wie er wollte, aber meistens geschah das letztere. Einer las, einer machte Buchstaben, zwei andere versuchten etwas zu rechnen; die die einen halfen den andern, und wenn niemand mehr aus und an wußte, so ward man einig, den Meister zu fragen, und wenn der z. B. ein vorkommend Wort nicht zu erklären wußte, so mußte ein Kind am folgenden Tag den Schulmeister fragen, der aber auch nicht einen Kopf hatte, in dem alles stand, was andere nicht wußten. An allem diesem nahmen die Kinder teil und hatten eine unbändige Freude, wenn sie die großen Knechte etwas brichten (lehren) konnten, und wenn es hieß: „Der Johannesli ist doch so geschickt, wahrhaftig der Schulmeister kann ihn bald nichts mehr lehren.“ Aber sie hatten nicht allein Freude. Selbst die Bäurin mußte sagen, es scheine ihr, die Kinder hätten noch keinen Winter soviel gelernt, als in diesem, und man hätte so wenig mit ihnen zu tun und wüßte doch immer, wo sie wären.

Aber auch die Dienstboten schienen anders zu werden. Es gab viel weniger Verdruß mit ihnen, viel weniger Streit

unter ihnen. Sie hatten etwas, das ihre Gedanken beschäftigte und mußten nicht, um etwas zu denken, ihren bösen Gelüsten, ihrem Neid gegen den Meister, den Aufweisungen abhorchen (auf die Hetzereien hören) und sie immer wiederkauen. Es rührte sich etwas Besseres in ihnen, und sie begriffen immer mehr, daß es doch eigentlich ein Unterschied sei zwischen einem Moos-kalb (entwöhntes Kalb) und einem vernünftigen Menschen. Wie beim gesundwerdenden Menschen der Hunger kommt und, solange keine Hunger da ist, immer noch der Tod seine Krallen bereithält, so kam bei ihnen auch der Appetit nach Gottes Wort, und sie gingen gerne in eine Predigt, ja sogar hie und da in eine Kinderlehre, und wußten dann nicht nur zu sagen, was sie neues gesehen oder gehört, sondern auch, wo der Herr (Pfarrer) den Text hergenommen, und bald dies, bald das, was ihnen in der Predigt aufgefallen. Daran knüpften sie dann über Tisch Gespräche, und zwar recht ernst-hafte, und wenn einer über etwas spotten wollte, so wurde er zurechtgewiesen. Sie wurden dabei sich immer mehr bewußt, daß es doch etwas Hohes und Bedeutendes sei, ein Christ zu sein, und daß ein christlicher Knecht doch viel besser daran sei, als ein heidnischer König, der nicht recht wisse, warum er auf der Welt sei, während der christliche Knecht doch wisse, daß er da sei, um ein Kind Gottes zu werden und das Himmelreich erblich zu erwerben. Die Nachmittage gingen vorbei wie im Fluge, und allemal, wenn es viere schlug, wollte es niemand glauben; das könne unmöglich sein, sagten sie, man hätte ja erst gegessen. Die Bäurin sagte selbst, sie hätte das nicht ge-glaubt und hätte selber recht kurze Zeit dabei. Ja, es kam sie mehr als einmal an, daß sie am Nachmittage einen Kaffee machte über den ganzen Tisch weg und nicht einmal daran dachte, was die Leute sagen würden, daß sie am Sonntag-nachmittag einen Kaffee mache für Knechte und Mägde.

Etwas Unerwartetes hätte die ganze Geschichte beinahe verkehrt und zerstört. Man sieht im Winter da, wo die Sonne

warm und viel scheinet, die Fliegen sich hinziehen und hier an der Sonne ihr Leben genießen, gerade so ist's an Orten, wo ein warmer Ofen für Dienstboten frei ist, mit den Dienstboten. Es ist recht traurig zu sehen, wie sie sich fast unwillkürlich herzulassen, wie die Fliegen an die Sonne, und sich wärmen, und im Gefühl der Wärme auftauen und ihres Lebens sich freuen. Freilich ist dann dieses Auftauen oft ein schmutziges, und die Freude gibt sich auf eine wüste Art kund.

Es ging nicht lange, so bemerkte hie und da einer, daß am Sonntag beim Bodenbauer eine warme Stube sei. Wo nun das Gelüsten treibt, macht ein Knechtlein nicht lange Komplimente. „Komm," sagt er zu seinem Kameraden, „wir wollen da hinein, sie werden uns hoffentlich nicht fressen. Er ist noch lange kein Herr, man wird doch wohl in seine Stube dürfen. Er hat zwei muntere Mägde, welche gerne Buben sehen, diese werden wohl auch in der Stube sein." Mit diesem Sinne drängte der eine den andern hinein, und sie wollten nun drinnen Flausen machen, den Narren treiben. Es kamen nicht nur Knechte, sondern diesen nach zogen auch Mägde, und diesen war es auch nicht um etwas Vernünftiges, sondern nur um die Knechtlein zu tun. Das gab nun ein Nachziehen (eigentlich Zöök, Liebeln), ein wüst, unsauber Wesen in Worten und Gebärden, in Liedern und Werken, daß der Bodenbauer Holla machen mußte, so unangenehm es ihm war. Denn es wird wohl einem Landmann nichts unanständiger sein, als wenn er fremde Dienstboten zurechtweisen, ja überhaupt, wenn er sich geradeaus einen Tadel, eine Zurechtweisung erlauben muß, die man ihm übelnehmen, übel auslegen, nachtragen könnte. Aber es mußte geschehen. Er sagte daher einmal, er wolle niemand verbieten, in sein Haus zu kommen; allein dasselbe sei kein Haus, um Kirchweih zu halten das ganze Jahr durch; wer nur wüst tun wolle, solle an einen andern Ort hingehen, des Zuzuges begehre er nicht. Man könne ja bald nicht mehr stehen in der Stube, und es stinke von Tabak, daß man fast er=

sticken müsse. Das half nun. Freilich räsonierten einige halbbatzige (nichtsnutzige) Knechtlein, und einige kreuzerige (einen Kreuzer werte) Mägde rümpften die Nase; aber was frug dem der Bodenbauer nach!

---

8. Kapitel.

Ein Knecht kommt zu Gelde, und alsbald zeigen sich die Spekulanten.

Den ganzen Winter über hatte Uli fast kein Geld gebraucht und so wenig Kleider, daß er sich selbst verwunderte. Ein einziges Mal war er im Wirtshaus gewesen, und da hatte ihn der Meister noch selbst gehen heißen. Er solle auch einmal gehen und eine Flasche Wein trinken (eine Flasche zu vier oder fünf Groschen), damit er nicht vergesse, wie es in einem Wirtshause sei. Er komme später selbst nach, dann wollten sie miteinander heim. So ging es auch. Der Meister zahlte ihm noch einen Schoppen, und zum erstenmal in seinem Leben kam Uli mit einer Zeche von wenig Batzen und als ein vernünftiger Mensch zum Wirtshaus hinaus. Er hätte nicht geglaubt, sagte er dem Meister, daß das möglich sei.

Es schien, als sei er mit der Erkenntnis dieser Möglichkeit um einen ganzen Fuß größer geworden. Als er so mit seinem Meister vernünftig heimging und mit ihm redete, als mit einem Kameraden, da durchrieselte ihn eine Ahnung, daß er auch einst als Meister aus einem Wirtshause gehen könne, wenn er so fortfahre, und er träumte die ganze Nacht durch von Höfen, die er kaufen wollte, und von Säcken Geld, die er mit sich herumtrug, um die Höfe gleich zu bezahlen. Aber er schnaufte und keuchte unter dem Gewichte dieser Säcke, daß er manchmal fast zu ersticken fürchtete, und wenn er sie abstellte, so wurden sie ihm gestohlen oder er konnte sie sonst nicht mehr finden. Dann versprach ihm ein schönes Mädchen, es wolle sie ihm zeigen und ging voran; ihm aber fielen die

Schuhe von den Füßen, als er dem Mädchen nach wollte, und als er diese in beide Hände nahm, konnte er seine Beine nicht vorwärtsbringen, es war ihm, als ob sie zusammengebunden wären. Das Mädchen aber lief immer geschwinder, er konnte je länger, je weniger Schritte machen, obschon er ganz naß sich schwitzte. Endlich verschwand das Mädchen, und eine alte Frau kam mit dem Besen und wollte ihn fortjagen, weil er ihr durch Hanfpflanzungen gehe, und er wollte davonlaufen und konnte wieder nicht und mußte den Besen aushalten und sich wüst sagen lassen, und endlich rief er aus: „Uy, uy, su hör' doch (auf), du alt's Räf (Vettel)!" Darob erwachte er, und sein Mitknecht fragte ihn, was er doch gehabt hätte, er hätte ihn schon lange gestoßen, aber er hätte nicht erwachen wollen. Er hätte sich bald angefangen zu fürchten und hätte den Meister geholt, wenn er jetzt nicht erwachet wäre. Der Alp hätte ihn gedrückt, sagte Uli. Den Traum konnte er lange nicht vergessen, und wenn er sich nicht geschämt hätte, er wäre seinetwegen zu einer Wahrsagerin gelaufen, denn er selbst konnte gar nicht einig darüber werden, ob derselbe bedeute, daß er einst einen Hof werde kaufen können oder aber das Gegenteil; heute dünkte ihn dies und morgen das andere. Auffallend war es, daß, wenn er gegessen und gut geschlafen hatte, es ihm immer schien, als sei er eine gute Vorbedeutung; hingegen wenn er müde war und hungrig, so hätte ihm niemand ausgeredet, der Traum bedeute, daß er um alles kommen werde, was er habe oder sich erwerbe, und zuletzt aller Menschen Schuhwisch abgeben müsse.

Unterdessen ging es ihm sehr gut. Er ging dem Meister mit allem Fleiße an die Hand, als ob es seine eigene Sache wäre, und fühlte dabei alle Tage mehr, daß er doch auf diese Weise ein ganz anderer Kerli werde, als er zu selber (jener) Zeit einer gewesen sei, wo er es für eine Schande geachtet, ein guter treuer Knecht zu sein, und seinen Ruhm darein gesetzt, den Meister zu überlisten, zuviel zu essen und zu wenig zu

arbeiten. Er setzte eine Ehre darein, das ganze Jahr durch vom Lohne nichts einzuziehen, ihn ganz stehen zu lassen, und er zwang es auch durch. Er ließ es sich gesagt sein, daß man nicht auf die Zukunft hin oder vielmehr auf künftigen Erwerb hin anschaffen dürfe, sondern daß der zukünftige Erwerb der Zukunft gehöre und die Vergangenheit die Gegenwart ernähren müsse, d. h. daß man aus dem verdienten Lohn seine Bedürfnisse müsse bestreiten können. Und da in der Zukunft der Gebrauch wohl sicher ist, aber nicht der Erwerb, so muß die Vergangenheit uns auch die Notpfennige liefern für die Tage, von denen man sagt: Sie gefallen uns nicht.

Es war aber auch ein Tag großer Freude für Uli, als an der Weihnacht nachmittag der Meister ihn ins Stübli (Schlafzimmer, Geheimkabinett der Bauern) rief, ihm dreißig Kronen vorzählte und noch einen Taler als Trinkgeld dazulegte. Dem starken Burschen zitterte die Hand, als er es einstrich, denn soviel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt. Und als der Meister ihn noch lobte und ihn ermahnte, so fortzufahren, so gebe er noch ein Kerli ab, bekam er Augenwasser. Er begann nun auch zu denken und zu erzählen, was er mit dem Gelde machen wolle. Kleider mußte er haben, Hemden besonders; aber wenn nicht die Hälfte, doch den Drittel des Lohns wollte er beiseite tun. Er hätte nicht geglaubt, sagte er, wieviel dreißig Kronen seien, wenn man Sorge dazu hätte; es schienen nur so dreißig Krönlein, und doch könnte man weit langen damit, wenn man abzuteilen wüßte. Er hätte nie geglaubt, daß das Geld so zusammenhalten könne; früher hätte er es immer damit gehabt wie der Bauer mit dem herbeigeführten gekauften Heu, wo man ein Klafter nur anzusehen brauche, so sei es nicht mehr da. Jetzt gehe es ihm mit dem Gelde wie mit einem selbstgemachten, gutgelegenen Stock Heu; wie man davon nehme, so scheine es einem, er würde nicht geringer und man hätte immer gleichviel. Der Meister mußte lachen ob dieser Vergleichung, die Meisterin dagegen wurde gerührt

und sagte ihm, er sei ihr recht lieb geworden, und wenn die Näherin ins Haus auf Arbeit komme, so werde die ihm als Weihnachtskindli (Weihnachtsgeschenk) von ihr ein Hemd machen, die Leinwand sei schon lange bereit dazu. Uli meinte, der Meister hätte ihm schon zuviel gegeben, und alles dürfte er nicht nehmen, er hätte es nicht verdienet. Der Meister hätte so viel an ihm getan, daß er ein Lehrgeld fordern könnte. Aber wenn sie ihm einen Gefallen tun wolle, so solle sie doch so gut sein und ihm Leinwand für etwa drei Hemden kaufen; er wolle gleich recht viel zusammen machen lassen, es hätte es (genügte) dann eine gute Weile. Wenn man nur so eins ums andere kaufe, so sei das den Mäusen gepfiffen, denn man hätte immer keine und müsse doch immer die Hand in der Tasche haben. Er verstehe sich nicht auf die Leinwand und sei allemal betrogen worden; entweder hätte man sie ihm zu teuer gegeben, oder sie sei dünn gewesen oder der Faden mürb oder spröd, es hätte immer an einem Orte gefehlt, und es sei nicht lange gegangen, so hätte er Hemden gehabt wie Spinngewebe. Sie wolle ihm wohl den Gefallen tun, sagte die Bäurin, aber daß sie es allemal treffe, sei auch nicht gesagt. Die Weber und Krämer seien so einer Bäurin je länger je mehr zu schlau. Vielleicht daß sie selbst hätte, von der sie ihm für drei Hemden geben könnte, sagte Uli. Ja, sie hätte wohl, sagte die Meisterfrau, aber sie verkaufe den Dienstboten nicht gerne etwas. Sie hätte es auch schon getan, aber noch allemal Verdruß davon gehabt. Die Dienstboten seien den Krämern fast die besten Kunden, denn sie profitierten am meisten an den Dienstboten, könnten ihnen die dümmsten Sachen anhängen, allweg die, welche kein gescheiter Mensch kaufen wolle. Es brauche nur eine Bäurin einem Dienstboten etwas zu verkaufen, so führten es alle Krämer, alle Schneider, alle Näherinnen, kurz alle die, welche miteinander das Handeln mit den Dienstboten als ihr Eigentum betrachteten, wie Sperlinge ein Feld mit Hirse, aus (machten es schlecht) und sagten, an einem andern

Ort hätten sie es wohlfeiler gekauft; wenn die Bauern es für sich hätten brauchen können, sie hätten es den Dienstboten nicht verkauft. Es sei doch schlecht, ihnen schlechten Lohn zu geben und dann noch für gutes Geld schlechte Sachen. „Bald sagt der Schneider, es halte den Stich nicht , und die Näherin behauptet, es bekomme ihr Löcher unter den Fingern; und so wird man verdächtigt und verbrüllet (verschrien), daß es eine schreckliche Sache ist. Ich weiß wohl, daß es Meisterleute gibt, welche ihre Dienstboten betrügen und ihnen den sauer verdienten Lohn ablocken; aber der Art sind doch wenige, und es meinen es mehr Meisterleute gut mit den Dienstboten, als die Dienstboten glauben und die Krämer sagen. Darum, Uli, will ich sehen, daß ich dir irgendwo kaufen kann, so gut, als wenn es für mich wäre. Ich brauche meine Leinwand dann so, daß mich kein Krämer verbrüllet und kein Schneider verdächtigt." Uli hatte gar große Freude an seinem Schatz und betrachtete ihn oft im stillen. Es richteten aber noch andere Leute ihre Augen auf denselben. So ein Bürschchen, das Geld hat, ist gerade wie ein Honigtopf für die Wespen; es sucht ein jeder, der gerne Geld hätte und es nicht verdienen mag, daraus zu lecken. Da sollte er diesem fünf Batzen leihen, weil derselbe gerade kein Geld bei sich hatte, dort wollte ein anderer nur einen Batzen für ein Päckli Tabak. Sein Nebenknecht wußte auf einmal einen herrlichen Handel zu machen mit einer Uhr, allein es fehlte ihm ein Taler. Die eine Magd wollte ein prächtiges blaues Tüchlein kaufen von einem Aargauer, der ins Haus geschlichen, seine Baumwollenware für seidene ausgab, allein Uli sollte ihr dreizehn Batzen leihen, weil sie es der Meisterfrau nicht sagen mochte. Der Schuhmacher, der im Hause arbeitete, hatte absolut vier Kronen nötig und versprach teuer und fest, bis Ostern sie wiederzugeben mit einer Krone Zins. Der Hechler, der bald darauf kam, sollte vier Krontaler haben, er wüßte mit Flachs gerade jetzt viel zu machen und wollte mit Uli den Profit teilen. Dem Uli ge-

fiel das ganz prächtig, es flimmerte ihm lauter Gold vor den Augen. Er dachte, es wäre ja dumm, wenn er das Geld im Kasten haben wollte, während es ihm soviel verdienen könnte; da sei er nicht ein Narr und gebe es nicht (es nicht zu geben). Er ließ es sich noch einmal gut versprechen, daß man ihm auch halten wolle, und gab es dann hin. So hatte er auf einmal freilich kein Geld mehr, aber Gülten (Zinsbriefe), schöne Kapitale, an einem Ort vier Kronen, an einem andern mehr als sechs. Das sei besser, dachte er, als so die kleinen Anleihen zu ein bis zwei Batzen, welche gar keinen Zins trügen. Jetzt könne er doch sagen, er hätte kein Geld mehr, er hätte alles ausgeliehen. Er kam sich recht gewichtig vor unter seinen Schuldnern. Aber seinem Meister sagte er nichts davon. Der brauche nicht alles zu wissen, dachte er, und vielleicht hätte er den Profit lieber selber genommen und dem Hechler das Geld selbst gegeben. Er müsse auch etwas anfangen, welches nicht alle Leute wüßten. Er hatte den besten Glauben zu seinem Meister, indessen das Mißtrauen noch nicht ganz verloren, und gar wenige Dienstboten lassen es gerne dem Meister wissen, wieviel Geld sie haben, und beichten ihm noch weniger, was sie mit demselben anfangen.

Das ging eine Zeitlang recht schön, und Uli rechnete zum öftern nach, wieviel Zins ihm bereits aufgelaufen sei. Ostern ging vorbei und der Schuhmacher brachte kein Geld, aber er entschuldigte sich bündig (triftig), indem er vornehme Kunden bekommen, Stiefelschäfte gekauft und diese bar hätte bezahlen müssen, und versprach, der Zeit nach am Zins nachzutun (den Zinsbetrag zu erhöhen). Nun mühte sich Uli ab, zu rechnen, wieviel per Woche der Schuhmacher ihm nachzutun hätte; aber das brachte er trotz vielem Schwitzen nicht heraus. Es pressierte übrigens auch nicht, denn Michelstag kam und Uli hatte seine vier Kronen noch nicht gesehen. Dem Hechler ging es sehr fatal. Der Flachs hatte eher ab- als aufgeschlagen. Er fand, mit dem einen Teil wäre besser zu warten, als ihn jetzt

zu verkaufen, den andern aber hatte er einem Händler auf Kredit verkauft, und den konnte er auf keinem Markt antreffen und hatte vergessen zu fragen, wie er heiße, und niemand wolle von so einem wissen, er habe schon viele Leute gefragt, behauptete er. Da begann Uli doch Angst zu kriegen. Es fing ihm an vorzukommen, wenn er nur sein Geld wieder hätte, so wollte er zufrieden sein, an den Zins nicht denken, von Profit nichts sagen, aber eben das Geld wiederzukriegen, das war die Kunst. So oft er es forderte, waren neue Ausreden da, und wenn er ungestüm wurde, so blieb man ihm die Antwort auch nicht schuldig. Man könne es einmal nicht aus den Steinen herausschlagen, er höre ja, wenn man es hätte, so wollte man es ihm geben. Er solle machen, was er wolle, und wenn er sehe es zu nehmen, so solle er es nehmen. Man hätte gar nicht geglaubt, daß er ein so wüster sei, sonst hätte man lieber nichts mit ihm wollen zu tun haben. Er wußte sich gar nicht zu helfen und lief wie sturm (wirblicht) herum. Der Gedanke, es sei doch schrecklich, was er so sauer verdient, so liederlich zu verlieren und gar nichts dafür zu haben, ließ ihn nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Ehedem beim Hudeln (Lumpen), dachte er, hätte er doch gewußt, was er mache, und sein Geld selbst verschleudert; jetzt, wo er meine, gut zu tun, und bös habe, gehe es ihm noch ärger als zuvor, und er komme gerade soweit als der ärgste Hudel; das sei doch schrecklich, und er sei der unglücklichste Mensch auf der Welt, und das werde wohl an einem Orte geschrieben sein, daß er zu nichts kommen solle. Jetzt wüßte er, was sein Traum bedeuten solle und die Geldsäcke, die er nicht mehr habe finden können.

Der Meister konnte gar nicht begreifen, was Uli hatte. Endlich glaubte er ihn krank, denn er sah keine andere Ursache seines sonderbaren Wesens. Er sah der Sache noch einige Zeit zu, aber als Uli immer schlechter aussah, fragte er ihn einmal, was ihm doch fehle, etwas sei nicht recht da. Uli wollte nicht mit der Sprache heraus. Erst als der Meister sagte,

wenn er so dumm tun wolle, so könne er seinethalben; aber er hätte doch geglaubt, mehr Vertrauen zu verdienen als so, Uli wisse ja, daß, wo er ihm helfen könne, es nie nein sei bei ihm, und nachdem Uli noch manchmal gesagt, er dürfe es nicht sagen, gestand er endlich seinen Kummer, und wie seine ganze Ersparnis vom letzten Jahre, auf die er sich so gefreut, dem Teufel zu sei; er werde wohl nie einen Kreuzer davon wiedersehen.

„Ja, das hättest du denken sollen," sagte der Meister, „es wissen soviele Dienstboten nichts mit ihrem Gelde anzufangen, lassen es sich ablocken und kommen so darum. Ich mische mich nicht gerne in die Sache, wenn man mich nicht darum fragt," fuhr er fort. „Man meint sonst gleich, ich wolle Vogt sein oder gar das Geld für mich, und wird mißtrauisch. Es ist mir leid um dich, aber den Hechler und den Schuhmacher hättest du kennen sollen, du weißt ja, was das für Vögel sind. Aber nicht wahr, Uli, der Geizteufel hat dich geplaget? Weißt du, daß dir der Schuhmacher nicht weniger als hundert Prozent versprochen hat per Jahr, während ehrliche Leute sonst nur vier geben? Und der Hechler hat dir das Maul auch süß gemacht. Aber eben so fängt man die einfältigen Leute, und wenn einer soviel verspricht, so sollte man doch denken können, der werde nicht halten wollen, er würde sonst nicht soviel versprechen." Ja, sagte Uli, das alles komme ihm jetzt hintendrein selbst in Sinn; aber er möchte dem Meister doch angehalten haben, daß er ihm zu seinem Gelde verhelfe, er komme sonst noch von Sinnen. Der Meister schüttelte den Kopf zu dem Ansinnen, übernahm aber dennoch den Auftrag und rettete mehr, als er anfangs erwartete, da weder Schuhmacher noch Hechler gerne seine Kundschaft verloren. Als er Uli das Geld übergab, sagte ihm dieser: „Meister, behalte du es und bewahre es auf. Ich brauche es nicht, und wenn ich es habe, so behalte ich es nicht lange; ich bin unglücklich mit dem Gelde, entweder vertue ich es, oder man betrügt mich darum, oder

es wird mir gestohlen, und zuletzt, wenn niemand sonst dazukäme, so würden es mir die Mäuse fressen." „Nein," sagte der Meister, „das Geld will ich nicht behalten, ich habe genug an meinem zu hüten, wenn ich schon nicht viel habe. Aber weißt du was, tue du es in die Kasse." „Was ist das?" fragte Uli. „He, das ist eine Kasse, in die man das Geld, welches man nicht braucht, einlegen kann, bis man es braucht, und unter der Zeit bekömmt man einen billigen Zins, dazu ist es so gut versichert, daß man gar nichts zu fürchten hat." „Das ist kommod," sagte Uli, „aber kann man hineintun, soviel man will, und kommt es einem dann nicht aus (wird es nicht bekannt), wenn man dort Geld hat?" Das sei eben gar kommod, bekam er zur Antwort, daß man viel und wenig hineintun könne und wann man wolle. Was das Auskommen anbetreffe, so solle er sich deshalb nicht fürchten. Wer Geld am Zins habe, dem komme es früher oder später immer aus. Und zudem glaube er nicht, daß es einem Knechte schade, wenn man vernehme, er hätte Geld am Zins. Im Gegenteil, er glaube, das vermehre nicht wenig seinen guten Namen und verschaffe ihm einen gewissen Respekt. In einer solchen Kasse brauche er sich auch um den Zins nicht zu bekümmern. Sobald ein Jahr um sei, werde der Zins zum Kapital geschlagen und trage wieder Zins; so könne sich, zu vier Prozent gerechnet, in zwanzig Jahren das Kapital verdoppeln. Und sobald er es nötig habe, kriege er es ohne Umstände in gesetzlicher Frist wieder, ganz bestimmt, denn solche Kassen seien gut verbürget und versichert. Da könnten Dienstboten weitaus am besten ihre Gelder einlegen, eben weil man auch weniges nehme und zu jeder Zeit; weil sie sich da vor keinen Schelmereien, Kunstgriffen usw. in acht zu nehmen hätten, nichts zu tun hätten mit Konkursen und Advokaten. Da könnten sie ganz ruhig ihr Geld hintun, arbeiten lassen, bis sie es einmal brauchten, und könnten jedem, der von ihnen leihen wolle, ohne Lüge sagen, sie hätten keins. Da bedauerte Uli, daß der Meister ihm dieses nicht früher ge-

sagt, dann wäre er nicht zu Schaden gekommen. „Du hast's gehört," sagte darauf dieser, „ich kann einen Knecht nicht behandeln wie ein kleines Kind. Willst du aber, daß ich dich halte wie ein Kind, so mußt du vor allem aus mit Zutrauen an mich kommen, mußt mir das Maul gönnen. Das Kind kömmt zum Vater und fragt um Rat und sagt: ‚Vater, was meinst; Vater, was glaubst?' "

Uli bekannte sich im Fehler und bat den Meister, sein Geld in die Ersparniskasse zu tun; es waren fünfzehn Taler, welche er übrig zu haben glaubte. Es trage zwar nicht viel ab, meinte er, aber es sei ihm doch sicher. „Das scheint dir," sagte der Meister, „und eben diese Ungeduld ist's, welche soviele Menschen um Hab und Gut bringt. Wem es auf dem rechten Weg zu langsam geht, der wird entweder ein Spitzbube oder ein Hudel (Lump). Warte nur einige Jahre, lege immer zu, so wirst du sehen, zu welchem Kapital du kommen wirst."

---

9. Kapitel.

Uli steigt im Ansehen und kommt Mädchen in den Kopf.

Und Uli tat so. Er blieb sparsam, ward immer anschlägiger und emsiger und wuchs zugleich an Weisheit und Verstand und an Gnade bei Gott und den Menschen. Es war recht merkwürdig, auch äußerlich die Veränderung wahrzunehmen, die mit ihm vorging. Er ging eigentlich erst jetzt recht aufrecht wie ein Mensch; man sah es ihm von weitem an, daß das kein Schmutzfink sei; man nahm ihn sehr oft für einen Bauernsohn und nicht für einen Bauernknecht, und zwar nicht bloß wegen der Kleidung und weil er eine silberne Uhrenkette trug, sondern wegen seiner guten Haltung, seines anständigen Betragens. Es redete jeder Bauer gerne mit ihm, fragte ihn: „Uli, was meinst?" Und seine Worte hatten eine

Bedeutung. Er fühlte auch, daß sie eine Art von Gewicht erhielten, darum schwatzte er nicht mehr in den Tag hinein, sondern besann sich, eh' er sprach, wog seine Worte ab, so daß es schon hie und da hieß: „D's Bodebure Uli hat's gesagt, hat's auch gemeint."

Er fühlte, daß er nicht mehr nur so ein arm Knechtlein sei, welches nirgends sein sollte, sondern daß er in der Welt sich auf einen Platz gestellt, wo man ihn gerne sah, wo er etwas zu bedeuten hatte. Wie das alles so nach und nach kam und bei welchen einzelnen Anlässen, indem er dem Meister vor Schaden zum Nutzen war, Mängel an Rossen entdeckte, welche der Meister kaufen wollte, günstige Witterung benutzte in dessen Abwesenheit usw., kann ich nicht erzählen, es wäre zu weitläufig. Er begann auch zu fühlen, daß man ganz anders auf die Erde trappe (trete), auch sie mit andern Augen ansehe, wenn man ein Besitzer ist, als wenn man ein Habenichts ist. Es kommt so eine Art ruhiger Sicherheit, die bei vielen in dummen Stolz ausartet, über den Menschen, wenn er angehängt hat an der Welt, d. h. wenn er Früchte seiner Arbeit, Ertrag seiner Kräfte vorgespart, Vorrat gewonnen hat auf künftige Jahre. Er fühlt, er ist nicht mehr ganz allen Winden, fremder Willkür preisgegeben, er ist schon selbständiger, mehr Herr seiner selbst. Er kann schon einige Krankheitswochen unbesorgt ertragen, kann einige Wochen ohne Meister sein; das macht ihn zufriedener, gelassener; er schießt auch nicht mehr herum, wie wenn er in einem Wespennest wäre, denn mit der inneren Ruhe nimmt auch die äußere zu, und in dem Maße, als er wirklich zufriedener in seinem Inwendigen wird, wird er auch zufriedener mit seinen Meisterleuten. Und je mehr er zu etwas kommt, um so mehr erkennt er den Wert der Dinge, spart nicht nur für sich, sondern es reut ihn überhaupt, etwas zu vergeuden, er spart also auch den Meisterleuten, um so zufriedener werden diese auch mit ihm. Es stellt sich sein Name fest: Er ist ein sparsamer, arbeitsamer Bursche.

Was dieser Name bedeute und wie jeder Name auch seine Versuchungen herbeilocke, so wie jede Blume ein Insekt, jede Frucht einen Esser, das sollte er bald erfahren. Der Titel „er ist ein sparsamer Bursche" ist ein Lockvogel, und auf der Stelle finden sich, freilich nicht Insekten, sondern Mädchen ein, die den Vogel locken möchten.

Der Bodenbauer hatte zwei Mägde, die Meister- und die Untermagd. Die erstere war griesgrämlich, gab nicht drei gute Worte im ganzen Jahr, häßlich, sie hatte haarichte Warzen im Gesicht und Blattergruben, rote Augen, weiße Lippen und eine blaue Nase; daneben war sie arbeitsam, sparsam und hätte für ihr Leben gerne einen Mann gehabt; aber ihre Liebe konnte sie nicht anders zeigen als durch Murren und Knurren (so ein Gemisch von Hunde- und Katzengeschrei); und jedesmal murrte und knurrte sie mit dem am meisten, den sie am liebsten hatte. Es schien, als ob sie alle Augenblicke auf ihn schießen (losgehen), ihn kneipen, kratzen oder beißen wollte. Diese sagte, erst wenn sie einen Mann hätte, lohne es sich der Mühe, zu arbeiten und zu sparen; dann wolle sie zeigen, daß im Sparen sie keine übertreffen möge.

Die andere aber war ein leichtfertig Ding, mit leichtfertigem Gemüt, leichtfertigem Gesicht, leichtfertigem Leibe, alles schön rot und weiß angestrichen, glatt gerieben, und die Augen wußte sie so süß glänzen zu lassen, den Mund so süß zu spitzen, daß es jeden Burschen dünkte, er müßte daran kleben bleiben. Sie putzte sich gerne, arbeitete um so ungerner, wußte nichts von Sparen, gut leben war ihr um so lieber, aber am allerliebsten wäre ihr ein Mann gewesen. In einem Mann dachte sie sich Heil, Glück und Seligkeit, kurz alles beieinander. Die knurrte nicht und biß nicht; die wußte sich anlässig (kokett) zu machen und strich an einem herum wie eine Katze, wenn sie bei guter Laune ist. Die meinte, wenn sie einmal einen Mann hätte, so wollte sie ihn lieb haben wie keine, und dann wollten sie es sich recht wohl sein lassen. Dann zwinge

sie kein Teufel, länger zu dienen, dann wolle sie kochen, was ihr schmecke, und aufstehen, wann es ihr gefalle.

Beide richteten ihre Augen auf Uli und wollten ihn glücklich machen; beiden gefiel er. Die erste meinte, der werde ihr sparen helfen, die zweite, der werde sparen, daß sie mit ihm glücklich sein könne, d. h. daß sie nichts zu tun brauche und doch alles habe, nach was es sie gelüste. Beide warfen ungefähr zu gleicher Zeit nach dem Glücklichen ihre Netze aus.

Stini zankte allemal mit Uli, wenn er in der Küche mit einem Schwefelholz oder auch mit einem Span die Tabakpfeife anzünden wollte; seine Finger wären nicht zu vornehm, eine Kohle zu nehmen, er werde sie einmal nicht verbrennen darob. Es schnauzte ihn allemal an, wenn er Öl in die Laterne wollte; bald füllte er die Ampel zu sehr, bald kam ein Tropfen daneben. Er werde noch anders müssen sparen lernen, sagte Stini. Seine Lederschuhe standen oft eine Woche lang zum Einschmieren in der Küche, Stini rührte sie nicht an. Holzschuhe seien lange gut genug für ein Knechtlein, nur für (um) ums Haus herumzutrappen brauche man keine Lederschuhe. Stini hoffte, wenn Uli keine Lederschuhe habe, so müsse er daheimbleiben. Wenn zuweilen nach dem Feierabend die Knechte noch auf den Bänken vor dem Hause saßen, so jagte Stini sie ins Bett. „Kein Wunder," sagte es Uli, „daß du am Morgen so faulenzest; wenn du des Abends nicht zu rechter Zeit ins Bett kannst, so gibt es (wird) dein Lebtag nichts aus dir." Der Meisterfrau redete Stini beständig von Uli, aber unter lauter Schimpfen und Schelten, es war nichts recht, was er machte, so daß die Meisterin manchmal sagte: „Aber Stini, ich weiß gar nicht, was du über Uli hast; er tut doch niemand etwas zu leid und ist einer von den brävsten Burschen, die es gibt, einen wackerern sieht man nicht."

Ürsi (Ursula) machte es ganz anders. Ürsi flattierte, machte ein spitz Zuckermäulchen, stand ganz nahe unter die Augen,

hatte immer bei Uli was zu tun, entweder mußte es ihm helfen, oder er Ürsi, es neckte ihn, bis er es anrühren, mit ihm ringen mußte. Bald wollte es ihm das Schnupftuch stehlen, bald eine Blume von dem Hut, wollte ihm süße Äpfel zustecken oder weiche Birnen. Beim Kornmähen wollte es ihm nachlegen (das Korn in Reihen ordnen) und hatte immer ein gutes Wort für ihn auf der Zunge und eine Liebeserklärung in den Augen. Es wolle einen Mann, sagte Ürsi oft, und der solle es gut haben bei ihm, man lebe ja nur einmal, und da wäre man ja einfalt, wenn man miteinander bös haben, nicht miteinander glücklich sein wollte.

Natürlich sagte ihnen der weibliche Instinkt bald, daß sie Nebenbuhlerinnen seien, und jede suchte die andere auszustechen.

Stini schimpfte über die Mannsleute, welche einem jeden Schlärpli (leichtfertige Person) nachliefen und beim Heiraten nur auf das Gesicht sähen, und sagte Uli, er sei gerade einer von den Dümmsten und Nichtsnutzigsten, er sei eigentlich gar nicht wert, daß ein brav Mensch sich mit ihm abgebe. So einer, der einer Person wie Ürsi, dem liederlichsten Uflat, nachsehe und sich mit ihm abgebe, dem sollte man noch die Rute geben. Mit Ürsi zähle es sich nicht zusammen (vergleiche es sich nicht). Wenn es schon kein solch' Gesichtli hätte, das man nicht an der Sonne brauchen könne, wenn es nicht erbleichen solle, so hätte es doch zwei Dutzend Hemden und sieben Paar Sommerstrümpfe und fünf Winterstrümpfe (einer sei ihm verloren gegangen), vier Mieder, zwei verflucht brav (gut) und zwei minger (geringer), und dann Geld hätte es auch noch, es sage nicht, wieviel. Aber wenn es mit einem anfinge hauszuhalten, so für zwei Bett und zwei Kühe und vielleicht für ein Schaf auch noch brauchte der keinen Kummer zu haben. Das wäre doch dann etwas anderes, als so ein liederlich Mensch, welches nicht einmal Geld hätte, um Wolle zu kaufen, wenn es einmal seine Strümpfe flicken möchte. Es könnte viel noch sagen, aber es meine dann nicht, daß es geheiratet sein müsse; es

hätte zu leben, und sein lediger Leib sei ihm auch noch etwas wert. Ehedem hätte es schon lange einen Mann gehabt, und vor zwanzig Jahren hätte es mehr als einmal heiraten können, aber jetzt sei nichts mehr zu machen, unter hunderten gebe es keinen vernünftigen Burschen mehr; so 'ne Mistmore (Mistschwein) sei heutzutage allen lieber als ein brav Mensch mit etwas Geld. Zu einer solchen Rede machte es gewöhnlich ein Gesicht, daß man junge Katzen hätte vergiften können, und ließ Klauen hervor, daß ein Lämmergeier neidisch geworden wäre.

Ürsi war nicht halb so böse über Stini, sondern lachte und spottete über dasselbe, führte es aus, wie gerne es heiraten möchte; aber wie es auch seine Zähne vorstrecke, ärger als ein Eber, so wolle doch kein Bursche dareinrennen und daran hängen bleiben. Es schnarche des Nachts, daß es Späne absprenge von der Wand, und brülle (schreie) manchmal geradeaus mitten in der Nacht. Und wenn es dann frage, was es so brülle, so schreie es: „Es hat mir geträumt, es habe mich einer sitzen lassen, und habe doch gemeint, ich hätte ihn wirklich." Hemden habe es in der Nacht an, von denen sieben keinen Ofenwisch geben würden, und statt Unterröcke ziehe es Fetzen an einen Faden, als ob es Bohnen wären, binde sie dann um den Leib und rühme, wie die grausam warm gäben. Wenn es an einem Morgen Stinis Strümpfe anziehen sollte, so könnte es die ganze Nacht nicht schlafen aus Angst, wie es das vornehmen sollte, denn sie hingen nur noch an einzelnen Faden zusammen, daß man müsse Wunder tun können, um sie an die Beine zu bringen. Es nähme es nur wunder, wo Stini mit dem Gelde hinkomme; es schaffe nichts an und hätte doch nie fünf Kreuzer beieinander. Es wollte nur, es ließe sich einer anschmieren durch Stini und heiratete es, in der Hoffnung, er kriege eine reiche Frau; es könnte ihn's lächern, wenn der Hudlen (Lumpen) zu erlesen (auszulesen) bekäme, statt Geld zu zählen. „Uli, das wäre eine für dich," sagte dann Ürsi, „da könntest du eine Nase

voll kriegen, daß du den Säumist nicht mehr riechen würdest, du hättest sie dein Lebtag voll genug von der Frau. Ich rühme mich nicht halb so als das Mensch; aber es wäre mir doch noch ein himmelweiter Unterschied, eine reinliche Frau zu bekommen, als so ein Mistloch, so ein ungewaschenes Tier, es gruset mich alle Nächte, wenn ich zu ihm ins Bett muß, und es kötzeret mich (gibt mir Brechreiz) allemal, wenn es kocht, und nicht die Meisterfrau."

So führten die Nebenbuhlerinnen ihre Gefechte hinter ihren respektiven Rücken; indessen auch vorwärts schonten sie sich nicht, und Stini schimpfte Ürsi, und Ürsi verspottete Stini. Und Uli, den vernünftigen Kerli in seinem übrigen Betragen, hätte man vernünftig glauben sollen; glauben sollen, da werde es ihm nicht gehen wie einem Esel zwischen zwei Heuhaufen, und doch ging es Uli, dem verständig gewordenen Knechte so. Es ist eine ganz merkwürdige Sache, wie der gescheiteste Kerli in allen Dingen der Welt beim Heiraten ein dummer Stöffel werden kann. Wie irgend ein Trieb im Menschen, eine verborgene oder schon offenkundig gewordene Lust, durch ein Weibsstück fast wie mit einer Lunte entflammt werden kann, das Feuer in ihm aufgeht, ins Dach schießt, und ihm wird, als müßte er mit diesem Stück glücklich werden, und hätte die ganze Welt gerade nichts für ihn als dieses Stück, nichts Reiz für ihn mehr als dieses Stück, das sieht man alle Tage, und wer es hundertmal gesehen, dem geht es gerade zu seiner Zeit ebenso, er ist an andern nicht klug geworden. Man sieht tausend Ehen geschlossen werden, wo tausende sagen mit aller Bestimmtheit: „So gewiß ein und ein zwei machen, werden diese unglücklich", alle pflichten bei, der Erfolg gibt ihnen recht, nur die beiden, oder wenigstens eins, ist blind, hörlos, es schmeckt und riecht nichts. Irgend eine Begierde lag in ihm in noch unentwickelter Kraft, in mächtiger Anlage, ein Weibsstück tritt als lebengebendes Element hinzu, und nun entsteht eine Gärung, in welcher alle Besonnenheit untergeht, in welcher diese Aufwallung einzig den Willen bestimmt, alle

sonstigen Rücksichten verdunkelt und einzig das ins Licht stellt, was Ziel jenes Triebes ist. Das ist allerdings eine sehr handgreifliche Erklärung vieler sogenannter Liebe. Aber man erkläre es mir anders, wenn die widerwärtigste Person wegen hundert Kronen geheiratet wird; das faulste Schlärpli (nichtsnutzige Person), weil es eine schöne Haut hat; die sinnlichste, üppigste Witwe, weil sie das Flattieren versteht, während ihr früheres Leben, welches noch dazu meist dem Betreffenden bekannt ist, ihre Umstände, ihre Anlagen die unglücklichste Ehe wie mit Kanonendonner predigen?

Kann man bei einem Menschen die Zeit dieser Gärung vergehen lassen, ehe er ans Heiraten gekommen ist, so geht der Rausch vorbei, er erwacht wie aus einem Traume; es ist ihm, als ob die Augen ihm aufgingen, Schuppen von denselben fielen; ganz anders sieht er alles an, ganz anders rechnet er, und sein Dringlichstes ist, von seinem sogenannten Lebensglück sich zu befreien. Daher das Geschrei über verschwundene Liebe, über Untreue; daher die Trennung vieler Brautpaare; daher die noch zahlreicheren sogenannten unglücklichen Ehen. Einen solchen Gärungsprozeß hat man halt für Liebe angesehen; er hat nun ausgegärt, der natürliche Zustand kehrt wieder, da ist nun keine Liebe mehr; was eins werden sollte, hat sich nicht binden wollen, sondern liegt ausgeschieden feindselig sich gegenüber.

Nun steckte in Uli noch immer der einige zwanzig Jahre alte Bursche, der beim Flattieren warm wird und ein hübsches Mädchen lieber hat, als ein wüstes; dem die Sinnlichkeit zur Brille wird, mit der er ein Mädchen und das durch dasselbe zu erlangende Glück ansieht. Aber in Uli regte sich auch die Sparsamkeit, der Trieb, etwas Selbständiges anzufangen, ein Meister zu werden. Einige hundert Kronen und eine sparsame Frau hatten daher einige Bedeutung in seinen Augen; mit so einer glaubte er alles gewonnen und seine Dienstjahre um vieles abgekürzt.

Daher konnte er sich nicht enthalten, mit Ürsi zu schätzelen (liebeln), zu denken, es sei doch ein liebes und gutes Meitschi (Mädchen), und mit ihm würde er ein gut Leben haben. Er spielte oft in Gedanken mit diesem Leben, und wie er und Ürsi es treiben, wie sie miteinander Freude haben und einen Haushalt führen wollten. Dann kam ihm wieder vor, daß man am Ende von der Hübschi (Hübschheit) nicht leben könne, und daß Ürsi nicht nur nichts habe, sondern noch hoffärtig sei, zu seinen Kleidern nicht recht Sorge tragen könne, wie es eben nicht die Eifrigste in der Arbeit sei. Indessen, dachte er, daran könne er es gewöhnen. Dann kam ihm auch Stini in Sinn, und es kam ihm vor, als ob er es mit demselben viel besser machen würde. Stini hatte Geld, war arbeitsam und sparsam. Freilich war es häßlich, aber daran gewöhne man sich, dachte er, daß man es zuletzt gar nicht mehr achte, und zuletzt sei eine Frau wie die andere, es könnten nicht alle schöne Weiber haben, und mancher würde seine schöne Frau an eine häßlichere tauschen, die aber minder hoffärtig und arbeitsamer wäre. Dann schwatzte er wohl mit Stini und ließ sich mit ihm an, dann grinste Stini ihn noch grimmiger an, es war fast, als ob die Haare sich ihm zu Berge stellten, und zankte ihn noch einmal so innig und inbrünstig aus und sparte die Unfläte und wüsten Hunde nicht, während es noch einmal so wenig Mehl und Butter in die Süppe tat. Dann dachte Uli, es sei doch wahrhaftig nicht alles, mit einer Frau leben zu müssen, deren Freundlichkeit Sauersehen, deren Wohlmeinenheit Zanken sei, und wenn sie ihm nichts gönne und er bei ihr keine Freude haben könnte, ob er nicht ein geschlagener Mann wäre, und was ihnen dann das Häufchen Geld hülfe.

So wurde Uli von zwei Gewalten angezogen und abgestoßen; immer dringlicher kam es ihm vor, sich bald zu entscheiden, denn es schien ihm, als ob er nach und nach veralte, und daß, wenn er sich nicht bald entscheide, es bei ihm mit dem Heiraten vorbei sein werde, so einen Alten keine mehr

nähme. Man kommt sich heutzutage viel früher alt vor, als ehemals; der Schnuderbube (Rotznase, Gelbschnabel) will schon ein Mann sein, was kann daher ein Mann anders sein als ein Greis? Ehedem schämte sich einer zu heiraten vor dem dreißigsten Jahre; jetzt rümpfen die Mädchen die Nase, wenn einer über fünfundzwanzig ist, und nehmen am liebsten mit den Flaumbärtigen von achtzehn bis zwanzig vorlieb. Das gibt einen guten Begriff, wie witzig (gescheit) die heutigen Mädchen sind, und für was sie die Ehe ansehen, und wie wenig sie danach fragen, was Kinder mit Kindern anfangen sollen.

Glücklicherweise für Uli wurde in diesem Hause nicht geduldet, daß die Dienstboten sich nächtlich besuchten; zudem waren die beiden Nebenbuhlerinnen in einem Bette, da wäre jedenfalls ein strubes (mühseliges) nächtliches Besuchen gewesen. Aber eben dieser Hemmungen wegen suchten sie ihn um so eifriger bei Tage auf, denn auch bei ihnen wuchs der Drang, die Vereinigung zu beschleunigen, Ulis sicher zu sein. Deswegen war Uli nirgends sicher. Im Stall beim Melken, in der Futtertenne beim Füttern, auf der Bühne (Boden) beim Futterbereiten, beim Grasen und Misten schlichen sich bald Stini, bald Ürsi herbei; Stini zankend, Ürsi liebelnd. Aber kaum war Stini da, so war auch Ürsi nicht weit, trennte entweder die Zwiesprache oder plagte Uli später deswegen. Und kaum war Ürsi dem Uli an einem Ort unter die Augen gestanden und blinzelte mit den Augen zu ihm auf, so schoß Stini daher wie aus einer Büchse, ließ die Milch ins Feuer laufen, zischte wie eine wilde Katze, warf mit unverschämten Menschern um sich und Hudelbuben (liederliche Burschen) usw. Je länger, je ungerner ließen Ürsi und Stini sich vertreiben, immer mehr hielten sie einander stand, hielten sich gegenseitig die wüstesten Sachen vor, und eine drohte der andern immer, beim Meister sie zu verklagen, es nehme sie wunder, ob er denn ein solches Nachziehen (Zöök) und Zusammenkommen dulden wolle. Der Meister und die Meisterfrau sahen das Ding schon lange

und allerdings immer mehr mit Unwillen, denn es störte den Gang der Arbeit, und weder Stini noch Ürsi hatten Sinn für ihre Geschäfte, sondern vergaßen alles unter den Händen; auch Uli ward lässiger. Die Meisterin meinte schon lange, Johannes sollte doch mit dem Uli reden; sie hätte schon manchmal den Mägden abgeputzt (sie gescholten), aber es sei nur, wie wenn sie Öl ins Feuer schüttete; es dünke sie, dieselben würden alle Tage stürmer (verrückter), und sie hätte Kummer, Stini werde ein Narr; es hätte letzthin laut pläret (geheult), und das hätte es noch nie getan, solange sie es kenne. Ürsi nehme es nicht so schwer, es denke, gibt's nicht diesen, so gibt es einen andern. Johannes sagte, es sei ihm zuwider, mit Uli zu reden, er hätte ihm noch nichts davon gesagt; aber wenn es nicht bald besser werde, so werde es doch sein müssen, so könne es nicht länger gehen.

Uli kam die Sache auch immer peinlicher vor. Er schämte sich nach und nach seiner beiden Schätze, die Gärung war am Verrauchen; eine war der andern im Wege gestanden, und beide hatten dem Uli Zeit verschafft, wieder zu sich selbst zu kommen. Er begann nach und nach die Zwiesprache zu vermeiden; desto hitziger stellten die Mädchen ihm nach, desto wüster sagten sie einander, und war er ohne Laterne im Stall, desto emsiger suchten sie ihn. Einmal gab er den Rossen über Nacht, und kaum hatte er angefangen, so war Ürsi da und schätzelte (liebelte) mit ihm und fragte endlich ganz bedauerlich, was er auch habe, er sei nicht mehr der gleiche; daran sei nur Stini schuld, aber dem solle es gezeigt werden, sie wolle Stini dahin helfen, wohin es gehöre. Und wie Ürsi dieses sagte, fing es draußen an zu poltern, zu plätschern und dann so wunderlich zu tönen, es war nicht Muhen und nicht Meckern, es war beides untereinander gerührt und gerüttelt. Ürsi jauchzte auf und schrie: „Es hat sie, es hat sie!", lief hinaus, und Uli leuchtete nach; aus dem Hause liefen die Leute herbei, und da fanden sie Stini im Mistloch, das triefende Haupt aus der

schwarzen Jauche emporstreckend und gar erbärmlich schnaubend und gurgelnd, hustend und brüllend in allen Tönen. Es konnte nicht selbst hinaus, und niemand mochte das triefende Frauenzimmer anrühren. Die ganze Haushaltung stand ums Loch herum, niemand konnte sich des Lachens enthalten, selbst die Meisterin mußte auf die Seite, weil sie nicht mehr Meisterin ihrer Mienen war. Stini streckte beide Hände empor und begann zu fluchen. Ürsi lachte immer lauter, Stini brüllte immer wüster, es wolle es Ürsi zeigen, sobald es heraus sei; denn das Mensch und niemand anders hätte das Loch abgedeckt, daß es auf dem Wege zum Brunnen hätte hineinfallen müssen. Während die beiden Mägde lachten und fluchten, wollte niemand zugreifen, der eine redete vom Misthaken, der andere von einer Heugabel, der dritte meinte, man solle sie mit Pulver heraussprengen. Endlich erbarmte sich der Meister, nahm einen drei bis vier Fuß langen Knebel (Knüttel), hielt ihn an einem Ende und gab Uli das andere, und Stini mußte nun mit beiden Händen diesen Knebel in der Mitte fassen. So hoben sie mit Anstrengung aller ihrer Kräfte Stini langsam aus dem Loche empor. Man kann sich keine Vorstellung machen, was das im Scheine der Laterne für ein Anblick war, als die von Jauche triefende Gestalt, in schwarzen Kot gehüllt, mit den roten Augen, der blauen Nase, den weißen Lippen so nach und nach aus dem schwarzen Loche tauchte und schwarze Ströme nach allen Seiten aus ihren Kleidern sich ergossen, bis sie endlich wie ein eigentlicher Dreckſack auf festen Boden gestellt werden konnte. Die Zuschauer wollten sich fast am Boden herumwälzen vor Lachen. Aber kaum fühlte Stini festen Boden, so stürzte es wie eine Hyäne auf Ürsi los. Dieses, laut aufschreiend, wollte fliehen, aber schon war es von Stini umkrallt, an den Haarflechten zu Boden gerissen; auf dem schönen Ürsi wälzte sich das gräßliche Stini, dessen Finger wühlten in Ürsis Gesicht, und wie auch das niedliche Ürsi der Tusiggottswillen um Hilfe schrie, schrie wie am Messer,

es kam ihm niemand zu Hilfe, niemand mochte Stini anrühren, welches bei jeder Bewegung Jauche weit um sich herspritzte. Da mußte endlich Ürsi sich wehren, und Stini schrie auf, und sie wälzten verschlungen, zu einem Knäuel geballt sich am Boden. Von fern her hörte man Schritte; die Meisterin sagte, wenn man die Menscher nicht bald voneinander tun wolle, so wolle sie es selbst tun. Das durfte man sich nicht zweimal sagen lassen; man suchte Ürsi zu ergreifen. Aber Ürsi war um nichts sauberer als Stini; wer zugriff, wurde besudelt, und als Uli helfen wollte, wären beide bald über ihn hergefallen, an allem sollte er schuldig sein. Stini fluchte, daß er es habe ins Loch sprengen helfen, und Ürsi, daß er ihm Stini angehetzt, und wenn der Meister nicht aus Angst vor den nach und nach sich nähernden Nachbarn die beiden Unholdinnen ins Haus gewiesen hätte alles Ernstes, so hätte Uli mit ihrem Zorn noch härter zu kämpfen gehabt, als mit ihrer Liebe.

Wie die beiden Liebhaberinnen ausgesehen, wie sie zusammen in die Kammer gekommen und dann endlich auch ins Bett, das muß ich der Einbildungskraft meiner Leser überlassen. Nur das kann ich sagen, daß ihr Anblick Uli wirklich über den Magen kam und er von Stund an von beiden genug hatte. Sie fühlten es beide auch selbst, daß das Ding ein Ende haben müsse und erneuerten nur sehr schwach ihre Versuche. Stini tröstete sich damit, daß das Mensch ihn auch nicht kriege, und Ürsi faßte sich im Vertrauen, es gebe noch andere als Uli, und wenn ein schönes Mädchen einen Mann wolle, so brauche es nur zum Fenster hinauszupfeifen, so liefen zehn herbei; einen jeden nehme es aber auch nicht, es sei nicht gewachsen, für an einem Orte der Schuhwisch zu sein. Aber ganz war Uli die Lust zum Weiben noch nicht vergangen; es dünkte ihn noch immer, es wäre jetzt Zeit, und länger dürfe er nicht säumen.

---

10. Kapitel.
Wie Uli um eine Kuh handelt und fast eine Frau gekriegt hätte.

Einmal, und damals war es heiß, hatte Uli eine Kuh zu Markt geführt. Der Meister hatte ihm gesagt, wieviel er lösen solle; was er darüber aus erhalten könne, das könne er behalten, aber er solle sich dabei wohl in acht nehmen, daß er nicht zwischen Stühle und Bänke komme und am Ende die Kuh heimbringen müsse. Es sei schon manchem so gegangen, daß er einen ordentlichen Preis hätte lösen können, aber zu hoch gespannt und zuletzt keinen Käufer mehr gefunden habe. Uli hatte beim Mästen dieser Kuh sich viele Mühe gegeben und ging gespannter Erwartungen voll auf den Markt. Kann ich wohl zwanzig, kann ich vierzig Batzen herausschlagen, oder muß ich mit gar nichts vorlieb nehmen? Das ging ihm beständig rundum im Kopfe. Schon weit vor der Stadt paßten Leute auf, schrien ihn an: „Junge, wie teuer das Kuhli?" Sie griffen mit ihren Händen um die Kuh herum, aber alles war nicht recht an ihr, die Haut sei gar dünn, sagten sie, und Unschlitt nicht viel mehr, als für einem Kind die Schühli zu schmieren. Sie machten die Kuh aus (schlecht), daß Uli bald dreingeschlagen hätte. Dann kamen andere und fingen an zu loben, so halb und halb, man müsse sie dieses Jahr nehmen, wie man sie finde; es seien Haufen Kühe feil, aber das sei noch keine von den schlechtesten; das Mästen gehe etwas hart (schwer) bei grauem Heu.

Fast wie Bremsen das Vieh beim Eintritt in einen Wald empfangen, wurden Uli und seine Kuh von Leuten umsumst, die ausspotteten, rühmten, bald die Kuh, bald ihn, und verlangten, er solle sie schätzen, er solle doch sagen, was er fordern dürfe für so ein mager Tierchen. Uli begann zu ahnen, daß die Ware besonders gesucht sei, daß er einen Schnitt machen könne. Er forderte fünf Neutaler mehr, als der Meister ihm gesagt hatte, daß die Kuh gelten müsse. Nun erhob sich ein

Gebrüll gegen ihn, wie wenn er ein Wespennest aufgestöbert hätte, und akkurat so fuhren die Menschen von ihm weg. Indessen bemerkte er doch, daß ihn einige nicht aus den Augen ließen und sich den Ort merkten, wo er auf dem Markt sich und seine Kuh stellte. Einen Bekannten, der vorbeiging, rief er herbei, um die Kuh ihm einen Augenblick zu halten, und durchstrich flüchtig den Markt, um zu hören, was Kauf und Lauf sei. Er sah zu seiner Freude, daß seine Ahnung ihn nicht betrogen und heute etwas für ihn zu machen sei. Als er zurückkam, fand er seinen Stellvertreter in großer Verlegenheit, es waren Käufer da, wollten den Preis wissen, und er kannte ihn nicht. Alsobald kam Uli in Handel. Er blieb bei seiner Forderung; man bot, man handelte, man ging weg, aber er merkte, daß die meisten der Bietenden die Kuh im Auge behielten, daß man ungern aus dem Handel trat und einen andern dazu ließ; er kam zur Einsicht, daß er um einen Louisdor teurer verkaufen könne, als der Meister geglaubt, und er tat es endlich auch, fürchtend, durch zu langes Hinhalten möchte er endlich um alle Käufer kommen. Es verzögerte sich, bis er das Geld in Empfang genommen, und es brannte eben die heißeste Nachmittagssonne, als er heimging. Er war noch nicht weit außerhalb der Stadt, als er ein großes Weibsbild mit vier kleinen Schweinen sich herumtreiben (abhetzen) sah. Diese wollten nicht parieren, und alle fünfe lechzten und schnauften zum Erbarmen. Er erkannte die Tochter eines ihrer Nachbarn, die fast atemlos und erschöpft ihn um Gottes willen bat, er möchte ihr beistehen, sie bringe sonst die Ketzern (etwa: verfluchten Tiere) nicht lebendig heim. Uli half mit etwas mehr Ruhe, als das Mädchen gehabt, und bald brachten sie auch die Schweinchen in einen ruhigen Gang. Denn wie die Tiere tun, hängt meist von ihren Treibern ab. Es ließe sich da ein merkwürdig Kapitel für Eltern und Regenten anknüpfen. Doch diesmal haben wir nicht Zeit, uns mit ihnen abzugeben; wir müssen jetzt erzählen, wie Käthi wieder zu Atem kam, und wie

sie mit den ersten freien Atemzügen zu erzählen begann, wie manches Schwein sie daheim hätten, und wieviel sie jährlich nur mit dem Schweinemästen gewönnen. Aber die Mutter verstehe das ganz besonders; sie gebe aber ihren Mastschweinen im Winter mehr Sahne, als nur bloße Milch. Aber mit Flachs und Hanf machten sie noch viel mehr. Sie pflanzten alle Jahre grusam viel, und alle Jahre gerate er ihnen besonders wohl, und dann hätten sie Fleiß mit Spinnen und schon zu Weihnacht die ganze Stube voll Strangen (Stränge) gesponnenen Garns. Der Händler habe schon manchmal gesagt, er treffe in keinem Hause so vieles und so schönes Garn an. Und wenn die Mutter schon weben ließe, daß man sich schrecklich verwundern müsse, denn sie hätte den halben Speicher und alle Tröge (Truhen) voll Leinenzeug, so könne sie doch von Weihnacht bis Ostern alle Wochen mit großen Bürden Garn zu Markte gehen. Für ein jedes Kind hätte sie schon lange die Aussteuer bereit; da seien Anzüge und Überzüge und flächserne Leinwand für Hemden und reistene (hanfene) zu Tisch- und Bettüchern, man könne weit laufen, ehe man solches sehe. Schon manchmal, wenn sie Besuch bekommen und die Mutter die Leute in den Speicher geführt hätte, so hätten sie die Händ' über dem Kopf zusammengeschlagen vor Verwunderung und hätten gesagt, soviel Sachen und so schöne hätten sie noch nie beieinander gesehen. Wo das sei, werde auch noch anderes sein; da möchten sie einst helfen teilen. Der Vater hätte aber auch schon manchmal gesagt, es sei mancher, der meine, er sei ein Bauer, aber er stünde es nicht aus, nur was jährlich die Mutter an Weber- und Bleicherlohn ausgebe (könne schon das nicht aushalten, was die Mutter allein usw.). Es käme ihm wohl, seien die Zinse gegeben (daß die Zinsen gegeben seien). Es käme ihm wohl, wüßte er aus dem Stall zu lösen mehr als ein anderer; da vermöchte man wohl so etwas (da vermöchte man wohl so was auszuhalten). „Aber das ist noch alles nichts," fuhr Käthi fort; „aber es hat mir manchmal übel gruset, was jährlich der Müller dem Vater für Geld

geben muß, ich glaube viele hundert Kronen. Aber er sagt auch allemal, so gutes Korn wie unseres finde er nirgends, es sei allemal wenigstens eine halbe Krone mehr wert als das der andern Bauern im Dörfli. Aber wir haben auch Acker dafür, viel Jucharten aneinander, ich weiß nur nicht wieviel, und alles eben wie ein Teller, und so schöne, schwarze, mürbe Erde, man kann nicht genug sehen, und die Leute haben schon manchmal gesagt, solchen Acker treffe man nirgends an das Land auf, das Land ab, man möge hinkommen, wohin man wolle." Es sei kein schönerer Anblick, als einer ihrer Äcker voll Korn, wenn es so schön grad aufstehe und dicht wie eine Bürste und alle Haïmen gleich lang, wie wenn man sie mit der Schere verschnitten hätte. Es stünden dann alle Leute dabei still und sagten, sie wüßten doch nicht, wie es der Vater auch mache, aber solches Korn sehe man nirgends, und es dünke einem, er müsse es voraus wissen, ob es einen frühen Winter gebe oder nicht, ob er dichter oder dünner säen müsse, er treffe es allemal und hätte alle Jahre immer gleich schönes Korn, immer eben recht dicht, und ihm falle es nie, nur hie und da eine Hand voll an einem Abhang. So schwatzte Käthi in einem fort, während der Schweiß ihr von der Stirne rann und es einem dünkte, der Mund sollte ihr zusammenkleben und nicht mehr voneinander wollen. So etwas muß wahrscheinlich auch gewesen sein, denn als man zu einem Wirtshause kam, sagte Käthi, wenn sie die Ferkel könnte in einen Stall lassen und ihnen etwas zu saufen darhalten, so glaube sie, es täte ihnen wohl. Unterdessen könnte sie Uli eine Halbe zahlen, weil er ihr so behilflich gewesen; sie glaube nicht, daß sie dieselben allein heimgebracht hätte. Uli sagte, es sei ihm recht, eine zu haben, wenn sie sich nicht schäme, nur so mit einem Knecht (mit einem bloßen Knecht) im Wirtshause zu trinken; er hätte aber auch Geld, um eine zu zahlen. Käthi sagte, er solle nicht spotten; sie sei schon mit manchem Bauernsohn im Wirtshause gewesen, der weniger vorgestellt als er.

Der Vater hätte ihn auch schon manchmal gerühmt und gesagt, er wollte, er hätte einen Knecht, wie er sei, und er wüßte manchen Bauernsohn, er wäre ihm als Tochtermann weniger anständig, als Bodenbauern Uli, wenn der schon nur ein Knecht sei.

Der Stall fand sich und eine Halbe auch. Es waren nicht viel Leute im Wirtshaus. Zwischen drei und vier Uhr findet man nicht auf dem Heimwege, wer an einer ordentlichen Mahlzeit sitzt oder tanzen will. Die gehen heim, welche mit einem halben Schoppen vorlieb nehmen, Butter, Garn verkauft haben oder sonst etwas, Ziegen, Schafe, Schweine gekauft, die sogenannten kleinen Hausväter oder die Hausmütter, welche sich nicht gerne lange säumen (aufhalten) und doch noch etwas möchten, ehe sie heim an den dünnen Kaffee müssen. Derlei Leute saßen einige in der Gaststube, hatten ihre halben Schöpplein vor sich, ihre Körbchen oder ihre Marktsäcklein neben sich und verhandelten den Markt, und was dies oder jenes gegolten, und wenn man es nur gewußt hätte, wie es ginge, so hätte man etwas anderes auf den Markt gebracht, das gesuchter gewesen, als die Butter, welche man gehabt. Es sei gar schrecklich viel gewesen, fast hätte man glauben sollen, die Körbchen mit Butter wüchsen aus dem Boden heraus und die Leute sollten aus Wasser Butter gemacht haben. Käthi rühmte, wie sie es getroffen. Sie hätten auch Butter gehabt, aber die Mutter hätte gesagt, heute solle man nicht mit Butter kommen, die Leute, welche einen Kreuzer Geld brauchten, würden alle heute Butter verkaufen wollen. Es dünke sie, sagte sie zu Uli, sie möchte etwas essen, der Wein mache ihr Hunger; ob sie etwas bestellen wollten. Es sei ihm recht, sagte Uli. Er könnte es machen (aushalten, ohne zu essen), aber er wollte mithalten. Käthi rief den Wirt und fragte, was sie hätten. Der Wirt sagte, wenn sie noch ein wenig Geduld hätten, so könnten sie Braten haben und Würste und von einem Schinken; aber es sei noch alles über dem Feuer, sie hätten nicht geglaubt, daß die Leute heute so früh kämen. Käthi war es recht, zu warten,

von wegen den Schweinchen, sagte sie; es werde unterdessen kühler. Da würden sie noch eine Halbe haben müssen, sie hätten so rasch getrunken und nicht daran gedacht, daß sie noch etwas essen wollten. Endlich war aufgegessen und ausgetrunken, und Käthi rief: „Wirt, was sind wir schuldig?“ „Kann man euch nicht noch mit etwas aufwarten?“ sagte er, „etwa noch mit einem Schoppen?“ Als er das Nein vernahm, sagte er: „He nun, wenn es denn sein muß, so ist es sechzehn Batzen.“ Sie fuhren beide in die Taschen, und Käthi sagte dem Uli, er solle nicht Geld hervornehmen, sie wolle zahlen. Uli sagte, das wäre ihm lustig; er sei auch froh gewesen, etwas zu nehmen. Uli zog eine Hand voll Münze hervor und Käthi nur sechs Kreuzer oder drei Batzen, dazu dann drei oder vier große Taler. Sie müsse wechseln lassen, sagte Käthi, aber ihre großen Taler reuten sie schier, man bekäme immer so schlechte Münze in den Wirtshäusern. Sie hätte einen ganzen Sack voll Münze bei sich gehabt, aber dem Vater davon geben müssen, als er die Schweinchen bezahlt habe, sein Geld habe ihn gereut. „Weißt was, Uli,“ sagte Käthi, „zahle du auch für mich; ich will es dir wiedergeben, sobald wir heim sind. Ich habe zu Hause noch mehr Geld als dies da; es hat noch manche nicht soviel als ich; es wäre mancher Bauer froh, er könnte mit mir tauschen. Die Mutter sagt immer, es sei nicht manche Bauerntochter d's Land auf und d's Land ab, die soviel Sackgeld (Taschengeld) habe wie ich. Aber ich bekomme Trinkgelder allemal, wenn wir Schweine verkaufen, auf das Mindeste immer fünf Batzen von einem. Und wenn etwas zu vertragen (auszutragen) ist, kömmt es an mich. Die Metzg (das Geschlachtete) ins Pfarrhaus trage ich auch; aber dort ist es böser geworden. Die vorige Pfarrerin hat fünf Batzen gegeben, wenn ein Schinken dabeigewesen ist; diese gibt nur drei und einen halben Batzen, wenn es viel ist. Alle Jahre habe ich einen eigenen Flachsplätz (Land zum Flachspflanzen), auf welchem ich schon manchmal fünfundzwanzig Pfund gemacht habe. Aber die Mutter

sagt, es sei nichts als billig, daß ich für mich pflanzen könne; es gebe d's Land auf und ab nicht viele, die sich zum Spinnen hielten wie ich, und sie wolle ausbieten (wetten), es seien im ganzen Kanton nicht ein Dutzend, die mit mir arbeiten könnten. Dann ist auch der Vater gar gut gegen mich; wenn ihm Geld eingeht und ich bin zugegen, so tut er es nicht in den Kasten, ehe er mir einen oder zwei Neutaler gegeben; ja ich weiß schon (es ist mir erinnerlich), ich habe einen Louisdor bekommen. Aber der Vater hat schon manchmal gesagt, das sei nichts als billig. Wenn er einen Knecht bekommen sollte, der mir die Stange hielte, und den er brauchen könnte wie mich zu aller Arbeit, er müßte ihm vierzig bis fünfzig Taler Lohn geben, und dann könnte er ihn im Winter doch nicht zum Spinnen brauchen wie mich. Er hat schon manchmal gesagt, er hätte noch kein Mädchen gesehen, welches mähen könne wie ich. Als er jung gewesen sei, so hätte er mich müssen fürchten; und doch hätte nie einer ihm nachgemäht. Aber das Wetzen (der Sense) verstehe ich aus dem ff, es haut mir (die Sense) durch Maulwurfhaufen und durch die Wurmerde wie durch Schnupftabak, und ich fahre (schlage) noch lange zu, wenn die andern schon lange nichts mehr machen können. Aber sie haben mir auch schon manchmal alle ihre Sensen zu wetzen gegeben und haben gesagt, es nehme sie nur wunder, wie ich es mache; so scharf hätten sie noch niemand wetzen sehen, und doch meine man, ich nehme die Sense bloß in die Hand und richtig sei es, so leicht gehe mir die Sache. Da bin ich am Morgen immer zuerst auf, und wenn abends die Knechte schon lange im Bette sind, so schaffe ich noch in der Küche und wasche ab und helfe der Mutter das Frühstück für den nächsten Morgen bereiten. Sie hat schon manchmal gesagt, es nehme sie nur wunder, wie ich es ausstehen möge. Aber schaue meine Arme, Uli, und Beine habe ich noch dickere, da ist was darin. Voriges Jahr habe ich zweitausend Korngarben, so schwer wie wir sie machen, wo wir von acht immer einen Malter dreschen, in einem halben Tag allein

auf den Wagen gegeben; der, welcher sie hat abnehmen müssen, ist ohnmächtig geworden. Die Leute haben von allem Wunder erzählt und gesagt, das sei noch nie erlebt worden, daß ein Mädchen zweitausend solcher Garben in einem halben Tag allein hinaufgegeben habe, und ich bin doch gar nicht müde gewesen. Unser Melker hat gesagt, jetzt werde ich doch steif und müde sein. Und da habe ich ihm gesagt, ich wolle es ihm zeigen, wenn er wolle; und da habe ich ihn dreimal auf den Rücken geschlagen. Da hat er gesagt, es sei im ganzen Berner Gebiet keine Küherstochter so stark wie ich, und es werde es wohl auch kein Küherssohn sein. Aber wie hat der ein Gesicht gemacht, als ich ihm einmal habe melken helfen und immer zwei Kühe gemolken habe, ehe er eine! Da hat er gesagt, es sei verflucht schade, wenn ich nicht eine Küherssfrau gebe. Es könnte einer denken, er wäre glücklich, wenn er mich bekäme; der wüßte dann, daß er eine Frau hätte, und der könnte ausbieten (zum Wetten herausfordern); im Berner Gebiet und im Luzerner Gebiet fände man keine solche. Aber da hat unser Ätti (Vater) gesagt, und das Augenwasser ist ihm gekommen, so wahr ich lebe, wie ein Hausbrunnen, er begehre nicht, daß einer käme; und wenn ihm einer die beste Kuh im Stall wegnähme, es ginge ihm nicht so übel, als wenn ich ihm fortkäme, und es müßte nichts mehr zu machen sein, sonst lasse er mich nicht. Und darauf ist er ins Stübli (Schlafzimmer) gegangen und ist mit einer ganzen Hand voll Neutaler herausgekommen und hat sie mir gegeben und hat gesagt, eine ganze Schürze voll reuten ihn nicht für mich, wenn es sein müßte. Und im Aargau habe ich vier reiche Basen, und wenn es zu machen ist, so erben wir sie alle; und die kommen nie zum Besuch, daß sie mir nicht Röcke und Schürzen mitbringen, von den schönsten, welche es gibt, und wenn sie fortgehen, so drückt mir eine jede noch Silber in die Hand, soviel dieselbe fassen kann. Diese sagen aber allemal, erst wenn sie mich sähen, werde es ihnen recht leid, daß sie keinen Sohn hätten; wie

der doch glücklich mit mir sein könnte. Im ganzen Aargau sei keine, die mir nur von weitem die Schuhriemen auflöste. Sie hätten es schon manchmal drunten gesagt; und es nehme sie wunder, daß nicht ganze Haufen aus dem Aargau gekommen seien, die mich hätten haben wollen, denn da wäre ich doch von anderem Zeug (Stoff) als ihr baumwollenen Mädchen, welche man entzwei sehen könnte. Aber das seien gar einbildische Leute da unten. Die meinten, es gebe nirgends etwas Gutes als in ihrem Aargau, wo der Wein einem die Zähne abfresse und die Rüben Magen und Bauch verderben und verkälten (erkälten) täten, daß man glaube, man habe ganze Körbe voll Eiszapfen im Leibe. Der Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich wollte bei ihm bleiben und die Basen gestorben seien und sie dieselben beerbt hätten, so wolle er mir ein Wohnhaus bauen lassen, wie in der ganzen Stadt Bern keins sei, und Land zum Pflanzen müßte ich genug haben. Da könnte ich mir lassen wohl sein, besser als manche Herrenfrau." Sie wisse es noch nicht, sagte Käthi, wie sie es machen wolle. Ja, ein schönes Wohnhaus sei schön, aber so ein arbeitsam Mensch, wie sie sei, hätte nur Langeweile. Was sie doch anfangen sollte so alleine. Es wäre, dünke sie immer, wenn so einer käme, der ihr anständig, sie wollte noch lieber heiraten. Sie hätte schon manchen haben können, aber einen jeden nehme sie nicht, sie wolle dann auslesen, sie könn's, und wenn ihr keiner anständig sei, so hätte sie sonst zu essen, und dann sei es noch früh genug mit dem Wohnhause. Sie sehe nicht auf den Reichtum; sie hätte schon solche haben können, welche eigen Haus und Hof gehabt hätten, aber die Person habe ihr nicht gefallen. Sie wolle einen hübschen und sanftmütigen, auf das Geld brauche sie nicht zu sehen, sie bekäme für sich und noch einen genug. Es dünke sie, wenn sie so einen bekäme, sie wollte sich nicht lange besinnen, und die Eltern hätte sie nicht zu scheuen, besonders wenn der etwa bei ihnen

bliebe. Wenn einer käme, so ein rechter Bursche, der ihnen anständig wär', und sagte, er wolle Käthi ihnen lassen, solange sie sie nötig hätten, und wenn man ihn etwas schätzte, so wolle er auch kommen, so glaubte sie, sie würden ihm manch' tausendmal lieber Ja sagen, als dem Reichsten, wenn der sie fortnehmen wollte. Sie haßten die Dienstboten gar; denen sei es nicht zu treffen. Wunderselten treffe man einen an, der zufrieden sei mit dem, was sie selbsten hätten, und sie hätten es doch bei ihnen gut; aber die Dienstboten meinten, man solle die Erdäpfel selbst fressen und ihnen Pfannkuchen backen. Ja, wenn sie alle wären wie Uli, sagte Käthi, so wollte sie nichts sagen; aber solche treffe man unter hunderten nicht einen mehr an. „Es nimmt mich nur wunder, daß du immer dienen magst; so einer wie du, so ein mächtiger (kräftiger) und sparsamer Bursche, der schon etwas erspart hat, der kann etwas wagen, wenn er will; und wenn ihm das nicht pressiert, so kann er eine Frau bekommen, wo er zu essen hat, wenn er schon nicht (ohne daß er) Knecht ist." Es wäre manche froh, wenn sie so einen genommen hätte, statt so einen reichen Geizhals, der ihr nichts gönnt und ihr alle Tage vorhält, wie reich er sei. Die Mutter hätte manchmal gesagt, ehe sie ihre Tochter so einem geben wollte, wollte sie sie lieber dem ersten besten von der Gasse geben. So einen aber möchte sie doch nicht, sagte Käthi; aber sie wolle nicht sagen, daß sie sich lange besinnen würde, wenn ein rechter Bursche käme; eigentlich sei man doch auf der Welt, um zu heiraten, und man hätte Exempel, daß die, welche am sorgfältigsten ausgelesen, die unglücklichsten Kreaturen auf der Welt geworden seien. Und wenn sie einen hätte, so wollte sie gewiß eine manierliche Frau sein, und zu essen müßte einer haben, so gut als sie selber. Da sei sie doch nicht von denen eine, die etwas Apartiges (besonderes) fressen und dem Mann nichts davon geben würden. Das sei wüst; es scheine ihr, wenn man alles gemeinschaftlich habe, so solle man das

Essen auch gemein haben; es hätte es ja eins vom andern zu genießen.

Käthi erzählte, Uli konnte nicht mit einem Hämmerlein dazwischen, und so kamen sie bis zu ihrem Scheideweg. Da dankte Käthi dem Uli gar schön und sagte, sie hätte die Teufels Tiere nicht heimgebracht ohne ihn. „Sollst Dank haben dafür; dann bin ich dir noch 8 Batzen schuldig, und ich bin nicht gerne etwas schuldig, man könnte es vergessen, und das hätte ich ungern. Komm bald und hole es, hörst! Sonst hab' ich's ungern. Oder weißt was," sagte Käthi, schon zehn Schritte weiter mit seinen Schweinchen, „komm schon diese Nacht, es einzuziehen!" „Ist's Ernst?" frug Uli. „Ja, bei meiner armen teuren Seele," antwortete Käthi.

Ganz wunderlich ging es dem guten Uli im Kopf herum. Käthi war eine Person, wie man sagt, von den Stattlichsten eine, hatte eine Postur wie eine Fluh (Felsen), einen Kopf wie ein Mäs (Kornviertel), Arme wie ein Butterfaß, und Beine, wie es selbst gesagt, noch dickere. Käthi war eine Bauerntochter; der Vater hatte ein großes Heimwesen; Käthi hatte Sackgeld mehr wie mancher Bauer Geld; die vier Basen im Aargau waren auch nicht zu verachten, und Käthi war nicht spröde und heiratete vielleicht Uli, er glaubte das aus dessen Worten abnehmen zu können. Ein glücklicher Bursche war, wer Käthi erhielt, so ein arbeitsam Mensch! Das alles machte Uli sturm (wirblicht), daß er fast den Weg nicht getroffen hätte.

Als Uli vom Stolpern sich aufschnellte, sah er das Haus des Meisters in der Nähe. Da vergaß er Käthi und dachte an den Louisdor, welchen er heute verdient hatte. Es fiel ihm ein, derselbe werde den Meister reuen, und ob es eigentlich nicht besser wäre, er verheimlichte ihn und redete nur von zwei oder vier Gulden. Kein bekannter Mensch war beim Kauf gewesen und ein fremder Händler der Käufer. Er ersparte auf diese Weise dem Meister Ärger und behielt nichts für sich, als was ihm von Gott und Rechts wegen zugehörte, was er

in eigentlichem Sinne verdient hatte. Aber wußte der Meister nicht, wie Kauf und Lauf gingen? Sollte er dessen Gutmeinenheit, daß er ihm das Verkaufen anvertraut, also mißbrauchen? Denn, wenn der Meister nicht gut gegen ihn gewesen, so wäre er selbst gegangen, und als einem alten Fuchs, den die Zwischenhändler oder Juden nicht täuschen, wäre ihm auch der Profit nicht entgangen. Das arbeitete in ihm, die Wage stieg auf und ab, und es war noch nichts entschieden, als er zum Hause kam und am Stübli(Schlafzimmer=)fenster ihm der Meister klopfte und ihn hineinkommen hieß. Er kam und trat mit einer Art Respekt in dieses Heiligtum, in dieses Kämmerlein, das Allerheiligste des Hauses.

Das Allerheiligste in der großen Welt ist ein Salon. Nach diesem fragen die Herren und Damen, wenn sie ein Haus mieten wollen; messen, wie hoch er sei, ob ein Leuchter darin Platz habe, wie breit er sei und wie manchen Spieltisch man plazieren könne, und sehen sich an den Wänden um, ob Glanzfarbe daran sei oder geschmackvolle Tapeten, aber nach einem Stübli fragen sie nicht. Und haben sie einen Salon gefunden, so gehen sie glücklich heim, machen ein glücklich Gesicht und raten ab (beraten), ob man die alten Meublen noch brauchen könne oder neue nötig habe. Und Mann und Weib machen ein glücklich Gesicht, solange beide einer Meinung sind; aber sobald in diese irgend ein Unterschied tritt, so ziehen die Gesichter sich schief, das Unglück tritt in alle Züge, die Frau kriegt Krämpfe, der Mann Tobsucht. Eins fällt hier aus, das andere läuft dort aus. Da können sie den Salon nicht mehr brauchen, und Stübli haben sie keins, höchstens einen Alkoven. Kein Stübli, wo sie mit treuem Sinn und halblauter Stimme die gemeinsamen Angelegenheiten beraten, keines zu einem hohen oder lauten Ton sich hinreißen läßt, keines anders als einig mit dem andern das Stübli verläßt, das Stübli, der Ehe Heiligtum, wo Leiden und Freuden, Hoffen und Kümmern, Meinen und Glauben treuherzig ge=

teilt, treuherzig aufgenommen und treuherzig verarbeitet, getragen werden. Ja, wenn ihnen ein Stübli Bedürfnis würde und sie nach einem Stübli fragen würden, statt nach einem Salon, es würde manche Ehe wieder eine Ehe, die jetzt nichts anderes ist als ein Salonstück, bestehend aus einem Mann und einer Frau in einem Salon, beide nach Möglichkeit aufgeputzt, wenigstens die Frau geschnürt, aber jedenfalls beide mit langweiligen Gesichtern und mit hängenden Mäulern, bis das Kammerkätzchen die erste Person anmeldet. Dann strengt man sich zu graziösen Gesichtern an, macht glückliche Augen und rudert wie in einem Meer von Wonne dem Sofa zu. Es ist aber nur Salonwonne.

Kein Kammerkätzchen meldete den Uli an, sondern er trat allein ein, aber doch mit einer Art Respekt, denn in demselben war er noch nie gewesen, als wenn ihm der Meister den Kopf gewaschen oder den Lohn gegeben. Darum trat er diesmal ein wie in einen geheimnisvollen Hain, in welchem einem Dinge begegnen konnten, die noch kein sterbliches Auge gesehen. Drinnen saßen der Meister und die Frau Meisterin bei einem Kaffee, und der Meister frug den Uli nach seiner Verrichtung; er werde den Scheck verkauft haben, daß er ihn nicht heimgebracht. Die Frau Meisterin aber stand auf, ob auf einen Wink oder eigenmächtig, war nicht bemerkbar, holte ein Kacheli (Tasse), schenkte es voll, stellte es zurecht und sagte: „Setz' dich und trinke, Brot schneide dir selbsten ab; du sollst durstig sein, es macht heiß!“ Nachdem Uli gesagt hatte, das wäre nicht nötig gewesen, setzte er sich doch und begann zu berichten, wie es ihm ergangen; und vom Anfang bis ans Ende war alles lautere Wahrheit; alles, was er gesagt, gedacht, getan, erfuhren der Meister und die Frau Meisterin; es wäre ihm unmöglich gewesen, hier im Stübli ein unwahres Wort aus dem Mund zu bringen. Zuletzt zählte er das Geld auf und alles bei Batzen und Kreuzer, was er gelöst, und schob es dem Meister dar. Der Meister lachte und die Meisterin sagte,

er hätte es den Händlern recht gemacht, aber sie hätte nicht geglaubt, daß er so listig wäre. Sie aßen und tranken, und als der Meister fertig war, nahm er sein Geld und schob, was er versprochen, dem Uli hin mit der Bemerkung, daß er dieses nicht wolle, dies gehöre ja ihm laut Abrede. Uli sagte, ja, wenn es ein Gulden wäre, so möchte es angehen; allein ein Louisdor sei zuviel, das nehme er nicht. Das wäre sonderbar, sagte der Meister, wenn Uli nicht an seinen Profit gedacht hätte, er wäre vielleicht auch nicht so listig gewesen. Er hätte es verdient und er sollte es auch nehmen. Uli weigerte sich und meinte, er sage nicht, daß er gar nichts wolle; aber er sollte ihm geben, was ihn billig dünke, ein Louisdor sei zuviel. Der Meister sagte: „Du hast's gehört, weiteres Reden ist unnütz." „Aber hör'," sagte die Meisterin, die, wie die meisten Frauen, nicht gerne grundsätzlich verfuhr, besonders wenn ein ganzer Louisdor auf dem Spiele stand (einen Louisdor in Kreuzern hätte sie an soviel Personen, als Kreuzer waren, unbedenklich ausgeteilt), „hör', wenn der Uli vernünftig sein will, so sei nicht töricht; es scheint mir, wenn ihr halbieren würdet, so hätte keiner sich zu beklagen. Seh (sieh), da nimm, Uli, zwei Kronentaler, und du, Johannes, tue das Geld weg, es könnte sonst noch jemand dazukommen und lachen über euern Streit, und ihr kämet noch in den Kalender." Uli sagte: „Ich danke, aber es ist zuviel!" Im Hinausgehen dachte er an nichts, aber es regte sich doch ein Gefühl in ihm, welches ihm sagte, die Sache sei nicht ganz nobel zugegangen. Indessen, was wollte er anders, er mußte sich dareinschicken. Der Meister aber strich sein Geld ein, tat es weg, ohne daß er etwas sagte, weder mit einer Miene, noch mit einem Worte.

Nachdem die Tagesgeschäfte vorbei und abgegessen war, sagte Johannes zu seiner Frau, er müsse noch hinaus. Uli hätte noch die Sonntagshosen anbehalten, es nehme ihn wunder, ob der noch fort wolle, etwa zu Hubechbure Käthi, da wolle

er doch auch noch ein Wort dazu sagen. Draußen traf er allerdings den Uli in den Sonntagshosen an, der Gelegenheit abpassend, wo er am unbemerktesten sich vom Hause wegstehlen konnte. Der Meister trat zu Uli und gab ihm zwei Krontaler. „Da nimm noch, was dir gehört," sagte er. „Hast du geglaubt, ich wollte dir das vorenthalten, was von Rechts wegen dein ist, da kanntest du mich nicht." Uli wollte wieder Komplimente machen und sagte, aber es sei doch nicht billig; der Meister hätte es auch gelöst, wenn er selbst gegangen wäre, und sechszehn Livres (Franken) sei doch ein zu großer Taglohn für ein Knechtlein. „Hast du es gehört?" sagte darauf der Meister, „geredet ist geredet, und wenn es zehn Louisdor wären; was einer versprochen hat, das muß er halten, und ich bin zufrieden. Aber wegen meiner Alten habe ich da nicht wollen zanken, man muß den Weibern zuweilen Recht geben; man kann dann immer noch machen, wie man will, oder wie es recht ist. Die Weiber haben in solchen Sachen nicht immer den rechten Verstand, wenn sie schon das beste Herz haben." Uli nahm endlich den Rest des Louisdors, und hoch vor Freude schlug ihm sein Herz, an einem Tage um soviel reicher geworden zu sein, und er legte bei sich selbst das Zeugnis ab, sein Meister müsse doch wirklich ein braver Mann sein; unter hunderten hätte das nicht einer getan. Und wie der Meister so bei ihm stand, so ging das Herz ihm immer mehr auf, es kam ihn an, er möchte ihn doch etwas fragen. Aber er redete doch von etwas anderm, und wenn der Meister gehen wollte, so fing er wieder etwas Frisches an, aber doch nicht das Rechte. Endlich sagte der Meister: „Es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen; gute Nacht!" „Gute Nacht, Meister," sagte Uli, „aber wenn's dir gleich wäre, so hätte ich dich gerne noch was gefragt." „He, was denn?" fragte der Meister. „He, es ist mir wunderlich gegangen mit des Hubechbure Käthi. Die hat mir zu Kopfe geredet, daß es scheint, als hieße es dort nicht nein, wenn ich sie begehrte. Sie muß ein besonders arbeitsames Mensch sein,

für alle Arbeit zu brauchen; sie geht (wird gerechnet) für einen Knecht. Und für einen, der nicht viel hat, muß da ein großes Vermögen sein; das wäre ein schöner Anfang. Käthi hat mir so um die Stauden herumgeschlagen (auf den Busch geklopft), daß ich glauben muß, sie tue mir die Kammer auf, wenn ich komme, und es wiegt mir sich (ich bin im Zweifel), ob ich gehen solle. Da habe ich gedacht, ich wolle dich fragen, du meinest es gut mit mir und könntest mir die beste Auskunft geben."

„Für was bedarfst du einen Knecht?" fragte der Meister. „Knecht bedarf ich eben keinen," sagte Uli; „aber ich habe geglaubt, Käthi wäre eine rechte Frau für mich." „Jä so," sagte der Meister, „aber du hast mir an Käthi ausgestrichen, was zu einem guten Knecht gehört und nicht zu einer Frau; und eine Frau und ein Knecht sind nicht nur ganz verschiedene Krebse, sondern ein guter Knecht kann eine schlechte Frau und ein schlechter Knecht eine gute Frau sein. Was trägt es dir ab, wenn deine Frau den Knecht macht und von der Haushaltung soviel versteht, als ein junges Rind (Gusti) vom Geigen? Und so ist es mit Käthi. Sie mäht und mistet, wie Mädchen dies können, und trappet (tritt) dir den Mist mit den bloßen Füßen, daß er ihr bis weit über das Knie hinaufspritzt; aber eine reputierliche Suppe, die man von irgend einem G'schlüder (Spülicht) unterscheiden kann, ist sie nicht imstande zu machen. Die Mutter macht die Haushaltung, und nur wenn sie krank ist, treiben (jagen) die Töchter allerlei in den Pfannen herum und sagen, sie müßten kochen, und kochen dann, daß es eine reinliche Sau nicht fressen möchte. Wenn der Vater nicht zu Hause ist, kocht eine jede für sich, was sie gelüstet. Wenn sie nur viel Butter und Eier und Mehl vergeuden können, so meinen sie, die Sache müsse auch gut sein. Keine kann dir ein Loch flicken; ich glaube nicht, daß eine noch je eine Nadel in den Fingern gehabt hat. Es ist da ein schrecklicher Hausbrauch (Hausverbrauch); es sind Sachen genug, jedes braucht, soviel es kann, und niemand achtet sich, wieviel. Deswegen sind die Leute nicht reich; da

geht es eher zurück, als vorwärts, wie es allenthalben geht, wo keine Ordnung ist. Eine Tochter wird da niemals viel erhalten, Käthi mag sagen, was sie will; das Vermögen ist im Land, dieses nehmen die Buben, und die Mädchen können sehen, was sie kriegen. Von den Basen aus dem Aargau habe ich auch schon gehört; aber das sind nur so Zuckerstengel, die sie den Leuten durchs Maul ziehen. Ich wüßte gar nicht, woher sie Basen im Aargau haben sollten. Es ist nicht richtig mit diesen Mädchen, sie rühmen sich viel zu sehr, da denkt man, es hätte sich (wäre) nötig. Schon ihre Mutter hat es so gehabt. Sie hätte mich auch beinahe gefangen, und ich wäre mich übel reuig geworden. Ich glaube, du bekämest Käthi; aber was wolltest du mit ihr? Geld kriegtest noch lange keins, du könntest hingegen dort Knecht sein ohne Lohn, Schwiegersohn. Oder wenn du etwas anfangen wolltest, so könntest du eine Magd anstellen, für die Haushaltung zu machen, während Käthi dir den Mist vertrappete (verträte). Dann würde Käthi nirgends genug sehen (mit nichts zufrieden sein), und wenn sie nicht die Milch von vier Kühen verschleudern könnte, so würde sie über Mangel und Not schreien. Du glaubst nicht, was man mit Bauerntöchtern oft angeführt ist, von denen man das größte Aufheben macht und die aus einem großen Wesen herauskommen. Die wissen oft in Gottesnamen nichts, als mit einem Werkzeug dreinzuschlagen, wo man sie gerade hingestellt hat, nie genug zu sehen; wenn sie nicht bis an den Hals in der Milch und in der Butter baden und plätschern können, so meinen sie, es gehe ihnen übel, und wenn nicht immer der Schneider hinter ihnen, die Näherin vor ihnen ist, so sehen sie aus, daß man nicht weiß, was hinten und vornen ist. Und wenn man nicht Mägde vermag, oder diese nicht mehr Verstand haben als die Meisterin, so weiß man oft in einem solchen Hause nicht, wo trappen (hintreten), und das Essen ist, wie wenn es die Hühner von dem Mist gekratzet hätten. Dafür wollen sie manchmal Pflug halten (pflügen, Männerarbeit tun), meinen, was das sei, wenn

sie einige Tage im Jahre vom Morgen früh bis am Abend spät mit dem Gesinde auf dem Felde sind. Zwischen den großen Arbeiten machen sie gewöhnlich den Faulpelz. Wenn du so eine kriegtest, so hielte sie es dir das ganze Jahr alle Tage vor und in den langen Tagen zweimal, wie gut sie es daheim gehabt hätte, und aus welchem Hause sie käme, und wie bös sie es bei dir habe, und wie sie doch die dümmste Gans gewesen sei; sie hätte andere haben können als so ein Bauerknechtlein. Das ist meine Meinung, Uli," sagte der Meister; „mach' daneben, was du willst, aber weil du mich gefragt hast, so rate ich es dir nicht."

Uli hatte ganz andächtig zugehört und sagte endlich: „So will ich gehen und meine Sonntagshosen ausziehen, du hast mir so eine Bauerntochter ganz aus dem Kopfe getrieben, aber du magst recht haben. Wenn man eine Frau will, so muß man nicht auf einen Knecht sehen, und ich könnte da selbst der Knecht sein und nichts davon bringen, als ein Trupp Kinder und eine böse Frau, die nicht genug sehen würde und nie genug brauchen (verbrauchen) könnte. Wenn du mir nicht gewehrt hättest, ich wäre gegangen und hätte da vielleicht den Schuh noch völler herausgenommen (den Schuh noch mehr voll Schmutz bekommen, wäre noch mehr hineingefallen), als mit Stini oder Ürsi. Es ist doch gut, wenn man noch jemand hat, der weiser ist, als man selbst ist." „Ja," sagte der Meister, „das ist bequem; aber dann muß man ihn fragen und ihm glauben, sonst trägt es einem nichts ab."

„Du hast recht," sagte Uli; „so weise bin ich doch jetzt auch geworden, zu fragen und zu glauben; du sollest Dank haben." „Ist gerne geschehen," sagte der Meister. „Gut Nacht!" „Gut Nacht!" antwortete Uli. „Aber hör', daß du dann niemand plauderst, was ich dir gesagt," setzte der Meister hinzu. „Habe nicht Kummer," antwortete Uli, „solche Sachen behalte ich für mich."

---

11. Kapitel. **Wie bei einem Knechte Wünsche sich bilden, und wie ein rechter Meister sie ins Leben setzt.**

So vergingen Uli einstweilen die Heiratsflausen und er ward wieder der recht emsige Knecht, der seinem Dienst alle Aufmerksamkeit widmete. Seine Rosse waren die schönsten weit und breit, die Kühe glänzten, und einen solchen Misthaufen hätte er noch nie gehabt, sagte der Meister. Wenn es einer verstehe, so könne er mit dem gleichen Stroh fast die Hälfte mehr Dünger machen als ein anderer, das sehe man hier. Aber er hätte schon Knechte gehabt, wie er es ihnen auch gesagt habe, sie seien in ihrer Gewohnheit fortgefahren und hätten gelächelt in den Mauleden. Es mach' ihn aber auch nichts böser, als so ein einbildisches Bürschchen, das nichts verstehe und sich doch nicht wolle zurechtweisen lassen; das meine, der Meister habe zu seiner eigenen Sache nichts zu sagen. Das seien die, welche in Gottesnamen nichts lernten und ihrer Lebenlang gleich dumm blieben, welche zuletzt niemand gerne als Tagelöhner brauche für zehn Kreuzer des Tags. Uli hielt sich aber auch zu allen Arbeiten außer dem Hause. Im Fahren war er ein Meister, und seine vier Rosse zogen so sachte und gleichmäßig an, wenn er die Geißel (Peitsche) hob, daß sie wenigstens ein Drittel mehr als andere vom Platz zogen; ja soviel der Wagen tragen mochte, zogen sie, sie ließen nichts stehen. Er hielt Pflug trotz einem alten Bauer, und mit Säen mochte (erreichte) ihn nicht bald einer. Selbst den kleinen Samen, Klee, Flachs usw., konnte ihm der Meister zu säen überlassen, und die Meisterfrau sagte, sie sehe fast keinen Unterschied, wenn der Johannes säe oder der Uli. Der Meister sagte manchmal, das gehe aufs Haar ganz gleich, sei er daheim oder nicht, und man wisse gar nicht, wieviel wohler man sei, wenn man einen Knecht habe, dem es am Dienst gelegen sei und dem man etwas anvertrauen könne, als wenn man so einen Stock habe, dem nichts in Sinn komme, als heute eine Unfläterei und morgen

eine Lümmelei. Er habe das schon manchem gesagt, dann habe man ihm geantwortet: „Du hast gut krähen, du vermagst Lohn zu geben; ich muß Zinse geben, da vermögen wir nicht vierzigkrönig Knechte, wir müssen's mit geringern machen." Dann habe er ihnen gesagt, wenn sie doch rechnen wollten, so würden sie finden, daß die wohlfeilsten Knechte die teuersten seien; aber das hätten sie nicht fassen wollen.

So predigte Johannes oft und war stolz auf seinen Knecht. Uli hatte nach und nach bis auf vierzig Kronen jährlichen Lohn erhalten und von diesen wenigstens zwanzig jährlich vorgespart, und doch war er gut gekleidet und hatte mehr Hemden als mancher Bauernsohn, und zwar gute. Er hatte viel über hundert Kronen in der Sparkasse und sah sich bereits für einen vermöglichen Mann an. Doch wie oft mit dem Essen der Hunger kommt, so kommt oft mit dem Sparsamwerden, mit dem Vermögengewinnen die Ungeduld. Es scheint viel zu langsam zu gehen; es scheint einem, es sei nicht zu erwarten, bis etwas Erkleckliches beisammen sei, und das müsse anders gehen. Das ist ein eigen Kapitel, diese Krankheit, die alle mehr oder weniger ergreift, die zu einigen Kronen kommen, und denen der Gedanke geboren worden ist, vermöglich zu werden. Sie ergriff auch Uli, und es dünkte ihn von zweien eins, entweder sollte er etwas Eigenes anfangen oder noch mehr Lohn zu machen suchen, so sechzig Kronen, dünkte ihn, sollte er an einem Orte danach (der danach wäre) wohl zu erhalten imstande sein, und wenn er einen guten Platz als Stallknecht bekommen könnte, so könnte er leicht auf hundert Kronen kommen. Es reue ihn freilich, hier fortzugehen, dachte er, und es seien ihm alle lieb; aber es müsse ein jeder für sich selbsten auch sehen. Der Meister sah diese Krankheit und merkte sie aus einzelnen Äußerungen, aber er zürnte nicht darüber. Er war nicht von denen einer, die glauben, wenn sie einem Dienstboten Gutmeinenheit zeigen, so solle derselbe dafür ein lebenslängliches Opfer bringen, d. h. ihnen um einen Lohn dienen

lebenslang, der ihren Kräften nicht angemessen ist. Wohlverstanden, ich rede hier nicht von der Sucht der meisten Dienstboten, alle Jahre weiterzuziehen, um eine, zwei Kronen Lohn mehr, wobei sie gar nichts in Anschlag bringen, weder ihre Fähigkeit, noch die ihrer wartende Arbeit, noch den sittlichen Namen, den sittlichen Schutz eines Hauses. Das Bewußtsein, etwas Gutes an einem getan zu haben, ist auch ein Lohn, und jedenfalls genießt man einige Zeit lang den besser gewordenen Menschen. Aber dann gehe man nicht zu weit. Kann man denselben bei sich nicht seinen Kräften angemessen stellen und lohnen, so sei man ihm nicht selbstsüchtig vor seinem Weiterkommen, sondern setze sein Werk also fort, daß man ihm selbst weiterzuhelfen, ihn recht zu stellen sucht; dann hat man für zeitlebens ein dankbares Herz, einen Freund gewonnen.

So recht klar sah Johannes das gleich anfangs nicht ein, und es wurmte ihn, daß er Uli für einen andern erzogen haben sollte; aber er ließ es sich nicht merken und kam endlich doch zum Schluß, entweder mußt du ihn belohnen, bis er zufrieden ist, oder ihn gehen lassen. Als daher Uli in seinem zum Meister gewonnenen Vertrauen ihm einmal eröffnete, er wisse nicht recht, was anfangen, ob etwas kaufen oder mieten oder was machen, so konnte derselbe ohne Bitterkeit ihm raten. „Ich begreife es," sagte er, „daß du nicht immer bei mir bleiben kannst; du bist jung und mußt deine jungen Jahre brauchen, und dir an dem Lohn noch viel zulegen kann ich auch nicht, wenn es mir vielleicht schon nützlicher wäre. Aber wie kannst du an Kaufen oder Empfangen (Pachten) denken? Was willst du mit deinen hundert Kronen anfangen? Etwas Großes ist nicht möglich, da sind hundert Kronen grad' wie nichts. Und wenn man nicht auch etwas Geld in den Fingern hat, so kann man gar nichts machen und ist immer am Haag (Zaun, in Verlegenheit). Man muß alles wohlfeiler verkaufen denen, die bar zahlen und die es wohl merken, wenn einer Geld haben muß; man kann nie warten, bis es die rechte Zeit ist. Dagegen muß

man alles teurer kaufen von denen, die es einem auf Borg geben; man kann sich nie kehren (drehen, frei bewegen), ist immer in Schulden, bis man die Beine ob sich kehren (auf den Rücken fallen, Bankerott machen) muß. Noch schlimmer ist es mit etwas Kleinem. Es graut mir allemal, wenn ich jemand so an ein kleines Heimwesen sich hängen sehe, wo man alles, was darauf wächst, selber braucht; woraus soll man den Zins geben? Die Heimwesen für eine oder zwei Kühe sind zum Kaufen und Empfangen (Pachten) weitaus die teuersten; auf solchen gehen die meisten zugrunde, wenn sie den Zins innerhalb des Haages (aus dem Ertrag des Gutes) nehmen müssen. Wo ein Gewerbe dabei ist oder sonst ein anderweitiger Verdienst, da ist es ein anderes. Mit deinem Gelde kannst du kein Heimwesen zahlen, hast höchstens genug für das nötige Vieh, was willst du darauf anfangen? Nein, habe noch Geduld; du kämest um deine Sache, ehe du daran dächtest. Aber wenn ich etwa einen Platz vernehme, wo du recht Lohn machen kannst, so will ich dir nicht davor sein. Doch nicht Stallknecht; da gibt es gerne böse Alter, der Gliedersucht oder der Weinsucht entrinnen nicht viele. Du reust mich freilich, aber ich kann doch nicht klagen, daß du gleich fortgewollt, unverschämt Lohn gefordert und nicht eingesehen hättest, daß du mir auch etwas zu verdanken. Du bist nun bald zehn Jahr bei mir, und so habe ich allerdings auch deine Besserung zu genießen gehabt. Zähle darauf, wenn mir etwas anläuft (vorkommt), so will ich an dich sinnen (denken). Du kannst auch selber nachsehen, nur sag' es mir immer zu rechter Zeit." So offen redeten Knecht und Meister miteinander; sie mochten sich das Maul gönnen, und es war keinem zum Schaden.

Herbst war es. Voll Obst hingen die Bäume, voll Kühe waren die Matten, voll Erdäpfelgräber die Äcker, voll Eichhörnchen die Birnbäume, voll Jäger die Wälder, voll Wirte das Weinland. Johannes hatte die Pferde heimgebracht vom Felde und stopfte auf der Terrasse die Pfeife, um sie auf dem

Bänkchen zu genießen vor dem Abendessen; da kam seine Frau aus dem Keller, wo sie Obst auf die Hürden hatte schütten lassen, und sagte schwer Atem schöpfend: „Du, Johannes, ich weiß einmal nicht, was anfangen; drunten sind schon fast alle Hürden voll hochauf, und es hängen noch fast tausend Körbe, du mußt sehen, daß da etwas geht (wegkommt), so kann es nicht länger bleiben; wenn das Obst schon fast nichts gilt, so ist etwas doch immer besser, als es faulen lassen und gar nichts kriegen dafür. Der liebe Gott hat es wachsen lassen, und da muß es für etwas gebraucht sein.“ „Ich möchte mich nicht versündigen, Frau,“ sagte Johannes, „ich habe auch schon daran gedacht. Willst morgen mit auf den Markt damit? Ich habe allerlei zu tun, sollte für eine Kuh sehen, sollte den Metzger suchen, der mir das Kalb noch nicht bezahlt hat, und hätte noch etwas zu reden mit einem Schreiber wegen Gemeindssachen, und da hab' ich gedacht, es sollte sein, daß ich auf den Markt gehe. Da kann ich nachsehen, ob so ein Essig- oder Branntweinbrenner die Äpfel gleich alle miteinander wolle.“ „Eh was denkest, Johannes, wie könnte ich fort! Ich will von allem andern noch nichts sagen, aber wir haben die Schneider im Hause; denk' doch, was das sagen will! Da müßte ich Leinwand und Faden für den ganzen Tag rüsten und preisgeben (zu beliebigem Gebrauch), ich glaube, es wäre ihnen auch das Rechte, aber mir nicht, ich verdiene am meisten, wenn ich daheimbleibe. Auch lasse ich Schneider und Mägde nicht gerne einen ganzen Tag alleine, das ginge wohl wunderlich. Aber gehe du und nimm Roß und Wägeli und nimm ein Füderli Äpfel mit.“ „O Frau, das trägt nichts ab (bringt nichts),“ sagte Johannes. „Morgen ist der ganze Markt überfüllt. Ein jeder bringt ein Füderli und man löset nicht, was Roß und Wagen versäumen und vertun. Aber Roß und Wägeli will ich doch nehmen. Es ist mir zuwider, zu Fuß zu gehen; es ist mir gar (arg) in den Beinen, und morgen können wir doch nicht pflügen. Es muß Mist geführt sein, und da kömmt man mit drei Rossen so weit

als mit vieren. Man kann nicht schwer laden, der Boden ist zu naß." „Du hast recht, daß du fährst. Aber da mußt du mir doch eine Butterballe mitnehmen, ich will gleich noch buttern lassen. Ich kann dann den Schneidern morgen im Vormittag ein Butterbrot geben. Es ist ihnen eine rare Sache und macht vielleicht, daß sie weniger zu Mittag essen. Es ist in Gottesnamen kein Segen in den Speisen, wenn die da sind."

„Uli," sagte am Abend der Meister, „mache mir doch morgen den Blaß (Pferd mit einer Blässe) zurecht und putze mir das Wägeli ein wenig, man hat es lange nicht gebraucht. Ich mag weiß Gott nicht mit einem Wägeli fahren wie die Oberaargauer *) und die Bauern um Bern, jährigen Kot an den Rädern, an den Speichen und an der Nabe und Gras in den Spälten (Spalten). Man sollte meinen, sie könnten keinen Wagen waschen. Das muß sauber aussehen um ihre Häuser; da wird man wohl noch nach fünfzig Jahren des Großvaters Späne und den sonstigen Kehricht ums Haus herum finden, damit, wenn er wiederkäme, es ihn heimelete (anheimelte)." Da lachten die Schneider, und jeder wußte dem Johannes zu Lieb' und zu Ehr' etwas von den Bauern um Bern herum.

Am Morgen stand der stattliche Blaß und das saubere Bernerwägeli vor dem Hause. Die Bäurin legte dem Johannes noch das Halstuch um, machte ihm den Hemdekragen zurecht, wie sie meinte, daß er ihm am besten stehe, steckte ihm ein Schnupftuch in die Tasche, nachdem sie es aufgemacht, um sich zu vergewissern, daß nicht etwa ein Loch darin sei, fragte ihn: „Hast du jetzt alles?" Und als Johannes nach allen Taschen griff, fehlte ihm noch Schwamm, den die Frau ihm aus der Küche holte. Draußen war die Butter gerüstet in einem Bogenkorbe (Handkorb) und mit einem schönen weißen Tuche mit roten Borden bedeckt. Johannes stieg auf, nachdem er dem Uli die nötigen Anweisungen eingeschärft; hinter

*) Oberaargau, Teil des Kantons Bern, der an Aargau grenzt.

ihm war die Bäurin und gab ihm den Korb hinauf und sagte, er könne ihn einstweilen auf den Sitz stellen; aber wenn eine Hübsche und Muntere ihn ums Mitfahren frage, so solle er es ihr nicht etwa absagen, sie sei nicht so eifersüchtig, wie die Gufebüri (Stecknadelbäuerin), welche eigene Leute bestelle und bezahle, die aufpassen müßten, mit wem ihr Mann gefahren sei, daß sie es allemal wüßte, ehe er noch heim wäre. „Komm aber doch nicht zu spät heim," sagte die Frau, „und bring den Korb und das Tuch wieder mit. Hast jetzt alles?" „Ja," sagte Johannes, „behüt euch Gott und tragt Sorge zueinander. Hü, in Gottesnamen!" Der Blaß schritt stattlich vor, und Uli stand im Wege und die Bäurin auf der Terrasse und sahen dem stattlichen Meister nach. Nach hundert Schritten, eben als Uli umkehren wollte dem Stall zu, hielt der Meister. „Lauf geschwind, Uli," sagte die Frau, „er hat etwas vergessen. Es nimmt mich nur wunder, daß der nicht einmal den Kopf an einem Ort vergißt; einen vergeßlicheren Menschen als ihn gibt's nicht unter der Sonne," brummte die Bäurin, während Uli lief und den Bescheid vernahm, der Meister hätte im Stübli auf dem Tischli noch Schriften vergessen; die Frau solle sie ihm geben, er hätte sie zurecht gelegt. Von weitem schon vernahm die Frau den Auftrag und brachte die Schriften dem Uli. Nun fuhr der Meister fort und kam den Nachsehenden aus den Augen, und als die Frau in die Stube ging, abzuräumen, sagte sie zu sich selbst: „Ich bin allemal froh, wenn er endlich fort ist; man hat immer nur mit ihm zu tun, er kann nie fortkommen, und doch hat er immer noch etwas vergessen."

Unterdessen fuhr Johannes dem Markte zu. Seine Augen betrachteten allenthalben den Stand der Herbstarbeit, die Kornäcker, welche gesäet waren, die Erdäpfel, welche noch auszumachen waren; übersahen die Bäume, wie sie behängt, und ob nicht hier oder da eine schöne Sorte Obst sei, die er noch nicht besitze.

Er sah vor sich mit einem schweren Korb am Arme mühsam ein schlank Weibchen gehen, welches zuweilen ein rosiges Gesicht zurückdrehte. „Hü, Blaß,“ sagte er, „spring ein wenig!“ Aber kaum war der im Zuge, so zog der Meister das Leitseil wieder an und frug: „Anne Mareili, willst mitfahren?“ Und Anne Mareili stand still und sagte: „Gar gern, wenn ich dir nicht im Wege bin; schon von weitem erkannte ich dich und dachte, wenn der mich nehmen will, so schlage ich es nicht ab.“ „So gib mir dein Körbchen,“ sagte Johannes, schlug das Leder, welches über die Füße geht, zurück, versorgte die Körbchen unten im Gestell, und bot dann dem Weibchen die Hand, während er mit der anderen den Blaß mühsam zügelte. „So,“ sagte Anne Mareili, „jetzt wäre ich oben; es ist mir viel zu gut gegangen (Redensart für: gut gegangen). Mein Korb hätte mich plagen können, wenn ich ihn hätte tragen müssen bis hinein. Aber ich habe viel zu kaufen, und da habe ich gedacht, ich wollte soviel zum Verkaufen nehmen, daß ich etwa lösen könne, was ich brauche.“ „Ihr werdet kein Geld mehr haben daheim!“ sagte Johannes. „Das nicht,“ sagte Anne Mareili, eine junge, tätige Nachbarsfrau, „aber solange man etwas zu verkaufen hat, welches einem nichts abträgt (einbringt), soll man verkaufen, und nicht das Geld, welches man hat, wiederum aus dem Hause tragen.“ „Für so eine Junge“ sagte Johannes, „bist du nicht die Letzte (Übelste, Dümmste).“ O, sagte Anne Mareili, es sei nicht gesagt, daß die Ältesten immer die Besten wären und die Weisesten; wenn manche Junge machen könnte, was sie wollte, es würde noch an manchen Orten besser gehen. Nicht, daß sie etwa klagen wolle; aber es hätte sie schon manchmal dünkt, ihres Mannes Mutter hätte einen Gebrauch, es wäre besser, er wäre nicht. Aber sie sage nichts, man könne alte Leute nicht anders gewöhnen, und es sei eine Sohnsfrau immer dumm, wenn sie alles nach ihrem Brauche machen wolle. Wenn man jung sei, so könne man sich am besten gedulden; wenn

man einst alt werde, so hätte man es auch nicht gerne, wenn so eine Junge käme und alles besser machen wollte. Johannes antwortete darauf, wie es einem solchen Manne anständig war. Unter solchen Gesprächen fuhr man durch die sich mehrende Menge von allerlei Geschöpfen, grüßte links und grüßte rechts, und Anne Mareili machte ein recht glückliches, fast stolzes Gesicht auf dem schönen Wägeli und neben dem stattlichen Manne. Endlich angelangt, sprang Anne Mareili zuerst herab, empfing die beiden Körbchen und sagte, wenn er seins ihr anvertrauen wolle, so wolle sie seine Butter auch verkaufen; es gehe ihr in einem zu, und sie wolle es machen, so gut sie könne; sie wisse wohl, daß die Männer mit dem nicht gerne zu tun hätten. „Anne Mareili," sagte Johannes, „du tust mir einen großen Gefallen, aber ich will dir die Körbchen tragen bis auf den Buttermarkt. Ich trage sie leichter als du." Anne Mareili machte Komplimente; indessen, sie ließ es geschehen, und Johannes fragte sie noch, wann sie wieder fort wolle. Sie solle mit ihm heimfahren, er wolle auch nicht spät heim. Es könnte ihr doch zu lange gehen, sagte Anne Mareili. Er solle doch sagen, wo sie ihn antreffen könne so um Mittagszeit. Sie wolle ihm dann das Geld bringen, und da könnte man immer noch sehen, ob es sich schicken wolle.

Johannes ging seinen Geschäften nach, tat dieses ab und jenes, und bald war es Mittag. Da schien's ihm in dichtem Gedränge, er höre rufen hinter sich: „Vettermann, hör' doch! Johannes, wart doch!" Endlich stand er still, sah um sich, wollte wieder gehen, hörte wieder rufen, stand wieder still, bis ein altes, gebrechliches Männchen sich zu ihm durcharbeitete und keuchend sagte: „Ich habe geglaubt, ich bringe es nicht z'weg (fertig), bis zu dir zu kommen, Vetter Johannes." „Eh, grüß Gott, Vetter," sagte Johannes. „Ich hätte eher an den Tod gedacht, als an Euch; was bringt Euch hier auf den Markt so weit?" „Gerade deinetwegen komme ich," sagte er; „ich habe etwas mit dir zu reden, wenn du Zeit hast,

mich zu hören." „Warum nicht, Vetter? Redet nur." „Hier nicht," sagte das Mannli, „hier schickt es sich mir nicht; aber wenn wir etwa an einen Ort könnten, wo wir ein ruhig Stübli haben könnten, wo nicht alles hineinlauft, so wär es mir recht. Aber ich bin hier gar nicht bekannt." „Kommet nur Vetter; ich weiß schon, wo wir hin wollen. Da, wo ich eingekehrt bin, da gibt uns die Wirtin schon ein Stübli; sie ist noch von weitem meine Base, und wenn ich etwas will, so ist es nie nein, wenn's einmal zu machen ist."

Es ging nicht lange, so saßen sie in der freundlichen Wirtin Schlafstübli, nachdem die viel Entschuldigungen gemacht, daß sie kein anderes habe; aber es sei heute alles voll, sie glaube, noch nie so. Hier seien sie ruhig, und womit sie aufwarten könne? „Denk, jetzt mit einer Flasche und dann, wenn's Mittag ist, auch mit etwas zu essen." „Was begehret ihr zu essen, und was für Wein soll ich bringen?" „Bringt guten, und zu essen, was Ihr habt, aber jedenfalls mürbes Fleisch, ich kann gar nichts mehr daran machen (damit anfangen), wenn's nicht weich gekocht ist. Ehedem war es mir gleichgültig, wie man es brachte, aber jetzt fühle ich das Alter an allen Orten, und oft wünsche ich, wenn ich nur nicht mehr da wäre." „He, Vetter," sagte Johannes, „man sieht's Euch noch gar nicht an, und wenn Ihr so klagen wollt, was sollen wir andern dann sagen, die nicht den Zehntel Eures Vermögens besitzen?" „Hör', Vettermann, auf den Reichtum kömmt es nicht an, das erfahre ich alle Tage, und das ist gerade, was mir Kummer macht, und deswegen kam ich heute, um mit dir zu reden. Du weißt, ich habe ein großes Heimwesen und muß eine große Menge Leute haben, um es zu bearbeiten. Meine Alte und ich sind alt und können nicht recht mehr fort. Mein Bub, der Johannes, ist zu vornehm geworden, im Weltschland, um auf dem Lande zu arbeiten, dem mußte ich ein Wirtshaus kaufen; den kann ich nichts rechnen, als daß er hie und da kömmt, wenn er Geld nötig hat oder etwas anderes.

Meine Tochter ist gar nichts. Sie hat geglaubt, sie käme gegen den Bruder zu kurz, wenn sie nicht auch ins Weltschland könnte, und jetzt ist sie, helf mir Gott, nichts anderes, als ein kränklich träges Ding, strickt zuweilen etwas am (im) Schatten und meint, wenn sie etwas anrühren soll, man wolle sie hängen, und kriegt dazu ein solches Gesicht, als ob man es aus jungem Käse gemacht hätte. Du kannst dir vorstellen, wie das nun geht bei der Menge Leute, die ich haben muß. Da verschleppt eines hier aus, das andere dort aus, die Sache wird nur halb gearbeitet, das Land wird alle Jahre schlechter, der Hof trägt mir fast nichts mehr ab, und was er noch gibt, geht in den Kosten auf. Ja, weiß Gott, wenn ich nicht noch Kapitale hätte, ich könnte es nicht mehr machen bei einem solchen Hof, wie vielleicht nicht ein Dutzend sind im ganzen Bernbiet. Ich habe geglaubt, ich hätte einen guten Meisterknecht, und habe ihm alles anvertraut. Er ist eilf Jahre bei mir gewesen, und ich hätte ein Haus auf ihn gebaut, so hat er mir reden können. Und jetzt, was macht er mir? Verkauft mir der Hundsbub nicht sechzig Mütt *) Korn, und der Müller zahlt mir nur fünfzig, und den Rest teilen die Schelme miteinander, und das ist schon oft so gegangen. Es hat's mir endlich ein Tagelöhner verraten, dessen Pate ich bin. Er könn's nicht mehr übers Herz bringen, wie es mir gehe, hat er gesagt, er müsse mir etwas sagen, aber ich solle ihn um Gottes willen nicht verraten. Und das haben alle gewußt und niemand mir etwas gesagt, weil alle das gleiche treiben; da kannst du wohl denken, wie es mir geht. Was soll ich anfangen? Verkaufen will ich nicht, obgleich es der Sohn meint. Der könnte noch einmal froh über den Hof sein oder wenigstens seine Kinder. Pächter mag ich auch keinen. Da hätte ich gar nichts zu befehlen, und der Hof käme vollends in Abgang. Und du magst mir's glauben oder nicht, ich kann

*) Ein Mütt (modius) = 12—14 Maß.

nicht ruhig sterben, bis der wieder im Gang ist. Mein Vater hat mir ihn gut im Stande übergeben. Wie dürfte ich wieder zu ihm kommen, wenn ich schlecht hinterlassen würde, was er mir gut übergeben? Ich möchte einen Meisterknecht, aber einen, der Hand und Kopf hat, an den ich kommen könnte, der alles wohl verstünde, und dem ich trauen dürfte. Aber er müßte aus einer andern Gegend sein; bei mir herum ist alles unter einer Decke, und sie betrachten mich alle wie die Adler das Aas, noch ehe ich gestorben bin. Da habe ich gedacht, vielleicht könntest du mir am besten zu einem verhelfen, und darum bin ich expreß hierher gekommen, ich habe gedacht, ich treffe dich an. Auf den Lohn käme es mir gar nicht an, ich wollte einem sechzig Kronen geben, wenn es sein müßte; ja hundert Kronen reuten mich nicht, wenn ich einen kriegte, wie ich ihn haben wollte."

Unterdessen war Johannes ganz still gesessen, und auch als der Vetter ausgeredet hatte, antwortete er nichts. Die Wirtin kam darauf herein, deckte den Tisch und sagte, sie müßten heute vorlieb nehmen, wie es komme; an so einem Markte könne man es nicht immer geben, wie man es gerne möchte; sie wüßte nicht, wie die Speisen ihnen schmecken würden, sie hätte zwar ausgelesen so gut als möglich. Der Vetter redete allerlei mit der Wirtin. Johannes sagte nicht viel dazu. Es kam eine Magd herein und fragte, ob der Bodenbauer da sei; es frage ihm draußen eine Frau nach. Er werde etwas Bestelltes haben, spöttelte die Wirtin. Die Magd sagte, es sei wenigstens eine Hübsche. Sobald Johannes draußen war, sagte der Vetter, ob denn der so einer sei, er hätte das nicht von ihm geglaubt. „Bewahre," sagte die Wirtin, „da ist nichts Böses, das ist von den Brävsten einer. Es wird wahrscheinlich eine sein, die mit ihm heimfahren will." Johannes brachte die Körbchen herein und bestätigte der Wirtin Meinung und sagte, es sei eine Nachbarin gewesen, die ihm seine Butter verkauft habe. Sie habe nicht warten

wollen und wolle mit einem andern heimfahren, wenn es sich schicke. Das sei ihm leid, entgegnete das Männchen, wenn er im Weg gewesen sei; es hätte ihm schon lange geschienen, er erwarte jemand; er habe ihm nur halb zugehört und keine Antwort gegeben. „Es ist mir etwas im Sinn herumgegangen, und es hat sich bei mir gerungen, ob ich es Euch sagen wolle. Ich will es jetzt offen bekennen. Ich hätte gerade so einen Knecht, wie Ihr ihn nötig habt; aber er reut mich. Ich kriege einen solchen nicht bald wieder, und doch möchte ich nicht vor seinem Glücke sein." „Das wäre," sagte der Vetter; „aber warum willst du ihn fortlassen, was scheust du an ihm?" „Gar nichts," sagte Johannes, „er ist mir gerade recht, und ich wünsche mir keinen bessern, allein er trachtet nach großem Lohn und er verdient ihn auch. Er kann einem Bauernwesen vorstehen mit Arbeiten und Handeln, wie der beste Bauer, und dazu ist er treu, man könnte ihn in eines Königs Schatzkammer lassen, er würde um keinen Kreuzer betrügen, da ist alles sicher vor ihm." „Das wär' mir," sagte der Vetter, „grad so einen möchte ich. Und was meinst du, käme mir der um vierzig Kronen? Das ist ein schönes Geld." „Gerade soviel gebe ich ihm selbst," sagte Johannes; „Vetter, wenn Ihr den wollt, so kostet er sechzig Kronen und keinen Rappen weniger." „Ist er dir verwandt?" fragte der Vetter. „Nein," sagte Johannes, „er ist ein armer Bursche gewesen, als er zu mir kam." Noch ein gar langes Examen stellte der mißtrauische Vetter an, bis er sich endlich entschloß, mit Johannes heimzufahren und den Knecht selbst ins Auge zu nehmen. Johannes war fast reuig, daß er etwas gesagt. Bald befahlen sie anzuspannen und der Vetter bezahlte die ganze Zeche, wie Johannes sich auch wehrte. Als sie hinunter kamen, kam Anne Mareili wiederum daher und sagte, da sei es ihr schön ergangen, der Burri Uli hätte ihr versprochen, sie mitzunehmen; er wolle nur noch eine Verrichtung machen, sie solle hier warten. Sie habe nun gewartet, ihn noch gesucht und könne ihn nirgends

finden, und wenn sie jetzt noch heimlaufen müsse, so komme sie, es wisse niemand wann, heim; sie schämte sich schon jetzt, so lange auf dem Markte zu sein. Johannes sagte, der alte Platz warte ihr noch, und so fuhren sie fort. Johannes voran, der Vetter in seinem schönen Wägeli hinterdrein. Er dachte allerlei, so alleine fahrend, und als sie noch etwa eine Stunde vom Bodenhof waren, rief er Johannes, ob nicht im nächsten Dörfchen eine Schmiede sei; er müsse ein Eisen festschlagen lassen, er verliere es sonst. Johannes sagte ja, und er wolle ihm warten, es sei gleich dabei auch ein Wirtshäuschen. Aber der Vetter wollte nicht. Die Frau, welche Johannes führe, pressiere ja, sagte er, und es lohne sich nicht der Mühe, einzukehren, er komme gleich nach. So fuhr Johannes voraus. Joggeli (Joachim), der Vetter, gar langsam nach, ließ beim Wirtshaus ausspannen und zum Schein einen Nagel einschlagen. Beim Ausspannen frug er den Stallknecht, was das für ein Bauer sei, der da vor ihm hergefahren. Ob das dessen Frau sei? „Nein,“ sagte der Stallknecht. „Sie werden einander sonst lieb haben,“ meinte Joggeli. Er wisse nichts, er hätte von beiden nichts dergleichen gehört, sagte der Stallknecht. Der Mann habe ein braves Roß am Wägeli gehabt, sagte Joggeli, er bedürfe so eins und hätte auf dem Markte nichts Anständiges gefunden; ob das wohl dem Bauer feil wäre und ob er noch mehrere hätte. Der hätte einen ganzen Stall voll Rosse, sagte der Stallknecht. Da finde man selten die besten Rosse; wenn man soviele habe, so werde gewöhnlich schlecht gefüttert und schlecht zu ihnen gesehen, warf Joggeli ein. Das sei da nicht der Fall, antwortete der Stallknecht, der Bauer tät's nicht so, das sei einer von den Bessern, und dann hätte er einen besonders guten Knecht, wie weit und breit kein solcher zu finden wäre. Joggeli schwieg, ließ den Stallknecht das Pferd besorgen, ging in die Stube und fing dort mit der Wirtin fast das gleiche Examen an, während er seinen Schoppen trank, nur mit ganz andern Wendungen, kam aber am Ende aufs

gleiche heraus, daß sein Vetter Johannes ein gar braver Mann sei, soviel man einmal wisse, seine Gefährtin ein ehrbares, unbescholtenes Weib, und daß der Bodenbauer allerdings einen berühmten Knecht hätte, den ihm schon mancher gerne abgedungen hätte; aber der Meister und der Knecht seien gar wohl füreinander (paßten füreinander), die ließen nicht voneinander. Ob es denn nicht kurzum (kürzlich) etwas zwischen ihnen gegeben habe, frug Joggeli. Gar nichts, das man wisse; sie hätten erst am Sonntag hier miteinander eine Halbe getrunken; daneben wüßten sie nichts Genaueres, erhielt er von den Wirtsleuten zur Antwort.

Unterdessen war Johannes heimgefahren, hatte Anne Mareili bis zum Hause mitgenommen, und als seine Frau zum Wägeli kam und die Peitsche abnahm, sagte Johannes: „Jetzt, Frau, magst recht liebenswürdig sein, sonst will Anne Mareili bei mir bleiben.“ „Da werde ich mir Mühe geben müssen,“ sagte die Bäurin freundlich, nahm auch die Körbchen ab, hieß Anne Mareili hineinkommen, sie hätte Kaffee bereit und tät es nicht anders, als daß Anne Mareili ein Kacheli (Tasse) nehme. Anne Mareili wehrte sich, sagte, sie werde daheim auch finden; sagte, sie hätte schon früher absteigen wollen, sie wüßte Weiber, sie wollte nicht um zwanzig Batzen mit ihren Männern bis zum Hause fahren. „Hast du geglaubt, ich sei so eine Eifersüchtige?“ sagte die Bäurin lachend. „Nein, da bin ich zu alt dazu. Ich will nicht sagen, daß es nicht auch eine Zeit gegeben habe, wo es mir scharf in den Kopf gekommen, wenn Johannes eine andere angesehen hat; dazumal schien es mir, er sollte allen Weibern und Mädchen böse saure Augen machen, nur mir nicht. Aber es vergeht einem so nach und nach, wenn man sieht, daß man keine Ursache hat, eifersüchtig zu sein.“ Das gab zu einigen Geschichten Anlaß von eifersüchtigen Weibern, bis die Bäurin auffuhr und fragte: „Was kommt dort für ein Wägeli gegen das Haus?“ „Ja, das habe ich vergessen, es ist der Vetter Joggeli aus der

Glungge*), er kommt zu uns zum Übernachten," sagte Johannes. „Und sagst einem nichts? Du bist mir doch einer! Was will der, daß der kömmt? Der ist ja viel Jahr nie dagewesen." „Du wirst es schon erfahren," sagte Johannes; und Anne Mareili nahm Abschied und ging am herbeifahrenden Vetter vorbei. Beim Hause stand alles bereit, den Vetter zu empfangen, der etwas schlotternd und mühselig vom Wägeli stieg, während Uli herbeisprang, das Roß abzunehmen. „Reib' es mir doch ein wenig ab," sagte Joggeli, „und gib ihm nicht gleich zu saufen, es hat warm. Ihr füttert noch Heu?" fragte er den Johannes; und erst, als er über alles beruhigt war, ging er auf seinen wackeligen Beinen ins Haus. Kaum war er abgesessen, so fragte er: „Ist das Uli gewesen?" „Ja," sagte Johannes. „Er scheint mir etwas jung und leichtfüßig." „Er ist bald dreißig," sagte Johannes, „und rasch auf den Beinen; aber so ist es mir doch lieber, als wenn sie gehen wie mit Zentnersteinen an den Beinen." Da er also geantwortet, ging er in den Keller und holte Wein und Käs, und im Vorbeigehen in der Küche frug ihn die Frau: „Was hat der nach Uli zu fragen, was will der mit Uli?" „Ich habe jetzt nicht Zeit, es dir zu sagen," antwortete Johannes; „komm herein, du wirst es dann schon hören." „Was hat's dem Johannes gegeben?" dachte die Frau; „er ist ganz wunderlich, und so angefahren hat er mich jetzt lange nie." Drinnen fing der Vetter wiederum an, sein Leid zu klagen, und wie sie arme, betrogene Leute wären; und kaum war Johannes hinaus, um das heutige Tagewerk zu überschauen, so fragte er: „Base, was ist mit eurem Knecht, dem Uli? Johannes hat mir ihn angetragen als Meisterknecht." „Das wird doch nicht sein!" fuhr die Bäurin auf, „Uli ist der beste Knecht, den man weit und breit antrifft; wir haben noch nie so einen gehabt." „So?" sagte der Vetter, „aber wie hat er's denn mit den Weibsbildern? Es

*) Name des Hofs, eigentlich Pfütze, Tümpel.

hat mir geschienen, er sei gerade so einer, wie sie am schlimmsten seien.“ Es wäre gut, sagte die Frau, wenn es keine schlimmeren geben würde; er sei mehr als ein Jahr des Nachts nie aus dem Hause gewesen. „So, so,“ sagte der Vetter. „Der Johannes ist da mit einem hübschen Weibchen heimgefahren und hat sie bis zum Haus gebracht, wie ich gesehen; wer ist das gewesen?“ „Das ist unsere Nachbarin, ein besonders braves Frauchen, sie ist mir lieb und ihr Haus das einzige, in welches ich zuweilen gehe.“ „So, so,“ sagte der Vetter; „Uli wär' euch denn eigentlich nicht erleidet (verleidet)?“ „Wer sagt das?“ fragte die Frau; „der Johannes wird doch nicht so dumm sein und den Uli forttun wollen; da wollte ich auch noch ein Wort dazu sagen.“ Da kam Johannes wieder herein, redete von Gleichgültigem; die Frau ging hinaus, und der Vetter sagte: „Sag', Vettermann, es scheint mir, deine Frau vertrage sich sehr gut mit Uli, er sei ihr gar wert.“ „Ja,“ sagte Johannes, „es ist ihr noch keiner so wert gewesen; über alle hat sie mir zu klagen gehabt, aber seit manchem Jahr über den kein Wort. Es ist ein ganz anderes Dabeisein (Auskommen).“ Es schade dann vielleicht nicht, wenn sie auseinander kämen, sagte Joggeli. Er wolle aber ja damit nichts Böses gesagt haben; aber es sei doch nicht allemal gut, wenn es die Weiber und die Knechte zu gut miteinander könnten (sich zu gut verständen). O, das mache nichts, sagte Johannes, wenn es dabei die Weiber noch besser mit den Männern könnten als mit den Knechten. Und das sei bei ihnen so. Er und seine Frau seien einig, und keins mache eine Partei, weder gegen die Kinder, noch gegen die Dienstboten, und seit einiger Zeit seien sie auch mit ihren Dienstboten einig, und die machten keine Partei gegen sie und unter sich, und so befänden sie sich besonders gut dabei. „Ich weiß es nicht,“ sagte der Vetter, „wenn die Dienstboten zu einig sind, so hat sich sonst der Meister zu klagen. Wenn es allen gegangen wäre wie mir, so würde noch mancher anders reden.“ Die Bäurin konnte nicht ins

Klare kommen, was das Gerede in die Kreuz und in die Quere bedeuten solle, bis endlich bei Tische das Kapitel wieder auf Uli kam, und sie sich überzeugen mußte, daß es Ernst sei mit einem Dienst für Uli bei Joggeli. Da sagte sie: „Aber Johannes, denkst auch, was du machst?" „Ich möchte dem Uli nicht vor seinem Glück sein," antwortete er. „Es ist nicht immer alles Glück, was glänzt," sagte sie halblaut und ging zur Türe hinaus. Da fing der Vetter an zu treiben, daß man den Uli hineinkommen heiße, er möchte mit ihm reden, und Johannes meinte, das pressiere diesen Abend noch nicht, morgen wolle er dem Vetter alles zeigen, und dann könne er noch immer machen, was er wolle. Aber der Vetter sagte, er müsse morgen zeitig fort, wolle die Sache heute noch richtig machen, so könne er vielleicht wieder einmal gut schlafen, und Uli mußte herein.

Uli war ganz voll Neugierde, was er im Stübli solle, und stellte sich an der Türe auf. Der Vetter füllte sein Glas, brachte es Uli und sagte: „Tue Bescheid und komm' und sitz', ich möchte etwas mit dir reden." Nun begann er, wie Johannes ihm Uli als Meisterknecht angeboten habe, wie er einen brauche, wie er einen schönen Lohn gebe und bei Zufriedenheit noch mehr nicht scheuen wolle. „Und wenn es dich gelüstet, zu kommen, so fordere Lohn; wir wollen es gleich miteinander richtig machen." Uli war ganz verstummet. Endlich sagte er, es sei ihm hier ganz wohl, er begehre gar nicht fort. Wenn der Meister meine, es sei sein Glück, so wolle er probieren, aber ungern. „Du kannst probieren," sagte Johannes, „und wenn ihr nicht füreinander seid, so nehm' ich dich wieder jede Stund'." „Und nun, was forderst du für Lohn?" „Der Meister soll für mich fordern," sagte Uli. „Was dünkt Euch: sechzig Kronen, zwei Paar Schuhe, vier Hemden und dann noch Trinkgelder?" sagte Johannes. Ihm sei es recht, sagte Uli, wie es der Meister mache. Es sei wohl viel, sagte der Vetter, und so für den Anfang hätte man es mit etwas wenigerem auch machen können; indessen wolle er nicht markten.

Nur mit den Trinkgeldern könne er nicht viel versprechen; für die Rosse nehme sie der Pferdeknecht, für die Kühe der Melker, und sonst gebe es nicht viel. „He nun,“ sagte Johannes, „so gebt Ihr am Neujahr noch einen schönen Kram, wenn Ihr zufrieden seid.“ Das werde sich schon machen, sagte Joggeli, da hätte er fürs erste zwanzig Batzen Haftpfennig (Einstandsgeld), und dann solle er ihm zur rechten Zeit kommen, um anzustehen (einzustehen). Somit gab er Geld und Hand, und die Sache war abgetan, ehe Johannes und Uli es sich versahen, und ehe die Bäurin ein Wort dazu sagen konnte. Er hätte gedacht, er wolle es heute noch richtig machen, sagte Joggeli; es hätte sonst vielleicht nichts mehr daraus werden können; man wisse nie, was es über Nacht gebe.

Und Joggeli, der alte Fuchs, hatte verdammt recht. Die Frau schwieg jetzt, sie fühlte, jetzt könne sie nicht mehr reden. Aber sobald Johannes neben ihr hinter dem Vorhang (des Bettes) lag, begann sie mit der Frage: „Aber sag mir auch, was sinnest du? Ich hätte nie geglaubt, daß du ein solcher Tropf wärest. Einen solchen Verdruß hast du mir nicht gemacht, seit wir verheiratet sind. Du bist oft abwesend, und wie soll es gehen, wenn Uli nicht mehr da ist? Der alte Verdruß kommt wieder an mich. Dem alten wunderlichen Narr, der niemand trauet und meint, alle Leute seien schlecht, den besten Knecht anzubieten! Man sollte dich, mein Seel, bevogten (bevormunden). Ich glaube, du bist betrunken gewesen, wo du das gemacht hast. Sag mir nur, was hast du auch gesinnet (denn gedacht)?“ Aber Johannes, dem der Handel selbst übers Herz gekommen, wußte nicht viel zu sagen; seine Gründe schienen ihm selbst nicht mehr stichhaltig. Er wisse es selbsten nicht, seufzte er. Er habe geglaubt, dem Uli sein Glück zu machen. Knecht könne er doch nicht immer bleiben; und um etwas anzufangen, müsse er Geld haben, und einen größern Lohn zu geben, vermöge er nicht. Aber die Frau tat ihm alles durch und wollte von dem Glück nichts wissen, welches Uli mache,

oder daß sie ihm einen größern Lohn nicht zu geben vermöchten; kurz, sie war zu einem eigentlichen Redhaus (Vielredner) geworden und ließ Johannes in selbiger Nacht wenig schlafen. Auch Uli schlief nicht, er war auch halb reuig, nur der Vetter schnarchte behaglich, daß man meinte, es sprenge Laden an der Diele auf und Steine vom Dache.

Am andern Morgen war alles wie verstört, aber dessen achtete Joggeli sich wenig; er machte, daß er fortkam, gab Uli noch einen roten Batzen Trinkgeld und fuhr vergnügt von dannen.

Uli hätte den Handel gern aufgegeben, und auch die Frau Meisterin war der Meinung. Was frage man dem Vetter nach, man hätte ja sein Lebtag nichts von ihm gehabt und werde nichts von ihm haben, und er wohne ja sieben Stunden weit draußen in der Welt, man sehe ihn vielleicht in seinem Leben nicht mehr. Uli sagte, wenn er am neuen Dienstorte noch allein wäre, so würde es ihm noch weniger machen, aber daß er da drei, vier Knechte regieren solle, noch Jungfrauen (Mägde) dazu und Tagelöhner die Menge, das gruse ihm. Er wisse wohl, wie er es mit denen bekomme. Sage er zu allem nichts, so sei er nur ihr Schuhwisch, und der wolle er nicht sein; wolle er regieren, so gebe es Händel, er hätte lauter Streit und wisse nicht, wie dann der Meister ihn unterstütze. Es wäre wohl am besten, er schickte das Handgeld zurück zu rechter Zeit. Aber Johannes war nicht dieser Meinung. Es wäre schlecht, einen fremden Menschen so anzuführen, geschweige denn einen Vetter. Es komme nichts von ungefähr, und man wisse nicht, wofür das gut sei. Gewöhnlich seien die Sachen, welche einem im Anfang am meisten zuwider seien, später einem die vorteilhaftesten. Jetzt müsse man der Sache ihren Lauf lassen; es werde wohl beidseitig gut gehen. Wenn Uli nur im Anfang recht leise tue und suche Boden zu bekommen, so werde sich alles machen. Hans, ihr zweiter Knecht sei gut angeleitet und hätte vielen guten Willen; es sei möglich, daß man mit

ihm auch nicht schlecht fahren werde. Jedenfalls sei die Sache jetzt so, lasse sich nicht ändern; es wäre daher am besten, wenn man sich darein schicken würde und so wenig als möglich davon redete.

So verstrich die Zeit, und Weihnachten nahte. Schneider, Näherinnen, Schuhmacher wechselten ab im Hause, und wenn man es auch nicht sagte, so war es doch größtenteils Ulis wegen, dessen Kleider man alle in den besten Stand setzen ließ, fast wie einem Sohne, der in die Fremde will. Bald hatte die Meisterin noch ein Restchen Leinwand, das sie sonst nicht zu brauchen wußte, zu einem Hemde, oder der Meister einen Rock, der ihm zu enge war, oder eine Weste, welche ihm der Schneider verpfuscht hatte. Eines Abends sagte der Meister: „Uli, du mußt noch einen Heimatschein holen beim Pfarrer; gehe morgen, damit man Zeit hat, ihn ausfertigen zu lassen." „Meister, das ist mir zuwider," sagte Uli. „Zwar ist mir der Pfarrer lieb, und ich halte viel auf ihm, seine Predigten haben mir wohlgetan, und ich habe bei ihm einsehen gelernt, daß, wenn man ein Mensch sein will, man unserm Heiland nachfolgen müsse. Aber ich bin gar ein wüster und ungeschickter Bube gewesen in der Unterweisung, er hat viel mit mir sich plagen müssen, und daher habe ich ihn seither immer geflohen und kein einzig Wort mit ihm geredet. Das habe ich nun ungern, ich darf mich nicht vor ihm zeigen; denn wenn ich gehe, so wird er glauben, ich sei noch immer der wüste Bube wie früher, und mir einen Abputzer (Scheltrede) geben aus dem Salzfaß. Du könntest mir ihn nehmen, Meister; du kommst wohl (einmal) zum Pfarrer." „Nein," sagte der Meister, „es ist anständig, daß du selbst gehst, und wenn er dir schon noch eine Ermahnung gibt, so schadet die dir allweg nichts."

Uli mochte wollen oder nicht, er mußte selbst gehen. Aber es wurde ihm recht schwer, als er gegen das Pfarrhaus kam; das Herz klopfte ihm, als er hineingerufen wurde, und als drinnen der Pfarrer fragte: „Was willst, was wär' dir lieb?"

da fand er das einfache Wort „einen Heimatschein" fast nicht und brachte es mit Mühe heraus. Der Pfarrer schlug große Bücher auf, frug: „Du heißest Ulrich Merk, dein Vater hat Christian geheißen, deine Mutter Madle (Magdalene) Schmöck, dein Pate ist der Brenechbur*) gewesen?" Das wunderte Uli gar fast, wie der Pfarrer das alles so wissen könne, und daß er ihn noch gekannt hätte; seit der Unterweisung sei er doch fast einen Schuh größer geworden. Dann fragte ihn der Pfarrer wieder: „Du gehst in die Glungge, in die Gemeinde Üflige? He nun, es soll mich freuen, wenn es dein Glück ist," sagte der Pfarrer. „Es hat mich schon lange gefreut, daß du dich so brav aufgeführt hast; es freut mich allemal, wenn ich einen auf einem bessern Weg sehe. Als du in die Unterweisung gekommen bist, hätte ich das nicht von dir erwartet. Aber es ist dem lieben Gott gar viel möglich, woran der Mensch nicht denkt. Vergiß aber in der Glungge nicht, daß dort der gleiche Gott ist, der hier sein Auge auf dir gehabt hat, und daß es dir nur so lange wohl geht, als er dir hilft und du ihm treu bist. Vergiß nie, daß er alles sieht und alles hört, wenn es schon dein Meister nicht sieht und nicht hört. Jetzt wirst du über viel gesetzt; es wird auch viel von dir gefordert werden. Jetzt hast du Gott nötiger als je, und denke immer, was du sagst, wenn du betest: ‚Führe mich nicht in Versuchung!‘ Denke daran, was der Heiland gesagt hat: ‚Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!‘ Es wird mich immer freuen, wenn ich gute Nachricht von dir habe, und wenn du hieher zum Besuch kömmst, so komm auch zu mir und gib mir Bericht, wie es dir geht, es wird mich recht wohl freuen."

Uli ging ganz gerührt und verwundert fort und konnte kaum erwarten, bis er dem Meister sagen konnte: „Denke, der Pfarrer hat mich noch gekannt, und es ist ihm alles bekannt gewesen. Er hat gewußt, daß ich mich geändert (meine Stel-

*) Bauer auf dem Brenechhof, Brenech eine Äpfelsorte.

lung geändert), daß ich in die Glungge komme, und wie es dort ist, hat mir geschienen, wisse er auch. Wie ist das auch möglich, er hat doch nie mit mir geredet und ist die längste Zeit nicht bei dir gewesen?" „Ja," sagte der Meister, „das ist der Name, von dem ich dir gesagt habe. Der gute Name kommt weit und der böse noch weiter, und es ist kein Mensch so gering, es wird von ihm gesprochen. Und so ein Pfarrer soll auf diese Namen mehr oder weniger achthaben, damit, wenn die Gelegenheit kommt, er weiß, wie er mit den Leuten reden soll. So ein unerwarteter Zuspruch bei Gelegenheit tut manchmal recht gute Wirkung; es schadet nichts, wenn man weiß, daß auf einen gesehen wird." „Ja, das muß ich sagen," sagte Uli, „der Zuspruch hat mich gefreut, und ich wollte nicht, daß ich nicht selbst gegangen wäre. Er hat mir da ein paar wichtige Worte gesagt, die ich nicht vergessen will."

Der Meister hatte sich entschlossen, Uli selbst in seinen neuen Platz zu führen; er solle mit dem Zügeln (Umziehen) nicht Kosten haben, sagte er, und dann könne er ihm vielleicht noch einen oder den andern Rat geben, wenn er die Gelegenheit selbst angesehen. Uli ließ seinen Lohn fast ganz zurück und hatte nun in der Kasse ordentlich über 150 Kronen. Einen Kasten hatte er machen lassen mit einem guten Schloß, damit ihm nicht jeder über seine Sachen könne.

Neujahr kam, dies wurde gefeiert nach allgemeinem Gebrauch. Wein und Fleisch war genug auf dem Tisch. Sonst ging es recht lustig zu; jetzt saß man beisammen, aß und trank und wollte lustig sein. Da sagte Uli: „Sitze ich wohl zum letzten Male da?" und das Augenwasser schoß ihm über die Backen, und er stand auf und ging hinaus. Und allen kam das Augenwasser und benahm ihnen den Appetit, und sie redeten lange nichts, bis endlich die Frau sagte: „Johannes, du mußt hinaus und sehen, wo Uli bleibt; er soll hineinkommen. Es ist jetzt so, und ich bin nicht schuld daran, aber wir wollen die letzte Stunde doch beieinander sein."

12. Kapitel.

Wie Uli seinen alten Dienstort verläßt und an den neuen einfährt.

Am folgenden Morgen wurde der Schlitten zurecht gemacht und der Kasten aufgebunden, und Uli mußte noch im Stübli (Schlafzimmer) mit ihnen frühstücken, Kaffee, Käs und Eierkuchen. Als angespannt war, konnte er fast nicht fort, und als es endlich sein mußte und er der Meisterin die Hand reichte und sagte: „Lebet wohl, Mutter, und zürnt mir nicht!" da schoß ihm wieder das Wasser aus den Augen, und die Bäurin mußte die Schürze vor die Augen nehmen und sagte: „Ich wüßte nicht, was ich zürnen wollte, wenn's dir nur gut geht; aber wenn es dir nicht gefällt, so komm wieder, welche Stunde du willst, je eher, je lieber." Die Kinder wollten ihn fast nicht lassen; es war Uli, als wolle es ihm das Herz zerreißen, als endlich der Meister sagte, sie sollten ihn lassen, sie müßten fort, wenn sie noch heute an Ort und Stelle wollten, und es werde nicht das letztemal sein, daß sie einander sähen. Es sei einmal jetzt so. Als sie fortfuhren, wischte sich die Frau noch lange die Augen ab und mußte die Kinder trösten, die fast nicht vom Klagen und Jammern lassen wollten.

Die beiden fuhren lange stillschweigend durch den glitzernden Schnee. „Na, na!" mußte der Meister zuweilen sagen, wenn der wilde Blaß (Pferd mit Blesse) in Galopp fiel, den leichten Schlitten pfeilschnell dahinriß und mit hochaufgeworfenen Beinen den Schnee weit in die Luft warf. „Es macht mir Kummer," sagte Uli, „und je länger, je mehr, je näher wir kommen; es ist mir so schwer, ich kann nichts anderes glauben, als daß ich meinem Unglück entgegenfahre, es ist mir, als wenn es mir vor den Augen stünde."

„Das ist nichts anderes," sagte der Meister, „und ich wollte das nicht für eine böse Bedeutung nehmen. Denke daran, vor bald zehn Jahren, wo du ein Nichtsnutz gewesen bist und ich zum Bessern dich angetrieben, wie schwer kam dich die Besse-

rung nicht an, wie wenig Glauben hattest du an die Möglichkeit, daß alles gut kommen werde! Und doch kam es nach und nach gut, dein Glaube mehrte sich, und jetzt bist ein Bursche, von dem man wohl sagen kann, daß es mit dem gewonnen sei. Darum kümmere dich nicht so sehr; was du jetzt vor dir hast, ist viel leichter; da kann es nicht übler gehen, als daß du nach einem Jahre wieder zu mir kommst. Halte dich nur gut, nimm dich in acht, der Vetter ist grausam mißtrauisch; aber wenn er dich einmal erkannt hat, so kannst du dich seiner trösten (dich auf ihn verlassen). Mit den Dienstboten wirst du es am schlimmsten haben; da mach sachte, nur nach und nach, solang es geht in der Liebe, und nützt das nicht, so rede einmal recht auf (ziehe einmal gehörig los), daß du weißt, woran du bist; so drinnen hangen ein ganzes Jahr möchte ich auch nicht."

Es war ein heller klarer Jännertag, als sie durch schöne Felder, dann zwischen weißen Zäunen, glitzernden Bäumen durch der Glunggen zufuhren. Dieses Gut lag etwa eine Viertelstunde von Üfligen, war über hundert Jucharten groß, sehr fruchtbar, doch nicht ganz in einer Einhäge (Einzäunung, in einem Komplex); einige Äcker und eine Matte (Wiese) lagen entfernter. In nassen Jahren mochte es an einigen Orten wohl naß werden, doch dem ließ sich helfen. Als sie anfuhren, trottete Joggeli an einem Stock schon ums Haus herum, welches etwas in der Tiefe lag, und sagte, er hätte lange nach ihnen gesehen und geglaubt, sie kämen nicht mehr. Es solle einer kommen und das Roß abnehmen, rief er gegen die Ställe, welche ans Haus gebaut waren. Es kam niemand. Uli mußte selbst abspannen und frug, wo er mit dem Blaß (Pferd) hin solle. „Seh (he), es soll einer kommen!" rief Joggeli noch einmal. Keiner kam. Da ging der Alte ärgerlich gegen den Stall, riß die Türe auf, und da striegelte der Pferdeknecht ganz gelassen Pferde. „Hörst denn nichts, wenn man ruft?" sagte Joggeli. „Ich habe nichts gehört." „So hör einmal und komm, nimm das Roß." Er müsse ihm zuerst Platz machen, schnauzte

der Bursche und fuhr nun unter seine Rosse, wie der Habicht in ein Taubenhaus, daß diese in die Krippe schossen (vorüberschossen), aufwarfen (ausschlugen), und Uli unter beständigem ü, ü, ü und mit Lebensgefahr seinen Blaß zu hinterst in den Stall brachte. Dort konnte er lange keine Halfter kriegen. „Hättest eine mitgebracht!" erhielt er erst zur Antwort. Als er wieder zum Schlitten kam und seinen Kasten abband, sollten Holzhacker ihn tragen helfen, aber lange rührte sich keiner. Endlich schickten sie den Bub, der auf der Treppe die Handhabe (Griff) fahren ließ, so daß Uli beinahe rückwärts hinabgestürzt wäre und nur seiner Kraft es zu verdanken hatte, daß es nicht geschah. Das Gemach, in welches man ihn führte, war nicht hell, unheizbar und mit zwei Betten besetzt. Etwas trübselig stand er darin, als man ihn hinunter rief, er solle kommen und etwas Warmes nehmen. Draußen nahm ihn ein munteres, schönes Mädchen in Empfang, nußbraun an Haar und Augen, rot und weiß an den Backen, kußlicht die Lippen, blendend die Zähne, groß, fest, aber schlank gebaut, mit ernsten Mienen, hinter denen der Schalk lauerte, aber auch die Gutmütigkeit. Über das Ganze war das bekannte, aber unbeschreibliche Etwas gegossen, das da, wo es sichtbar wird, von innerer und äußerlicher Reinlichkeit zeuget, von einer Seele, die das Unreine haßt, deren Leib daher auch nie unrein wird oder nie unrein scheint mitten in der wüstesten Arbeit. Vreneli, so hieß das Mädchen, war eine arme Verwandte im Hause, die ihr Lebtag nirgends hätte sein sollen (wohlaufgenommen war), allenthalben für Aschenbrödel gehalten wurde, aber immer die Asche abschüttelte, weder äußerlich, noch innerlich getrübt wurde, Gott und Menschen an jedem jungen Tage in neuer Frische entgegenlachte, daher auch allenthalben sein konnte und sich Platz machte in den Herzen, wie man sich dagegen wehren mochte; daher sie oft schon lange von Verwandten innerlich geliebt wurde, während sie glaubten, sie haßten sie noch, als den Zeugen des un-

erlaubten Umganges einer vornehmen Verwandtin mit einem Tagelöhner. Vreneli hatte die Türe nicht aufgemacht. Als Uli heraustrat, überflogen ihn die braunen Augen, und ganz ernst frug Vreneli: „Du wirst der neue Meisterknecht sein sollen? Du sollest hinunter kommen und etwas Warmes nehmen." Es sei nicht nötig, sagte Uli, sie hätten unterwegs etwas genommen. Indessen ging er stillschweigend hinter dem raschen Mädchen her der Stube zu. Dort saßen Joggeli und Johannes am Tische hinter dampfendem Fleische, frischem und gesalzenem, hinter Sauerkohl und Birnschnitzen (Dörrobst), und eine alte, runde, freundliche Frau trat ihm entgegen, strich die Hand noch an der Schürze ab, bot ihm sie dar und sagte: „Bist du der neue Meisterknecht? He nun so dann, wenn du so treu bist als hübsch, so wird es schon gut kommen, ich zweifle nicht. Sitz ab und iß, sei nicht schüchtern, das Essen steht da, damit man es brauche." Auf dem Ofentritt saß noch eine dünne Gestalt mit weißem Gesicht, blassen, glanzlosen Augen; die tat, als bekümmere sie sich um alles nicht, hatte eine schöne Schachtel vor sich und wand blauen Seidenfaden von einem Knäuel auf den andern.

Joggeli erzählte, wie er es mit dem letzten Meisterknechte gehabt habe, und über was alles er seither noch gekommen sei, und wie es ihn dünke, es sei noch viel übler gegangen, als er jetzt nur sinne (ahne). „Was einem doch so ein Kerl Verdruß machen und schaden kann, und solche darf man nicht hängen; es ist mein Seel nicht recht. Ehedem ist das nicht so gewesen; es ist eine Zeit gewesen, wo man jeden gehängt hat, der eines Strickes wert gestohlen. So war's recht, aber jetzt ist es mit aller Ordnung aus. Man sollte glauben, die schlechtesten Leute sollten lauter ihresgleichen an der Regierung haben, so sieht diese ihnen durch die Finger. Ja, nicht einmal die Weiber, welche ihre Männer vergiften, hängt man mehr. Es nimmt mich nur wunder, was schlechter ist: wenn man einen gegen das Gesetz tötet oder einen gegen das Ge-

setz lebendig läßt; es scheint mir eins wie das andere. Es dünkt mich, wenn die, welche die Gesetze aufrecht erhalten sollen, selbst sie auflösen, so sei das ihnen vor Gott und Menschen nicht zu verzeihen. Da, dünkt es mich, sollte man das Recht haben, sie zu tun, wo sie hingehören, statt ihnen noch den Lohn geben zu müssen." Während dieser langen Rede von Joggeli, die er glücklicherweise innerhalb seiner vier Wände hielt, ansonst sie ihm leicht nicht sowohl einen Preßprozeß, denn die waren damals noch nicht Mode, sondern eine Hochverratsgeschichte hätte zuziehen können, sagte seine Frau fortwährend zu Johannes und besonders zu Uli: „Nehmt doch, nehmt, es ist da, damit es gegessen werde, oder schmeckt es euch nicht? Wir geben es, wie wir es haben, schlecht genug, aber gönnen tun wir es desto besser. Joggeli, schenke doch ein, sieh, sie haben leere Gläser, trinket doch, es ist noch mehr, wo der gewesen. Der Sohn hat uns ihn gegeben, er soll gut sein, er hat ihn selbst gekauft im Weltschland (franz. Schweiz), er hat wahrhaftig fünf und einen halben Batzen die Maß gekostet und war noch schlecht genug gemessen." Als Uli nicht mehr nehmen wollte, so legte ihm die Alte immer noch vor, stach die größten Stücke mit der Gabel an und stieß sie dann mit dem Daumen ihm auf dem Teller ab, und sagte dazu: „He, du wärest mir einer, wenn du dies nicht noch zwingen möchtest; ein so gewaltiger Bursche muß gegessen haben, wenn er bei Kraft bleiben soll, und wir gönnen es den Leuten; wer arbeiten soll, muß auch essen. Nimm doch, nimm." Indessen, Uli mochte doch endlich nichts mehr, nahm die Kappe in die Hände, betete und stand auf, um weiter zu gehen. „Bleib doch," sagte Joggeli, „wo willst du hin? Sie werden schon zum Blaß sehen, ich habe es ihnen streng befohlen." „He, ich will ein wenig hinaus, mich umzusehen, wie es mir gefalle," sagte Uli. „So gehe; komm aber wieder, wenn es dich friert, arbeiten sollst du heute nicht, hörst!" sagte die Mutter. „Der wird noch etwas erleben," sagte Joggeli, „sie sehen ihn

gar grausam ungern kommen, ich glaube, der Pferdeknecht wäre selbst gerne Meisterknecht geworden. Aber es ist mir recht, wenn sie schon widereinander sind. Es ist nie gut, wenn das Gesinde zu einig ist, der Meister muß es immer entgelten." „He," sagte Johannes, „das ist, wie man es nimmt. Ja, wenn das Gesinde auf einer Seite ist und der Meister auf der andern, so geht es dem Meister bös, und er kann nichts machen. Aber wenn auch das Gesinde widereinander ist, und eins dem andern das Mögliche zu leid tut, keines dem andern helfen will, so geht es dem Meister auch bös, denn es geht am Ende doch alles über den Meister und seine Sache aus. Ich meine, das Wort sei allweg richtig: ‚Friede bauet, Unfriede zerstört.' Es will mir hier nicht recht gefallen. Da ist kein Mensch gekommen, das Roß abzunehmen; niemand wollte dem Uli tragen helfen; da macht ein jeder, was er will, und sie fürchten niemand. Das, Vetter, kommt nicht gut. Das muß ich sagen, so bleibt Uli nicht dabei. Wenn er Meisterknecht sein, die Verantwortung haben soll, so will er auch Ordnung; da läßt er nicht jeden machen, was er will. Da wird's nun Lärm geben, alles wird auf ihn her kommen, und wenn Ihr ihn nicht unterstützt, so läuft er fort. Ich will es geradeaus sagen: ich habe ihm gesagt, wenn er es hier nicht länger ausstehen könne, so solle er wieder zu mir kommen, für ihn hätte ich immer Platz. Er reut uns übel genug, und meine Frau hat geweint, als ich mit ihm fortgegangen bin, wie wenn er ihr Kind wäre." Das dünkte die alte Mutter gar schön, und sie wischte bloß vom Hörensagen schon die Augen aus und sagte: „Habe nicht Kummer, Vetter Johannes, dem soll es einmal nicht übel bei uns gehen, wir vermögen es auch, zu ihm zu sehen (für ihn zu sorgen). Es dünkt mich, wenn wir nur endlich einen hätten, dem man trauen könnte, und dem an der Sache gelegen wäre, es reute mich kein Lohn." „Base," sagte Johannes, „es kömmt auf den Lohn nicht alles an, aber Unterstützung muß Uli haben,

und glauben muß man ihm. Wir haben ihn fast gehalten, wie ein Kind vom Hause, und da täte es ihm gar ungewohnt, wenn er nur so der Knecht sein sollte." „He," sagte die Mutter, „habe nicht Kummer, Johannes, wir wollen das Mögliche tun. Wenn wir für uns einen Kaffee machen in der Zwischenzeit, so muß es nicht zu machen sein, oder er muß ein Kacheli (Tasse) davon haben. Und wir haben alle Tage unser Stücklein Fleisch, die Dienstboten aber nur am Sonntag. Wo käme man hin, wenn man ihnen alle Tage geben wollte? Aber, wenn du meinst, so wollen wir es schon machen, daß Uli zuweilen auch Fleisch bekömmt." „Base," sagte Johannes, „das macht die Sache nicht aus, und Uli begehrt das auch nicht, es macht die andern nur eifersüchtig. Wie man es anstelle, die andern merken es doch. Wir haben eine Magd gehabt, die hat allemal, wenn sie vom Felde kam, in alle Töpfe gerochen, und hat allemal es richtig erraten, wenn ein Kaffee gemacht worden, von dem sie nichts erhielt, wohl aber ein anderer Dienstbote, und dann hat sie acht Tage den Koller gehabt, daß man es bei ihr kaum aushalten konnte. Aber Zutrauen müsset ihr haben und ihm helfen, dann kömmt's gut." Der Vetter mochte das Gespräch nicht länger dauern lassen und führte den Johannes herum, in Ställen und Speicher, solange es Tag war, fragte um Rat und erhielt welchen; aber rühmen wollte ihn Johannes nicht. Bei den Kälbern, sagte er, es wäre gut, wenn man dazu täte (etwas für sie täte), die hätten Läuse, und bei den Schafen, die wären wohl dicht ineinander, sie erdrückten sich, und die Lämmer verkümmerten ganz. Die übrige Inspektion tat er stillschweigend ab. Als sie wieder hineingingen, trafen sie Uli trübselig vor dem Hause an, nahmen ihn hinein, aber trübselig blieb er den ganzen Abend. Das Weinen war ihm nahe, sobald jemand ein Wort zu ihm sagte.

Am folgenden Morgen rüstete Johannes sich zur Abreise, nachdem er über Vermögen hatte essen und auf alles hinauf noch ein Schnäpschen hatte trinken müssen, wie er auch sagte,

er trinke nie so etwas des Morgens. Uli hing ihm fast am Rocke wie ein Kind, das fürchtet, der Vater laufe ihm fort, und als Johannes ihm die Hand geben wollte, so sagte Uli, wenn's ihm erlaubt würde, so wollte er noch ein Stück mit ihm fahren, er wisse nicht, wann er ihn wieder sehe. „Und wie gefällt es dir?" sagte Johannes, sobald sie vom Hause weg waren. „O Meister, ich kann nicht sagen, wie es mir ist. Ich bin an vielen Orten gewesen, aber so habe ich es nirgends angetroffen. Da ist, helf mir Gott, nirgends Ordnung. Die Jauche läuft in den Stall, der Mist ist noch nie recht hinausgeschafft worden, die Rosse stehen hinten höher als vornen, am Stroh ist noch das halbe Korn, auf der Bühne (Boden) ist schweinische Unordnung, das Werkzeug sieht aus, man darf's nicht ansehen. Sie sehen mich alle an, als ob sie mich fressen wollten. Entweder geben sie mir keinen Bescheid oder messen mir unverschämte Worte zu, daß es mich dünkt, ich müss' ihnen eins hinter den Kopf geben." „Habe Geduld und beruhige dich," sagte Johannes. „Fange sachte an, nimm das Heft unbemerkt, mach selbst, soviel du kannst, sag alles mit Manier, und sieh, daß du sie nach und nach herumbringest oder wenigstens einige auf deine Seite bekommst. So warte eine Zeitlang und sieh, wie es geht, und bis du recht gut mit allem bekannt worden bist, daß du siehst, wo du am besten zurecht kommen magst. So gleich anfangs ins Zeug zu fahren (gehen), trägt nichts ab; man kennt die Sache gewöhnlich zu wenig und greift's nicht recht an. Wenn du dann weißt, woran du bist, und es gutet nicht (wird nicht besser), so turniere dann einmal recht aus dem ff aus (begehre ordentlich auf), damit sie wissen, woran sie mit dir sind, und mach, daß einer oder zwei fort müssen, es wird dann schon bessern. Daneben habe nur guten Mut, du bist ja kein Sklave, kannst gehen, wann du willst. Es ist aber eine Lehrzeit für dich, und je mehr ein junger Mensch ausstehen muß, desto besser ist es ihm. Du kannst da viel lernen; kannst lernen, Meister

sein, und das ist eine größere Kunst, als du meinst, und es ist mir immer, als könntest du da so recht dein Glück machen und ein Mann werden. Mach' nur, daß du mit den Weibern einig bist, aber doch nicht, daß der Alte mißtrauisch wird; wenn du mit denen einig bist, so hast du schon viel gewonnen. Aber wenn sie dich zu viel nebenaus rufen wollen zu einem Kaffee, so tue es nicht, habe es wie die andern, und in der Arbeit sei immer voran, so müssen sie sich am Ende ergeben, sie mögen wollen oder nicht."

Das richtete Uli auf, er fand neuen Mut, und doch konnte er fast nicht vom Meister. Erst jetzt kamen ihm eine Menge Dinge in Sinn, die er noch hätte fragen sollen. Es schien ihm, als wüßte er gar nichts. Er fragte übers Säen, und wie er wohl dies hier anfangen solle oder jenes; ob diese Pflanze hier käme, wie jene besorgt sein müsse. Er wurde nicht fertig mit Fragen, bis Johannes endlich bei einem Wirtshause anhielt, noch eine Flasche mit ihm trank und ihn dann fast gewaltsam heimsandte. Ermutigt ging endlich Uli und fühlte nun allein zum ersten Male so recht seine Bedeutsamkeit. Er war etwas, er tat seine Augen ganz anders auf, als er auf das anvertraute Gut trat, welches von ihm allein seine Besorgung erwartete; er ging mit ganz anderen Schritten dem Hause zu, wo er gewissermaßen regieren sollte, wo man ihn erwartete wie ein rebellisch Regiment seinen neuen Obersten.

---

13. Kapitel. **Wie Uli sich selbsten als Meisterknecht einführt.**

Ruhig, mit gefaßtem Entschluß kam er zu den Arbeitenden; es war Nachmittag, bald nach dem Essen. Zu Sechsen wurde gedroschen. Der Melker und der Pferdeknecht rüsteten Futter; zu diesen trat er und half mit. Sie brauchten ihn nicht, sagten sie, und könnten das allein. In der Tenne könne er heute nicht helfen, bis das Korn gereinigt werde, und

so wolle er ihnen heute helfen Futter rüsten und dann misten, antwortete er. Sie brummten, allein er griff zu, schüttelte mit seiner gewohnten Geschicklichkeit das Futter durcheinander, den Staub davon und zwang dadurch die andern stillschweigend, es auch besser zu machen als sonst. Drunten im Gange schüttelte er wieder und häufte das Futter schön in gleicher Höhe an die Wände hin und kehrte dann mit dem Besen den Gang zwischen dem Roß- und Kuhfutter, daß es eine Freude war. Der Melker sagte, wenn das alle Tage so gehen sollte, so vermöchte man in zwei Tagen nicht zu rüsten, was das Vieh an einem Tage fressen möchte. Das käme darauf an, sagte Uli, wie man sich gewöhnt hätte, zu rüsten, und je nachdem das Vieh gewohnt wäre, mit dem Futter umzugehen. Beim Misten hatte er seine liebe Not mit dem Melker, der nur das Gröbste oben abnehmen wollte, so gleichsam die Sahne von der Milch. Es sei schön warm draußen, sagte Uli, da erkalte ihnen das Vieh nicht, sie wollten einmal gründlich misten. Und wirklich war es nötig; es waren da alte Reste, daß sie fast die Pickelhaue nehmen mußten, um nur zu den Steinen zu kommen, mit welchen der Stall besetzt war, den Mist jedoch, welcher zwischen die Steine getreten war, herauszugäbeln (mit der Gabel, Forke herauszunehmen), dazu kamen sie nicht einmal. Es mußte aus dem Jauchebehälter geschöpft werden, da die Jauche sich aufblähte (staute), fast bis zu hinterst in den Stall, und daß das Ausgeschöpfte in die Hofstaat(=stätte) geführt und nicht auf die Straße geschüttet würde, konnte er nur mit Mühe erzwingen. Als der Mist draußen war, wollte ihn niemand auf dem Düngerhaufen gehörig zerstreuen, in Haufen, wie er ausgeleert worden, wollten sie ihn liegen lassen, und auf seine Frage erhielt er zur Antwort, heute hätte man nicht Zeit, man müßte bald füttern, es sei morgen noch früh genug. Das sei gar kommod zwischen dem Füttern zu machen, und den Mist müsse man streuen, während er warm sei, besonders im Winter. Sei er einmal

gefroren, so setze er sich nicht mehr, und man erhalte keinen gut gefaulten Dünger, bemerkte Uli. Somit ging er selbst ans Werk, und die beiden ließen getrost ihn machen und spotteten ihn aus hinter den Stalltüren und in der Futtertenne.

Drinnen hatte man schon lange sich gewundert, daß der neue Meisterknecht nicht heimkomme und schon Kummer gefaßt, er möchte auf und davon gefahren sein. Joggeli hatte sich an das Fenster gesetzt, von wo aus er auf den Weg sehen konnte und sah sich fast die Augen aus und begann zu schimpfen, den Johannes habe er doch so schlecht nicht geglaubt, und dazu sei er sein Vetter, und solches möchte er dem fremdesten Mensch nicht machen. Aber es sei sich heutzutage auf niemand zu verlassen, nicht einmal auf die eigenen Kinder. Während er am besten im Zuge war, kam Vreneli herein und sagte: „Da könnt Ihr lange hinaussehen, der neue Knecht verlegt draußen den Mist, den sie herausgemacht; er wird auch der Meinung sein, es sei besser, ihn nicht von zwei Malen lassen zusammenzukommen. Wenn es niemand anders tut, so wird er meinen, er müss' es selber machen." „Warum kündet er sich nicht, wenn er heimkommt?" sagte Joggeli, und: „Du mein Gott, warum kömmt er nicht zum Essen?" sagte die Mutter. „Gehe und sag' ihm, er solle auf der Stelle hineinkommen, es sei ihm Essen an die Wärme gestellt." „Wart," sagte Joggeli, „ich will selber gehen und sehen, wie er es macht, und was gegangen ist." „Aber heiß ihn kommen," sagte die Mutter, „es dünkt mich, der Appetit sollte ihm gekommen sein." Joggeli ging hinaus, sah, wie Uli den Mist sorgfältig verstreute und tüchtig niedertrat; das gefiel ihm. Er wollte den Melker und den Pferdeknecht suchen, um ihnen zu zeigen, wie Uli es mache, und daß sie es künftig auch so machen sollten; er blickte in die Futtertenne und konnte lange seine Augen nicht herausbringen, als er die schönen, runden, appetitlichen Futterwalmen (längliche Reihen Futter) sah und den gesäuberten Gang dazwischen. Er blickte in den Stall,

und als er wohlbehaglich die Kühe in reinem Stroh stehen sah und nicht mehr auf altem Mist, da ward ihm auch wohl, und erst jetzt ging er zu Uli und sagte ihm, das sei doch dann eigentlich nicht so gemeint, daß er das Wüsteste selbst mache, das sei eigentlich an andern Leuten (die Sache anderer Leute). Er hätte wohl Zeit gehabt, sagte Uli, beim Dreschen sei er zuviel gewesen, und da hätte er es gemacht, um zu zeigen, wie er es künftig haben wolle. Joggeli hieß ihn in die Stube kommen, aber Uli sagte, er möchte noch gern beim Reinigen und Putzen des Kornes sein; er möchte auch wissen, wie es da gehe. Dort sah er, daß alles nur auf frühen Feierabend hin gemacht werde. Das Korn war schlecht gedroschen, es waren noch eine Menge Ähren daran, dann noch schlechter gesiebt und gewannet (in der Futterschwinge gereinigt); das Korn in der Bütti (Bottich) war unsauber, es gelüstete ihn, es auszuleeren und die Arbeit von neuem anfangen zu lassen; indessen faßte er sich und dachte, er wolle das morgen anders machen. Joggeli aber sagte drinnen, der neue Knecht gefalle ihm wohl, er verstehe die Sache; aber wenn er nur nicht zuviel regieren wolle, das wäre ihm doch zuwider. Man könnte es nicht an einem Orte machen wie am andern, und zuletzt hätte er selbst nichts mehr zu befehlen.

Nach dem Abendessen suchte Uli den Meister und fragte ihn, was eigentlich alles noch zu tun sei diesen Winter; es dünke ihn, man sollte so die Arbeit ordnen, daß, wenn der Frühling komme, man fertig und parat sei für die neue Arbeit. Ja, sagte Joggeli, es wäre wohl gut, aber zwingen könne man nicht alles auf einmal, es wolle alles seine Zeit haben. Man habe noch zirka drei Wochen zu dreschen, dann könne man anfangen zu holzen, und wenn man mit dem fertig sei, so werde der Frühling wohl da sein. Wenn er etwas sagen dürfe, sagte Uli, so dünke es ihn, man sollte jetzt das Holz herbeimachen. Es sei gar schön Wetter und der Weg gut, es gehe noch einmal so leicht. Im Februar sei meist schlecht und weiches Wetter,

da bringe man nichts vom Platz und verfahre (verderbe) alle Wagen. Das könne es nicht wohl geben (nicht angehen), meinte Joggeli, es sei nicht Sitte, erst im Februar zu dreschen. Das sei nicht seine Meinung, sagte Uli. Man solle fortfahren, zu dreschen. Er und noch einer wollten dem Pferdeknecht wohl soviel Holz niedermachen und zurüsten, als er heimzufahren vermöge. Und bis etwas fertig sei, könne der Pferdeknecht ihnen ja auch im Wald helfen. Dann könne man nicht mehr zu Sechs dreschen, wenn er einen aus der Tenne nehme, sagte Joggeli, und wenn alle miteinander holzeten, so hätte man bald viel geholzet. „He," sagte Uli, „wie Ihr wollt; aber ich dachte, der Melker könnte wohl auch dreschen, wenn man über Mittag ihm Futter rüsten oder misten hilft. Und manchmal verrichten zwei im Walde mehr als eine ganze Truppe, von welcher keiner etwas anrühren will." „Ja," sagte Joggeli, „es geht manchmal so; aber wir wollen das Holzen doch bleiben lassen, das Dreschen ist jetzt nötiger." „Wie Ihr wollt," sagte Uli und ging gedankenschwer ins Bett.

„Du bist doch ein wunderlicher Mensch," sagte die Alte zu ihrem Manne. „Es hat mir besonders wohl gefallen, was Uli gesagt hat. Es wäre unser Nutzen gewesen, und wenn schon da die zwei Musjös, der Pferdeknecht und der Melker, nicht könnten beständig ihre Nasenlöcher an der Sonne trocknen, so schadete es diesen zwei Lumpenhunden nichts. So tut dir Uli bald nicht mehr gut, wenn du es so machst." „Ich will aber von einem Knecht mir nicht lassen befehlen. Wenn ich ihn so machen ließe, so würde er gleich meinen, es hätte niemand zu befehlen als er. Man muß es so einem gleich von Anfang zeigen, wie man es haben will," brummte Joggeli hässig (bissig). „Du bist der Rechte, um es ihnen zu zeigen; die Guten verderbst du, und die Schlechten fürchtest du und lässest sie machen, was sie wollen; so hast du's," sagte die Alte. „Wir haben es immer so gehabt, und es wird jetzt auch nicht anders gehen sollen."

Am andern Morgen sagte Uli der Meisterfrau, eine Magd sei überflüssig in der Tenne, sie solle die für das Haus behalten, welche ihr anständiger sei. Und Uli hielt nieder (dreschen, daß der Schlag durch die ganze Schicht bis auf den Boden geht) in der Tenne, stellte den Flegel und traf den Nebenmann auf den Flegel, daß er über die ganze Länge des Korns, von der Wurzel bis zur Ähre, dreschen mußte, und wenn eine Tenneten (Tenne voll) fertig war, so wurden die Zwischenarbeiten rasch abgetan und zu einer neuen geschritten, und das zwang Uli nicht durch Worte, sondern durch das Drängen mit der eigenen Arbeit. In der Stube sagten sie, es dünke sie, sie hätten in der Tenne ganz andere Flegel; das töne ganz anders als sonst, das gehe doch auch bis auf den Grund. Die Magd, welche in der Stube bleiben konnte, erzählte Vreneli, wie man es dem Uli machen wolle; der müsse nicht meinen, daß er eine neue Ordnung einführen wolle; von so einem wollten sie sich nicht plagen lassen. Er daure sie noch, es wäre ein manierlicher Bursche, und arbeiten könne er, man müsse es bekennen. Alles, was er in die Finger nehme, stehe ihm wohl an. Unterdessen man in der Tenne drosch, war der Pferdeknecht auf einem Rosse ausgeritten; es hieß, er sei in die Schmiede. Der Melker war mit einer Kuh fortgefahren, er hatte aber niemand gesagt, wohin. Es war Mittag, ehe einer von ihnen heimkam; keiner hatte einen Streich gearbeitet. Nach dem Mittagessen half Uli noch die übriggebliebenen Kartoffeln schälen, wie es in geordneten Haushaltungen, wenn die Zeit es erlaubt, üblich ist; die andern liefen hinaus, nahmen sich kaum Zeit zum Beten. Als Uli hinauskam, war Lärm in der Tenne; zwei Paare rangen auf dem Stroh der letzten Tenneten, die andern sahen zu. Uli rief dem Melker, er solle kommen, sie wollten geschwind die Kälber herausnehmen und sehen, wie es mit ihnen stehe; wahrscheinlich müßten sie geschoren und gesalbet werden. Der Melker sagte, das gehe Uli nichts an; die Kälber solle ihm niemand anrühren, die

seien noch lang wohl so. Und der Pferdeknecht trat zu Uli und frug: „Wollen wir etwa auch eins miteinander probieren, wenn du darfst?" Es kochte Uli in den Adern, und er sah, daß das ein angelegtes Spiel sei, dem er sich nicht wohl entziehen könne. Früher oder später, das wußte er wohl, mußte er ihnen stehen und sich probieren lassen. Darum also gerade jetzt, so wüßten sie doch, woran sie mit ihm seien. „He! wenn's probieren willst, es ist mir gleich," antwortete er, und zweimal hintereinander warf er den Pferdeknecht auf den Rücken, daß es krachte. Da sagte der Melker, er wolle es auch probieren; es sei ihm zwar fast nicht der Mühe wert, mit einem solchen Spazierstock zu ringen, welcher Beinchen hätte, wie Pfeifenröhrchen und Waden wie Fliegenschmeißen (Fliegenschmutz). Mit seinen braunen, haarigen Armen packte er Uli an, als ob er ihn wie einen alten Lumpen verrupfen wollte. Aber Uli hielt stand, der Melker brachte nichts ab (gewann keinen Vorteil). Er wurde immer zorniger, setzte immer giftiger an, schonte weder Arme noch Beine, stieß mit dem Kopf wie ein Tier, bis endlich Uli die Sache auch satt hatte, alle Kraft zusammennahm und dem Melker einen solchen Schwung gab, daß er über den Kornwall in die Mitte der Tenne flog und auf dem jenseitigen Schenkel (Seite, eigentlich die Kornreihe an der Seite) der Tenne niederfiel, alle viere in die Höhe streckend, lange nicht recht wissend, wo er sei. Wie zufällig hatte Vreneli den Schweinen ihr Fressen gebracht und Ulis Sieg gesehen. Drinnen sagte es der Patin, es hätte etwas gesehen, welches ihn's gefreut. Sie hätten Uli zuschanden machen wollen, er hätte mit ihnen ringen müssen, aber er hätte sie alle überwältigt. Den borstigen Melker hätte er auf den Rücken geworfen, als ob er nie gestanden wäre. Das sei ihm kommod, wenn er stärker sei als die andern, so müßten sie ihn doch fürchten und Respekt vor ihm haben. Uli aber, an seinem Kälberexamen gestört, ergriff den Flegel und sagte dem Melker bloß,

heute habe er keine Zeit mehr für die Kälber, sie wollten denen dann an einem andern Tag laufen. Das Kornreinigen nahm diesmal mehr Zeit weg, und doch war man früher fertig, als sonst, und das Korn wurde besser geputzt; aber man hatte sich auch anders gemühet als sonst und dabei auch weniger gefroren. Als Uli dem Meister angab, wieviel es Korn gegeben, so sagte der, soviel hätten sie noch nie gemacht in diesem Jahre, und doch hätten sie jetzt Gefallenes (vom Wind Niedergeworfenes) gedroschen.

Am Abend, als sie bei Tische saßen, kam der Meister und sagte, es scheine ihm, das Holzen wäre jetzt kommod, man hätte die Pferde nicht zu brauchen, und das Wetter sei schön, und es dünke ihn, das Holzen und Dreschen sollten miteinander gehen, wenn man es recht einrichte. Der Pferdeknecht sagte, die Wege seien mit Eis belegt, die Pferde nicht gespitzt (geschärft), und ein anderer meinte, dann könne man nicht mehr zu sechsen, sondern höchstens zu vieren dreschen und werde so nie fertig. Uli sagte nichts. Endlich fragte Joggeli, als er nichts mehr zu antworten wußte, von den Dienstboten übermaulet (überschrieen): „Was meinst denn du?" „Wenn der Meister befiehlt, so muß es gehen," antwortete Uli. „Hans, der Pferdeknecht und ich bringen das Holz schon heim, und wenn der Melker dreschen hilft, und die andern ihm misten und Futter rüsten helfen, so versäumt das Holzen das Dreschen nicht." „He nun, so machet es so," sagte Joggeli und ging. Nun brach das Wetter über Uli los, in einzelnen Schlägen erst, dann in ganzen Batterien Donnerwettern. Der Pferdeknecht verfluchte sich, er gehe nicht ins Holz; der Melker verfluchte sich, er rühre keinen Flegel an; die andern verfluchten sich, sie wollten nicht zu vieren dreschen. Sie ließen sich nicht kujonieren, sie seien keine Hunde, sie wüßten, was recht und gebräuchlich sei usw. Sie wüßten wohl, von wem es käme, aber der solle sich in acht nehmen, wenn er hier wolle Sechse läuten hören (im Winter läutet es abends um drei, im Sommer um

sechs). Es sei schon mancher gekommen wie ein Landvogt und hätte sich streichen (drücken) müssen wie ein Hund. Es sei einer ein schlechter Kerl, wenn er, um dem Meister die Augen auszubohren (sich lieb Kind zu machen), seine Nebendiensten vermolestiere (umbringe). Aber einem solchen hätte man bald das Handwerk gelegt. Uli sagte nicht viel dazu, als daß, was der Meister befohlen, vollzogen werden müsse. Der Meister hätte befohlen und nicht er, und wenn keiner schlechter da weg käme als er, so sollten sie Gott danken. Er wolle niemand kujonieren, aber er lasse sich auch von niemanden kujonieren; er hätte keine Ursache, einen von ihnen zu fürchten. Der Meisterfrau sagte er, sie solle doch so gut sein und für ihrer drei etwas rüsten zum Mitnehmen denn sie würden zum Essen kaum heimkommen aus dem Walde.

Am Morgen ging es in den Wald. Wie der Pferdeknecht fluchte und brummte, er mußte mit. Der Melker wollte nicht dreschen, und der Meister zeigte sich nicht. Da nahm die Meisterfrau sich zusammen, ging hinaus und sagte, es dünke sie, er sollte nicht zu vornehm sein zum Dreschen, es hätten schon viel vornehmere Leute als er gedroschen. Sie vermöchten keinen Melker zu haben, der den ganzen Morgen die Zähne am Winde trocknen wolle. So wurde das Holz heimgebracht, man wußte nicht wie, und im Februar waren Wetter und Weg so bös, daß man bös gelebt hätte beim Holzen.

Wie Uli auch draußen gearbeitet hatte und bös gehabt im Walde, denn er nahm (faßte an) immer am schweren Orte (Ende), er wollte der Meister sein nicht nur im Befehlen, sondern auch im Arbeiten), so half er doch am Abend rüsten, was die Meisterfrau aufzuschütten (auf den Tisch schütten) befahl, es mochte sein, was es wollte. Er drehte (drückte) sich nie davon und wehrte auch den andern, es zu tun; je mehr man einander helfe, desto eher sei man fertig, sagte er, und wenn man davon essen wolle, so sei es doch billig, daß man helfe das Essen rüsten, wie es überall üblich und bräuchlich sei. Überhaupt war er behilflich,

wo er nur konnte. Wenn eine Magd einen Korb mit Kartoffeln gewaschen hatte und ihn nicht gerne allein trug, weil sie dabei ganz naß wurde, so half er selbst tragen oder befahl es dem Buben (halb Knecht, halb Kind); und als der sich anfangs weigerte, an (auf) seine Worte nicht kam, so gewöhnte er ihn mit Ernst zum Gehorsam. Das sei nichts gemacht, sagte er, wenn ein Dienstbote dem andern nicht helfe Sorge tragen zu seinen Kleidern, überhaupt ein Dienstbote den andern plage. So mache man sich ja selbst das Dienen mutwilligerweise noch schwerer, als es sonst sei. Sie wollten das lange nicht fassen. Es war überhaupt da eine merkwürdige Weise. Die Knechte plagten die Mägde, wo sie nur konnten; da war nirgends eine gegenseitige Hilfsleistung. Wenn ein Knecht dem Weibervolke Hand bieten sollte, so höhnte er und fluchte und rührte sich nicht, selbst die Meisterfrau mußte sich dieses gefallen lassen, und wenn sie Joggeli klagte, so sagte er, sie hätte immer nur zu klagen. Er hätte die Knechte nicht, um dem Weibervolk zu helfen; die hätten anderes zu tun, als das Blumenzeug herumzuschleppen. Das Benehmen von Uli, der an eine solche Zwiespältigkeit in einem Hause nicht gewöhnt war, fiel daher auf und zog ihm von den Knechten argen Hohn und Spott zu. Dieser Hohn, dieser Spott steigerte sich noch wegen andern Sachen bis zum Unerträglichen. Am ersten Samstag schon wollte der Melker aus bloßem Mutwillen nicht misten, sondern es versparen auf den Sonntagmorgen. Uli sagte, das tue er nicht; es sei durchaus kein Grund dazu da, es aufzuschieben. So könne man ja am Samstag nicht aufräumen ums Haus herum, wie es der Gebrauch sei. Zudem heiße es, man solle am Sonntag nicht arbeiten, du und dein Knecht und deine Magd. Am allerwenigsten schicke es sich, die wüsteste Sache auf den Sonntag zu sparen. Der Melker sagte: „Sonntag hin, Sonntag her, was geht mich der Sonntag an, und heute miste ich nicht.“ Uli kochte es im Kopf, indessen faßte er sich und sagte bloß: „He nu, so miste ich.“ Der Meister, der den

Zank hörte, ging hinein und brummte für sich: „Wenn doch Uli nicht alles erzwingen wollte und neue Gebräuche einführen; das ist mir nicht recht. Man hat lange am Sonntag gemistet, und es ist allen recht gewesen; es wäre auch noch gut genug für ihn."

---

14. Kapitel. **Der erste Sonntag am neuen Orte.**

In der Samstagnacht ging es aus und ein wie in einem Taubenhaus. Als am Sonntagmorgen Uli zur gewohnten Stunde hinunterkam, war es still von Menschen, aber die Pferde scharrten, die Kühe brüllten, und kein Melker, kein Pferdeknecht waren da. Uli gab einmal Futter, gab zum zweitenmal, setzte sich endlich selbst ans Melken; denn es ist nichts schlimmer, als wenn nicht immer zur nämlichen Stunde gemolken und gefüttert wird. Mit Schrecken sah er, wie verwahrloset die Euter der Kühe waren, nicht die halben Striche (Zitzen) gut; es schien ihm, als wenn der Melker nicht melken könne oder sich nicht Zeit nehme, es gut zu machen. Er war fast fertig, als der Melker fluchend kam und sagte, das hätte nicht so pressiert, die Kühe hätten wohl Zeit gehabt, zu warten, bis er gekommen, und wenn er ihm mehr (noch wieder) unter eine Kuh sitze, so schlage er ihn unter sie, daß er sich sein Lebenlang daran besinne. Uli sagte, das könne er machen, wie er wolle, aber es wäre möglich, daß der Melker eher unter der Kuh wäre als er. Übrigens wolle er, daß zur rechten Zeit gemolken werde, und zwar gut, sonst tue er es. Die Kühe hätten es sehr nötig, daß man gut zu ihnen sehe.

Im Hause verwunderte man sich gar sehr, als diesmal die Milch so früh kam, und Vreneli sagte, es sei gut, wenn es eine andere Ordnung gebe; es wäre schon lange nötig gewesen. Als man zum Essen rief, war Uli zuerst auf dem Platz; selbst die beiden Mägde erschienen erst später, zerzaust und klebricht anzusehen; die Knechte drehten sich mit unerträg-

licher Langsamkeit herbei. Vreneli klagte ärgerlich, es sei ein unerträgliches Warten, man könne an einem Sonntage gar nicht mehr fertig werden, um in die Kirche zu gehen. Von den Schlingeln ginge keiner; es wäre auch schade um die Kirche, wenn einer hinein käme; aber das sei das Arge, daß ihretwegen auch niemand anders hineinkomme. Uli fragte, wie weit es sei bis zur Kirche, und wann man gehen müsse, um zu rechter Zeit zu kommen, und wo Bursche wie er säßen darin. „Die werden doch Augen machen," sagte Vreneli, „wenn einer aus der Glungge in die Kirche kommt; das ist schon manches Jahr nicht geschehen. Der Vetter geht, wenn er Pate sein muß; die Base zweimal im Jahr zum Nachtmahl und übers ander Jahr an dem Bettag; Lisebethli (Elisi sollte man sagen) allemal, wenn sie ein neues seidenes Jäckchen bekommen; ich, wenn ich einmal allen wüst gesagt, daß sie doch zur rechten Zeit zum Essen kämen; die andern gar nie, diese denken so wenig daran, daß sie eine Seele haben, als unser Hund, der Ringgi. Aber, Uli, sie lachen dich aus," sagte Vreneli, „wenn du gehst, und du hast Verdruß." „In Gottes Namen," sagte Uli; „aber zur Kirche zu gehen brauche ich mich doch nicht zu schämen, und wenn ich hier nicht gehen dürfte, so wollte ich lieber fort. Der Lohn wäre mir noch lang zu klein, als daß ich meine Seele darob vergessen sollte." „Du hast recht," sagte Vreneli, „geh' du nur; ich wollte, ich könnte mit dir. Aber diesen Halunken will ich einmal wieder recht wüst sagen, vielleicht kann ich dann den andern Sonntag gehen." „Warum sagt auch der Meister zu solchen Sachen nichts?" frug Uli. „Mein Meister, wohl, der hat uns gesagt, ob wir in die Kirche sollten oder nicht." „Der Vetter," sagte Vreneli, „sagt, es gehe ihn nichts an, was sie mit ihren Seelen anfangen wollten; wenn sie ihm nur brav arbeiten und nicht stehlen täten, und das sei fast nicht zu erwehren." „Das glaube ich," sagte Uli, „das kann er nicht erwehren; wenn da nicht ein anderer wehret, so ist Joggeli viel zu klein dazu." Uli machte sich zurecht, trotz

dem Gespött der andern, nahm ein Psalmenbuch in die Tasche und wanderte der Kirche zu. Die andern lachten ihm nach und sagten, er wolle zu Üfligen den neuen Meisterknecht zeigen; er werde meinen, die Leute würden auf die Bänke hinaufsteigen, um ihn zu sehen. Aber solche hätte man schon viele gesehen und noch schönere. Vielleicht meine er gar, der Pfarrer beziehe sich auf ihn in der Predigt, aber solche Flausen wollten sie ihm schon vertreiben. Vreneli war vielleicht zufällig, vielleicht nicht, unter der Türe gestanden und hatte ihm nachgesehen und sagte den andern, es wäre eher möglich, daß der Pfarrer sich auf sie in der Predigt bezöge und von Hurenbuben, Faulenzern und Lügenbuben redete, — darum dürften sie nicht in die Kirche gehen. Vielleicht sage ihnen auch das Gewissen, daß solche Schufte an Leib und Seele nicht in die Kirche gehörten. „Höre du," sagte einer, „ein unverschämt Maul hast du, das ist wahr; aber auch wahr wird sein, daß dieser dir gefiele, sonst redetest du nicht so. Denken wirst du, wenn der nur einmal mit dir zur Kirche ginge, so daß es es hielte (dann gut sei) dein Lebtag. Dann könnte die Kirche deinetwegen auch sein wollen, wo sie wollte." „Das geht dich nichts an; einmal mit dir begehre ich nicht z'Kilche (zur Kirche), lieber mit einem Schinderhund," sagte Vreneli und verschwand. Wildes Gelächter scholl ihm nach.

Uli fand bald Begleiter auf seinem Wege und viele Leute um das Schulhaus, wo die Predigt abgehalten wurde. Das werde der neue Meisterknecht in der Glungge sein, sagte hier einer, dort einer. Es nehme sie wunder, wie lange er es mache. Meisterknecht möchten sie da nicht sein. Alle andern, welche dort arbeiteten, hätten es gut, der müsse für alle ausfressen. Könne er es wohl (stünde er sich gut) mit den Dienstboten und mache auch was sie, so passe ihm Joggeli auf wie ein Polizeidiener, bis er ihn fortschicken könne. Wolle einer Ordnung halten und das Land (be-)arbeiten lassen, wie es etwa üblich sei, so säßen ihm die Dienstboten auf (würden

ihm aufsässig), und Joggeli werde zuletzt noch gar eifersüchtig und meine, er wolle regieren, und statt ihn zu unterstützen, kujoniere er ihn, bis er fortlaufe. Hintendrein sei er dann reuig und laufe ihm nach, aber kaum habe er ihn wieder, so fange das alte Spiel von neuem an. Das sei der wunderlichste Joggi, den es auf der Erde gebe.

Jeder wußte von Joggeli eine Geschichte zu erzählen, was er gemacht, und wie es ihm dieser und jener wieder gemacht, und alle ermahnten Uli, er solle sich da nicht plagen, sondern für sich sehen; wenn er es verstehe, so sei da etwas zu machen. Uli wurde ganz sturm (schwindlig) darob und konnte seine Gedanken gar nicht bei der Predigt behalten. Alles, was er schon gesehen, bestätigte ihm das Gesagte; dasselbe kam ihm immer ärger, greller vor; das Unangenehme wuchs handgreiflich vor seinen Augen bis zur Unerträglichkeit. Er werde wohl nicht mehr oft in die Kirche gehen, dachte er, da halte er es nicht lange aus. Als er heimging, finster und trübselig, schien die Sonne so freundlich, und es glitzerte der Schnee so rein und weiß, und so traulich hüpften und flogen die Goldammern vor ihm her, daß ihm ganz heimelig zumute wurde, daß es ihm ward, als sei er wieder am alten Orte, und Johannes gehe neben ihm und rede zu ihm. Und da ward ihm, als hörte er ihn sagen: „Weißt du noch von den zwei Stimmen, die einen begleiten im Leben, einer verführerischen und einer mahnenden, und weißt du, wie die aufweisende (aufhetzende), schmeichelnde Stimme vom Versucher kömmt, der Schlange im Paradiese, und wie sie einem den Kopf groß machen (einen übermütig machen), ableiten will vom rechten Pfade und hinterher einen auslachet, wenn sie einen in Unglück und Schande gebracht? Wie man die von sich weisen und sagen muß: ‚Weiche von mir, Satanas! Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider den Herrn, meinen Gott, sündigen!'" So glaubte Uli den Johannes reden zu hören, und da gedachte er, was die Menschen, welche gekommen waren, an Gottes Wort

sich aufzuerbauen, zu ihm gesagt, wie sie ihn aufgewiesen, den Kopf ihm groß gemacht. Da erkannte er, was das für Stimmen seien, was sie für eine Bedeutung hätten, und wie er vor ihnen die Ohren verschließen müsse. Aber es fing ihm fast an zu grauen vor den Leuten, die zusammenkommen, das Wort Gottes zu hören, Gott zu dienen, wie sie sagen, und die, statt Gott zu dienen, dem Satan dienen, statt sich zu erbauen, andere niederziehen wollen in den Abgrund der Sünde. Es sei doch fürchterlich, dachte er, wenn den Leuten die Kirchwege zu Höllenwegen würden, und es sei doch fürchterlich, ein Herz zu besitzen, welches das Wort Gottes in Gift verkehre und dem Satan angehöre, während man mit dem Leibe Gott zu dienen vermeine. Da richtete er sich wieder auf und ward wohlgemut, daß er wieder wußte, woran er sei und den rechten Weg wieder unter den Füßen fühlte. Doch schämte er sich fast, daß er beinahe und so leicht verführt worden, und er dachte, daß der Mensch fast sei wie ein Rohr, das der Wind hin und her bewege, und wie notwendig es sei, zu wachen und zu beten, damit man nicht in Versuchung falle. Nun begriff er, was aus den Menschen werden müsse, die nicht wachen, nicht beten, und es kam ihm fast verwunderlich vor, daß nicht noch größere Ruchlosigkeit sei unter den Menschen.

Beim Mittagessen konnte er ohne Zorn die Spöttereien ertragen; er solle sich schicken, er werde wohl noch in die Kinderlehre gehen und den Katechismus aufsagen wollen. Er solle doch für sie alle beten, es käme ihnen jetzt kommod, daß sie einen Geistlichen unter sich hätten, der könne es für sie alle machen. Aber fluchen würden sie denn doch dürfen? Uli hätte es nie geglaubt, daß an einem Orte die Gottlosigkeit auf einem solchen Punkte stünde, daß sie so frech sich zeigen und die offen verfolgen dürfe, welche Gott dienen wollten. Uli wußte nicht, daß alle, die etwas Apartiges wollen, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit nur so lange fordern, bis sie in dieser Duldsamkeit zur Macht erwachsen sind, dann despotisch und

gewaltsam Zwang und Tyrannei des Gewissens und des Glaubens einführen, sonder Zaudern und Erbarmen, siehe Exempel an der französischen Revolution. Und merkwürdigerweise ist gerade die Gottlosigkeit am unduldsamsten, sobald sie das Recht erstritten hat, mit Frechheit offen sich zeigen zu dürfen. Sie will keine Gottesverehrung mehr dulden und verfolgt jede mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln; legt auch Glaubens- und Gewissensfreiheit so aus, daß niemand mehr einen Glauben haben, niemand ein Gewissen zeigen solle. Wer fühlt nicht diese zur Macht strebende Gottlosigkeit und den Zwang, den sie bereits auszuüben beginnt?

Nach dem Essen ging Uli in sein Stübchen hinauf, welches kalt und dunkel war. Er nahm die Bibel hervor, die er im Kasten verschlossen hatte; es war eine sehr schöne, die ihm seine Meisterfrau zum Andenken geschenkt, mit großem, weitem Druck und stattlichem Einbande. Da schlug er gleich das erste Kapitel auf, las die Schöpfungsgeschichte und staunte ob den Wundern, die Gottes Hand geschaffen, und dachte, wie weislich alles sich gestaltet und wie unendlich der Raum sein möge, den Gottes Allmacht mit Sternenheeren bevölkert. Er freute sich ob der Herrlichkeit des Paradieses und dachte sich in dieses wunderherrliche Tal, über das ein ungestörter Friede sich gelagert hatte, das noch keine Leidenschaft gesehen, keine Störung erfahren. Er mußte es sich denken in herrlichem Sonnenschein, wie ein himmlischer Sonntag, der in aller seiner Heiligkeit sich ausbreitet wie ein unsichtbarer, aber alles verklärender Teppich über diesem schönen Garten. Vor seine Augen stellte sich, wie ein himmelanstrebender dunkler Tannenbaum an silbernem Gewässer, der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Goldene Früchte sah er strahlen in dunklem Laube, er sah die bunte Schlange schimmern in den dunklen Ästen, sah sie spielen mit der goldenen Frucht und naschen davon mit lustfunkelnden Augen. Und wie zwei Lichter strahlten diese Augen weit hin in die Ferne; zwei andere Augen be-

gegneten ihnen, und er sah flüchtigen Schrittes die junge Mutter des alten Menschengeschlechtes nahe dem verhängnisvollen Baume. Und in zierlichen Ringen funkelte die Schlange so herrlich in dunklem Laube und naschte so zierlich von der prangenden Frucht, ringelte sich noch funkelnder hinaus auf des Baumes Äste und wiegte sich in süßem Behagen; und hinauf mit glänzenden Augen sah die junge Mutter. Die Schlange prangte so üppig, die Frucht duftete so süß, in der Mutter Brust schwoll das Gelüsten auf. Da wiegte die Schlange näher und näher sich, wälzte spielend die schönsten Früchte zu des Weibes Füßen und lockte in süßen Tönen die neu geborene Lust zum fröhlichen Genuß. Schmeichelnd pries sie des Weibes Wohlgestalt und herrlich Wesen, und schalt bitter des Allvaters Mißgunst, der ihr diesen Genuß verpönt, damit sie nicht an Herrlichkeit würde wie er. Er sah, wie die giftig süßen Worte schwellten die Lust, wie sie höher und höher wuchs, wie die schmeichelnde Stimme verdrängte des Allvaters gebietend Wort; er sah, wie Eva naschte in neugieriger Schüchternheit; wie sie eilte, mit Adam die Sünde zu teilen; wie einer düstern, geheimnisvollen Wolke gleich ein düsteres Etwas über das Tal sich senkte, es verhüllte. Wüst und dürre breitete der Erdboden vor ihm sich aus, und im Schweiße ihres Angesichtes sah er die ersten Eltern verdüstert und verstört den ersten Acker bauen, sie, die ersten Opfer der verlockenden Stimme, die vom Vater weg die Geschöpfe locket und ihnen Elend gibt zum Lohne.

So saß Uli in seinem kalten Stübchen, vertieft in die heilige Geschichte, und seine Einbildungskraft stellte ihm das alles so lebendig vor, als wenn er es wirklich vor Augen hätte. Er vergaß, daß er in der Glungge war, und es kam ihm wirklich vor, als sei er im Paradies hinter einem alten Holunderbaum und erlebe alles mit. Da wurde plötzlich die Türe aufgerissen, und eine rauhe Stimme sagte: „Bist du da und wieder geistlich (fromm)!“ Uli, obgleich er nicht an den Nerven litt,

fuhr doch hoch auf, als die unerwartete Stimme ihn anrief; er wußte es nicht gleich, war es die des Engels Michael, der ihn dem Adam nachjagen wolle, und erst bei näherem Besinnen merkte er, daß es einer der Knechte war. Sie hätten ihn allenthalben gesucht, sagte dieser, aber nicht gedacht, daß er in diesem kalten Loche sei. Er solle hinüberkommen in die Küherstube. Uli war aufgestanden und fühlte erst jetzt die Kälte, die ihn ganz steif gemacht. Was er dort solle, fragte Uli. Er solle nur kommen, hieß es, er werde es dann schon sehen. In des Kühers großer, warmer Stube, welche in einem alten Nebenhause war, war die ganze Dienerschaft versammelt, sogar die zwei Mägde. Einige spielten mit einem Kartenspiel, welches so beschmutzt war wie zehnjährige Küherhosen, andere lagen auf dem Ofen herum. Fluchen und Zotenreißen waren Trumpf. Als Uli kam, brüllte ihm alles entgegen, er müsse Branntwein oder Wein zahlen, was er lieber wolle; das täte jeder neue Meisterknecht. Es komme auf sie an, ob er dableiben könne oder nicht, und sie wollten ihn bald weg haben, wenn er sich nicht nach den andern richten wolle. Uli wußte anfangs gar nicht, was er da machen solle. Das Geld reute ihn, er hatte nicht Lust, gemeine Sache mit ihnen zu machen, fürchtete sich nicht vor ihnen, aber geizig mochte er auch nicht scheinen, und zuletzt dachte er, wenn er hier etwas nachgebe, so könne er vielleicht um so besser beharren auf seinen Anforderungen an sie.

Es wurde abgeredet, daß sie nach dem Abendessen ins Wirtshaus wollten, und die Leute, die nicht Zeit hatten, für die Kirche sich anzuziehen, die hatten jetzt Zeit genug, sich anzuziehen für das Wirtshaus; die Leute, welche um Gottes und ihrer armen Seele willen zu faul waren, zu rechter Zeit aufzustehen, diese waren jetzt mit Freuden bereit, um einer Maß Wein willen viele Stunden ihres Schlafes zu opfern. Als beim Nachtessen die ganze Sippschaft sonntäglich angezogen erschien und die Mägde mit dem Essen pressierten, machte

Vreneli große Augen und fragte, was das geben müßte. He, sie wollten alle ins Wirtshaus, hieß es; Uli müsse Wein zahlen. Vreneli war das nicht recht. Es konnte nicht begreifen, warum Uli dazu sich verstanden habe. Wollte er jetzt auch mit ihnen gemeine Sache machen, und war er schon satt, ihr Gegenteil zu sein? Oder hatte er sich betören lassen? Es hätte das für sein Leben gern gewußt. Vreneli war kurz angebunden beim Nachtessen und trümpfte alles, was ihm nahe kam, verzweifelt ab. Und als Uli, ehe er wegging, fragte: „Vreneli, willst nicht auch mitkommen?" so antwortete es, es würde sich schämen, mit solchem Gesindel ins Wirtshaus zu gehen, für so was sei es noch lange zu gut. Als Uli schon unter der Türe war, rief es ihm noch nach: „Nimm dich in acht, wenn ich dir raten soll!" Auf dem Wege nach dem Wirtshause und in demselben wollte jeder Uli der Liebere sein. Einer drängte sich näher als der andere, einer rühmte dies an ihm, ein anderer etwas anderes. Hie und da warf einer einen Zweifel auf, aber nur, damit die andern Uli desto höher heben könnten. Der Melker meinte, er hätte nicht bald einen gesehen, der sich auf das Vieh besser verstünde als Uli, und der Pferdeknecht sagte, im Fahren fürchte er keinen, aber beim Holzführen hätte er von Uli lernen können. Und da der jüngste Knecht sagte, sie wollten sehen, ob Uli vormähen könne, da wollten sie ihm noch heiß machen, so sagte ein anderer, einmal er begehre nicht, mit ihm zu wetteifern, sondern er wolle es im voraus verspielt geben. Und wenn die eine Magd klagte, er sei so gar ein Stolzer und möge sich nicht mit einem Mädchen von ihrem Stande und Schlage abgeben, sie wisse aber wohl, wer ihm in die Augen scheine, sagte die andere, einmal sie hätte nichts über ihn zu klagen, so ein Hilfreicher und Manierlicher sei ihr noch nicht bald vorgekommen. Die seien ihr dann auch nicht die Liebsten, welche meinten, es sei ihnen alsobald alles erlaubt. Und dann sei Uli auch erst acht Tage da und wisse es noch nicht, mit wem

er sich könne einlassen, und wer es eigentlich gut mit ihm meine. Während sie so rühmten, verschwand eine Maß nach der andern, und Uli konnte gar nicht Einhalt tun. Vom Rühmen ging man in Vorschläge über und sagte ihm, er werde bald sehen, wer es gut mit ihm meine. Er solle doch nicht ein Narr sein und meinen, er wolle dem Meister sparen und solle zu seiner Sache sehen (auf des Meisters Vorteil bedacht sein). Gerade das wolle Joggeli selbst nicht, und wer es am besten mit ihm meine, den nehme er am meisten aufs Korn. Wenn man aber mache, wie es einem in den Kopf komme, und mit ihm aufbegehre, wenn er etwas sage, so fürchte er einen und habe Respekt. Er sollte doch nicht sich und andere plagen für nichts und wieder nichts, sein eigener Sohn mache es akkurat nicht besser, und wenn er den Alten beschummeln könne, so lache er sich den Buckel voll. Wenn man einander verstehen wolle, so ließe sich da etwas machen, nur müsse er es nicht machen wie der frühere Meisterknecht, der habe alles für sich wollen und andern nichts gegönnt, darum sei es ihm auch so gegangen. Wenn er auch andern etwas gegönnt, er hätte noch lange gut' Sach' haben können, Joggeli hätte nichts vernommen. So erzählte und berichtete man Uli, daß er ganz sturm (wirblicht) wurde und lange nicht wußte, waren dies die gleichen Leute, welche die ganze Woche durch ihm alles mögliche in den Weg gelegt, oder waren es ganz andere. Ein Glück für ihn war, daß die Vorgänge des Tages ihm noch im Gedächtnis waren, der Wein, das Rühmen, die Gutmeinenheit hätten ihn überwältigt. Nun aber an das Erlebte, an Vrenelis Rat denkend, blieb er vorsichtig, konnte sich aber des Gedankens fast nicht erwehren, die Leute seien doch besser, als er sie gedacht und sie im ersten Augenblick ihm geschienen hätten, und es müßte bös gehen, wenn er mit ihnen nicht fertig werden sollte. Endlich wollte der Wirt keinen Wein mehr geben, weil es über die gesetzliche Zeit sei. Hier wußte man noch, was für Zeit

es sei. Wenn aber einer nie weiß, was für Zeit es ist, so ist er immer wie sturm (wirr) im Kopf, legt die Nachtkappe an, wenn er einen Dreimaster aufsetzen sollte, setzt sich aufs hohe Roß, wenn er kusch machen sollte unter den ersten besten Ofen.

Während Uli mit innerlichen Seufzern die ziemlich hohe Zeche bezahlte, ging einer seiner Gäste nach dem andern hinaus, nur ein Knecht blieb bei ihm. Draußen war es dunkel, es schneite stark, man sah kaum eine Hand vor den Augen. Sein Begleiter sagte ihm, jetzt wolle er ihn vor das Fenster eines Mädchens führen, wo sie vielleicht einen Besuch machen könnten. Ihm seien alle Mädchen bekannt weit und breit, und er wolle sie alle unters Fenster bringen, und es sei in der ganzen Gemeinde nicht manche Kammer, in welcher er noch nicht gewesen sei. Uli weigerte sich und sagte, er sei noch fremd hier und habe keine Lust, zu erfrieren an den Fenstern unbekannter Mädchen; sie wollten machen, daß sie den andern nachkämen, welche vorausgegangen seien. So solle er doch mit ihm nur einen Augenblick da nebenaus kommen, nicht fünfzig Schritte vom Wege, es nehme ihn wunder, ob dort die Tochter des Hauses einen Besuch hätte oder nicht. Es sollte sie nicht fünf Minuten aufhalten. Uli ging. Kaum war er vom Wege ab, in einem dunklen Gäßchen, zwischen schwarzen Gebäuden, so pfiff ein Scheit ihm hart am Kopf vorbei, ein Streich sauste ihm in den Nacken, ein anderer auf die Achsel. Rasch griff er in das Dunkel hinein, packte eine Hand mit einem Scheit, riß es aus derselben, tat zwei, drei tüchtige Schläge um sich, daß es krachte, schmiß mit gewaltiger Kraft einen im Wege stehenden Gegenstand weit in eine Hofstatt hinaus und war verschwunden, wie wenn ihn der Boden verschluckt hätte. Man hörte noch hie und da einen fallenden Streich, dann flüsternde Stimmen: „Nicht doch, nicht! Donnerwetter, ich bin es ja! Wo ist er, wo ist er? Ich weiß es nicht, es ist, als ob ihn der Teufel genommen. Kommt

doch, helft mir den Pferdeknecht aufstellen, der hat einstweilen genug. Ich blute wie ein Schwein, aber dem verfluchten Kerl muß es noch eingetrieben werden. Wir wollen ihm vorlaufen und dann beim Türli (Wegtor) ihm warten, es müßte der Teufel tun, wenn wir ihn dort nicht erwischten, und dort wollen wir ihn dann salben (prügeln), bis er zufrieden ist." Sie liefen, taumelten, warteten beim Türli, aber kein Uli kam. Endlich wurde ihnen angst, er könnte vielleicht bewußtlos niedergefallen sein und nun erfrieren. Sie schlichen sich heim, und der Pferdeknecht fluchte in einem fort, einen solchen Streich hätte er noch nie bekommen, und er wollte, Uli erfröre, aber wenn es dann nur nicht auf sie herauskäme, weil sie mit ihm aus dem Wirtshaus gegangen, es sei jetzt gar verflucht kalt im Gefängnis. Am Morgen erschraken sie heftig, als Ulis Stimme, wie gewohnt, sie weckte und aufrief. „Der Hund lebt scheint's noch!" sagte der Pferdeknecht zum Melker. „Wie Teufel ist der heimgekommen?" Aber niemand konnte Bescheid geben. Sie fragten Uli, wie er heimgekommen, sie hätten ihm lange gewartet, doch umsonst; er werde bei einem Mädchen gewesen sein. Darauf erzählte Ulis Begleiter, wie es ihnen im Gäßchen ergangen, und klagte Uli an, daß er ihn im Stich gelassen und davon gelaufen sei, ohne sich darum zu bekümmern, ob er zu tot geschlagen würde. Uli antwortete bloß, daß jeder zu sich selbst sehen müsse. Er hätte übrigens nicht gewußt, wie ihm helfen, da er ihn gleich nicht mehr gesehen. Die andern taten gar unbefangen und wünschten nur, daß sie dabei gewesen, denen hätten sie es zeigen wollen. Uli nahm das hin, ohne nach ihren Beulen zu fragen, ohne einläßlich über die Art seiner Heimkunft zu antworten. Vreneli, welches auf die Heimkehr der Abwesenden bange gewartet, hatte Uli zuerst und allein heimkommen hören und schlief darauf ein. Am Morgen sahe es blaue Beulen an einigen Köpfen, und im Vorbeigehen sagte ihm Uli: „Du sollst Dank haben, du hast recht gehabt."

Aber mehr zu sagen, schickte es sich nicht. Vreneli wurde natürlich neugierig, und endlich gelang es ihm, von der einen Magd, die sich etwas auf Ulis Seite neigte, zu vernehmen, wie die Abrede gewesen, Uli recht tüchtig zu prügeln, nachdem man seinen Wein getrunken und mit Rühmen ihn recht zutraulich gemacht hätte. Man habe das schon im Dorfe versucht, damit man die Schuld auf die Dorfbuben werfen könnte. Aber sie wisse nicht recht, wie es gegangen, und niemand könne rechten Bericht geben. Es seien ein paar Streiche gewechselt worden, der Pferdeknecht sei ohnmächtig geworden, der Knecht sei unter einen Wagen gefahren, wie aus einer Kanone, der Melker habe ein Loch in den Kopf erhalten, daß das Blut herausgefahren wie aus einer Brunnröhre, aber keinen Uli hätte man mehr gemerkt, so daß sie fast glaubten, sie hätten einander selbst geschlagen. Sie hätten ihm noch aufgepaßt beim Türli, aber kein Uli sei gekommen; dagegen habe er sie heute geweckt, sie könnten gar nicht wissen, wie das gekommen, da auch sie Mägde, die auf der Straße geblieben, von Uli gar nichts gemerkt. Heute beim Bettmachen habe sie Blut auf Ulis Hauptkissen gesehen, so daß sie glaube, er müsse doch dabei gewesen sein, aber wie es zugegangen, könne sie nicht sagen, und wenn man ihr den Kopf abreiße. Und niemand kam darüber. Auch Vreneli hätte es nie erfahren, wenn Uli es später nicht selbst erzählt, wie er, nachdem er einige ausgewischt, unter das schwarze Dach eines Ofenhäuses gestanden (sich gestellt), weil er zu alt dazu gewesen, eine Schlägerei auf Tod und Leben fortzusetzen. Da, ganz in ihrer Nähe, hätte er ihre Reden vernommen, ihre Stimmen gekannt (erkannt) und sei unvermerkt, aber schnell ihnen, die noch mit dem Pferdeknecht zu tun gehabt, vorausgekommen und heim, ehe sie daran gedacht. Es hätte ihn freilich gelüstet, selbst beim Türli zu lauern, allein am Ende habe er gedacht, es könnte ein Unglück geben, und am wohlsten sei er daheim im Bett. Das habe ihm wieder die Augen aufgetan, was man

den Leuten trauen könne, und wie er hier stehe. Er solle nur nicht gleich erschrecken, sondern sich an niemand kehren und seine Sache recht machen, so werde das schon gut kommen, sagte Vreneli. Dann aber sagte es auch der Mutter, was vorgegangen, und wie die Dienstboten den Meisterknecht verfolgeten, und man müsse doch ein wenig zu ihm sehen, sonst laufe er fort, ehe man daran denke. Er scheine ein braver Bursche und nehme sich der Sache an, man kriege vielleicht nicht bald wieder so einen. „Wir wollen sehen," sagte die Mutter, „wir wollen machen, was wir können, wenn nur der Vater nicht so ein Wunderlicher wäre, dem ist beim Tausend keiner recht."

---

15. Kapitel.
Uli kriegt Platz in Haus und Feld, sogar in etlichen Herzen.

Am nächsten Sonntag rief die Mutter Uli ins Stübli. Joggeli war zum Sohn gefahren mit der Elise (d's Elisi ward sie aber genannt), die dort einem Ball beiwohnen wollte und deswegen Schneider, Näherin und Schuhmacher fast auf den Tod geplagt hatte, sie schön zu machen und, da alles nichts helfen wollte, weinte und Krämpfe kriegte. Im Weltschland (französische Schweiz), jammerte sie, sei sie immer von den Schönsten eine gewesen, und hier wolle alles nichts helfen, wie sie anwende (aufwende) und kein Geld sie reue; aber die Schneider und die Näherinnen könnten in Gottesname nichts, und dann scheine es ihr immer, man hätte hier gar nicht solches Zeug wie im Weltschland, dort möge man anziehen, was man wolle, so stehe es einem wohl an, und sollte es der Ofenwisch sein. Wie unbedeutend es sich angezogen, so hätten doch die Frauen, bei welchen es in Pension gewesen, gesagt: „O wie niedlich, o wie schön, die Figur so elegant, das Gesicht so nobel, wahrhaftig wie ein Engel!" Und hier sage

man ihm nur: „Wie bleich bist du doch und so mager wie ein Rebstock!" Das sei noch das schönste, was man ihm sage.

„Uli," sage die Mutter, „trinke, nimm Brot und ein Stück von dem Schinken, wenn du magst." Er begehre nichts, sagte Uli, er hätte ja erst gegessen. Er möchte sie um etwas anderes fragen, und wenn es ihr nicht recht sei, so solle sie es ihm nur gleich sagen, er zürne es nicht (nicht darüber). Er wisse wohl, daß an jedem Ort ein anderer Gebrauch sei. Er möchte fragen, ob sie ihm nicht erlauben wollte, an Sonntagnachmittagen in der Wohnstube zu sein, wenn ihn der Meister nicht etwa aussende. Er gehe nicht gerne, wohin die andern gingen, er wisse nur zu gut, wie es da gehe. Ins Bett möge er auch nicht. Er lese am Sonntag gerne ein Kapitel und möchte seinem frühern Meister einen Brief schreiben, und dazu sei es gar zu kalt in seinem Stübchen. „He, ja freilich," sagte die Frau, „ja freilich; Joggeli wird wohl nichts dagegen haben, und dem Elisi wird es auch nichts machen. Du bist nicht wie die andern, die begehrte ich nicht, die können meinethalben sein, wo sie wollen. Mit dem Rüsten und mit dem Garnhaspen(=haspeln) magst du dich mühen, wie es noch keiner gemacht hat. Und überhaupt, wenn du so fortfährst, so bin ich mit dir besonders wohl zufrieden und der Joggeli auch. Aber er kann es nicht zeigen, und wenn er schon zuweilen ein wenig wunderlich ist, so mußt du dich seiner nicht achten und deine Sache nur fort machen." Während sie ihm so zusprach, nötigte sie ihm doch etwas vom Schinken und etwas aus der Flasche auf und trug ihm noch auf, er solle morgen Korn zu Mehl für die Schweine besorgen, der Joggeli brauch' eben nicht alles zu sehen. Er sage freilich nichts darwider, aber er hielte ihr doch immer vor, wieviel sie brauche zum Säumästen. Verschleppen wolle sie ihm nichts, und er esse soviel von den Schweinen als sie, und so werde das wohl keine große Sünde sein.

Vreneli machte ein kurios Gesicht, als Uli mit seinem

Schreibgeräte dahergezogen kam. „Was soll's?" fragte es, „was kömmt dich an?" „He, die Meisterfrau hat mir erlaubt, am Sonntagnachmittag hier zu sein," sagte er. „Beim Küher mag ich nicht sein, droben ist's mir zu kalt, und alle Sonntage ins Wirtshaus will ich nicht." Vreneli ging zur Base und sagte, es habe nichts gegen Uli, aber wenn es mit ihm ins Geschrei komme, so solle sie daran denken, daß sie schuld sei; und der Vetter werd' auch ein wunderlich Gesicht machen, wenn Uli tue, wie wenn er daheim wäre. „Du Närrchen," sagte die Base, „was hab' ich machen sollen, als er mich fragte ganz manierlich? Und er ist doch auch kein Hund, sozusagen, wenn er schon ein Knecht ist, und zuletzt ist es doch besser, er sei da, als daß er uns beim Küher hilft ausspotten und heruntermachen." „Wie gesagt," sagte Vreneli, „ich habe nichts darwider, allein sinnet dann daran, daß ich nicht schuld bin, wenn allerlei geredet wird."

Das ärgerte allerdings den Joggeli den nächsten Sonntag gar sehr, als er Uli Platz nehmen sah in der Stube, und die gute Mutter hatte manches Stichwort auszustehen, ja sie sollte ihn fortschicken. Das wollte sie aber doch nicht, er könne es ihm selber sagen, sagte sie, das wollte aber Joggeli nicht.

Am meisten rümpfte d's Elisi die Nase. Die packte gewöhnlich alle Nachmittage ihren Kram aus, sonnete ihn und packte ihn dann wieder ein in die schönen Schachteln: Korallen, seidener Faden, Kettchen, Ringe, silberne mit Gold belegte Häfte (Schnallen), schöne Tüchlein, gestickte Vorhemdchen usw.; sie hatte manchmal damit, wenn es sie recht ankam, den ganzen Tisch überlegt und alle Stühle dazu, hielt eins nach dem andern bald ans Licht, bald an den Kopf oder an den Rücken, und dann sollten ihr die Anwesenden sagen, was ihr am besten stehe; das legte sie zurecht für den nächsten Sonntag. Da sie dieses aber fast alle Nachmittage vom Montag bis am Samstag trieb, so änderte der projektierte Putz gar manchmal, denn man trieb das Spiel mit ihr. Die Eltern

durften ihr nichts sagen, sonst plärete (weinte) Elisi, lag ins Bett, wollte sterben, weil sie verfolget würde; man mußte den Doktor holen lassen, und es gab eine Geschichte vom Henker. Vreneli und Elisi waren einander nicht hold. Elisi behandelte Vreneli wie eine arme Verwandte, die das Gnadenbrot ißt, und bedachte nicht, daß die Last der ganzen Haushaltung eigentlich auf Vreneli lag; auch mochten Vrenelis gesunde Farbe und rüstiges Wesen nicht wenig geheimen Neid erwecken, obgleich Elisi manchmal sagte, im Weltschland (franz. Schweiz) hätten sie ein Wochenmensch (Aushilfe) gehabt, welches Vreneli auffallend ähnlich gewesen sei, von dem hätten seine Frauen immer gesagt: „O Himmel, welch gemeines Aussehen diese doch hat!“ Vreneli dagegen sah mit Bedauern der Verwandtin kindisches Wesen und ihre Meisterlosigkeit (Verwöhntheit), nahm derselben Hochmut nicht sehr zu Herzen, ließ hie und da ein Wort fallen, um Elisi abzumahnen, sich doch nicht lächerlich zu machen, was aber allemal übel aufgenommen und ausgelegt wurde, als ob Vreneli nur eifersüchtig sei.

Elisi rümpfte schrecklich die Nase, als sich Uli an den Tisch setzte und etwas zu lesen begann. Er war ihr allenthalben im Wege, er sollte nicht an diesem Platze sein, sondern an einem andern, und war er an dem andern, so war er doch wieder nicht am rechten. Elisi hatte wieder den ganzen Tisch überlegt, eine ganze Menge Haarschnüre(=bänder) aufgerollt, eine schöner als die andere; Uli hatte kaum ein Plätzchen für sein Buch. Er ward in sich böse. Er sah die verdrießlichen Gesichter wohl und die offenbare Absicht, ihn zu verdrängen, und nun meinte er bei sich selbst, wenn er eine ganze Woche bös habe, an Wind und Wetter sei, allenthalben der Erste und der Letzte, so sollte doch wohl zwei oder drei Stunden für ihn Platz in einer warmen Stube sein. Er war darauf und daran, seinen Unmut laut werden zu lassen und aufzuprotzen (aufzubegehren), obgleich es ihm so halb und halb vorkam, als wäre dieses dumm, indem er sich damit selbst strafe; das

Klügste sei, zu tun, als achte er sich ihrer nicht, und zu machen, was ihm bequem sei. Aufzubegehren sei es dann immer noch Zeit, wenn man ihm etwas sage. Wenn aber Ärger im Menschen ist, so macht er selten das Klügste, sondern gewöhnlich das Dümmste. Da fiel eins der Bänder Uli zu Füßen, er hob es auf, sah darüber hin und sagte unwillkürlich, das sei das schönste Seidenband, das er noch gesehen; es nehme ihn nur wunder, wie man solche Blumen hineinweben könne. Das sei noch gar nichts, sagte Elisi, sie hätte noch viel schönere. Diese schönern brachte sie herbei, und Uli bewunderte sie aus aufrichtigem Herzen, denn er hatte wirklich noch keine solchen gesehen. Es nehme ihn aber nicht wunder, setzte Uli hinzu, daß sie schöne Haarschnüre begehre, sie hätte auch schöne Haare darum zu flechten. Von da an fand Uli Platz am Tische und Gnade ins Elisis Augen. Elisi war nun alle Sonntagnachmittage in der Wohnstube, flocht die Haare darin, und Uli mußte raten, welche Haarschnur einzuflechten sei. Uli war aber auch ein hübscher Mann, freilich bald dreißig Jahre alt, aber schön von Wuchs und Farbe, im Kopf hatte er blaue, heitere Augen und auf demselben dunkelblondes, gekräuseltes Haar, eine schöne Nase und darunter weiße Zähne, welche die Juden auch gestohlen haben würden, wenn sie sich an einen solchen Mann getraut hätten.

Das sah aber Joggeli wiederum nicht gerne; er wurde überhaupt immer ärgerlicher auf Uli. Der Schnee war vergangen und mit dem Holzen war man fertig geworden. Aber Uli hatte zugleich unnötiges Holzwerk aller Art, welches um das Haus lag, aufgeholzt und weggeräumt und die Scheiterbygen (Holzstöße) so zierlich gemacht, daß die Bäurin große Freude daran hatte und sagte, jetzt sei einem doch recht wohl, man könne rings um das Haus gehen, man stolpere über nichts und könne rings um das Haus sehen, und es mache einen nichts zornig. Joggeli aber brummte gewaltig, so einen hätte er noch nicht gehabt, dem nichts recht sei; er lasse nichts am alten

Orte, und zuletzt komme er ihnen noch ins Stübli (Schlafzimmer) und räume da auf. Zugleich hatte Uli um Erlaubnis gefragt, die Bäume, die in ganz jämmerlichem Zustande, voll Moos, Misteln und dürrer Äste waren, putzen zu dürfen. Er machte es meisterlich, aber Joggeli doch nicht recht, und alle Knechte schimpften, er ziehe die Arbeit aus der hintersten Ecke hervor, um sie zu kujonieren. Die Jauche mußte ausgetan werden, damit man für das Frühjahr neue machen könne; das war wieder keinem recht. Sobald es recht auffror (zu frieren aufhörte), ging es hinter die Matten (Wiesen), die eigentlich im Herbst hätten instand gesetzt werden sollen. Hier waren die kleinern Wassergänge(=läufe) zu reinigen, und neue Schleusen hätten sollen gemacht sein. Aber Joggeli, obgleich er das nötige Holz dazu hatte, sperrte sich mit Händen und Füßen und wollte nicht; es war, als ob Uli den Nutzen davon hätte. Die seien lange gut gewesen, sagte er, er wüßte gar nicht, warum jetzt auf einmal alles neu sein solle. Die andern Knechte hätten mit denen wässern können, und wenn Uli so ein Meister sein wolle, so dünke es ihn, er sollte es mit denen auch können.

Im März, an einem hellen Sonntagnachmittage, sagte Uli zu Vreneli, er möchte gern ein Wort mit dem Meister reden, es solle ihn doch bitten, herauszukommen. Vreneli richtete den Auftrag aus, und Joggeli brummte: „Was will er wohl wieder, was ist ihm Neues eingefallen? Er ist ein unerträglicher Treibauf, läßt einem weder Sonntag noch Werktag Ruhe."

Draußen nun fragte ihn Uli um die Frühlingsarbeit. Sein Meister und er, sagte er, hätten in jeder Jahreszeit und vor jeder Hauptarbeit alle Geschäfte ins Auge genommen und dann sich eingerichtet, daß alles zusammen gegangen und nichts zurückgeblieben sei. Wenn man alles ein wenig ins Auge nehme, so wisse man, was für Leute man nötig habe, wenn man anfangen und wie man die Leute brauchen müsse, daß an allen Orten etwas gehe. Wenn man die Sache nur so von einem Tag zum andern nehme, so vergesse man immer

etwas, man glaube immer, mehr Zeit zu haben, als es sich ergebe, und weniger Geschäfte, als sich dann nach und nach zeigten; so rücke die Arbeit nicht vor mit der Jahreszeit, und zuletzt werde alles zur Unzeit gemacht und schlecht, so auf und davon gearbeitet. Er möchte daher fragen, da es bald angehen werde, was für Sommerfrucht gepflanzt werde, wieviel Erdäpfel, wie große Hanf-, Flachs- und Kabis-(Kohl-)plätze usw., und wo man dieses und jenes haben wolle. Wenn es Joggeli anständig (recht) wäre, so sollte er ihm heute das Land anweisen; es sei ein so freundlicher Nachmittag, daß es ein rechtes Pläsier sei, ein wenig an der Sonne herumzugehen.

Da sei es noch lange Zeit dazu, sagte Joggeli, der Schnee sei ja kaum ab; wenn es dann Zeit sei, so wolle er es ihm schon sagen. Das Pressieren trage nichts ab; sie hätten bis dahin den Hof arbeiten können ohne ein solch Pressieren. „Aber nichts desto (um so) besser," sagte die Frau, „es gibt ja bald keine Sachen mehr. Ich wollte (würde) mit Uli gehen, es tut dir nur wohl, wenn du dich auch ein wenig an die Sonne lässest (an die Sonne gehst). Warum willst du zurückhalten und den Leuten umsonst zu essen und den Lohn geben? Andere Jahre sind wir mit Holzen und Dreschen drei Wochen später fertig gewesen und mußten immer um soviel später anfangen als andere Leute, und blieben so das Jahr durch zurück. Was sollen die Leute jetzt machen, wenn du nicht Arbeit anweisen willst?" Joggeli zog brummend seine warmen wollenen Schuhe aus und andere an; die Frau mußte ihm das Halstuch umbinden und ein Schnupftuch in die Tasche tun. Hinter dem Ofen suchte er einen Stock und ging endlich zankend und ärgerlich.

Joggeli hatte sein Lebtag noch nie sein ganzes prächtiges Gut ins Auge genommen und darüber nachgedacht, wie es zu benutzen sei, daß nicht nur ein bedeutender Ertrag herauskomme, sondern daß das Gut selbst gesünder werde (in bessern

Stand käme), ein Teil dem andern nachhelfe usw. Er säete soviel an, als er Mist hatte oder die Zeit erlaubte. Mußten Kartoffeln gesetzt werden, so suchte er ein Stück Land dazu, aber immer so klein als möglich, daß man nach dem Neujahr mit den Erdäpfeln zu sparen anfangen mußte. So machte er es mit den Flachs-, Reps- und Hanfplätzen. Er ließ sich die von der Frau nur so abmarkten, und Mist dazu und Jauche mußten fast gestohlen werden. Alles Land, welches nicht Korn oder Futter trug, reute ihn, er hielt es wie für verloren. So war auf dem ganzen Gute nur so eine Stümperei. Hier ein Plätzli von diesem, dort ein Plätzli von jenem, je nachdem zufällig ein Stücklein wenig oder viel Gras gehabt. Zudem stand das Angebaute mit dem Liegenden nie in rechtem Verhältnis. So wenig als sein Gut nahm er seine Dienerschaft ins Auge, berechnete und verteilte nie ihre Kräfte in der Bearbeitung des Gutes. Er hatte eben nicht am liebsten zuviel Leute, die Leute aber, die er hatte, wußte er nicht zu beschäftigen und anzuleiten; er brummte freilich, wenn sie so wenig und so schlecht als möglich arbeiteten, allein weiter brachte er es nicht. Daher fehlten dem Gute die nötigen Kräfte, es wurde nicht bearbeitet, bald fehlte Mist zum Ansäen, meist die Zeit. Man wurde nie fertig, und doch wurde kaum die Hälfte von dem, was nötig gewesen wäre, getan. Daher nahm das Leben des Gutes — denn jedes Gut hat ein Leben, das halb von der Beschaffenheit des Bodens, halb von der Arbeit abhängt — ab und somit auch alle Jahre der Ertrag. Und das ist die Ursache vom unglücklichen Siechtum vieler Güter, daß man das Gleichgewicht nicht zu finden weiß zwischen dem, was das Gut will, und dem, was sein Besitzer will, zwischen den Kräften und den Bedürfnissen des Gutes; daß man das Maß und die Art und Weise der Arbeit nicht gehörig würdigt. Uli hatte seine liebe Not mit dem Alten. Es reute ihn jeder Boden, den er hergeben sollte für dies oder das, aller Mist, der nötig war. Er wollte Boden und Mist immer für etwas

anderes, besseres sparen. Vergebens stellte ihm Uli vor, man könne doch nicht alles auf den Herbst sparen, und es dünke ihn, für eine solche Weite Landes sei viel zu wenig ausgesäet; man müsse schon den Frühling benutzen, um mehr Land umzupflügen, und Mist für den Herbst wolle er schon genug besorgen. Mit der größten Not brachte er ein größer Erdäpfelstück heraus, als sonst Sitte war, und einigen Sommerweizen, in den er dann Klee säen wollte. Daneben sah er auf dieser Wanderung Häge (Hecken), zwei Klafter breit, unbenutzte Ränder und wilde Stücke; sah Arbeit für die Zwischenzeit auf viele Jahre.

Auf dem Heimwege sagte Uli, er müsse ihm noch etwas sagen, wenn er es nicht ungern haben wolle. Joggeli sagte, es dünke ihn, er hätte ihm schon viel gesagt und sollte zufrieden sein für heute. Doch solle er es auch noch sagen, es gehe am Ende in einem zu. „Meister," sagte Uli, „es ist in den Ställen nicht alles, wie es sein sollte. An unsern Rossen ist nicht mehr viel zu erfüttern; wenn man nicht etwas ändert, so kommen die meisten in Abgang. Bei den Kühen ist es noch viel schlimmer. Sie geben nicht Milch, wie sie sollten; die meisten haben nur zwei oder drei Striche (Zitzen), sind auch wohl alt, und es dünkt mich, wenigstens mit vieren sollte man fort und dagegen etwas Junges einstellen mit ganzen Eutern, man käme viel weiter. So, wie es jetzt ist, füttern wir Tiere ohne Nutzen und Ertrag."

„Ja, ja," sagte Joggeli, „verkaufen kann man wohl, verkaufen kann ein jeder, wenn er etwas hat, aber wenn man dann etwas anderes hätte!" Man werde heutzutage mit allem betrogen. Und wer sich mit diesem Handel abgeben solle, er möge nicht mehr nach (könne es nicht mehr), und wem er es anvertrauen solle, daß er nicht betrogen werde. O, sagte Uli, das müsse ein jeder Bauer riskieren, und betrogen sei schon ein jeder geworden; aber bei seinem Meister habe er Rosse und Kühe gekauft und sei noch glücklich gewesen dabei. „Jä so," sagte Joggeli, „du wolltest das also machen, ver-

kaufen und einkaufen; jä so, das ist etwas anderes, jetzt nimmt's mich nicht mehr wunder. He nun, wir wollen sehen, wir wollen sehen; das ist eine wunderliche Sache."

Daheim klagte er seiner Alten wieder, wie Uli ihn gedrängt und geplagt habe. Nichts sei ihm recht. Er würfe ihm das ganze Gut um, wenn er ihn machen ließe. Und beide Ställe wolle er ihm neu besetzen. Er merke aber das Bürschli wohl und wolle es ihm zeigen, wer er sei. So einer, der keine Hand breit Land hätte, wolle, wie man ein Gut behandle, besser wissen als einer, dessen Vater und Großvater schon vornehme Bauern gewesen seien. Es sei ein Hochmut in den Leuten vom Teufel; es sei gar nicht mehr auszukommen. Als er nun insbesondere erzählte, warum Uli ihn gedrangsalet, so sagte seine Alte: „Bauern hin, Bauern her; aber wenn mancher nur halb so gescheit gewesen wäre, als mancher Knecht ist, so wäre er noch einmal so reich, und sein Hof trüge ihm noch einmal soviel ab."

Indessen lief die Arbeit, und alle Welt verwunderte sich, wie früh man in der Glunggen erwacht sei. Kamen die Üfliger zu den Dienstboten, zum Pferdeknecht, der Mist führte, zum Melker, wenn er Salz holte usw., so sagten sie, das müsse scheint's streng gehen in der Glunggen; das sei doch schlecht von einem Knecht, die Leute so zu kujonieren; aber sie täten es nicht, sie würden aufbegehren und von so einem hergelaufenen Burschen sich nicht lassen befehlen; sie wollten ihm zeigen, daß sie länger dagewesen seien, als er. Es gehe alles, bis es genug sei, sagte der Pferdeknecht; man solle nur sehen. Kamen sie zu Joggeli, so sagten sie, was ihn ankomme, daß er so pressiere. Oder ob er etwa einen neuen Meister bekommen habe. Es sei eine Gegend nicht wie die andere, und sie hätten noch nie gesehen, daß zuviel pressieren viel abtrage. Er lasse den neuen Knecht wohl viel Meister für den Anfang. Daneben wollten sie nichts gesagt haben, er werde wohl wissen, was er mache. Kamen sie dann zu Uli,

so sagten sie, so einer wäre auf der Glunggen schon lange nötig gewesen. Man sehe es schon von weitem, daß da ein anderer predige. Daneben sei er ein Narr, daß er sich so plagen möge, er bleibe doch nicht lange da, bei Joggeli halte er es nicht aus, und ein solcher Kerli, wie er, werde nicht immer Knecht sein wollen oder dann doch in einen andern Platz gehen.

Dieses trug nicht dazu bei, die gegenseitige Anhänglichkeit zu vermehren, den Gang der Dinge zu erleichtern. Erst jetzt nahm Ulis Bürde zu, und es war ihm, als ob er bis an die Knie im Lehm wandeln müsse. Alles mußte er Joggeli abdisputieren, abzanken, und wenn er es endlich ausführen wollte, so hatte er allenthalben unwillige, ungeschickte Hände. Er mußte allenthalben stoßen, ziehen und schieben; an allem machte man so lange und so schlecht als möglich. Er glaubte es nicht dahin bringen zu können, daß man die Flachsstelle sauber rüste, daß man auf irgend einem Acker die Furchen auch recht zu Boden hacke. Man sah noch in zweijährigem Grasboden Furchenstreifen, so oberflächlich war abgehacket worden, hier, in so schwerem Boden, was freilich in leichterm Sandboden nur so obenhin oder gar nicht zu geschehen braucht. Er wußte, wie schwer sich über das Arbeiten etwas sagen läßt, wie ungern sich ein Mensch vorwerfen läßt, er mache eine Landarbeit nicht gut; wie ein sechskreuzeriges, drei Schuh hohes Knechtlein auffährt wie ein Hahn, wenn man ihm sagt, es könne nicht mähen oder nicht hacken; wie es sagt: „Ich bin schon bei manchem Meister gewesen und habe es ihm recht gemacht, und wenn ich dir nicht genug arbeite, so brauchst du es nur zu sagen, ein Kerli wie ich findet Meister, soviel er will." Nehmen es die Leute von einem Meister nicht an, wie sollen sie es von einem Knecht annehmen? Uli meinte daher auch, Joggeli sollte dieses, sollte jenes sagen; aber Joggeli wollte nicht. „Sag' du es ihnen, wenn es dir nicht recht ist, was sie machen," sagte er; „das ist deine Sache, darein mische ich mich nicht. Ich wollte ein Narr sein, einem

Meisterknecht einen großen Lohn zu geben und dann noch alles machen zu sollen, was an ihm ist!" Wenn aber die Dienstboten Joggeli klagten, heute hätten sie das und jenes noch machen und am Ende wieder von vorne anfangen müssen, es sei alles nicht gut genug gewesen, so klagte Joggeli, von dem hätte er nichts gewußt; es täte es Uli doch wohl (Uli täte doch wohl daran), zu fragen, aber er mache, wie wenn ihn niemand etwas zu befehlen hätte, wie wenn der ganze Hof der seine wäre. Uli begriff es alle Tage besser, wie man von einem sagen könne, er habe die Wände aufspringen wollen, kam es ihn doch selbst alle Tage an.

Indessen ging die Sache doch, wenn auch mühselig. Sie waren mit den Frühlingsarbeiten so früh fertig wie andere Leute und hatten mehr gepflanzt als sonst. Sie konnten dieses Jahr zweimal in die Erdäpfel, konnten (sie) hacken, (und) die Erde um die Stauden häufen und mußten nicht das Unterlassen des einen oder des andern mit einem Dritteil oder der Hälfte der Ernte büßen. In den Flachs wurden kleine Stöcke gesteckt, von Fuß zu Fuß Faden gezogen, das Fallen des Flachses zu hindern, und er war so schön, daß die Bäurin fast alle Tage hinging, ihn zu besehen, und wenn die Ifliger vorbeigingen, so sagten sie zueinander: „Es ist schade, daß Joggeli diesen Knecht hat. Man sieht, er versteht die Sache; es bekäme gleich alles eine andere Nase in der Glungge. Er wird ihn aber bald fortgekeift haben."

---

16. Kapitel. **Uli kommt zu neuen Kühen und neuen Knechten.**

Unerwartet sagte Joggeli eines Morgens dem Uli, er hätte der Sache nachgesinnet und gefunden, daß es nicht übel wäre, wenn man im Stall etwas ändere. Morgen sei zu Bern Monatmarkt, dort mache man es gewöhnlich am besten.

Er solle den Zingel (Rind mit Streifen?) und den Stär (Rind mit Stern) nehmen und nachmittags mit ihnen Bern zu. Er könne über Nacht sein, wo es sich ihm schicke (ihm passe), damit er morgens zeitig auf dem Markte sei. Wenn ihm auf dem Markt etwas Anständiges (Passendes) anlaufe, so solle er es kaufen; sonst könne man am Burgdorfmaimarkt sich umsehen. — Uli hatte nicht viel einzuwenden, obgleich es ihn seltsam dünkte, daß er mit zwei alten Kühen fünf Stunden weit auf den Markt gehen sollte, auf die Gefahr hin, im Fall Nichtverkaufens sie nicht mehr heimbringen zu können auf der harten Straße und mit ihren nur des Stalls gewöhnten Füßen.

Es war ein warmer Mainachmittag, Staub auf den Straßen, die Kühe des Gehens, des Sonnenscheins ungewohnt; Uli hatte Mühe mit ihnen. Doch die Kühe kannten ihn, sie sprangen nicht erschrocken, wenn er ihnen nahe kam, sie folgten ihm zutrauensvoll ohne Metzgerhund. Während er langsam ihnen den Weg zeigte, hatte er Augen für alles, an welchem er vorbei kam; keine Pflanzung entging ihm, keine Hofstatt, keine Einrichtung an einem Hause, und alles erwog er in verständigem Gemüte. Und wenn er nichts Besonderes bemerkte, so dachte er über die Preise nach, die er machen müsse; denn Joggeli hatte ihm durchaus nichts sagen wollen. Er solle sehen, wie Kauf und Lauf sei, hatte er gesagt, und dann machen, was ihn gut dünke. Uli hatte sich lange geweigert, mit dieser allgemeinen Instruktion sich zu begnügen, bis endlich die Frau sagte: „Was willst du doch da lange dich weigern? Du hörst ja, daß er dir's überläßt; mach's so gut du kannst, und da wird es wohl gut sein." Joggeli hatte ihm noch einige Louisdor mitgegeben, damit er mit dem Einkaufen es machen könne so gut als möglich. Uli ergötzte sich an dem Gedanken, wenn er doch die alten Kühe verkaufen könnte und junge schöne heimbringen für das gleiche Geld und dem Joggeli seine Louisdor darzählen! Wie der Alte Augen machen würde! dachte er.

Weiter als vier Stunden kam er nicht mit seinen Kühen. Er dachte, wenn er sie heute nicht übertreibe, so komme er am folgenden Morgen um so besser vorwärts. Es war wenig Ruhe im Wirtshause, wo er einkehrte, das kam und ging die ganze Nacht durch; rechtliche Leute und Hudelpack (Lumpenpack), schmutzige Juden und geizige Christen, Käufer und Verkäufer, alles im Schweiße des Angesichts rennend und jagend gutem Glücke nach, das Vorspiel der morgigen Schlacht bereits eröffnend um die Ställe herum, in der Gaststube, ja bis in die Schlafkammer hinauf; das war ein Handeln und Markten ununterbrochener, als in einer großen Schlacht der Kanonendonner. Es war ihm nicht geheim (geheuer) unter diesem Volke mit seinen Louisdor im Sacke; er nahm seine Hosen unters Hauptkissen, zog ein Bein davon herab und lag darauf und schlief nur wenig. Er wollte aus den Juden heraus, die ihm schon am Abend zugesetzt hatten, und zog am Morgen in aller Frühe von dannen.

Der Morgen war heraufgezogen in aller Schöne, die Mattenblumen (Wiesenblumen) dufteten köstlich, in süßem Tau erglänzend; munter und heiter wanderten er und seine Kühe in die Zukunft hinein.

Nicht lange war er gegangen, so gesellte sich ein langer, hagerer Mann zu ihm, von dem er nicht wußte, wie er zu ihm kam. Alsobald begann derselbe mit ihm zu handeln um die Kühe, ließ nicht nach, bis Uli schätzte (seinen Preis nannte), und ehe sie in Bern waren, hatte Uli verkauft, und zwar, wie er glaubte, wenigstens um zwei Louisdor zu teuer. Noch vor der Stadt zahlte ihn der Mann aus, trieb die Kühe von dannen, und er sah ihn nicht wieder. Es wurde Uli doch noch angst, er möchte sich übereilt haben, der Preis anders stehen, als er gemeint. Allein er sah bald viele Kühe daherkommen, sah, daß sie sehr wohlfeil waren, weil man wegen trockenem Wetter nicht viel Heu erwartete. Das sei ihm gut gegangen, dachte er, und er hätte Glück gehabt. Er wartete

nicht weit vom obern Tore und sah die schönen Rinder herbeitreiben, die aus den reichen Gemeinden oberhalb der Stadt und aus dem Freiburger Gebiete kamen. Es fiel ihm eine große junge Kuh mit gewaltigem Knochengebäude in die Augen, welche ein kleiner Mann mit einem lang- und breitschößigen Rocke und breitem, niederm Wetterhute führte. Die Kuh war mager, borstig (struppig), kriegte das Kalb noch lange nicht; aber an der sei etwas zu machen, dachte er, wenn sie gesund sei. Das war sie, die Haut ließ schön von den Knochen. Aber der Mann roch gar übel, daß man ihn auf zehn Schritte in die Nase faßte; sein ganzes Aussehen belehrte, daß er nebenaus (abseits) wohne und in der Welt nicht recht daheim sei. Diese sind sehr oft im eigenen Hauswesen auch nicht daheim, haben absonderliche Gebräuche, wissen sich nicht zu helfen, fangen alles verkehrt an, geizen, tun genug (strengen sich an) bis aufs Blut und kommen doch nicht vorwärts, sondern hangen so zwischen Leben und Sterben. Das Mannli sagte, als Uli die Kuh visitierte: „Ja, visitier sie nur, der Kuh fehlt nichts. Ich habe den halben Winter durch Stroh füttern müssen, ich habe zuviel Vieh gehabt, und doch hat es mich gereut, etwas zu verkaufen, und Heu zu kaufen vermag unsereiner nicht. Ich habe mich auf das Gras getröstet, und jetzt will das auch fehlen, und so muß ich jetzt verkaufen. Sie reut mich übel, aber wenn ich alles Gras verfüttere, so habe ich dann im Winter kein Heu. Der Vater hat immer drei Kühe gehabt, und ich zwinge es jetzt, fünf Stück zu halten, es ist mir von wegen dem Mist, aber es geht manchmal spärlich genug zu." Das gute Nebenausmannli wußte auch noch nicht, daß zwei gut gefütterte Kühe mehr Nutzung und Mist geben, als vier schlecht gefütterte. (Dem Nebenausmannli war aber das nicht zu verargen, wissen dieses große Männer an großen Straßen nicht, halten dreizehn Kühe und bringen es auf zehn Maß Milch von dreizehn Kühen.) Das Mannli weinte fast, daß es das Tier verkaufen mußte, und Uli hatte das Herz nicht, es zu drücken, wie er viel-

leicht gekonnt hätte, denn niemand sah auf die struppige Kuh, niemand kam ihm in den Handel. Er kaufte sie wohlfeil, doch war das Mannli zufrieden und wünschte ihm alles Glück zu der Kuh, der es mit nassen Augen nachsah. Zu dieser kaufte Uli noch eine andere, nahe beim Kalben, leicht in den Hörnern, fein von Haaren, hintenaus breit, spitz und fein vornenaus, kurz, wie man die Kühe, von denen man Milch haben will, gerne hat. Bald nach zehn Uhr fuhr er schon zum Tore hinaus mit fröhlichem Herzen, denn er hatte drei Neutaler weniger ausgegeben, als gelöst, und glaubte doch viel bessere Kühe heimzutreiben, als er fortgeführt.

Was Joggeli sagen würde und der Melker! dachte er. Freilich würden sie ihm die Magerkeit der Kuh vorhalten, aber er wolle sie nur reden lassen, bis zum Kalben solle sie ein anderes Aussehen haben, wenn er das Salz an ihr nicht spare und zu rechter Zeit einen Trank gebrauche, damit die bessere Fütterung nicht böse Säfte erzeuge und krank mache. Die drei Neutaler konnte er dabei nicht aus den Fingern lassen. Es kam ihm immer mehr vor, als ob die eigentlich ihm gehörten. Es war ja ganz sein Verdienst, daß so teuer verkauft, so gut eingekauft worden. Dazu hatte er schon manchen Batzen für Joggeli gebraucht, den er nicht anrechnen konnte, hatte schon manchen Schuhnagel ausgesprengt, der bei minderer Anstrengung im Schuh geblieben wäre. Es begann ihm vorzuschweben die große Zeche, die er den Dienstboten bezahlt, um Fried und Ruhe willen, wovon der größte Nutzen eigentlich Joggeli zugefallen wäre. An der hatte ihm auch niemand etwas gegeben, zu seinem Lohn war ihm auch nichts gekommen, die Trinkgelder aus den Ställen fielen dem Melker und dem Pferdeknecht zu. Billig und recht war es nicht, daß er, der die meiste Mühe und Sorge hatte, nichts extra erhielt. Wenn er die drei Neutaler für sich behalte, so könne der Meister sich wahrhaftig nicht beklagen, er müsse noch zufrieden sein, daß er ihm nicht mehr anrechne. Die gekauften Kühe wolle er ihm nicht teurer an-

schlagen, hingegen könne er den Erlös für die zwei verkauften um drei Neutaler geringer angeben, ohne daß das jemand im Geringsten merke, sie seien ja immer noch zu teuer, er habe sie einem fremden Mann verkauft, und kein Mensch sei ja dabei gewesen, der etwas ausplaudern könnte. Hatte er das so recht sich festgestellt, so tauchte bald wieder etwas Unheimliches in ihm auf, das sagte ihm, es sei doch nicht recht, und was er da aussinne, seien nur Ausreden des Teufels, nur Versuche, einer Schelmerei ein schönes Mänteli umzuhängen. Er begann sich zu erinnern aus früheren Zeiten, daß er damals für sein Wüsttun auch gerade solche Ausreden gehabt und sich selbst eingeredet habe, er tue von Gott und Rechts wegen wüst. Es fiel ihm ein, wie er schon früher einen ähnlichen Kampf bestanden und die Ehrlichkeit ihm wohlbekommen. Und mehr und mehr erhob sich in ihm das Bewußtsein, es solle ihm niemand etwas vorzuhalten haben, er wolle unbescholten, untadelig sein, damit er mit ungebrochener Kraft gegenüber den andern Meisterknecht sein könne. Er fühlte es in sich, wenn er diese Untreue begehe, so sei er schon nicht mehr der gleiche, er müßte vieles übersehen, er hätte das Herz nicht mehr, gegen die andern aufzutreten, weil er sich als ihresgleichen fühle. Und wenn es herauskäme, welch Gesicht sollte er machen? Wie würden die andern frohlocken, welche Schmach würde ihn überfluten! (Der gute Uli könnte es einem fast glaublich machen, die gegenwärtige Schonung des Lasters habe ihren Grund nicht in christlicher Milde, sondern in schlechtem Gewissen — ein Schelm hängt selten gern einen andern Schelm, er müßte ja denken, heut dir, morgen mir.) Vor Gott könnte er es ja auch nicht verantworten, dachte er, und wie kindlich zu Gott beten mit solcher bewußten Untreue auf dem Gewissen? Nein, das wolle er nicht tun, dachte er, und ließ die drei Neutaler aus den Fingern fahren, pfiff munter ein Liedchen, bis er zu einem Wirtshause kam. Da stellte er seine Kühe in den Schatten, setzte sich hinter einen

Schoppen, ließ sich etwas Warmes geben, ein Stücklein Fleisch, Suppe und Gemüse, und ließ die größte Hitze vorübergehen. Unerwartet früh und wohlgemut kam er heim. Seine Kühe wollte man ihm nicht besonders rühmen. Es komme auf den Preis an, meinte Joggeli, und mit so mageren Kühen wisse man nie, wie es einem gehe. Die einen würden so zäh, daß sie nicht mehr nachzufüttern seien. Daneben wolle er nichts sagen, sondern zuerst hören, was sie kosteten. Uli mußte ins Stübli, legte dort Rechnung ab frank und wohlgemut und zählte das erhaltene und gewonnene Geld vor. Joggeli hörte mit wunderlichem Gesicht zu, verwunderte sich über den guten Handel, meinte aber, ob er aus den Kühen nicht noch mehr gelöst hätte, wenn er sie bis nach Bern genommen; indessen seien sie gut bezahlt worden, die gekauften seien auch nicht teuer, indessen wisse man noch nicht, wie es mit ihnen gehe. Das Trinkgeld für die verkauften Kühe, welches Uli auch dargelegt (vorgelegt), solle er mit dem Melker teilen und seinen Anteil nehmen als Vergütung des ausgelegten Geldes. Jä, sagte Uli, das verstehe er nicht so, er sei gesinnet, die Kosten Joggeli anzurechnen, denn er habe ihn geschickt, und solche Auslagen zahlten allenthalben die Meister. Da komme bei dem weiten Marktgeläufe nicht viel heraus, sagte Joggeli und bezahlte mit Widerstreben die wenigen Batzen. „Du bist doch beim Kreuz ein wüster Mann," sagte die Frau, als Uli heraus war. „Der hätte einen Neutaler aus deinem Sack verdient, und jetzt willst du ihm noch das Trinkgeld abzwacken. So verderbst du alle Dienstboten; es ist keine Freude, dir helfen zu sparen." „Meinst du, das sei ein guter Verkauf gewesen und Uli schuld daran? Jä, nein! Ich habe einen gesandt, der hat ihm auf meine Rechnung die Kühe abgekauft; ich habe wissen wollen, ob er mich betrügt oder nicht." „Das ist doch abscheulich," sagte die Frau, „und jetzt ist es dir noch leid, daß er nicht ein Schelm an dir gewesen ist! Nein, das hat doch auf meine arme teure

Seele keine Art! Statt daß du dem lieben Gott danken solltest, einen solchen Knecht zu haben, willst du ihn noch zum Schelmen machen. Nimm dich in acht, wenn er dich merkt (hinter deine Schliche kommt), wirft er dir den Bündel an den Kopf, daß er dir dein Lebtag wackelt."

Es ging nicht lange, so kam Uli zum Meister mit der Frage, wann man anfangen wolle zu heuen, es dünke ihn, es wäre Zeit, daran zu denken. „Du bist ein ewiger Treiber; es hat ja noch niemand angefangen, und ich habe nie gemeint, daß es gut sei, in allem der Erste zu sein." „Ja," sagte Uli, „wir können nicht auf andere Leute sehen; wir haben weitaus am meisten zu heuen, und wenn wir nicht beizeiten anfangen, so sind wir bald ein ganzes Stück hinter allen drein. Wenn man einmal zurück ist, so kömmt man nie nach und hat am bösten dabei. Das ist akkurat gleich wie beim Militär, die hintersten müssen am schnellsten und mühsamsten laufen, und versäumen sie sich ein bißchen, so kommen sie gar nicht mehr nach." Joggeli sperrte sich, drehte, doch mußte er diesmal der Erste sein, der zu heuen anfing.

Uli war gewohnt, mit gutem Werkzeug zu arbeiten; als man aber das Sommerwerkzeug untersuchte, war alles im schlechtesten Zustand. Er fand keine einzige Sense, die sich ihm in die Hand schickte. Joggeli behauptete, er hätte im vergangenen Jahre vier neue und Rechen und Gabeln (Forken) in Menge gekauft. Er wisse nicht, wo alles hingekommen, und wenn es ihm gestohlen werde, so wollte er ein Narr sein, immer neues zu kaufen. Ja, sagte Uli, das könne er machen, wie er wolle, aber mit den Beinen könne er nicht mähen, mit den Fingern nicht rechen; wenn die Sache gehörig gemacht sein sollte, so müsse Werkzeug dafür da sein. Endlich kaufte Joggeli, aber alles so wohlfeil als möglich. Wie nützlich schlechte, wohlfeile Sensen sind, weiß jeder. Uli kaufte sich endlich eine aus eigenem Gelde. Wollte er nun aber dem einen oder dem andern über sein Mähen etwas zu verstehen

geben, so sagte ihm dieser, er solle ihm eine bessere Sense geben oder aber schweigen.

Uli war gewohnt, mit dem Mähen morgens um drei Uhr anzufangen. Um diese Zeit wollte ihm anfangs niemand aus dem Bett; er hatte Mühe, um vier Uhr sie auf die Matte (Wiese) zu bringen. Der Melker und der Pferdeknecht wollten nicht anbeißen und mähen helfen, selbst wenn man zunächst des Hauses mähte, und wenn sie kamen, so trieben sie nur Flausen, wollten es Uli zuvortun und ihm vormähen, bis er ihnen seine Meisterschaft beurkundet und sie zehn Schritte im Rücken gelassen hatte. Hatte er endlich die Knechte auf der Matte, so fehlten ihm noch die Tagelöhner und kamen erst, um vor dem Morgenbrot noch einen Zug durch die Matte zu tun (eine Mahd zu mähen). Der eine hatte etwas für sich gemäht, der andere seine Sense anders anschlagen müssen, der dritte seiner Frau Jauche geführt, aber alle meinten, der Meister brauche es nicht zu wissen, und wollten den ganzen Tagelohn.

Uli hätte es nie geglaubt, welch Unterschied es sei, von drei bis zehn Uhr Morgens mit zehn rüstigen Burschen, versehen mit gutem Werkzeug und gutem Mut, zu mähen, oder aber mit zehn lässigen, wo alle nach dem Takte: „Komm' ich nicht heute, so komm' ich morgen" arbeiten, einer hier auszieht, der andere dort ausliegt (sich ins Geschirr legt). Es schien ihm, als sei man förmlich verhexet, während die andern jammerten, so drangsaliert und kujoniert seien sie noch nie worden. Hatte er seine liebe Not am Morgen ausgestanden, so war am Abend erst das rechte Elend da. Kam er des Mittags nach dem Dängelen (Dengeln der Sensen) und Rüsten der Wagen auf die Matte, so war das Heu nicht einmal gewendet, geschweige zusammengemacht und zum Laden bereit, er mußte warten; ging er mit den andern hinaus, so mußte man auf die Wagen warten. Lud er auf der Matte, und sollte ein Teil der Leute die heimgebrachten Fuder ab-

laden, so verrichteten diese nichts; die Wagen kamen nie zurück, sie mußten halbe Stunden auf der Matte müßig warten. Ging er ans Abladen, so wurden sie fertig, aber der Pferdeknecht brachte kein Heu, sie konnten lange Zeit ruhig am Schatten liegen. Am Abend hatte niemand Zeit zum Aufharken, er mußte es mit Wüsttun erzwingen; von Haufenmachen war vollends keine Rede; die konnte er selbst machen, wenn er welche gemacht haben wollte. Er trieb und quälte sich fast zu Tode von früh bis spät, die Weiber hatten rechtes Mitleid mit ihm; aber es half alles nichts; er fühlte, es war da ein angelegtes, boshaftes Spiel. Und Joggeli sah der Sache nicht bloß kaltblütig, sondern fast boshaft zu, wie sehr auch die Weiber hinter ihm waren, er solle doch auch ein Wort sagen; er sehe ja, Uli möge nicht Meister werden, und die andern täten ihm alles zum Ärger. He, sagte er, dem sei es nur gut, wenn er nicht alles zwingen könne; wenn alles nach seinem Kopf ginge, so kriegte er bald einen so großen (werde so übermütig), daß Sonne, Mond und Sterne nicht mehr neben ihm Platz hätten.

Es war zudem ein Sommer mit sehr unbeständigem Wetter. Es gab wohl schöne Tage, aber mit vielen andern untermischt, an denen man nicht Heu machen konnte. Es bedurfte also an den schönen Tagen doppelten Fleißes; mit diesem ist ein guter Landmann imstande, mittelmäßiges Wetter gut zu machen. Uli konnte das, aber nicht bloß einer, sondern zehn Hemmschuhe legten sich ihm unter die Beine. Das ist ein peinvoller Zustand, es begreift ihn aber nur der, welcher ihn erlebt hat. Entweder erstickt man in demselben, oder aber es gibt einen Ausbruch, daß Funken sprühen, die Wände zittern, Haare fliegen und Brülle (Schreie) durch die Welt fahren, daß Kometen und Planeten davonfliegen und nirgends mehr warten dürfen. Uli schrieb am Sonntag seinem alten Meister, so halte er es nicht mehr aus. Der Zorn sei ihm zu oberst, er könne ihn mit einem Finger erreichen. Essen bringe er keins mehr hinunter, es dünke ihn, er müsse an jedem

Stücklein Brot ersticken, und wenn er einen von den Schlingeln nur sehe, so jucke es ihn in den Fingern. Sie hätten noch viel zu mähen und morgen das Gemähte von dreien Tagen einzuführen. Wenn sie es ihm nun machten, wie die andern Tage, und der Meister noch seine Freude daran hätte, so schirre er aus (spanne er aus) und komme ungesinnet (unversehens) zu ihm. Das sei ein Teufelsdabeisein, wenn man das Gesinde wider sich hätte und auch noch den Meister. Die Frau sehe das wohl ein, aber sie könne nicht viel zwingen; wenn sie Meister wäre, so ginge es anders.

Schön Wetter war es am Morgen; auf dem Abend drohte ein Gewitter. Schon um acht Uhr hörte Uli auf, zu mähen, um beizeiten das Heu rühren zu können, damit es dürr würde; schon am Morgen wurden zwei Fuder eingeführt. Beim Mittagessen sagte Uli, das Abendessen solle man nicht früh bereit halten, heute werde es wohl späten Feierabend geben. Das Heu werde alles gut, solle alles hinein, es wäre schade, wenn es noch einmal Regen kriegte. Im Nachmittag fing die Arbeit an zu stocken, es wollte nichts mehr vorwärts, man steckte die Köpfe zusammen, statt daß man die Arme rührte. Wo Uli war, ging es; wo er hinkam, war alles im Stocken. Der Melker zeigte sich nicht auf der Matte, der Pferdeknecht fuhr, wie wenn er Schnecken hätte vor dem Wagen, und als Uli ihm sagte, er solle doch schneller laufen lassen, die Pferde vertrügen es wohl, warf er mutwillig ein Fuder in den Bach, daß man darob fast eine Stunde verlor. Und als Uli dazu kam und aufbegehrte, es müsse einer doch fahren wie ein Blinder, um da ein Fuder umzuwerfen, so sollte er an allem schuld sein mit seinem Pressieren; solange er da sei, gehe es schlecht, hieß es. Er könne nichts, sagte der Pferdeknecht, als alle Leute kujonieren, und wenn er ihm nicht recht fahre, so solle er selbst fahren; er rühre keine Peitsche mehr an, bis der Meister es ihm selbst befehle. Damit warf er Uli die Peitsche zu und legte sich behaglich auf einen Heuwalm (länglicher Heuhaufen).

Uli hatte schon die Peitsche am dünneren Ende gefaßt, um zu versuchen, was ungebrannte Asche vermöge; doch faßte er sich und fuhr kochend im Zorn das Fuder heim.

Die Mutter rüstete zum Abendessen, und als sie Uli mit dem Fuder kommen sah, fragte sie Vreneli, die voran kam, was es gegeben, daß Uli fahre. „Frag ihn selbst, Base," sagte Vreneli. „Es ist ein großer Streit unter den Dienstboten, und wenn sich der Vetter des Ulis nicht annimmt, so kommt's nicht gut. Ich wäre schon lange fortgelaufen." Da stand die Base auf, ging Uli entgegen und frug: „Warum fährst du? Was hat's gegeben?" Uli fragte mit bleichen, bebenden Lippen: „Wo ist der Meister? Er soll herauskommen." „Du mein Gott, wie siehst du aus! Komm du in die Stube, er ist dort. Es soll einer die Rosse halten." Uli folgte, und die Base nahm aus einer Ecke auf dem Ofen ein Kacheli (Tasse) mit Kaffee und sagte: „Nimm das geschwind und trink's. Ich hatte es dem Vreneli beiseite gestellt, aber nimm du's; es bekommt dann ein andermal. Aber sag' mir geschwind, was hat's gegeben, was ist's?" „Meisterfrau, ich will fort, und das auf der Stelle, so will ich nicht mehr dabei sein. Ich will dem Meister die Peitsche geben, will meinen Lohn und noch heute fort. Ich will mich nicht töten für andere und noch dazu ausgelacht sein." „He, Uli, Uli, wer lachet dich aus?" „Gerade der Meister; der treibt nur den Narren mit mir und ist kein Meister, sonst würde er begreifen, was seine Pflicht und sein Nutzen ist; darum will ich fort." „Und was ist denn meine Pflicht und mein Nutzen?" sagte Joggeli, der eben zur Türe hineinkam. „Ich will meinen Lohn," sagte Uli, „und will fort." „Du hast keinen Grund," sagte Joggeli, „du wirst wohl bleiben." „Nein, Meister, ich bleibe nicht und habe guten Grund. Ihr habt mich als Meisterknecht angestellt und unterstützt mich nirgends. Ihr befehlet selbst nichts, ich soll aber auch nicht befehlen; da kann ein jeder machen, was er will. So braucht Ihr keinen Meisterknecht und habt mich falsch ge-

dungen, und deswegen will ich nicht mehr dabei sein." „Aber was hast du denn zu klagen?" fragte Joggeli, schon nicht mehr recht keck. „„„He, daß Ihr kein Meister seid. Wenn Ihr ein Meister wäret, so wäret Ihr heute gekommen und hättet auch pressiert und befohlen oder hättet wenigstens gesagt, man solle sich sputen. Aber statt dessen habt Ihr mich allein stecken lassen, habt wohl gesehen, wie sie drehen (sich absichtlich zurückhalten), der Melker, der Pferdeknecht nicht vom Hause wollen, darum will ich fort." „He, nur nicht gleich so preußisch (aufbegehrerisch)," sagte Joggeli, „ich kann nicht immer an allen Orten sein. Hättest du mir das Maul gegönnt, so hätte ich kommen und etwas sagen können, aber wenn man so viel zu denken hat wie ich, so kann man nicht immer an alles denken." „Denken hin, denken her," sagte Uli, „ich will meinen Lohn, ich bleibe nicht mehr." „He, Uli," sagte die Meisterfrau, „nimm noch ein Kacheli (Tasse) Kaffee und besinne dich. Du bist uns ganz der Recht', und es hat dir noch niemand von uns ein böses Wort gegeben. Im Gegenteil, das Vreneli und ich haben schon manchmal zueinander gesagt, wenn es so seinen Fortgang nehme, so komme der Hof wieder instand, und es gebe auch wieder eine Ordnung." „Solange der Pferdeknecht und der Melker da sind, kommt es nicht gut, und mit ihnen bleibe ich nicht mehr, keine Stunde; entweder gehe ich, oder sie müssen gehen." He, he, sagte Joggeli, man mache im Zorn leicht etwas Unrechtes, sie wollten sich gegenseitig noch besinnen bis morgen; man könne dann immer noch sehen. „Meister, das ist ausbesonnen (da ist nichts mehr zu besinnen)," sagte Uli, „das ist mir schon zu lang auf dem Magen gelegen; entweder gebt Ihr dem Pferdeknecht und dem Melker noch heute den Lohn oder mir, eins von beiden." „Ich werde mir doch von einem Knecht nicht sollen befehlen lassen!" sagte Joggeli. „Ich will Euch nichts befehlen, ich lasse Euch ja die die Wahl, aber eins von beiden muß sein." „Sei doch gescheit," sagte die Meisterin, „da wollte ich mich bald ausbesonnen haben."

„Jä, aber wo dann einen andern Pferdeknecht und einen andern Melker hernehmen in dieser Zeit, wo man keine Hand entbehren kann? Das kann nicht gehen." „He," sagte Uli, „wenn die fort sind, so geht die ganze Sache noch einmal so leicht, und dann kann ich auch noch melken und fahren, so gut als die. Ich will einstweilen den Dienst für beide machen, und ich denke, es wird nicht lange gehen, bis man andere hat. Aber Ihr könnt's machen, wie Ihr wollt, es ist mir ganz recht zu gehen. Ich habe es gestern dem Johannes geschrieben, ich würde wohl bald wiederkommen."

Das schlug bei Joggeli ein, und er bequemte sich, den Pferdeknecht und den Melker kommen zu lassen, um ihnen den Lohn zu geben. Diese meinten, er wolle ihnen nur ein Kapitel lesen, und begehrten gleich von Anfang an ganz fürchterlich auf und machten, als ob sie die ganze Erde dem Mond ins Gesicht spucken wollten. Als Joggeli so sachte von Lohn geben zu reden anfing, da sagten sie, das sei ihnen gerade recht, und sie begehrten es, aber dann könne er sehen, wie es ihm ergehe, wenn Uli alle die weggebissen hätte, die ihm im Wege seien. Er solle nur hervorrücken mit dem Gelde, es sei ihnen mehr als recht, größern Lohn hätten sie schon längst haben können. Joggeli wurde ganz weich. Glücklicherweise war die Frau in der Stube geblieben, um den Wagen zu leiten, wenn er stecken bleiben oder in den Graben fahren sollte. Diese sagte nun: „Seh, Joggeli, gib ihnen ihren Lohn, sie haben ja gesagt, sie begehrten ihn. Die zwei Schlingel sind mir schon lange im Wege gewesen; es ist gut, wenn die einmal fort sind; ich hoffe, sie gehen noch heute." Keine Stunde länger blieben sie in einem solchen Hause, sagten beide. Sie könnten ihrethalben heuen bis Martini, es lächere sie nur, und je eher sie fort könnten, desto lieber sei es ihnen.

Joggeli zählte beiden den Lohn vor. Draußen fing es an windig zu werden; die Wolken flogen am Himmel, schwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar,

erhoben sich langsam, die Vögel suchten die Gebüsche, die Fische sprangen nach Mücken, Wirbelwinde rissen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draußen mühte sich Uli, Heu soviel als möglich einzubringen; drinnen zählten hohnlächelnd die beiden ihr Geld und meinten, ob Joggeli nicht auch noch wolle gehen und helfen, es wäre nötig bei dem schönen Heuwetter. Der Wind riß das Heu von den Gabeln, die Mähnen der Pferde flogen im Winde, die Heulader flogen den Walmen (lange Reihen des Heus) nach, die schönen Recherinnen sputeten sich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Schürzen das Zusammengerechte nachtragend. „Halte dich!" scholl es von unten herauf; die mächtigen Rosse jagten im Trabe, die Heraufgeber sprangen nach, warfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, welche der kundige Lader auf den Knien mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauschten, der Wind stieß heftiger, nach dem Bindbaum (Windelbaum) sprang einer, im Hui war er auf dem Fuder, mit dicken Wellenseilen wurde er niedergeschnürt; flink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran, es glitzerte der schwere Regen, es krachte aus den schwarzen Wolken, Staub stob weit dem Regen voran. Die mächtigen Rosse flogen weitausgreifend, aber durch Ulis sichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achseln rannten die Heuer nach, und mit den Schürzen über den Achseln oder Kopf formierten den flüchtigen Nachtrab die lustigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern sich schüttelten unter sicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemessenen Strömen, es zuckte die Glut des Blitzes durch die dunkle Tenne, hart krachte es über dem Hause. Ängstlich und andächtig stand das Gesinde unter dem schirmenden Dache, es wußte, der Herr rolle nahe über seinen Häuptern weg. Es dunkelte, man rief zum Essen, schwarz war es noch am Himmel, aber der Regen rauschte sanfter, der Donner rollte ferner; da kamen aus der Kammer

herab der Melker und der Pferdeknecht in Sonntagskleidern, sagten Lebewohl ihren Freunden, die ganz erstaunt frugen, was das geben solle. He, sie sollten Uli fragen, hieß es, der sei jetzt der Meister, und weil sie nicht unter einem solchen sein wollten, so gingen sie lieber, sie möchten für kein Geld bleiben. Nachdem sie ihre Sachen, die sie würden holen lassen, guter Obhut empfohlen, den andern geweissaget, daß sie es auch nicht lange mehr da aushalten würden, wanderten sie fort wie zwei Nachtvögel zwischen Tag und Nacht, das angebotene Essen verschmähend. Uli sah sie nicht gehen, aber als er hörte, daß sie fort seien, leichtete es ihm ordentlich ums Herz, und die ihm zugefallene Arbeit kam ihm fast wie ein Lohn, eine Freude vor. Es war auch, als ob zwei Sperrhölzer aus einer Maschine genommen worden. Trotzdem, daß zwei Arbeiter weniger waren, wurde doch nicht weniger gemacht. Uli sputete sich freilich ganz wunderbar, und es schien manchmal, als ob er zwei- und dreifach sei. Er mähte und besorgte auch die Ställe, dängelte größtenteils die Sensen und war doch nicht viel länger daheim, als die andern; aber er wußte alles einzurichten, konnte zwei, drei Sachen fast miteinander machen. Im Vorbeigehen gleichsam ging ihm dies und jenes, wozu ein anderer eine Stunde brauchte. Erst da sieht man, was für ein Unterschied es ist zwischen einem Klotz und einem beseelten Menschen. Zudem konnte nun Uli die Kräfte recht zusammenspannen, daß eins dem andern helfen mußte. Unter ihm verrichtete der Bub soviel als sonst ein Knecht. Aus der übrigen Diener- und Tagelöhnerschaft schien ein böser Geist gefahren zu sein, es war alles willig und rührsam. Es schien fast, als ob ihnen selbst etwas an der Sache gelegen sei. Die, welche in der Verschwörung gegen Uli am tiefsten verflochten waren, zeigten sich nun nach deren unglücklichem Ausgang als die eifrigsten in der Arbeit. Ja, sie rühmten nun Uli und erzählten ihm alles, was der Pferdeknecht und der Melker getan, gesagt und im Sinn gehabt, und wie sie ihnen oft ab-

gewehrt und gesagt hätten, es komme nicht gut, wie es sich ihnen aber nicht geschickt hätte (keine Gelegenheit ergeben hätte), sich darein zu mischen, und dazu hätten sie ihn nicht gekannt wie jetzt.

Der Melker und der Pferdeknecht hielten mit großem Jubel in einer nahe gelegenen Schenke sich auf, rühmten mit weitem Maul, wie sie es gemacht, und konnten vor Freude nicht schlafen, weil sie nicht erwarten mochten, welche Zerstörung und Verwirrung nun in der Glungge zum Vorschein kommen würde, weil sie nicht mehr da seien. Aber es ging den ersten Tag. Da sagten sie, ja, das sei noch so gegangen, aber man würde es morgen schon sehen. Es ging aber morgen auch. Da vertrösteten sie die Leute auf den dritten Tag. Aber auch dieser verstrich; in der Gluⁿggen war alles emsig und ruhig. Kein Mensch fragte nach ihnen. Ja, wenn sie sich von weitem zeigten, so taten ihre ehemaligen Freunde, als hätten sie keine Augen. Das begann doch ihnen fatal zu werden, denn es hatte insgeheim ein jeder für sich die Erwartung gehegt, man werde nach ihm schicken und ihn wieder haben wollen. Jeder hatte bei sich schon ausgedacht, wie er aufbegehren, wieviel Lohn er mehr fordern wolle, und jetzt kam niemand, niemand sah nach ihnen. Da sandte der Pferdeknecht eine geheime Botschaft an Joggeli ab. Diese sollte verblümt zu verstehen geben, der Pferdeknecht käme wieder. Eigentlich sei der Melker an allem schuld, der habe immer alles hintereinander gehetzt und der Pferdeknecht es nicht besser verstanden. Es sei ihm jetzt leid, er sehe sein Unrecht ein. Der Melker aber sandte eine gleiche Botschaft an Uli, ließ ihm einen Neutaler versprechen, wenn er mache, daß er wieder an seinen Platz komme. Der Pferdeknecht sei an allem schuld; wenn der nicht dagewesen wäre, so hätte der Melker nicht daran gedacht, so wüst zu tun. Sobald er zu Uli komme, wolle er ihm sagen, was der Pferdeknecht für einer sei. Er wisse noch Sachen, woran jetzt niemand denke.

Als Uli dängelte, kam Joggeli zu ihm und sagte: „Der Pferdeknecht wäre willens, wiederzukommen; er hat sich eines bessern besonnen, der Melker sei an allem schuld. Es wird wohl am richtigsten sein, wenn man ihn wiederkommen heißt. Er ist sich gewohnt hier, einen neuen muß man erst wieder mühsam dressieren, wie man ihn haben will."

„Meister," sagte Uli, „das könnt Ihr machen, wie Ihr wollt, aber mit dem Pferdeknecht will ich nichts zu tun haben. Der Melker hat mir einen Neutaler versprechen lassen, wenn ich ihm zum Guten rede, und gibt den Pferdeknecht an allem schuld. Es ist einer wie der andere, ich kehre nicht die Hand um. Und so gewiß einer wiederkommt, so haben wir wieder Streit."

„Jä nun," sagte Joggeli, „so ist's. Aber was meinst du denn, was sollen wir anfangen, wenn dir kein anderer recht ist? Gehörig muß doch alles gearbeitet werden; so kann es nicht länger gehen."

He, sagte Uli, er glaube, die Sache sei gearbeitet (geleistet) worden, so gut als zur Zeit, wo der Melker und der Pferdeknecht dagewesen. Mit dem Heuen seien sie ja bald fertig und hätten trotz dem schlechten Wetter weit weniger lang daran gemacht, als die Leute sagten, daß man andere Jahre damit sich geschleppt hätte. Er glaube nicht, daß etwas versäumt worden sei. „Du bist wie ein Pulverfaß, Uli," sagte Joggeli, „man kann gar nicht mit dir reden." „Nein, so bin ich nicht," sagte Uli, „aber ich habe auch gemeint, ich schaffe, daß nicht viel dahinten bleibt; und da macht es mich böse, wenn ich immer hören muß, ohne Melker und ohne Pferdeknecht gehe es nicht." „Ja, das habe ich nicht gesagt," antwortete Joggeli, „verstehe mich wohl. Aber was soll dann gehen? So kann es nicht bleiben. Jemand muß herzu." „Ja," sagte Uli, „das meine ich auch, und ich habe geglaubt, Ihr hättet für andere gesehen (Euch nach andern umgesehen)." „Nein," sagte Joggeli, „ich habe geglaubt, du wollest nach

andern sehen, weil du die erstern nicht mehr gewollt.“ „Ich bin ja nur Knecht,“ sagte Uli, „und kann ja nicht andere Knechte mieten; das würde Euch doch wohl nicht anständig sein. Aber wenn Ihr nichts dawider habt, so möchte ich Euch etwas sagen.“ „He,“ sagte Joggeli, „so rede; ich habe nicht geglaubt, daß ich dir das Reden noch erst erlauben müsse.“ Nun setzte Uli auseinander, daß, wenn es gut kommen solle, einer Meister sein müsse. Bisher sei ein jeder Meister gewesen, der Pferdeknecht, der Melker, jeder Herr in seinem Stall, über seine Person, seine Zeit, und alle andern hätten nach ihrem Beispiel nach der gleichen Freiheit gestrebt. Joggeli solle es ihm nicht für übel nehmen, aber er müsse es sagen, er habe nicht recht den Meister gemacht und befohlen; die Leute hätten ihn nicht gefürchtet, und doch hätte er niemand die Meisterschaft anvertrauen wollen, daher sei ein jeder Meister geworden, eins habe hier aus, das andere dort aus gezogen, und mit allem sei man in Rückstand gekommen. Es wäre mit dem Hof noch einmal soviel zu machen, wenn man recht zum Lande sehen und auch aus den Ställen ziehen würde, was an andern Orten. Aber dafür müsse einer dasein, der befehle, und die andern müßten wissen, daß sie zu gehorchen hätten. Nun sei ihm ganz recht, wenn Joggeli befehlen wolle, aber wenn er es nicht tue, so müsse es ein anderer tun in seinem Namen, sonst wolle er lieber nichts mit der Sache zu tun haben. „So befiehl doch,“ sagte Joggeli, „ich habe dir ja manchmal gesagt, du sollest befehlen, es sei deine Sache.“ „Ja, gesagt habt Ihr mir es wohl, aber den andern nie, daß sie mir gehorchen sollen.“ „Du bildest dir das nur ein,“ sagte Joggeli, „aber du mußt nicht meinen, man könne da so einem, den man nicht kennt, gleich das ganze Heft in die Hand geben und ihn machen lassen, als wenn niemand sonst mehr daheim wäre. Meinetwegen befiehl allen, nur der Frau nicht, was sie kochen soll.“ „Das begehre ich nicht, Meister,“ sagte Uli, „aber dem Pferdeknecht und dem Melker muß man befehlen

dürfen, was sie machen sollen, und wie man es haben will. Man kann nicht in einem Stall d i e Ordnung haben und in einem andern eine andere, und einer muß dem andern helfen. Es geht bei den Herren, welche Güter haben, gewöhnlich so schlecht, weil die nicht wissen, wie eine Sache sein soll, und daher auch nicht befehlen können, wie sie es haben wollen. Es macht es nun ein jeder nach seinem Kopf. So ist man hinter dem Haus im Emmental*), vor dem Haus im Oberland*) und neben dran im Seeland*) und zuletzt ringsum im Uflatb (Schmutz)."

Joggeli ergab sich in sein Schicksal. Zwei Knechte wurden angestellt mit der Weisung, Uli zu gehorchen. Der alte Pferdeknecht und der Melker wanderten endlich in die Weite hoffnungslos, nachdem sie in der Nähe umsonst Platz gesucht. Sie fluchten nicht übel über die Falschheit der Leute. Als sie noch in der Glungge gewesen, hätte sie jeder gerühmt, ihnen den Kopf groß (sie übermütig) gemacht, als ob jeder sie wolle: jetzt, da sie zu haben wären, begehre sie niemand.

---

17. Kapitel. **Wie Vater und Sohn an einem Knechte operieren.**

In der Glungge zog alles schön an einem Seile, und die Mutter sagte, es sei ihr lange nicht so wohl gewesen, es sei ganz ein anderes Leben, und so freue es einen auch, dabei zu sein. Es sei ihr ganz ungewohnt, wie man jetzt melke im Stall. Von den gleichen Kühen kriegten sie fast noch einmal soviel Milch. Sonst sei es gewesen, als ob die Kühe ihr es expreß zuleide täten, daß sie selten in einer Hauptarbeit (Ernte) genug Milch gehabt, und wenn man nicht Milch habe, so wisse man gar nicht, wie die Haushaltung machen. Jetzt dürfe sie die Ernte

*) Teile des Kantons Bern.

auch erwarten, die Buttervorräte gingen ihr am Erntefest nicht aus.

Joggeli hingegen war es nicht wohl. Es schien ihm immer, als hätte er zur Sache nichts mehr zu sagen. Noch einmal so häufig strich er auf dem Lande herum, in den Ställen, suchte etwas zu sehen, an dem er sich ärgern, über das er zürnen konnte, wenigstens vor seiner Frau. Gegen Uli redete er nicht recht heraus, stichelte nur so hinten um, konnte sich aber nicht enthalten, hie und da das Gegenteil von dem zu befehlen, was Uli angeordnet hatte.

Einst strich er auch so mißmutig um einen Kornacker herum, ärgerte sich über dessen schlechtes Aussehen und hätte gern Uli schuld gegeben, aber der hatte noch keine Hand daran gelegt. Da trat der Müller zu ihm und sagte: „Da hast du einen braven Acker voll und bald reifes Korn! Und ich möchte dich eben gefragt haben, ob du mir nicht etwa dreißig Mütte (etwa: Tonnen) geben könntest. Ich hätte sie sehr nötig und weiß sie gar nicht zu bekommen.“ Joggeli und der Müller wurden des Handels einig. Da sagte der Erste: „Du könntest mir einen Gefallen tun. Versprich meinem Knecht einen Neutaler, wenn er mache, daß du das Korn um den und den Preis kaufen könntest. Es nimmt mich wunder, was er macht. Man darf keinem zuviel trauen; wenn man schon meint, man habe es getroffen, so ist man gerade am übelsten dran.“ Der Müller versprach es natürlich und machte sich an einem Abend an Uli. Dieser las just einen Brief von seinem alten Meister, worin ihm dieser zusprach, auszuhalten. Er solle nur mit Joggeli recht reden und ihm die Sache in der Manier (manierlich) sagen. Das sei weit besser, als den Ärger so in sich zu verschlucken; da gäre dann dieser, mache einem übel und breche zuletzt unaufhaltsam und ungereimt aus, daß man sich dessen schämen müsse. Er sei kein Mädchen, welches am Ärger und Herzweh sterben müsse, darum solle er nicht mutlos werden, es hätte im Leben jeder seine Bürde, und je eher

man sich daran gewöhne, sie manierlich zu tragen, desto leichter komme sie einem später vor. Er solle nicht alles auf einmal wollen, und wenn er wieder dinge (Leute annehme), auf die Entlassung derer dringen, mit denen er nicht fertig werden könne. Dann waren noch viele Grüße dabei und wie er bald einmal kommen solle, es verlangten alle gar grusam nach ihm.

Zu dem in seinen Brief Vertieften trat der Müller, setzte sich zu ihm und redete mit schönen Worten von allerlei über Ulis Verdienste, rühmte den Misthaufen und das Gras in der Hofstatt, dem man es ansehe, daß es beschüttet (mit Jauche gedüngt) worden sei. Nach langem Vorspiel kam er endlich zum Kornkauf. Er müsse Korn haben, und Joggeli könne ihm geben. Aber der sei ein gar Wunderlicher und könne die Sache nie im Preis geben. Zuerst wolle er viel zuviel, hernach werde er ihrer überdrüssig und gebe sie ums halbe Geld. Er könne diesmal aber nicht auf die zweite Periode warten, und doch möchte er nicht gar zuviel bezahlen. Er wisse nun, daß auf Uli alles ankomme, und was er sage, das müsse geschehen. Er solle ihm doch zugunsten reden, und wenn er mache, daß er den Mütt (die Tonne) um neunzig Batzen kriege, so komme es ihm auf einen oder zwei Neutaler nicht an. Neunzig Batzen seien zwar immer noch zuviel, indessen hätte er das Korn sehr nötig und wisse vor der Ernte nirgends zu bekommen. Uli sagte, darein mische er sich nicht, das sei seines Meisters Sache. Der Müller aber gab nicht nach, zog endlich einen Neutaler heraus und wollte ihn ihm in die Hand drücken. Uli stand auf und begann nun dem Müller wüst zu sagen, er müsse ein schlechter Mann sein, daß er Dienstboten schlecht machen wolle; es müsse ihm, scheine es, alles um Geld feil sein, daß er meine, andere hätten es auch so. Aber um eines Müllers willen wolle er sein Gewissen nicht beladen, und wenn er ihm alles Mehl geben wollte, welches er in seinem Leben den Bauern gestohlen habe usw. Das machte am Ende den Müller auch warm, und er sagte, es

gebe Bauern, die noch schlechter seien als die Müller, mit denen er sich noch lange nicht zusammenzähle (vergleiche). Übrigens habe er das nicht aus sich selbst gemacht, und er habe noch niemand schlecht machen wollen. „Wer hat dir denn das angegeben?" fragte Uli. „He, das sollte dir doch in Sinn kommen, wenn du ein so gescheiter Kerl sein willst," sagte der Müller. „Etwa der Meister?" „Ich will nichts gesagt haben," antwortete der Müller, „aber da solltest nicht lange fragen." Da faßte eine zornige Wehmut Uli, preßte ihm die Brust, daß ihm fast der Atem fehlte, große schwere Tropfen aus den Augen kamen, und die geballten Fäuste stieß er gerade aus. Er konnte nichts mehr sagen als: „Ist das so gemeint?" und sprang hinauf in seine Kammer. Der Müller schlich sich hinter das Haus durch zur Küche und sagte dort der Meisterin, sie solle doch hinauf in die Kammer gehen und sehen, was Uli mache; er glaube, man hätte etwas Dummes gemacht. Darauf erzählte er, wie er ihn habe prüfen sollen, und wie Uli es aufgenommen und den Meister erraten. „Vreneli, geh', sieh'," sagte sie, „und bring' Bericht, was er macht." Zum Mann aber ging sie und sagte: „Du bist doch der abscheulichste Mensch; hast du denn nicht an einem Male genug gehabt? Du hast den besten Knecht weit und breit, und es reitet dich der Teufel, bis du ihn fortgetrieben." Man könne niemand zuviel trauen, sagte Joggeli, und weil sie an Uli den Narren gefressen, so müsse er zusehen; es wüßte kein Mensch, wie es ginge, wenn er nicht ein wenig zur Sache sehen würde, und es könne sich ein Mensch von einem Tage zum andern ändern. Man probiere ja ein jedes Roß, und so wüßte er nicht, warum man nicht auch einen Menschen, auf den es doch noch viel mehr ankomme als auf ein Roß, sollte probieren können. Und wenn er schon den Neutaler genommen hätte, deswegen hätte er ihn nicht fortgeschickt, aber er hätte dann gewußt, wie weit er ihm trauen könne oder nicht. „Aber, Joggeli, glaubst du denn, ein braver Bursch bleibe an einem

Ort, wo man ihm nicht trauet, wo man ihm alle Finger lang eine Falle legt? Wer ein rechtes Gefühl hat, kann nicht in einem Hause sein, wo er sieht, daß man eine schlechte Meinung von ihm hat." „Du bist immer ein Kind, Alte," sagte Joggeli. „Heutzutage sieht man auf den Nutzen und nicht auf die Meinung, und es nähme mich wunder, wo Uli einen größern Lohn machen könnte. Er wird sich wohl besinnen, was er macht."

Unterdessen war Vreneli hinaufgegangen und hatte gesehen, wie Uli einpackte, während ihm große Tropfen über die Backen kamen und zuweilen: „Der Donner!" halb verdrückt (unterdrückt) über die Lippen kam. Vreneli trat unter die Türe und fragte: „Was machst, was hast?" Uli antwortete lange nicht, bis Vreneli näher trat und endlich vernahm: „Fort will ich." „Das tue nicht," sagte es, „es lohnt sich ja nicht der Mühe; du mußt den Vetter nehmen, wie er ist." Aber Uli sagte, an solches sei er nicht gewöhnt und habe es nie erfahren. Ob das nun der Lohn sei, daß er sich halb tot arbeite und dem Meister seinen Nutzen suche, wo er könne. Er sehe wohl, wo das hinaus solle. Zuletzt hänge ihm der alte Donner noch einen schlechten Namen an; er begehre ihn zum Schelmen zu machen. Er wolle gehen, während es Zeit sei, der Tropf könne dann sehen, wo er einen andern hernehme. Er sei schon mehr als ein halbes Jahr da, und der wüste alte Teufel hätte ihm noch nie gesagt, daß er zufrieden sei. „Du hast es dann auch (eben auch) wie die andern," sagte Vreneli. „Ich mache die ganze Haushaltung, er gibt mir keinen Lohn und ist noch imstande, mir zu sagen, er hätte mich um Gottes willen. Wenn die Base nicht wäre, wer weiß, was ich schon gemacht hätte. Aber hör', tue es uns nicht zu leid; du bist allen anständig (lieb), es ist jetzt ein freundlich Dabeisein, und es geht alles, daß man Freude daran hat. Denk nur, was der Melker und der Pferdeknecht für Freud' hätten, wenn du auch fortgingest! Sie würden dir einen Lärm machen weit und breit, wie du fortgejagt worden. Du möchtest sagen, was du wolltest,

die Leute glaubten doch das Bösere." „Meinethalben," sagte Uli, „was kümmert's mich; so dabei sein (mittun) will ich nicht mehr." Da dröhnten die hölzerne Treppe herauf die schweren Schritte und der schwere Atem der Mutter, welcher die Verhandlungen in der Kammer zu lange dauerten. „Es ist gut, daß du kommst, Base," sagte Vreneli, „du kannst ihm nun selbst sagen, es solle nichts Einfältiges machen. Er will absolut fort." „Das sollst du mir nicht," sagte die Alte. „Was haben wir dir zuleid getan?" „He, ihr nichts," sagte Uli, „ihr wäret mir gar recht, aber der Meister ist wüst gegen mich und trauet mir nichts, will mich zum Schelmen machen, und bei einem solchen bleibe ich nicht, meine arme —" — „Schwöre nicht, Uli," sagte die Alte. „Denk', er ist ein alter Mann, man muß Geduld mit ihm haben; du wirst einmal auch froh sein, wenn man Geduld mit dir hat. Das soll nicht mehr geschehen, ich verspreche es dir, und wenn wir dir etwas tun können, so sag' es nur, es soll nicht ‚Nein' sein (wir werden es dir nicht abschlagen)." „Ihr könnet lange versprechen," sagte Uli, „ich weiß wohl, daß das nicht Euer Wille ist, aber für Euren Mann könnt Ihr nicht gut sagen." „Wohl, das kann ich, wenn es sein muß, er muß mich zuweilen auch noch fürchten; aber er soll selbst noch kommen und versprechen, daß er dich künftig mit Versuchungen und Fallenstellen verschonen will. Vreneli, geh' und sag' ihm, er solle heraufkommen." Aber Vreneli hatte einen sehr harten Stand; Joggeli sagte, das wäre das erstemal, daß er vor einem Knecht die Knie beuge; das tue er nicht. Wenn Uli es auf das Äußerste treiben wolle, so könne er, aber mit Bitten ihm anhalten, tue er nicht. Vreneli sagte: „Aber, Vetter, Ihr seid doch zuerst wüst gegen Uli gewesen; wenn Ihr mir es so machtet, ich lief auch fort." „Würdest aber bald wiederkommen, wenn dir niemand nachliefe," sagte Joggeli. „Das ist noch die Frage," sagte Vreneli; „aber Uli kommt nicht wieder, das kann ich Euch sagen, und wer soll dann ernten?" „Ach, so sag' der Alten, sie solle ihm

gute Worte geben und ein paar Batzen in die Hand drücken, so wird er sich schon herbeilassen." „Die Base hat Euch (es für Euch) schon manchmal gutgemacht," sagte Breneli, „aber dieses Mal macht es sich nicht damit. Uli will fort, wenn Ihr ihm nicht versprecht, daß so etwas nicht mehr geschehen soll, und dann könnt Ihr sehen, wie es gehen wird in der Ernte, während jetzt ja alles wie am Schnürchen läuft." „Gell, es ging dir am übelsten, wenn Uli fortging, du könntest dann nicht mehr mit ihm dich herumtreiben." „Vetter, ich treibe mich mit niemand herum; aber Ihr seid der wüsteste Mann, den es gibt, Ihr müsset ein arger, nichtsnutziger Mensch gewesen sein, daß Ihr niemand trauet. Aber machet meinethalb, was Ihr wollt; was kümmert mich Uli, und was kümmert's mich, wenn das Korn auf den Äckern bleibt!" Damit war Breneli verschwunden, umsonst rief ihm der Vetter nach. Er nahm nun seinen Stecken, ging langsam hinaus, rief seiner Frau. Als die nicht Bescheid gab, kam er immer näher an Ulis Kammer, bis seine Alte ihm sagen konnte, er solle hinauf kommen, sonst gehe es nicht gut. Das sei ihm doch ein Lärm um nichts, sagte Joggeli, er könne gar nicht begreifen, was er da tun solle, und warum Uli so den Kopf mache (auffsetze); das lohne sich doch nicht der Mühe. Es hätte es ja nicht böse gemeint und nur wissen wollen, woran er sei, und dazu habe er das Recht, das lasse er sich nicht nehmen. „Du hättest doch Ursache gehabt, dem Uli zu glauben," sagte seine Frau. Er hielte auf dem Glauben nicht viel, sagte Joggeli, er wolle seine Sache lieber gewiß haben. Wenn einer soviel betrogen worden sei in seinem Leben wie er, so sei es ihm erlaubt, genau aufzupassen. Es sei immer alles unter einer Decke gegen ihn, er nehme niemand aus. Das sei schon lange so gewesen und werde immer so bleiben, bis er die Augen zutue. Darum begehre er nicht mehr dabei zu sein, sagte Uli, er sehe wohl, daß er ihm nie trauen werde, und er möge nicht an einem Orte sein, wo keins dem andern traue. Ja, sagte Joggeli,

da könne er weit laufen, ehe er einen Ort finde, wo alles einander traue. Darum solle er nicht so wüst tun. Versuchen wolle er ihn nicht mehr, das wolle er ihm gesagt haben. Aber er solle dann deshalb nicht meinen, er hätte nicht zwei Augen im Kopf. Es müsse ein Mensch immer etwas zu fürchten haben, der Teufel gehe ja umher wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge. Diesmal sei aber er der Teufel gewesen, der ihn habe verschlingen wollen, und das sei wüst von ihm, sagte Uli. He, er wolle es nicht mehr tun, sagte Joggeli, er solle jetzt zufrieden sein, er selbst sei auch zufrieden, und es wäre ihm zuwider, wenn er wieder um einen neuen Knecht aus müßte, und er glaube, er fände kaum einen bessern. Die Leute seien heutzutage nichts mehr wert. Wenn man sie schon übergülden wollte, so finde man sie nicht, wie man sie suche. „He," sagte die Frau, „wir sind alle arme Sünder, und du bist auch kein Engel. Gebt jetzt einander die Hände und laßt das Wortwechseln. Uli, du hast gehört, mein Mann will das nicht mehr tun, und komm jetzt herab, ich habe einen Kaffee bereit, du mußt auch ein Kacheli (Tasse) nehmen. Man wird erst recht miteinander zufrieden, wenn man miteinander ißt und trinkt, besonders ein Kacheli Kaffee." Uli, auch an den Brief seines Meisters denkend, ließ sich dazu verstehen, ward wieder zufrieden. Joggeli tat auch zufrieden, bei sich selbst aber dachte er, seinem Weibervolk müsse er aufpassen, das könne es viel zu gut mit Uli; wenn das so fort gehe, so sei er verraten und verkauft.

Die Ernte kam mit all ihren Anforderungen. Zur Erntezeit treffen mehrere Arbeiten zusammen. Die Kirschen sind reif, Flachs, Hanf wollen gezogen (ausgezogen), besorgt sein. Es beginnt auch an manchen Orten schon das Ackern, Repssäen usw. Es ist keine Hauptarbeit, wo so das Ganze ins Auge gefaßt, die Zeit benutzt, die Arbeiter verteilt sein wollen, damit allem sein Recht geschehe, nichts zu Schanden gehe, wie die Ernte. In derselben wird recht eigentlich die Tüchtig-

keit des Landmannes auf die Probe gestellt. Fast allemal in der Ernte hatte Joggelis Frau das Gallenfieber gehabt. Es war niemand da, der ihr Kirschen pflücken wollte, als die Sperlinge; der Hanf überreifete, oder man ließ ihn an Haufen (in den Haufen) heiß werden; den Flachs vergaß man entweder zu ziehen oder auszubreiten und gehörig zu wenden. Für nichts hatte man Zeit. Wohl aber konnte man ganze halbe Tage ums Haus herum drehen und sich bedenken, ob man an dieses hin wolle, oder an jenes. Und während man für dieses die Zeit zu kurz fand, für jenes zu lang, verrann die Zeit, und es blieb keine mehr, als für zu essen und zu Bette zu gehen.

Nun ging die Sache anders. Uli hatte alles im Auge und daher auch für alles Zeit. Jeder Augenblick wurde benutzt, jeder Arbeiter wußte, was er zu tun hatte. Hatte man nicht mit dem Korn zu schaffen, so wußte man schon im voraus, woran man mußte; verlor mit Stehen, Fragen, Bedenken keine Zeit. Es wurde auch nicht gezankt, nicht die Last von einem zum andern geschoben, denn sie war gleichmäßig verteilt, und daher fühlte sich niemand gedrückt. Die Arbeit ging aus den Händen fort, man wußte nicht wie, und der Meisterfrau lachte ununterbrochen das Herz im Leibe, wenn die Körbe mit Kirschen kamen, Flachs und Hanf in schönen Spreiten (Lagen) vor ihr sich ausdehnten — dort hing man den Flachs nicht an Schatten, ehe man ihn vom Samen befreite. — Joggeli trippelte hingegen unruhig umher, er dachte nur ans Korn, hatte Angst, man versäume dasselbe, und konnte gar nicht begreifen, wie das zuging, daß man an allem sein konnte und doch das Korn auch einkam und zwar so, daß sie die Sichelte (Erntefest) mit den andern Leuten am gleichen Samstag halten konnten. Sonst war es Sitte, daß man sie in der Glunggen acht oder vierzehn Tage später hielt, und Joggeli meinte sich noch damit. Er sagte: „Wir halten unser Erntefest erst über acht Tage; es ist sich aber nicht

zu verwundern, kurze Haare sind schneller gebürstet als lange." Er wollte es daher fast ungern haben, als er mit andern fertig war. Die Leute würden meinen, dachte er, er vermöchte nicht mehr soviel anzusäen als sonst. Die Leute wußten aber wohl, woher das kam. . . . .

Das Erntefest ist einer der Haupttage im Bauernleben. Einem armen Tagelöhner und seinem Weibe, welche das ganze Jahr durch die Erdäpfel sparen müssen und kein Stückchen Fleisch sehen, ist ein Erntefest, an welchem Wein, zwei oder drei Arten Fleisch und Kuchen (Krapfen) genug sind, wirklich ein Tag aus dem tausendjährigen Reiche, auf den sie sich das ganze Jahr durch freuen und jedesmal traurig seufzen, wenn er vorbei ist. Der Geizige schämt sich an diesem Tage zu sparen, und wenn es ihn schon reut, er verbirgt es. Es liegt diesem auch eine Art von religiösem Gefühl oder wenn man will, eine Art von Aberglauben zugrunde. Es ist eine christliche Opfermahlzeit. Der Geber alles Guten hat wiederum seine Hand aufgetan, den Fleiß des Landmanns gesegnet, den Schoß der Erde gesegnet; da kommt's auch dem Härtesten ins Gemüt, daß er Gott Dank schuldig sei, etwas opfern solle. Er rüstet eine Mahlzeit, gibt ungezählt den an solchen Tagen fast herdenweise herumziehenden Armen die Kuchen weg an der Küchentüre und läßt essen und trinken eine Nacht und einen Tag lang seine Leute, seine Söhne und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnet, soviel ihr Herz gelüstet. Wo die rechte alte Freigebigkeit noch vorwaltet, da heißt man nicht nur die, welche in der Ernte gearbeitet haben, kommen, sondern alle, welche durch das Jahr für das Haus gearbeitet haben. Und weit und breit wird erzählt, wie einst einer einen Arbeitsmann im Hause gehabt habe an einem Samstag, der am Abend mit aller Arbeit fertig geworden wäre. Am Mittag sei der Bauer zu ihm gegangen und habe ihm gesagt, er wolle mit ihm rechnen, sie könnten ihn jetzt entbehren. Darauf habe jener gesagt, es sei ihm zuwider,

jetzt fortzugehen, so verliere er einen halben Tag, und bis am Abend würde er fertig. „Nein, sag' du nur, was ich dir jetzt schuldig bin. Ich will es dir gerad sagen, warum; diese Nacht haben wir das Erntefest, da haben wir nicht Platz für dich. Komm dann eher morgen ein wenig wieder, wenn du magst."

Ist dieser Opfertag vorbei, dann liest der Geizige die Brosamen zusammen, benutzt sie sorgfältig und schließt Kisten und Kästen für ein Jahr lang zu.

Freilich muß es dem Landmann an diesem Tage wohl zumute sein. Es hat ihm der Herr für ein Jahr das tägliche Brot beschert, sein Fleiß ist gesegnet worden, seine Kinder dürfen nicht Hunger leiden, seine Frau kann wieder Arme speisen und Dürstende tränken, in behaglicher Fülle sitzet er. Da kann es ihm wohl sein, es ist ihm erlaubt. Aber Essen und Trinken sollten doch nicht das einzige Opfer für Gott sein, nicht die einzigen Dankeszeichen. Der Herr hat die eingeernteten Früchte ein ganzes Jahr durch gesegnet und behütet, kann man ihn wohl mit einem einzigen Tage abspeisen? Sollte man für diesen Herrn nicht auch das ganze Jahr hindurch ein Herz im Leibe tragen, welches in Dankbarkeit fruchtbar ist, nie vergißt, daß ohne den Willen des Herrn kein Haar von unserm Haupte fällt, und daß jedes Wort und jeder Gedanke vor ihm offenbar sind, und daß wir die Armen allezeit bei uns haben und nicht nur am Erntefeste?

In der Glunggen war das auch ein sehr festlicher Tag, und nichts wurde gespart. Viele Menschen genossen ihn da, und aus der Butter, welche verküchelt worden war seit die Glungge bestand, hätte man wohl einen Murtensee machen können. An diesem Tage, wenn auch das ganze Jahr sonst nie, kam der Sohn mit seiner Familie von Frevligen*), wo er sein Wirtshaus hatte, und tat sich gütlich an dem väter-

*) Erfundener Name, mit Frevel zusammenhängend.

lichen Kuchen. Er tat wie einer, der gern hätte, daß man ihn für vornehm halte; er setzte den Hut auf die Seite, hielt die Hände in den Hosentaschen oder schleuderte die Arme, und machte ein Gesicht, wie wenn er die sieben Haimonskinder samt ihrem Rosse Bayard *) lebendig gefressen hätte, und sagte allem: „Bunschur (Bon jour), Bunschur!" Seine Frau war ein Zierpüppchen und sah aus wie eine Pflanze, welche bloß am Schatten gewachsen ist, und sagte: „Merci". Sie war eine reiche Tochter gewesen und hatte gelernt, zu schlottern und zu zittern, wenn sie etwas anrühren sollte. Sie zog sich prächtig an, aber alles hing an ihr herum wie an einem Peitschenstock. Sie tat sehr herrisch und ungezogen, der Flügel von einem Hähnchen war das Gemeinste, an dem sie leckte und kaute. Sie gebärdete sich sehr vornehm, aber das gemeinste Mensch war ihr gut genug, um ihm zu rühmen, wie reich sie sei und wie vornehm, wenn es ihr nur zuhören wollte. Sie hatten drei Kinder, in denen Vater und Mutter verschmolzen waren. Sehr hoffärtig waren sie angezogen und schrecklich aufgedonnert und machten sehr freche Gesichter. Alle Augenblicke schrie eins, und dann schrie der Mann: „Wer macht die Kinder brüllen (schreien)? Ich will doch sehen, ob dann dies immer so gehen muß!" Sie aber schrie: „Schweig nur, schweig, du mußt dann eine Feige haben und ein paar Mandeln dazu!" Hatte dieses das erhalten, so schrien die andern, bis sie es auch hatten. Sagte die Mutter: „Jetzt hab ich keine mehr," so fingen alle drei zu schreien an. Dann fluchte der Vater, warum sie auch nicht genug mitgenommen hätte; sie mache es immer so. Aber sie sollten nur schweigen, beim nächsten Krämer wolle er kaufen, bis sie genug hätten. Die Knaben hießen Edewarli und Rudeli, das Mädchen aber Carelini.

Joggeli hatte immer einen heimlichen Schrecken, wenn sie kamen, er wußte wohl warum; indessen tat er doch freundlich

---

*) Siehe das Volksbuch!

mit ihnen. Die Mutter hatte eine recht mütterliche Liebe zu ihrem Sohne und eine noch größere zu seinen Kindern; indessen klagte sie, sie kämen ihr gar so fremd vor, und wenn sie fortfuhren, so leichtete es ihr allemal, denn sie wußte nach zwei Tagen schon nichts mehr zu essen zu geben, daß es ihnen recht war. Elisi hatte rechte Freude, wenn sie kamen. Elisi und die Schwägerin Trinette, ehemals Trini, zeigten einander ihre Kostbarkeiten, und eine redete vornehmer als die andere von ihren Krankheiten, und eine tat dümmer als die andere mit ihren sogenannten feinen Manieren. Glaubte nun Elisi Meister zu sein mit den Kostbarkeiten und Krankheiten und Manieren, so hatte sie große Freude und ließ Trinette ungern ziehen und plärete (weinte) und wollte nicht Abschied nehmen. War aber Trinette Meister und hatte schwerere Häfte (Schnallen) oder ein seideneres Tschöppli (Kamisol, Jäckchen), mehr Krämpfe gehabt oder eine längere Badefahrt gemacht, eine vornehmere Miene ersonnen oder süßere Gebärden, so plärete Elisi, solange sie noch da waren, versteckte sich und kam erst wieder zum Vorschein, wenn Trinette schon im Charabank war. Da lächelte Elisi dann, hatte Handschuhe an, an denen die Fingerspitzen abgeschnitten waren, ein schönes weißes Schnupftuch in der Hand, eine Kappe mit kostbaren Spitzen oder kostbaren Bändern verziert auf dem Kopf, glitzerte von lauter Gold und Silber, sagte: „A revoir“ und „Bon voyage“, und wenn der Rappe zog, so sagte Elisi, sie sei doch froh, daß sie endlich fort seien; der Bruder sei ein Grobian, Trinette hätte schlechten Geschmack und die Kinder schlechte Manieren. Sie möchte keinen Mann, pfi Tusig (pfui Tausend)! Aber wenn sie einen bekommen sollte, so möchte sie keine Kinder, pfi Tusig! Aber wenn sie deren bekommen sollte, und man wisse ja, was man hasse, müsse man haben, so wollte sie die ganz anders erziehen; sie müßten ihr nicht so dicke Klötze sein, so erfrorne Nasen haben und rote Schuhe; sie müßten schlanke Turnüren haben und feine Ge-

sichter und g'wixte Stiefeli. Sie würde sich schämen, mit solchen groben Gestalten spazieren zu fahren.

Vreneli sprach selten ein freundlich Wort, solange der Besuch da war. Dieser behandelte sie nicht wie eine Dienstmagd, sondern mit recht eigentlicher Verachtung; höchstens versuchte der Sohn einige handgreifliche Späße an ihr auszulassen. Zudem ärgerte es ihn's, wie sie die Alten auszubeuten suchten auf jegliche Weise und ihnen doch alles nicht gut genug war. Trinette konnte nicht genug erzählen, wieviel sie von Hause erhielte, und wie sie es gar nicht machen könnten, wenn ihre Eltern nicht soviel geben würden. Dann wußte sie zu sagen, dieses hätte ihr der Vater gegeben und jenes die Mutter, und als sie das letztemal bei ihnen gewesen, hätte ihr der Vater sechs Neutaler gegeben und die Mutter zehn, und beide ihr gesagt, wenn sie etwas mangle, so solle sie nur kommen, wo das gewesen sei, sei noch mehr. Natürlich wollte dann die gute Mutter auch nicht die letzte sein, rückte auch aus, fast über Vermögen, und bekam kaum einen freundlichen Dank dafür.

Die Kinder waren in allem, verdarben alles, und wehrte man ihnen das Geringste ab, so sagten sie einem entweder wüst oder schrien wie angeschossene Seekälber. Der Sohn trieb seine Spekulationen in der Glungge dagegen ins Große. Bald kaufte er dem Vater eine Kuh ab und zahlte sie ihm nie oder brachte ein lahmes Roß und nahm das beste von des Vaters Rossen mit, vorgebend, das eine zurückzusenden, das andere holen zu lassen, vergaß es aber, oder er mußte einen Wechsel zahlen, den ein Weinherr auf ihn gezogen, und war nicht bei Gelde, und der Vater sollte es ihm vorschießen, erhielt es aber nie wieder. Irgend eine dieser Aderlässen ging allemal vor, wenn er da war. Dabei behandelte er Vater und Mutter als dumme Bauernleute mit souveräner Verachtung, nicht viel besser als zwei Geldsäcke, zu denen man Sorge trägt, solange Geld darin ist. Er brachte es allemal als einen Tages-

wiß heim nach Frevligen, wie er seinem Alten abermals zu Ader gelassen. Er wunderte sich diesmal gar sehr über die Ordnung, die er in der Glunggen antraf. Die schönen, glatten, saubern Bäume, der stattliche Misthaufen, die Reinlichkeit allenthalben, trotz der Ernte, fielen ihm alsobald in die Augen. Als er sein Pferd in den Stall begleitete, wie üblich, wunderte er sich noch mehr über die Sauberkeit im Stall, über die schönen, wohlbesorgten Pferde, und ärgerte sich, daß er diesmal kein lahmes mitgebracht. Nicht weniger gefiel ihm der Kuhstall und absonderlich die junge Kuh, welche Uli in Bern gekauft, die jetzt zu kalben stand und wenigstens drei Louisdor mehr wert war, als vor drei Monaten, so gut hatte sie zugenommen. „Vater, was fängst du an in deinem Alter?" sagte der Sohn; „fängst erst jetzt recht an, dich zu rühren? Hast das schönste Vieh, und es ist allenthalben wie an einem Sonntage." „Gefällt es dir?" sagte Joggeli kurz. Aber die Mutter konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Wir haben einen gar guten Meisterknecht; der nimmt sich der Sache an, wie wenn sie sein wäre, und versteht alles wohl wie ein alter Bauer; es ist jetzt auch eine rechte Freude, dabei zu sein." Der Sohn sagte nicht viel darauf, aber er trappete (schlenderte) mehr als sonst auf dem Lande herum, sah das letzte Korn laden und einführen, ging durch die Matten (Wiesen), daß der Alte sagte, er könne nicht begreifen, was der Johannes habe, er laufe allenthalben herum und besehe alles so wohl; ob er wohl meine, er könne den Hof vielleicht bald erben? Aber er habe nicht im Sinne, bald da weg, und es hätte schon mancher Alte mit jungen Beinen (Knochen eines Jungen) Äpfel von den Bäumen geworfen. Nicht, daß er das begehre, aber nur sozusagen.

Als es dunkelte, sollte das Erntefest angehen, aber man hatte seine liebe Not, die Leute herzuzubringen. Vreneli, krebsrot vom Backen und Kochen den ganzen Tag, ward zuletzt zornig und sagte, die dummen Leute hätten den ganzen Tag schon die Finger geleckt bis zu den Achseln und noch weiter

nach hinten, jetzt wolle sich keiner dafür halten, keiner sich herbeilassen; so könne man nicht anrichten, nicht mit der Sache vorwärts, und dann am Morgen sei keiner vom Tisch wegzubringen, sie säßen da wie eingebrannt (angebacken) oder angenagelt. Man mußte diesem nachschicken und jenem, und am Ende war doch noch jemand nicht da, den man bei den Ohren hätte herbeireißen sollen.

Da war Fleischsuppe mit Safran in mehreren Schüsseln auf dem Tische, in welche das Brot so dick eingeschnitten war, daß man auf eine Schüssel hätte knien können. Dann kam Rindfleisch, grünes und dürres (frisches und geräuchertes), Speck, süße Apfelschnitze, Kuchen (Krapfen) von drei Arten, alles hoch aufgetürmt, und einige weiße Flaschen mit Wein, von welchen jede eine Maß faßte, standen auf dem Tisch, und für alles war kaum Platz, daß die Auftragenden oft in der größten Verlegenheit waren, wo abstellen. Sperlingen im Hirse muß es wohl sein, aber die wissen doch noch lange nicht, wie es einem an einem Erntefesttische ist, der unter seinen Lasten sich biegt, und unter dem man seine Beine gar nicht zum Stillehalten bringen kann, weil sie auch hinauf möchten und sehen, was da oben so herrlich riecht.

Und doch war es nicht allen gut genug dort. Elisi und Trinette mochten nicht zu den groben Leuten und groben Speisen. Im Stübli war ein besonderer Tisch gedeckt, auf dem war roter Wein, waren Fische an (in) einer Sauce und Zuckererbsen und Braten von Kälbern und Tauben, gebackene Fische, Schinken und Kuchen, Eierwecken statt Brot, ein Kännchen voll süßen Tees für die Liebhaber des Tees und Dessert, den die Wirtin seit ihrem letzten Kindbettschmaus aufbewahrt hatte. Die Kinder gingen von einem Tisch zum andern, taten immer an einem Tische wüster als am andern, bis sie endlich, zu voll von Speise und Trank, wie wüste kleine Teufelchen zu Bette gebracht werden mußten. Elisi und Trinette erzählten einander, was sie ertragen möchten, was nicht, rümpften

über alles die Nase und sagten, was ihnen dies mache und was jenes; das eine blähte sie, und das andere lag ihnen sonst im Magen; das eine ließ sie nicht schlafen, das andere brachte ihnen den Alp; das eine schlug ihnen in die Augen, das andere in die Ohren; das eine verstopfte sie, das andere machte ihnen den Durchlauf.

Unterdessen aßen sie von dem, was sie verstopfte, und von dem, was ihnen Durchlauf machte, das mußte sich ja gegenseitig aufheben, und auch dem Trinken sah man ihre Kränklichkeit eben nicht sehr an.

Johannes hielt sich nicht lange am Familientische auf, sondern machte sich bald hinaus zum Gesinde und blieb dort, bis der Morgen graute und alles die Betten suchte. Er gab sich besonders mit Uli ab, setzte ihm zu mit Trinken, gab ihm Tabak und führte mit ihm Gespräche über allerlei, daß es Uli vorkam, der Wirt von Frevligen sei nicht halb so hochmütig, als man ihn verschreie. Am meisten aber verwunderte sich Uli, als derselbe schon morgens früh in den Stall kam, wo er allein hantierte, während die andern Knechte noch schliefen.

„So, bist du schon auf und allein?" sagte der Wirt. „He ja," antwortete Uli. „Die Tiere haben gestern nicht Erntefest gehabt und hart arbeiten müssen, da wäre es nicht billig, wenn sie lange auf ihr Fressen warten müßten." „Es denken aber nicht alle so," sagte der Wirt, „und darum habe ich dich etwas fragen wollen. Weißt du was? Komm du zu mir; ich hätte einen Platz für dich, wo du wenigstens zehn Taler höher kämest als hier, und alle Tage müßtest du deinen Wein und dein Stücklein Fleisch haben." „Aber was sagt der Meister, wenn Ihr mich abdinget?" „Was geht das dich an?" sagte der Wirt; „da laß du mich sorgen. Du bleibst doch nicht lange hier; mein Alter ist viel zu wunderlich und mißtrauisch, er kann niemand behalten. Bei mir ist das ganz anders; ich bin oft nicht daheim, und meine Frau ist ein Pflartsch (faule Person); da muß ich einen Knecht haben, dem ich alles an-

vertrauen darf. Wenn mir einer anständig ist, so hat einer bei mir einen Posten, wie im ganzen Lande keiner mehr ist; er kann es haben wie ein Herr. Komm, du sollst dich nicht reuig sein. Sieh, da hast du einen Neutaler Draufgeld." „Behaltet nur Euer Geld," sagte Uli, „das macht sich nicht so geschwind. Ich habe diesen Augenblick nichts zu klagen, vor vier Wochen wäre es anders gewesen. Man ist gut gegen mich, besonders die Meisterfrau, und dann halte ich nichts darauf, weiter zu gehen, wenn es einem an einem Orte wohl ist." Der Wirt ließ nicht nach mit Drängen, man hörte Geräusch am Brunnen, Uli sagte endlich, er wolle sich besinnen. Er mußte versprechen, in vierzehn Tagen den Bescheid zu geben. Als sie aus dem Stall traten, ging eben Vreneli mit einem Eimer Wasser ins Haus.

Am Mittag ging Essen und Trinken von neuem an; nur Elisi und Trinette taten schmächtig, klagten über allerlei und taten, als ob sie kein Bißchen hinunterbringen könnten, packten aber doch unvermerkt ziemlich ein. Im Nachmittag reisete der Besuch wieder ab, nachdem Johannes noch einen neuen, schönen Fünfbätzler dem Uli in die Hand gedrückt und ihm mit den Augen bedeutsam zugewinkt hatte. Die Großmutter sah dem Charabank lange nach und sagte endlich: „Die Kinder sind mir lieb, aber wüst tun die doch, es hat keine Art; die müßten mir noch anders gewöhnt werden, wenn ich immer um sie sein sollte." Drinnen sagte sie zu Vreneli: „Johannes macht doch je länger, je mehr den Großen; denk doch, hat der Narr nicht dem Uli einen neuen Fünfbätzler Trinkgeld gegeben!" „Er wird wohl wissen, warum er das getan hat," sagte Vreneli. „Den Herrn will er spielen, zeigen, daß er wisse, was unter der Herrschaft Sitte sei, das will er," sagte die Alte. „Nein, Base," sagte Vreneli, „er will noch etwas anderes, ich darf es Euch fast nicht sagen; es ist wieder ein wüstes Stücklein von Johannes. Dieses Mal hat er den Vetter weder um ein Roß, noch um eine Kuh gebracht, aber den Uli will er ihm

abdingen, darum hat er ihm auch das Trinkgeld gegeben." „Was du nicht sagst, der Uflat (Unflat)!" sagte die Alte. „Wenn man den eigenen Kindern nicht mehr trauen darf, dann ist doch nicht mehr dabei zu sein. Johannes, Johannes, was bist du doch für ein Unmensch! Aber seine Frau ist schuld daran, sie macht ihn so, er ist ehemals doch nicht so gewesen! Aber woher weißt du das?" „Ich holte am Morgen früh Wasser; es wollte eben keine Magd aufstehen. Da war Johannes, der sonst bis um zehn Uhr im Bett liegt, schon bei Uli im Stall; das wunderte mich. Während mir das Wasser in den Eimer lief, paßte ich der Sache ab und hörte, wie Johannes den Uli drangsalierte, bei ihm Dienst zu nehmen, und ihm einen Neutaler darauf geben wollte." „Und hat er ihn genommen?" frug die Mutter ängstlich. „Nein, er stellte sich recht brav, ich hätte es nicht von ihm geglaubt. Sie hörten mich wahrscheinlich und brachen ab; ich vernahm nur noch, wie Uli vierzehn Tage Bedenkzeit nahm. Aber ich glaube, wenn der Vetter ihn zur rechten Zeit fragt um das Dableiben, so werde es keine Not haben." „Er hat mich schon manchmal fast wild gemacht," sagte die Alte. „Er will die Dienstboten nie fragen; er meint, es sei an ihnen. Aber seit wann fragt ein rechter Knecht selbst? Dann sagt er, sie arbeiteten viel besser, ehe man sie gefragt habe. Sobald man sie einmal wieder für ein Jahr gedungen, sie des Dienstes sicher seien, so würden sie ganz gelassen, sie dächten, es hätte es wieder (täte es wieder) für ein Jahr, ob sie nun etwas mehr oder etwas weniger arbeiteten." „Ja," sagte Vreneli, „der Vetter meint halt, es seien alle Menschen über einen Leisten geschlagen, und weil er die guten wie die schlechten hält, so kommt er nie zu guten." „Er muß den Uli noch heute dingen," sagte die Alte. „Aber verratet mich nicht, daß ich es gehört, sonst hängt mir der Vetter wieder eine Verdächtigung an; er trauet mir auch nicht mehr als der schlechtesten Dirne," ermahnte Vreneli.

Die Alte suchte ihren Eheherrn und brachte ihm vor: „Denke

doch, was Johannes für ein Unflat und Unmensch ist; will er uns nicht den Uli abdingen!" Joggeli tat nicht halb so verwundert, sondern meinte, etwas müsse der Johannes immer verüben, entweder ihm etwas abstehlen oder ihm etwas abschwatzen; er sei von Jugend auf so gewesen, aber er sei nicht schuld daran. Darauf wollte er wissen, wie seine Frau die Sache vernommen. Natürlich bekannte sie bald, daß sie es von Vreneli habe. „Ich kann dir nicht sagen, Frau," sagte Joggeli, „wie mir das Mädchen zuwider ist; es hat seine Nase in allem, und hinten und vornen heißt's immer nur: Vreneli, Vreneli. Das zieht (läuft) dem Uli nach, zähl' darauf (verlaß dich drauf), da wird es wieder einen schönen Verdruß absetzen, von wegen der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Was hätte es so früh beim Stall zu tun gehabt, wenn es ihm nicht hätte nachstreichen wollen? Aber zähl' darauf, sobald ich darüber komme, so jage ich es fort. Es hat schon Schande genug in die Familie gebracht, es soll nicht noch mehr bringen, die wüste Dirne!" Dann könne er selbst die Haushaltung machen, sagte seine Frau. Das sei nicht recht, daß Vreneli jetzt alles ausessen solle. Es hätte es ja mit seinem Bericht gut gemeint, und jetzt wolle er es schlecht machen. Wenn sie von allen verraten und verkauft würden, so sei er selbst schuld daran. Sobald eins ihnen einen Dienst erweise, so hänge er ihm etwas an, statt ihm zu danken. „Aber mach' meinethalb, was du willst, man ist töricht, wenn man um dein Bestes sich kümmert."

Joggeli bedachte sich die Sache wohl, und sie ging ihm im Leibe herum wie ein Wurmpulver.

---

18. Kapitel. **Wie eine gute Mutter viel Ungerades gerade, viel Böses gut macht.**

Am Abend ging Uli den Kirschbäumen nach, um zu sehen, wo noch gekirschet werden müsse; unversehens war Joggeli bei ihm. Nachdem sie allerhand verhandelt, sagte Joggeli,

die Ernte sei gut gegangen, die Arbeit gut gelaufen, nur müsse er nicht meinen, daß man dem Weibervolk alles machen müsse, woran es sinne; das Korn sei die Hauptsache, der andern Sache hätte man sich wenig zu achten, wenn es nur mit dem Korn gut gehe. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm da etwas geben. Er drückte ihm einen Neutaler in die Hand. Uli dankte, sagte aber doch, es sei ihm nicht wegen dem Weibervolk, und er wisse wohl, daß das Korn die Hauptsache sei, aber er meine, man müsse alle Sachen achten und womöglich gar nichts Schaden leiden lassen. Er hätte ihn auch gleich fragen wollen, ob er gedenke, bei ihm zu bleiben, fragte Joggeli. Er wisse nicht recht, was er sagen solle, es sei ihm zuwider, weiters (anderswohin) zu gehen, aber er sei auch nicht gern an einem Orte, wo man nicht mit ihm zufrieden sei, ihm nicht traue. Wenn er wüßte, daß noch etwas der Art geschehen würde wie letzthin, so wollte er gleich gehen, antwortete Uli. Er hätte es ja gehört, sagte Joggeli, daß er zufrieden sei, und so wolle er ihm gleich noch einen Neutaler Draufgeld geben. Er täte es sonst nicht, wenn er wieder dinge, aber am Ende vermöchte er es so gut als andere. Er wolle lieber seine Taler selbst brauchen, wie er wolle, als andere mit seinen Talern ihm Streiche spielen lassen. Da dachte Uli an diesen Morgen und fragte, wer ihm das schon wieder gesagt habe? „He, Uli," sagte Joggeli, „es ist denen immer am mindesten zu trauen, welche vorwärts am meisten lecken und einem nachstreichen. So machen es gewöhnlich die falschen Katzen, die geben einem hinterrucks die Tatzen." Und damit trippelte Joggeli an seinem Stecken gegen Üfligen zu, wo er gern an einem Sonntage seinen Schoppen nahm.

Die letzten Worte warfen Uli einen Stachel ins Herz; er wünschte fast, er hätte den letzten Neutaler nicht genommen. Wem sollte er nicht trauen? Wer hatte ihm die Tatzen eingeschlagen? Doch wohl Vreneli! Das war vom Brunnen weggegangen, mußte aller Vermutung nach die Verhandlungen

gehört haben. Er hatte es mit allen gut gemeint, niemand etwas zuwider getan, und glaubte sich namentlich mit Vreneli in einem gewissen zutraulichen Einverständnisse ohne alle Liebe. Die Bezüglichkeit, die mehr oder weniger zwischen einem hübschen Burschen und einem hübschen Mädchen, welche in einem Hause wohnen, entweder anziehend oder abstoßend stattfindet, merkt man oft lange nicht. Aber Vreneli war im Hause, was Uli außer dem Hause; sie konnten einander viel zuwider, viel zulieb tun. Uli hatte nun geglaubt, das Letztere getan zu haben, weil es auch der Meisterleute Nutzen war, daß sie einander in die Hand arbeiteten und gemeinsam das Gemeinsame förderten. Ulis schlichter Verstand begriff, wohin es kommen muß, wenn eine Behörde, eine Gewalt in einem Hause oder in einem Staate hie aus will, die andere da aus, und die Gewalten ungefähr das vorstellen im Staate, was die unbändigen Hengste an einem Verbrecher, der zerrissen werden soll.

Nun war also Vreneli falsch an ihm und verklagte ihn hinterrücks; das tat ihm weh. Er haßte die Ohrenbläserei, wo immer Feindseligkeit herrscht, bald die einen verbündet sind, und bald wieder die gestern Verbündeten als Feinde sich gegenüberstehen; er war daran nicht gewöhnt.

Je länger die Sache ihm im Herzen wurmte, desto ärgerlicher wurde er; er war oft darauf und daran, das Draufgeld wieder zu geben und expreß zu Johannes zu gehen. Natürlich war er dabei mürrischer als sonst, hatte sein fröhliches Aussehn nicht, war einsilbig über Tisch, ließ hie und da einen Trumpf fliegen und tat manchmal, als höre er etwas nicht, das ihm gesagt wurde. Die Mutter fragte mehr als einmal: „Was hat doch auch Uli, er ist ganz ein anderer; was ist ihm über den Weg gelaufen, oder wer hat ihm etwas zuleid getan?" Es wußte niemand etwas. Sie fragte Joggeli, ob er ihm etwas getan, und ob er ihn eigentlich gedinget oder nicht. Der lächelte und sagte, sie solle nicht Kummer haben, es sei alles im reinen.

Sie sagte Vreneli, was doch wohl das sei, es solle mit Uli reden. Aber Vreneli sagte, das tue es nicht. Es hätte Uli nichts zuleid getan, und doch sei er gerade gegen es am wüstesten. Wenn es ihm etwas sage, so tue er, als höre er es nicht, und handkehrum (gleich drauf) lasse er etwas fliegen, welches ein Trumpf sein solle, aber es wisse nicht auf was. Sie solle selbst mit Uli reden, es schicke sich für sie am besten. So sei allerdings ein langweilig Dabeisein, und es wollte lieber, das währte nicht zu lange.

Die Mutter ging einmal wieder zur Kirche, dieses war ein Ereignis zu Üfligen. Die gute Mutter hatte soviel zu sehen; die Kanzel war neu angestrichen worden, einige Bänke hatte Lehnen bekommen, junge und alte Menschen waren da, welche sie nicht kannte, — so daß die Predigt aus war, ehe sie daran dachte. Sie hätte ihr Lebtag noch nie so kurze Zeit in einer Predigt gehabt, sagte sie, sie müsse künftig wahrhaftig öfter gehen. Der Pfarrer könne das Predigen wohl, es komme ihm wie zu einer Brunnenröhre heraus, nur mache er es wohl kurz, sagte sie. Nach der Predigt ging sie zum Krämer, kramete (kaufte ein zu Geschenkzwecken) allerlei, unter anderm auch ein seidenes Halstuch mit schönem Rande.

Als sie heimkam, wartete alles mit Verlangen auf sie zum Essen, denn die gute Frau hatte gar lange beim Krämer sich aufgehalten. Dort war ja fast noch mehr zu sehen als in der Kirche; dazu mußte man noch handeln und konnte darüberein noch über manches fragen, das man in der Kirche gesehen. Sie konnte sich nicht satt erzählen von ihren Genüssen während diesem Morgen und sagte auch, es müsse ihr künftig wahrhaftig fleißiger in die Kirche gegangen sein. Wenn der Pfarrer nur nicht so exakt läuten ließe, sie glaube, sie ginge alle Sonntage. Nachmittags, als das Volk (Dienstvolk) verflog, sah sie unvermerkt Uli nach und sah, daß er in sein Stübchen ging.

Als sie ihm dahin nach einiger Zeit folgte, fand sie ihn

in der Bibel lesend. „Du siehst ja nichts hier," sagte die Frau, „warum kommst du nicht mehr hinab in die Stube? Du tust seit einiger Zeit so wunderlich, ich kann mich nicht auf dich verstehen (werde nicht klug aus dir), und sonst wäre ich so zufrieden mit dir. Du hast mir so schön zum Flachs und zu den Kirschen gesehen, und deswegen habe ich dir nur so als ein Zeichen von Zufriedenheit ein Halstuch gekramet; aber jetzt möchte ich auch wissen, was du hast. Hat dir jemand etwas in den Weg gelegt oder dich aufgewiesen, oder was ist's?" Das hätte sie nicht gebraucht, sagte Uli, das Halstuch mit Wohlgefallen betrachtend, er hätte nichts Apartes gemacht. „Aber, was schmollest, was hast dann?" He, so wolle er es geradeaus sagen. Böse sei er über Vreneli. Das hätte ihn nicht gebraucht beim Meister zu verrätschen (verraten, verklagen) und anzuschwärzen, als Johannes ihn hätte dingen wollen; er hätte sich dessen nichts vermocht und nichts gesagt, was nicht alle Leute hätten hören dürfen, aber was es dazu gelogen habe, das wisse er nicht. „Wer hat dir gesagt, daß Vreneli dich angeschwärzt?" sagte die Frau. „Das ist gar nicht wahr." „Es wird doch wohl wahr sein," sagte Uli, „der Meister hat es selbst gesagt, freilich nicht gerade heraus, aber er hat es merken lassen, daß man es mit den Pelzhandschuhen greifen konnte." „Er ist doch immer der Wüsteste, verzeih mir Gott meine Sünde," antwortete die Frau. „Vreneli hat ihm ja gar nichts gesagt, sondern bei mir den Johannes verklagt und dich noch gerühmt dazu; du bist aber auch nicht der Klügste, daß du gleich alles glaubst. Du weißt ja, wie er ist. Du solltest doch wohl sehen, daß Vreneli dir nichts in den Weg legt, sondern daß du ihm gar anständig (lieb) bist." „Was weiß man?" sagte Uli, „es ist schwer, sich auf das Weibervolk zu verstehen, und es ist doch auch traurig, wenn man dem Meister nicht glauben darf." „Was willst," sagte die Frau, „es ist einmal so, und ich meine, wenn man wolle, so sei es sich auf das Weibervolk besser zu verstehen,

als auf das Mannenvolk; von dem sagt man ja, es sei fälscher als Galgenholz. Und dann möchte ich auch wissen, wer den Heiland verraten hat, ob ein Mann oder eine Frau? Sei wieder zufrieden, aber sage es dem Vreneli nicht, was du gehabt, es hassete sonst meinen Alten noch mehr als jetzt, täte wüst mit ihm und bekehrete ihn doch nicht. Er ist ehemals nicht so gewesen, aber seit alles ihn betrügen will und an ihm saugen, ist er mißtrauisch geworden und trauet keinem Menschen mehr, ja selbst mir nicht. Anfangs habe ich pläret (geweint), daß es mir den Kopf fast oben abgesprengt. Ich habe gemeint, das müsse nicht sein, das könne ich nicht leiden. Aber so nach und nach habe ich mich darein ergeben, ich weiß jetzt nichts anderes mehr und ich lebe doch und, ich will es geradeheraus sagen, nicht schlimmer als ehemals. Als dies nicht war, war etwas anderes da, etwas muß man immer haben, ist es nicht dies, so ist es jenes, und was man eben tragen muß, scheint begreiflich am schwersten. Da kommt es nur darauf an, ob man sich darein schicken kann oder nicht, und ob man annehmen kann, was man nicht wehren kann; das ist die Kunst. Uli, das laß dir gesagt sein, an allen Orten ist etwas, und meiner ist noch nicht der böseste. Wenn du immer bleibst, wie du bist, so hast du ihn ja nicht zu scheuen, und er plagt sich am meisten selbst. Er hat mich manchmal erbarmet, daß ich pläret habe seinetwegen. Ich habe gedacht, er müsse unter seinen eigenen Fehlern weitaus am meisten leiden. Mit den Meisterleuten müssen die Dienstboten auch Geduld haben, es haben ja alle Menschen ihre Fehler. Aber sag' doch dem Vreneli nichts; ich glaube, es liefe fort oder sagte meinem Alten wüst. Es ist ein gutes Meitli, aber solches verträgt es nicht und kann dann wüst tun, daß es einem übel gruset." Uli versprach es, und die Meisterfrau hatte im Treppeabgehen eine Ausrede bei der Hand für das Vreneli, welches wissen wollte, was sie da oben gemacht habe. Als der Friede wiederkehrte, die

Spaltung aufhörte, welcher der Alte mit Freuden zugesehen hatte, wunderte er sich sehr, aber er fragte mit keinem Worte. Ebensowenig verriet ihm seine Frau, daß sie ihm über seine Schliche gekommen und den Friedensstifter gemacht. Diesmal ging alles so diplomatisch zu, daß selbst Louis Philipp sich darob verwundert hätte.

Nun lief die Arbeit wieder freudig fort wie am Schnürchen. Denn wenn man einig ist und zufrieden die Gemüter, so geht alles noch einmal so leicht, und es tat not, es war sehr viele Arbeit. Aber eben wenn am meisten Arbeit ist, dieselbe fast über den Kopf wachsen will, so bemächtigt sich eine gewisse Hast, eine Ungeduld des Menschen; diese läßt sich an den Umgebungen aus, die Mitarbeitenden werden böse, hinterstellig (stellen sich auf die Hinterbeine), und der Hemmschuh ist untergeworfen.

Der Herr hatte die Bäume gesegnet, daß man fast nicht wußte, wo mit diesem Segen hin. Es war viel Mist, viel Land bedurfte desselben; es war also viel anzusäen. Wildes (bis dahin unkultiviertes Land) kriegte man unter den Pflug, welches doppelter Arbeit bedurfte. Nun war man aber in der Glunggen, wie schon gesagt, an ein Hacken gewöhnt, das dem Sahne-von-der-Milch-nehmen gleicht. Man hieb nur so das Gras oben ab, die zähe Furche und das darin befindliche Wurzelgeflecht blieben unverhauen, das Samenkorn fand keinen mürben, uneingenommenen Boden zum Wurzeln und zur Nahrung, daher mageres, schlechtes Korn trotz allem Misten. Zu gleicher Zeit wurde der Pflug nicht tief geführt, trotzdem daß es in der Glunggen nicht steinichter Boden war. So mußte der Boden unfruchtbar werden. Tiefer gefahren, besser gehackt mußte er werden, wenn es eine gute Ernte geben sollte. Dazu es zu bringen, hatte Uli Mühe; man war der Sache halt nicht gewöhnt. Es grusete (grauste) Joggeli, als er die dichte Reihe der Hacker sah, als Uli sechs Tiere vorspannte, statt sonst nur viere, als der rohe, wilde Boden an die Sonne

gekehrt ward. Das sei ja die dümmste Sache von der Welt, sagte er halblaut vor sich hin, die gute Erde zu vergraben und die böse, magere obenauf zu kehren; so mache man ja den Boden expreß wieder mager, wenn man den Mist so tief hinunter fahre, daß er ganz gegen Amerika hinunterkomme und dort hervor gewässert werde, während man in den schlechten, wilden Boden pflanze. Das könne unser Lebtag nichts geben, das komme doch jedem Kind in Sinn. Glücklicherweise ging er mit seinem Sohne ins Weltschland (französische Schweiz), um Wein zu kaufen, oder vielmehr, um für den Sohn zu zahlen, was dieser kaufte. Er mußte also freie Hände lassen und war ganz verwundert, als er, zurückgekehrt, die junge Saat so schön emporgeschossen sah im rein gemachten Acker. Man werde es aber im Frühling sehen, dachte er, wie das komme; der größte Teil werde im Winter dahinten bleiben.

Indessen war vergnüglich eingeerntet worden, denn wieder hatte man früher angefangen als andere. Nichts mußte unter dem Schnee hervorgeholt werden; man fand Zeit, bei schlechtem Wetter unter Dach zu bleiben und fand dort auch immer Dinge zu tun, welche die Arbeit draußen förderten. Das Wetter mache freilich viel, sagte die Mutter, aber sie erinnere sich an Herbste, wo das Wetter noch schöner gewesen sei, und doch sei man später fertig geworden und habe nicht soviel angesäet und nicht soviel Mist auszutun gehabt. Da sehe man, daß man selbst auch etwas zwingen könne. Freilich, wenn das Wetter darnach sei, so könne man nichts machen (im sechzehner Jahr stand der Hafer noch um Weihnacht draußen), aber sie wisse Leute, die nicht fertig würden, und wenn der Herbst bis Fastnacht dauern würde, die meinten, es sei eine Sünde, wenn sie nicht etwas den ganzen Winter draußen ließen, Kartoffeln, Rüben, oder sollten es nur die Bohnenstangen sein.

Die Matten (Wiesen) kamen in Ordnung. Gräben, große und kleine, wurden aufgetan, der gewonnene Schlamm aufs Land geführt, ja Uli schlug sogar noch das Tonen vor in der

nassen Matte. Tonen sind nämlich tiefe Graben im Boden, unterirdische, mit Steinen oder Holz bedeckte, mit Erde überworfene Kanäle, welche das Wasser sammeln und abführen, so daß die Oberfläche austrocknet und fruchtbar wird. Solchen Tonen hat man viele Tausend Jucharten gutes Land zu verdanken, und noch viele könnten durch sie gut gemacht werden. Das kam Joggeli aber zu streng (stark) vor. Sie wollten doch nicht alles auf einmal machen, sagte er, es sei das andere Jahr auch noch ein Jahr. Und dann sei es Zeit, das Dreschen anzufangen, sonst werde man ja bis Ostern damit nicht fertig. Wenn man Zeit finde, so könne man im Frühjahr sehen, aber das unterste zu oberst zu kehren, sei ihm nicht anständig (passe ihm nicht). Es gebe nur Kosten, und man wisse nicht, was dabei herauskomme. So redete er. Bei sich dachte er noch, die Leute müßten doch nicht meinen, daß dem Uli alles allein in Sinn komme, und daß man in der Glungge nur auf ihn gewartet habe, um solche Sachen zu machen. Der Bursche würde ihm nur zu übermütig, er mache jetzt schon, wie wenn alles sein wäre, und wie wenn vorher niemand dagewesen wäre. Ja Joggeli rühmte noch den andern Knechten, was sie würden gesagt haben, wenn sie noch den ganzen Winter hätten tonen müssen. Uli hätte tonen wollen. Er aber hätte es doch besser mit ihnen gemeint, als sie hinter eine solche Arbeit zu schicken, bei welcher man alle Kleider verderbe. Uli könnte doch nicht alles zwingen, er sei selbst immer noch Meister, und das komme ihnen noch manchmal wohl. Er hätte noch mehr Verstand als mancher, der es doch eigentlich mit ihnen halten sollte. Begreiflich fanden die Knechte die Rede des Meisters sehr erbaulich. Alle Extraarbeiten sind den meisten Knechten zuwider, weil die laufende Arbeit doch getan, also strenger und fleißiger gearbeitet werden muß. Gar manch Knechtlein verläßt seinen Platz, wenn es eine solche Arbeit kommen sieht. „Machen sie es meinethalb, wenn ich fort bin," sagt es, „ich aber wollte ein Narr sein, mich da halb

zu töten und meine Kleider zu verderben. Da kann ein anderer den Genuß haben.“ Diese Sucht, nichts Ungewohntes zu machen, geht so weit, daß viele, wenn sie nur die geringste, nicht täglich vorkommende Arbeit machen sollen, den Kopf aufsetzen, poltern, fluchen, aus dem Dienste laufen. Daher kommt es auch, daß soviele die geringste Handbietung dem weiblichen Geschlechte verweigern und nie Ohren haben für einen Befehl oder Wunsch der Meisterfrau. Das gibt die Leute, die nie zum Geschwindschritt und aus dem ordinären Marsch zu bringen sind, die sich nie weder anstrengen können, noch anstrengen mögen, die mit der gelassensten Lauheit dem Elend zuwandern, im Elend sich wälzen. Allerdings sind viele Meisterleute da daheim (darüber aus), daß sie mit wenig Dienstboten das Unmögliche erschinden wollen. Und wie das Kamel sich weigert, aufzustehen, wenn man ihm zu schwer aufgeladen, so werden übermäßig angestrengte Dienstboten halsstarrig und weigern sich des Dienstes. Diesen kann man es nicht verübeln. Nun aber verbreitet sich von diesen aus die Halsstarrigkeit nach und nach über die ganze Klasse, und wenn einmal ein Dienstbote schwitzen muß, so schreit er Zetermordio, und wenn er einmal ermahnt wird, schnell zu machen, so wirft er den Bündel vor die Füße und begehrt auf wie ein Bürstenbinder. Du mein Gott, was soll aus Menschen werden, welche sich nicht rasch rühren können, nicht rasch rühren wollen, die, wo es immer möglich ist, vier Stunden an einer Sache machen, welche in zwei leicht abzutun wäre! Das gibt die armen Leute. Sie strafen sich also selbst, und da erfüllt sich das Sprichwort wieder, daß Untreue den eigenen Herrn schlägt. Da entsteht die böse Gewohnheit, von der wir schon gesprochen haben, und die Rührigkeit, welche durch das Leben hilft, vergeht.

Gar viel besser als andere waren Joggelis Knechte nicht, und wenn man schon dem Meister es verübelt und flucht, wenn er etwas extra vornimmt, so mußten sie es dem Mitknecht

noch weit böser aufnehmen, daß er eine so wüste Arbeit ihnen auffalzen (=packen) wolle. Sie fluchten nicht nur über den Arbeitsteufel, den er im Leibe habe, und der ihm und andern nie Ruhe lasse, sondern sie suchten hinter seinem Fleiß und Eifer, der ihnen so ungewohnt vorkam, Gründe, und zwar eigennützige und selbstsüchtige. Es ist dies ein eigentümlicher, tiefliegender Zug im Volke. Im Fragebuch heißt es, alle unsere guten Werke seien mit Sünden befleckt, und Paulus sagt, all' unsere Gerechtigkeit sei wie ein unflätig Kleid. Diese Aussprüche haben allerdings ihren guten Grund in unserer Natur. Gar zu oft regt der äußere Nutzen uns zu einer guten Tat an, und wenn wir auch aus innerm, schönem Triebe etwas Gutes vollbracht, so kommt hintendrein gezogen die Eitelkeit, der Stolz, der Übermut und beschmutzt die Tat. Das sind die Befleckungen der guten Werke. Nun nimmt das Volk diese Befleckungen, obgleich die meisten der eigenen sich nicht bewußt sind, so allgemein als sich von selbst ergebend an, daß, sobald man etwas Gutes sieht, nach den Flecken gespürt wird. Und je weniger man sich selbst innerer, guter Triebfedern bewußt ist, um so mehr sucht man nach den äußern Befleckungen, nach eigensüchtigen, äußern Beweggründen, die zum Guten angespornt. Je eifriger einer z. B. der Uneigennützigkeit sich ergibt und mit raschem Hervortun für andere lebt, um so eifriger wird man ihn der geheimen Eigennützigkeit zeihen und verdächtige Absichten ihm zudichten. Die unwillig gewordenen Knechte begnügten sich daher nicht mit bloßem Fluchen und Stichelreden, sondern sie suchten nach den Triebfedern von Ulis Tun, und die glaubten sie mit leichter Mühe gefunden zu haben. Sie wüßten wohl, was der Narr meine, aber er habe den Bären noch nicht im Sack. Er wolle sich liebes Kind machen, hätte Flausen im Kopf und meine, da Bauer zu werden. Aber das komme nicht nur auf das Püppchen an und die alte sturme (halbverrückte) Frau, da predige dann noch ein anderer. Diesem allgemeinen Satz reihten sie eine Menge

Einzelnheiten an, und jeder wußte neue dazuzufügen samt neuem Spott und neuem Hohn.

---

19. Kapitel. **Eine Tochter erscheint und will Uli bilden.**

Elisi hatte nämlich großes Wohlgefallen an Uli und tat recht dumm mit ihm.

Schon im Winter hatte sie dasselbe gefaßt, und wenn des Sonntags nachmittags Uli allein in der Stube war, so machte sich Elisi an ihn, kramte ihm alles aus, und er mußte raten und bewundern, so daß es Uli unangenehm wurde, in die Stube zu kommen. Die bessere Jahreszeit unterbrach diese Konferenzen; da bekam Elisi Langeweile. Sie hatte ein halb Dutzend Blumentöpfe. Diese hatten bisher monatelang ruhig an einem Orte stehen können, wenn Vreneli sie nicht der Sonne oder dem Regen nachtrug. Nun waren sie Elisi nie am rechten Orte. Uli stand selten vom Essen auf, daß Elisi ihm nicht sagte, er müsse ihr ihre Blumentöpfe irgend wohin tragen, das Vreneli trüge gar keine Sorge zu ihnen, es ließe sie je eher, je lieber zugrunde gehen. Und selten kam Uli so schnell fort, als er wollte; er mußte bald an dieser, bald an jener Blume riechen, und wenn er fort wollte, so kam es Elisi in Sinn, an einem andern Orte wären sie noch besser, und er mußte sie noch einmal weiter tragen und noch an einer andern riechen, welche das vorige Mal übersprungen worden war. Saßen die Knechte am Abend auf dem Bänkli vor dem Stalle, so kam Elisi mit einer Gießkanne zum Brunnen und tat so ungeschickt und schüttete sich Wasser in die Schuhe, bis Uli ging und half, während die andern tapfer lachten und ziemlich unverhohlen über das dumme Ding spotteten. Regnete es oder waren ihr die Blumen sonst (=wie) nicht im Kopf, so trippelte sie doch um die Bank, ja einigemal nahm sie sogar ein Strickzeug in die Hand und spazierte damit unter dem Dache auf und

ab, weil sie ihre kalten Füße erwärmen müßte, wie sie sagte. Ja einmal im Grummet (zweite Heuernte) setzte sie ihr gelbes Schwefelhütchen auf, zog lange Handschuhe an, schob zwei Paar Bracelets daran herauf, nahm ihr Sonnenschirmchen und ging hinaus, als sie mit dem Wagen Grummet holen wollten. Uli mußte ihr einen Rechen auslesen, und nun fuhr Elisi, mit der einen Hand das Sonnenschirmchen haltend, mit der andern den Rechen, in die Matte, sich schrecklich gebärdend über den harten Sitz auf dem Wagen und dessen jämmerliche Stöße. In der Matte wollte sie Uli, der Heu auf den Wagen gab, nachharken; das ging aber nicht. Erstens saß der Rechen immer im Grase, daß sie ihn nicht loskriegen konnte, zweitens konnte sie nicht harken und zugleich das Schirmchen halten, und die Sonne schien doch so heiß; Elisi setzte sich daher auf den Wagen mit ihrem offenen Schirmchen. Es war eine schwere Aufgabe für den Lader, den Wagen gehörig zu laden bei der daraufsitzenden Elisi, welche kein Glied rühren durfte, welche, wenn sie etwa Platz machen sollte, Brülle (Schreie) ausstieß, daß die Schwalben, welche den Wagen umflogen, fast ohnmächtig wurden. Er mußte sie hin und her heben samt ihrem Sonnenschirmchen wie ein kleines Kind. Ringsum in den Wiesen standen die Leute still, als sie das Sonnenschirmchen auf dem Heufuder sahen, wußten zuerst nicht, was das war, denn so etwas hatten sie noch nicht gesehen, und lachten sich dann fast tot, als sie unter dem seidenen Ding auch das Elisi wahrnahmen. Als das Fuder höher und höher wurde, war Elisi in einem beständigen Kreischen und wollte doch nicht herab. Als sie auf dem schwankenden Wagen heimfuhr, hörten die „Ach haltet mich, haltet mich um Gottes und des Heilands willen!" nicht auf. Endlich war man glücklich in der Tenne, aber nun fing die Not erst an. Elisi durfte weder hinten dem Wellenseil nach hinunter, noch vornen über das Leiterchen, in welchem der Bindbaum befestigt war. Der Vater und die Mutter kamen heraus, als sie das Geschrei hörten, und als die

letztere ihre Tochter mit dem Schirmchen schreiend auf dem Fuder sah, sagte sie: „Du dummes Babeli, was kommt dir doch in Sinn? Hat man unser Lebtag einen solchen Narren mit einem Sonnenschirm auf einem Heufeuder gesehen?“ Joggeli begehrte mit der Mutter auf, daß sie jetzt hintendrein aufbegehre; sie hätte vorher wehren sollen, daß Elisi die Dummheit nicht verübe, jetzt mache sie ihr nur Angst. Diese war in der Tat groß. Uli hatte hinten ans Fuder eine Leiter angestellt, und Elisi sollte auf die hinaustreten und da hinunter. Aber Elisi stand zitternd auf dem Fuder, das offene Schirmchen in der Hand, und allemal, wenn sie den Fuß hob, schrie sie: „Du mein Gott! Haltet mich, haltet mich, ich falle!“ Endlich sagte Joggeli, das gehe nicht so, Uli solle hinauf und Elisi holen; es sei aber dumm von ihm, daß er Elisi einmal da hinauf gelassen, er hätte wohl denken sollen, das komme so. Uli ging die Leiter auf und wollte Elisi die Hand bieten. Aber Elisi schrie noch ärger. Da ging er aufs Fuder und wollte Elisi hinaus auf die Leiter heben, damit sie auf derselben allein hinuntergehen könne, da schrie aber Elisi auf, als ob man sie am Messer hätte. Es blieb Uli endlich nichts übrig, als Elisi auf den Arm zu nehmen, wie ein kleines Kind, und so sie zu tragen. Das ließ auch Elisi sich gefallen und hielt sich so wacker an Ulis Hals, daß er ganz braun und blau den Boden erreichte. Solange Elisi lebte, bildete diese Heufahrt ihre Hauptgeschichte. Wenn man sie erzählen hörte, was sie da ausgestanden und erlebt, so standen einem fast die Haare zu Berge, und man kam zur Überzeugung, daß, was der Kapitän Parry auf seiner Nordpolexpedition *) erlebt, nur Kleinigkeiten seien gegen das, was Elisi von der Matte bis in die Tenne erfahren. Daneben behandelte Elisi Uli, ehe man sich's versah, wieder mit gar mächtigem Hochmut, antwortete ihm so wenig als den andern Dienstboten, wenn er guten Tag oder gute Nacht

*) Parry unternahm von 1818—1827 fünf Nordpolfahrten.

wünschte, hielt ihm vor, er rieche nach dem Kühstall, redete über seine rauhen, großen Knechtenhände, konnte sich aber denn doch nicht enthalten, mit ihren magern bleichen Händen daran herumzufingerlen.

Uli war dieses sehr unangenehm, ohne daß er eine weitere Bedeutung darein setzte. Er meinte, das gehöre zu den Eigentümlichkeiten und Meisterlosigkeiten (schlechten Gewohnheiten) des verzogenen Kindes. Er war damit geplagt und wurde von den andern Dienstboten ausgespottet. Indessen benahm er sich anständig, denn es war immerhin die Meisterstochter, während hingegen die andern das Mädchen zum Besten hielten, oder es so rücksichtslos verhöhnten, besonders wenn sie zu Weihnacht aus dem Dienste wollten, daß Elisi gar oft heulend und schreiend vor ihren Alten Klage führte und sich ins Bett legen mußte, sich gebärdend fast wie ein wirbelsinnig (halb wahnsinnig) Kind. Joggeli nahm dann seinen Stock und höpperlete (trippelte) zum Hause hinaus. Die Mutter sprach zu, sie solle doch nicht so plären (weinen), es sei doch nicht des Weinens wert, gab ihr Tropfen, und wenn es weit kam, so ging sie hinaus und putzte dem Sünder ab, daß er inskünftig ihr Kind ruhig lasse. Dagegen erhielt sie gewöhnlich zur Antwort, daß man Elisi gern ruhig lasse, aber sie solle dann in der Stube bleiben und brauche nicht zu ihnen zu kommen und anzufangen. Man sei doch nicht dafür da, sich von einer solchen, welche auf der Himmelswelt nichts sei, kujonieren zu lassen.

Elisi kam es auf einmal in Kopf, sie wolle ihren Bruder besuchen, es wußte niemand, warum. Es war eine unbequeme Zeit. Der Vater wollte sie nicht fahren lassen, man wollte es ihr ausreden, aber Elisi fing an zu plären, zu schnopsen (schluchzen), als ob sie ersticken wolle, bis es endlich hieß, Uli solle sie morgen fahren. Nun kam Elisi schnell zu sich selbst, tat Kästen und Schränke und Kommoden auf, füllte die ganze Stube mit ihren Herrlichkeiten und rief das ganze Haus zu Rate, mit was sie die Trinette ärgern könnte. Uli war die

Reise nicht lieb, er ging nicht gern zu Johannes, auch hörte er den Spott seiner Mitknechte nicht gern, die sich lustig darüber machten, daß er mit der Meisterstochter im Lande herumfahren könne. Zudem schien ihm Vreneli puckt (kurz angebunden) und böse, gab ihm kurzen Bescheid und warf seine Schuhe, die er zum Einschmieren brachte, gar unsanft in eine Ecke. Diese Unfreundlichkeit wurmte Uli doch, und er hätte gern gewußt, woher sie stamme, aber er hatte keine Gelegenheit zu fragen. Als er am Morgen erschien, schön angetan mit dem Halstuch, welches ihm die Meisterfrau gekramet, warf Vreneli ihm spöttische Blicke zu und sagte ihm, er hätte sich ja unbändig herausgeputzt, aber er werde gedacht haben, helf, was helfen mag! Aber Elisi komme er doch nicht nach. Allerdings erschien diese gar schön und glitzerig, umbunden und aufgezäumt (aufgedonnert) mit allem Möglichen, zwei Mägde hinter sich, von denen jede einen Pack mit Kleidern trug, und hintendrein die Mutter mit einer Schachtel, worin noch die Kappe und die Vorhemdchen waren, die nicht verdrückt werden durften. Elisi wollte freilich den andern Tag wieder kommen, aber sie sagte, man wisse nie, was es gebe, und es sei einem nicht wohl, wenn man sich nicht wenigstens zweimal anders anziehen könne. Als der Zug durch die Stube gezogen war, ergriff Vreneli die Katze und trug sie einige Schritte nach mit der Frage auf der Zunge, ob sie die nicht auch noch mitnehmen wolle. Doch besann es sich eines andern, setzte die Katze wieder ab, ging zurück und drückte trübe Augen an das angelaufene Fenster.

Uli hatte sich vorauf gesetzt, im verdeckten Sitze saß vergnügt Elisi. Sie versuchte, sobald das Haus im Rücken war, mit Uli zu reden, aber das wilde, junge Roß fesselte dessen Augen so, daß er nicht rückwärts sehen, seine Antworten nur so abgebrochen über die Achsel geben konnte. Da wurde Elisi ungeduldig, und einige Regentropfen gaben ihr den Vorwand, den Uli zu heißen, hinein auf den Sitz zu kommen.

Er machte Umstände, allein da er endlich den Regen und seinen Hut bedachte, so setzte er sich neben Elisi. Nun war dieser recht wohl neben Uli, und sie sagte ihm mehrere Male, er solle sich nur nicht so in die Ecke drücken, sie hätten gar wohl Platz nebeneinander, sie seien ja beide noch nicht so dick wie der Vater und die Mutter, und die müßten doch auch Platz haben. Die Mutter sei auch nicht immer so dick gewesen wie jetzt, sie hätte manchmal gesagt, sie sei zu ihrer Zeit noch dünner gewesen als Elisi. Es werde ihr auch schon bessern; der Doktor hätte ihr schon manchmal gesagt, wenn sie einmal einen Mann habe, so werde sie schon wieder rote Backen bekommen. Aber pfui, wer möchte doch! Dem Doktor kratze sie noch einmal die Augen aus, wenigstens eins, und dabei rückte sie um ein gutes näher zu Uli. Sie sei das schönste Kind gewesen, wo man hätte sehen wollen. Die Leute seien bei ihr still gestanden und hätten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: „Nein aber, wie ist das doch ein Kind, so ein schönes haben wir noch nie gesehen!“ Sie besinne sich gar wohl daran. Noch als sie ins Weltschland gekommen sei, sei nicht manches so schöne Mädchen im Kanton gewesen. Backen hätte sie gehabt wie gemalt, und eine Haut so glatt, man hätte sich können darin sehen wie in einem Spiegel. Wenn sie damals ihre Gitarre an einem rot und schwarzen Bande umgehängt habe und vor dem Hause auf und ab spaziert sei und schöne Lieder gespielt und gesungen habe, z. B.: „Im Äärgäüu sy zweu Liebi und die händ e nandere gern,“ oder: „Üsi Chatz und d's Herre Chatz hei e nandere bisse,“ — so seien ganze Haufen Weltsche (französische Schweizer) um sie herum gestanden und hätten ihr flattiert; sie hätte nur brauchen ja zu sagen, so hätte sie Zehn für einen haben können von den Vornehmsten, welche im Weltschland seien und so schön, so schön, daß man hier nichts so sehe. Das seien dort andere Leute als hier. Da sei sie aber krank geworden und hätte wieder heim müssen, und da sei man gar wüst gegen sie gewesen; sie hätte arbeiten sollen wie eine ge-

meine Bauerntochter, und Speise hätte sie brauchen (nehmen) sollen, so wie sie andere Leute auch hätten, wie sie aber kein Hund im Weltschland fresse. Seither hätte sie, sie könne es wohl sagen, keine gesunde Stunde gehabt, aber es werde ihr schon noch bessern. Darauf erzählte Elisi ihre ganze Krankheitgeschichte dem Uli; diese dauerte, bis sie das Städtchen vor sich sahen, wo Elisi noch einkaufen wollte. Da ließ sie halten und sagte dem Uli, es regne nicht mehr, er solle wieder vorauf sitzen, die Leute würden sonst nicht wissen, was das gegeben habe, daß sie mit dem Knecht im Chaischen sitze, und könnten einen wüsten Lärm machen, den sie nicht begehre. Das stach Uli in die Nase, und schweigend setzte er sich vorauf. Im Wirtshaus machte sich Elisi ganz breit, ließ sich nicht übel aufwarten, nachdem sie doch auch an Uli gedacht und befohlen hatte, daß man ihm einen Schoppen gebe und etwas weniges zu essen, etwa einen Mund voll Fleisch und eine handvoll Gemüse, und aß nur vom Besten. Sie tat vornehm am Tische. Rindfleisch nahm sie keins; deren hätten sie daheim alle Tage, sagte sie, Gemüse hätte sie keins gegessen, seit sie konfirmiert sei, es treibe gar auf, Kalbfleisch ebenfalls nicht, seit sie im Weltschland gewesen, weil es zu fett mache. Den Fischen, Tauben, Hähnchen, den Torten und dem Dessert sprach Elisi zu, als ob sie gedroschen hätte. Dann kramete (kaufte ein) sie tüchtig und sagte in jedem Laden, sie wolle ihren Knecht schicken, die Sache zu holen. „Wo ist mein Knecht?" frug sie, sobald sie wieder im Wirtshause war. „Mein Knecht muß mir das holen. Mein Knecht soll anspannen." So ging es in einem fort, bis sie endlich wieder zum Tore aus waren. Kaum dachte Elisi, nun könne vom Städtchen aus sie niemand mehr sehen, nicht einmal der Sigrist (Küster) im Turme oder der Landjäger im Schlosse, so zog sie ein rotes Nastuch hervor und sagte Uli, sie hätte ihm auch etwas gekramet, er solle sehen. Er begehre nichts, sagte Uli, es sei unnötig. „So sieh doch," sagte Elisi. Er hätte nicht Zeit, sagte Uli, er müsse auf das

Roß sehen. Er solle halten und herein kommen, befahl Elisi. Er (ihm) sei wohl da, sagte Uli, es könnte es ja jemand sehen. „Bist bös, Uli? Sei doch recht (ja) nicht böse!“ sagte Elisi. „Was kann ich dafür? Wir Vornehmen müssen tun, was gebräuchlich ist, wollen wir nicht verbrüllet (verklatscht) werden. Gemeine Leute haben es bequem, auf sie gibt niemand acht; sie können tun, was sie ankommt, uns aber paßt die ganze Welt auf. Sei doch nicht böse, sonst habe ich ja gar keine Freude mehr!“ So bat, befahl, jammerte, weinte Elisi, bis Uli hineinging, aus Angst, sie möchte Krämpfe kriegen. Nicht weit von Frevligen hielt er aber von selbst und wechselte stillschweigend seinen Platz.

Frevligen ist ein großes Dorf in ebenem Land, reich an Feldern und Wäldern; eine Heerstraße zieht sich durch dasselbe, und schöne Bäche bewässern das Land, welches dazu gehört; viel Reichtum ist dort, aber auch viel Übermut. Die Leute können notdürftig lesen und schreiben, haben Bildung, darum sind sie auch grenzenlos eingebildet. Weil sie von A bis Z alle Buchstaben geläufig kennen, so meinen sie, sie kennten auch alle Dinge im Himmel und auf Erden, sprechen daher mit weiten Nasenlöchern, den Hut auf der Seite und die Hand am Geldsäckel, über himmlische und irdische Dinge ab, daß Funken davonfahren, als ob die sieben Weisen Schnuderbuben (Gelbschnäbel) gegen sie wären und jeder von ihnen eine lebendige herumwandelnde Universität mit allen vier Fakultäten und den sieben freien Künsten im Leibe. Und wenn sie zufällig eine Tabakspfeife im Maul haben, dann will ich niemand raten, ihnen zu widersprechen. Jupiter, mit Blitz und Donner in beiden Händen, in Begriff, Städte, Länder zu zerschmettern, muß ein lieblich Gesichtchen gemacht haben, mit dem Gesichte zu vergleichen, welches ein Frevliger macht, wenn er eine Tabakspfeife im Maul hat und Widerspruch vernimmt. Die Flüche entströmen ihm nicht einzeln, sondern dutzendweise, und je gebildeter er sich glaubt, um so länger

und um so gräßlicher flucht er, daß einen dünkt, er sei nicht bloß eine lebendige Universität, sondern auch eine lebendige Dampfmaschine, die Flüche fabriziert im großen. Wenn sie von weitem eine Wahrheit hören, sei es nun eine religiöse oder eine medizinische, eine politische oder eine juridische, so blähen sie sich dagegen auf mit Schnauben und Tabak, als ob sie Schwefel unter der Nase fühlten. Wenn ihnen aber ein halbwitziger Kreuzritter oder ein am Verunglücken begriffener juridischer oder medizinischer oder politischer Spekulant die sinnlosesten Unwahrheiten, die wüstesten Lästerungen vorplaudert, so tut es ihnen wohl durch den ganzen Leib; sie strecken wohlbehaglich die Beine von sich, und wohl einer oder der andere steht auf, schlägt auf den Tisch und brüllt, indem er Maul und Augen aufreißt, daß sein ganzes Gesicht nur ein Loch scheint: „Der hat recht, auf meine arme, teure Seele, der verfluchte Millions-Tausends-Donner!" Diese Leute sind ein fürchterlicher Beweis von einem menschlichen Zustande, in welchem man nur Lügen zu lieben, zu glauben imstande ist; sie beweisen die Wahrheit der Worte, daß nur, wer aus der Wahrheit ist, ein wahrhaft Gemüt in sich trägt, Wahrheit begreifen, lieben und glauben kann. Wer diese psychologische Wahrheit im Auge behält, der kann sich gar manches Rätsel im Staatenleben erklären, und gar manche Erscheinung, mit der er sonst nichts zu machen wußte, wird ihm deutlich. Wenn der widerlichste, wüsteste, selbstsüchtigste Lümmel mehr Glauben, mehr Anhang findet als der aufrichtigste Menschenfreund, so weiß dieser, was da einzig trösten kann.

Als sie dort vor das Wirtshaus fuhren, worin Johannes Wirt war, kam der Stallknecht, das Pferd abzunehmen. Kinder standen vor dem Hause, aber bewegten sich nicht; Gesichter fuhren vom Fenster weg und zeigten sich nicht. Elisi stand da vor dem Wirtshaus in grüner Seide, mit halb erfrornem Gesicht, wie ein Kohlblatt im Winter, und Uli packte aus, Pack um Pack, die ihm niemand abnahm. Als endlich alles ausgepackt,

das Pferd längst im Stall war, wanderten sie der Haustüre zu, bei den Kindern vorbei, die sie mit großen Augen anglotzten, die liebe Tante weder mit Gebärden noch Worten begrüßten, sondern sich umkehrten und den Rücken wiesen, wenn man sie anreden wollte.

Endlich, als sie unter der Haustüre waren, kam Johannes durch den Gang und grüßte zärtlich seine Schwester: „Bunschur (Bon jour)! Bunschur! Was D.. kömmt dir jetzt in Sinn, daß du zu uns kommst? Eher an den Tod als an dich hätten wir gedacht! Wo D.. willst du hin mit deinem Bagagi?" Den Uli grüßte er vertraulich und hätte ihm sogar die Hand gegeben, wenn Uli eine freie gehabt hätte. Elisi sagte, sie hätte Langeweile gehabt und Lust bekommen, sie einmal zu besuchen. Der Vater und die Mutter ließen ihn grüßen. Somit hatte Johannes die Stube geöffnet, wo die anständigern Reisenden eintraten, und Elisi hineingeführt. Uli legte sein Gepäck ab und ging, Johannes ihm nach, sagend, er wolle es seiner Frau sagen, daß sie da sei. Die aber hatte Elisi wohl gesehen, Johannes brauchte es ihr nicht zu melden. Er ging Uli nach, der zu seinem Roß sehen wollte, sprach mit ihm des langen und breiten darüber, zeigte ihm dann seine Pferde und Kühe und machte ihm zwischen durch Vorwürfe, daß er nicht zu ihm gekommen, er hätte ein ander Leben bei ihm haben sollen, als er in der Glungge habe, wo ein ewig Tadeln sei und man es nie treffe, bald zu wenig, bald zuviel mache. Unterdessen saß Elisi allein in der Wartstube, sah sich zuerst die graulichen Gemälde an, welche an den Wänden hingen zu großer Erbauung manches Gevattermannes, der nie etwas Gemaltes gesehen als die Wegweiser, die Kirchenuhren und Hochzeitschränke und Kasten. Nachdem Elisi diese und endlich alles andere angesehen, was in der Stube war, so fing sie an, auszupacken, und Trinette kam noch immer nicht und niemand offerierte Elisi etwas, nicht einmal etwas Kaltes, geschweige etwas Warmes. Trinette machte nämlich Toilette. So wie

sie war an diesem Nebeltage, mit schmutzigem Vorhemde und schmutzigen Fingern, ohne Busennadel und Ringe, in heruntergetretenen Schuhen und einem Rock ohne Häfte (Schnallen), einer gewöhnlichen Haarschnur und wohlfeiler, baumwollener Schürze, wollte sie sich vor Elisi, welche sie in Seide gesehen, nicht zeigen. Während nun Trinette sich putzte und aufzäumte (aufdonnerte), blies Elisi unten Trübsal und nahm sich allerhand vor, was sie tun und sagen wolle. Mitten in den besten Entwürfen rauschte Trinette heran und sagte: „Bon soir, Elise; es freut mich, dich zu sehen!“ und Elisi sagte: „Merci, Trinette; ich habe geglaubt, man habe mich ganz vergessen.“ Trinette entschuldigte sich, sie habe noch mit der Näherin zu tun gehabt, die ihr das Maß zu einem neuen Tschöpli (Jäckchen) habe nehmen müssen, und sie habe geglaubt, der Mann sei da. Unterdessen musterten die beiden Schwägerinnen einander mit Kenneraugen von oben bis unten, und während Trinette in stolzer Freude, diesmal die Schönere zu sein, Elisi Erfrischungen anbot, der Köchin und der Stubenmagd Befehle gab, sagte Elisi, sie möchte in ein Stübli, sich anders anzuziehen. Sie hätte für die Reise die schlechtesten Kleider angezogen, welche sie gehabt. Sie sei nicht gewohnt, in solchen Kleidern zu sein, und möchte sich anziehen, wie es der Brauch sei. Was nun Trinette auch einwandte, Elise sei ja so schön angezogen, wie wenn es eben aus dem Weltschland (franz. Schweiz) käme, setzte es Elisi doch durch, daß man ihr eine Stube anwies und eine Magd ihr alles nachtrug. Drunten wurde nun aufgetragen allerlei Gutes, die Köchin mußte ein Leibgericht machen, und der Johannes sollte Neuenburger holen im Keller, tat aber nur Roquemaure, einen herben, geringen, französischen Rotwein in eine Neuenburgerflasche und sagte für sich: „Was wissen doch die, was Neuenburger ist? Roquemaure ist lange gut genug für diese zwei Närrinnen.“

Endlich erschien Elisi, und diesmal nicht grasgrün, sondern schön himmelblau, mit gesticktem Vorhemdchen, großer Busen=

nadel, goldener Uhrenkette, Haften (Schnallen) am Kittel (Rock) oder Mieder wie Zwanziger (Zwanzigbatzenstücke) und Göllerketteli (Halsketten), welche sie ganz vorüber zogen und deren Behänge mit Gold ausgelegt waren. Es war eine helle Pracht, wie das funkelte und so neu und schön aussah. Trinette ward ganz grün und gelb vor Neid und war auf dem Punkte, das beste Gericht abzusagen. Indessen faßte sie sich doch und rühmte Elisis Pracht, aber stichelte dabei, wie gar kommod es sei, hoffärtig zu sein, wenn man noch bei Vater und Mutter sei; da habe man, was man wolle. Wenn man aber für alles selbst sorgen müsse und noch Kinder habe, so lerne man sich einschränken, man möge wollen oder nicht. Sie hätten beide noch nichts geerbt, und wenn ihre Eltern nicht so gut gegen sie wären, sie könnten es nicht machen. Wenn man schon grusam viel verdiene, so gehe doch grusam viel darauf in so einer Wirtschaft. Elisi wurde nun ganz fidel, aß und trank nach Herzenslust, rühmte das Essen und besonders den Neuenburger. Der Vater müsse auch solchen anschaffen, sagte sie, er hätte immer nur so sauern, mit welchem man im Weltschland die Mäuse vergifte, man sage ihm Taveller*), er komme da von Biel her. Nun packte Elisi auch ihren Kram aus, unter welchem feines Tuch zu einem Tschöpli (Jäckchen) für Trinette war, über das dieselbe aber gar sehr die Nase rümpfte. Sie sei gar froh darüber, sagte sie, es sei schön warm, und sie hätte schon lange so etwas nötig; sie sei voriges Jahr beim Sauerkrauteinmachen schier erfroren im Keller. Freilich machten solches die Mägde, man müsse jedoch zuweilen sehen, wie sie es machten. Die Dienstboten seien heutzutage gar schlecht, sie dächten nur an sich. Das war die längste Rede, welche diesen Abend Trinette hielt. Da kriegte Elisi doch nach und nach Langeweile. Aus der Nebenstube ertönte Gelächter, der Stoff der Rede ging bei der schweigsamen Schwägerin Elisi aus, und sie dachte,

*) Ist gerade ein feiner französischer Rotwein. Sie verwechselt ihn mit Twanner.

es sei doch schade, wenn niemand in Frevligen ihre himmelblaue Kleidung sehe als die mißgünstige Trinette und die dumme Stubenmagd, die noch mit keinem einzigen Worte ihre Bewunderung bezeugt hatte. Immer mehr wuchs ihr das Gelüsten, wenn die daneben doch auch sehen könnten, wie schön sie angezogen sei; vielleicht wäre einer darunter, der ihr gefiele, und da könnte sie eine gute Partie machen unerwartet. Sie müsse daheim versauern und komme den Leuten nicht vor die Augen, da sei es doch kein Wunder, daß sie noch keine Partie gefunden. Darum wolle sie doch, wenn sie zur Seltenheit einmal draußen in der Welt sei, nicht in einem Hinterstübli vergrauen (verschimmeln) und sich vor niemand zeigen. Aber Trinette, wie sehr auch Elisi auf den Busch schlug, bewegte sich nicht; und wenn Elisi fragte, wer wohl drüben sei, so sagte Trinette, es würden die Säutreiber sein von Luthern oder von Eschholzmatt.*) Aber es schien Elisi, die Säutreiber von Luthern sollten nicht so mögen lachen, und endlich sagte sie, ihr Knecht werde wohl auch dort sein. Trinette antwortete, er werde wohl. Da sagte Elisi, sie müßte doch gehen und ihm sagen, wann sie morgen fort wollten, sie hätte ihm noch nichts befohlen. Trinette aber antwortete, sie wolle ihn kommen lassen, man könne ihm hier ja auch befehlen. Aber Elisi wollte hinüber, stand auf, entschuldigte sich, daß sie nicht Mühe machen wolle, und tat die Zwischentüre auf.

Drinnen saßen an zwei Tischen, einem den Fenstern, einem der Wand nach, viele Männer fluchend, lachend, rauchend, trinkend, spielend. Es waren aber allerdings nicht Säuhändler von Luthern, sondern alte und junge Frevliger, die an ihrem gewohnten Abendwerk saßen; denn in Frevligen war des Wirtshauses wegen alle Tage Sonntag, in der Kirche aber alle Tage Werktag. Bei ihnen saßen Johannes und Uli, der letztere vom erstern zu Gast gehalten mit Tabak und Wein. Langsam kam aus dem dunklen Hintergrunde das himmelblaue

*) Im Luzerner Gebiet.

Elisi, klopfte dem Uli auf die Schulter und sagte ihm, sie wollten am Morgen früh fort, er solle machen, daß zur rechten Zeit gefüttert sei. Auf der andern Seite des Tisches saß ein lustiger Gemeindsvorgesetzter, der fragte, was das für eine Jungfer, für ein vornehmes Mädchen sei, ob er ihr sein Glas anbieten dürfe. Ein Wort gab das andere. Elisi saß bald auf einem leeren Platz und freute sich über die Späße der Alten und Jungen, sagte aber nicht viel, sondern lachte nur zimperlich und fuhr oft mit dem schönen Schnupftuch manierlich zur Nase, wobei man die Fingerringe sah, und zog oft an der goldenen Kette, wobei man dann eine kleine goldene Uhr nach alter Fasson sah, wie man sie wohlfeil beim Uhrenmacher kauft. Elisi saß da gar wohl, mehr als zwei Stunden lang, und hatte ihre Schwägerin ganz vergessen. Als endlich niemand mehr viel zu ihr sagte, ging sie wieder in die Nebenstube. Da war aber keine Trinette mehr, sondern nur die Kellnerin, die den Tisch deckte und sagte, Trinette sei zu Bette gegangen, sie hätte gar Zahnweh gehabt. Ob vielleicht etwas auf dem Wege sei, fragte Elisi. Sie wisse es nicht, sagte die Stubenmagd; daneben könnte es wohl sein, wunderlich genug sei sie dafür. Da war Elisi auf das rechte Thema gebracht, und vielleicht wären die beiden die ganze Nacht hinter Trinette (über Trinette los) gewesen, wenn nicht die Köchin mit einem Fluch zur Türe hereingefahren wäre, ob die Kellnerin wieder angebacken sei, daß sie die Suppe nicht hole, es brenne draußen alles an. Als aufgetragen war, kam Johannes mit Uli und fluchte nicht wenig, als er nur zwei Teller sah, fluchte über seine Frau, daß sie schon im Nest sei, eine solche faule Plättere (Person, die herumsitzt) gebe es keine mehr im Kanton, entweder fehle es ihr am Kopf oder im Kopf, fluchte über die Stubenmagd, daß die dumme Gans nicht drei zählen könne oder meine, sie fräßen wie die Säu aus einem Trog. Johannes behandelte Uli wie einen alten Kameraden und sagte ihm alle Augenblicke: „Seh sauf, seh friß!" Mit Elisi war er nicht halb so freundschaftlich, sondern

fragte bloß: „Willst?", und wenn Elisi Nein sagte, so sagte Johannes: „He nun, so hast du gehabt!" Daneben spottete er sie aus, ob sie nicht bald einen Mann habe, am Wollen fehle es nicht. Er wollte an ihrem Platz lernen eine Suppe kochen und Strümpfe stopfen, vielleicht bekäme sie dann einen. „Vielleicht nähme dich Uli," sagte er, „wenn du ihn fragst; soll er diese Nacht etwa zu dir kommen?" Mit solchen brüderlichen Späßen würzte Johannes das Mahl.

Am folgenden Morgen sah man Uli zuerst, nicht gar viel später erschien Johannes, zu großem Schreck seines Gesindes, zu eigenem großen Zorn. Gewöhnlich pflegte jedes seiner Behaglichkeit, im Glauben, der Meister tue es ebenfalls; der Meister faulenzte im Glauben, es wüßte jeder Dienstbote, was er zu tun hätte. Als er nun einmal zur unerwarteten Stunde aufstand, da erfuhr er, was die Faulheit der Meisterleute für Wirkung tut auf die Dienstboten. Er fluchte sich fast die Zähne aus dem Maul, die Zehen von den Füßen, aber am andern Morgen lag er wieder bis gegen neune; was half da das Fluchen? Was kann in einem Wirtshause alles gehen von morgens fünf bis um neun, wo der Herr Wirt und die Frau Wirtin erst aufstehen? Nirgends straft wohl Gott die zeitlichen Sünden schneller und deutlicher, als die der Wirte, welche bis spät in die Nacht hinein offen haben. Wenn Wirt und Wirtin nicht Ruhe schaffen in ihrem Hause zu rechter Zeit mit Hudeln (Lumpen), mit Spielen oder auch nur dasitzen und zusehen, wie andere hudeln über die Zeit, so haben die einen einen schweren Kopf und zitternde Glieder am Morgen, die andern mögen sonst (aus einem andern Grunde) nicht auf, und während dieser Zeit geht ihnen weit mehr zugrunde, als sie am Abend verdient haben, und zum Trinkgeld haben sie den ganzen Tag den schweren Kopf, die faulen Glieder, zum Trinkgeld haben sie ein böses Alter und schlechte Kinder, und was mancher am Ende seines Lebens davonbringt, ist Bettlerbrot, Spitalsuppe und ein schlechter Strohsack. O, wenn mancher

Wirt wüßte, was vorginge, ehe er aufsteht, er würde wohl am Abend früher Feierabend machen!

Johannes donnerte und wetterte, solange er seine verstrupften (zerzausten, unordentlich aussehenden) Dienstboten sah, welche die Gaststube noch nicht aufgeräumt, die Kühe nicht gemolken, die Pferde nicht gestriegelt hatten, und auf dem Wege zu seinem Lande, welches er Uli zeigen wollte, klagte er gar bitterlich über alle seine Dienstboten, wie sie alle nichts wert seien, und wie er hundert Taler geben wollte um einen guten Knecht. Er wußte noch nicht, daß ein schlechter Meister nie gute Dienstboten hat, daß die einen unter ihm schlecht werden, die, welche gut bleiben wollen, ihm weglaufen müssen.

Als sie endlich zurückkamen von ihrem Beschauen, fanden sie Elisi diesmal ganz in schwefelgelber Montur, d. h. in schwefelgelbem Tschöpli (Jäckchen) und einer Schürze von gleicher Farbe, betrübt in der Nebenstube, wohin man eben das Frühstück gebracht hatte, zirka um halb zehn Uhr: Küchli (Krapfen) von gestern, Butter Käs, Sahne, Kaffee und schönes weißes Brot. Trinette ließ sich nicht sehen. Es hieß, sie hätte in der Nacht nicht schlafen können und hole jetzt etwas nach. Nachdem man fertig war, sagte Elisi noch nichts vom Anspannen. Johannes führte den Uli in seine Keller, und Elisi spazierte schön schwefelgelb vor dem Hause, auf der Terrasse, im Garten, ums Haus herum, die Handschuhe an den Händen, das Schnupftuch darin, spazierte hin und her, auf und ab, bis es endlich eilf Uhr schlug. Da winkte Elisi dem Uli und sagte, sie müßten fort, er solle das Roß rüsten, sie wolle gehen und sich anders anziehen; sobald sie fertig sei, müsse er anspannen. Es verging fast eine Stunde, bis Elisi grasgrün wieder zum Vorschein kam. Und wer saß da, prächtig in schokoladefarbener Seide (Donna Maria *) war noch nicht Mode), kostbar um und um,

*) Ein Stoff, vielleicht nach der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal benannt.

hinten Silber und vornen Gold? Es war Trinette, Trinette, welche die schwefelgelbe Pracht nicht sehen wollte und auf das grasgrüne Elisi gewartet hatte, um ihr zu zeigen, daß sie dann auch noch Kleider hätte, wenn sie sich zeigen wolle, und hätte doch noch nicht geerbt und sei nicht mehr daheim. Elisi wurde noch einmal so grün, als sie die vor ihr sitzende Herrlichkeit sah, und brachte den Mund gar nicht auf zu einem Bonjour und der Frage nach dem Zahnweh. Hingegen Trinette tat wohl etwas schmächtig, war übrigens die Freundlichkeit selbst, wollte Elisi nötigen, heute noch dazubleiben. Als alle Bitten umsonst waren, erhielt die Kellnerin Befehl, schleunig den Tisch zu decken und aufzutragen, wie Elisi auch wehrte, weil sie erst gefrühstückt hätten.

Es war ein stattlich Essen da, das Beste, was das Haus vermochte, allein es schmeckte heute der grasgrünen Elisi nicht halb so gut, als gestern der himmelblauen; sobald sie Trinette ansah, stockte ihr der Bissen im Halse, selbst der sogenannte Neuenburger hatte heute einen ganz andern Geschmack als gestern. Elisi hatte keine Ruhe, bis angespannt war.

Als endlich angespannt, alles eingepackt war, Elisi im Sitz saß, wollte Uli vorauf, aber Johannes litt es nicht. Er solle doch nicht ein Narr sein, sagte er, sie würden da innen einander nicht beißen, nicht kneifen, hingegen draußen regne es und sei unlustig. Sie sollten sich nur gut zusammenlassen, so hätten sie nicht kalt; man sei ja dafür auf der Welt, für einander zu helfen. Uli mochte wollen oder nicht, er mußte hinein, und Elisi rückte weg, drückte sich in eine Ecke und ließ sich nicht hervor, bis sie weit außerhalb Frevligen waren.

Endlich hob Elisi den Kopf auf und sagte, sie sei froh, daß sie auf dem Heimweg seien, des Bruders Leute seien wüst, er sei ein Grobian, ein Unflat, Trinette ein böses Mensch, ein halber Narr. Diese würden ihr Vermögen schön verbrauchen. Sie könnten beide wohl brauchen, aber nichts verdienen; was das Maul wolle, müsse gefressen, was den Augen gefalle,

gekauft sein. Für diese ledig zu bleiben, die sie nur zum besten zu halten begehrten, dazu sei sie nicht dumm genug; sollte sie einen von der Gasse nehmen, so wollte sie heiraten, nur daß sie keinen Kreuzer von ihr bekämen. Wenn einst Vater und Mutter gestorben seien und sie noch keinen Mann hätte, so wüßte sie wohl, wie es ihr ginge; die würden sie hinter Schloß und Riegel halten, bis sie mürbe genug zum Erben wäre. Aber sie sei ihnen noch zu schlau und wolle dem Trini sein schokoladeseidenes Tschöpli (Jäckchen) eintreiben. Ein Mädchen, welches fünfzigtausend Gulden erben könne, lasse so das Spiel nicht mit sich treiben. Auf den Reichtum brauche sie nicht zu sehen, sie vermöchte einen Mann zu erhalten, daß sie beide gut haben könnten. Aber hübsch müßte er sein und friedlich, sie wolle Freude an ihm haben können. Die Alten scheue sie nicht; wenn sie wüst tue, so könne sie bei ihnen alles erzwingen. Wenn sie nur schon einer wollte, noch heute wollte sie die Sache richtig machen, ihnen zum Trotze. Sie hätte bereits gar manchen haben können und sie alle abgewiesen, sie hätten ihr nicht gefallen. Aber jetzt meinten die Toren, sie wolle gar keinen, und es dürfe sich niemand mehr an sie lassen. Wenn sie vornen anfangen könnte, so machte sie es ganz anders, sie nähme den erstbesten. So redete Elisi aus ihrem ingrimmigen Herzen und rückte immer mehr aus ihrer Ecke hervor und sagte: „Uli, du mußt nicht so schüchtern tun!" Kurz, aus lauter Zorn wurde Elisi unter dem Fußsacke recht zärtlich. An dem Städtchen ließ sie vorbeilenken und bestimmte einen unbedeutenden Ort zum Füttern. Uli ward es bei dem allem wunderlich zumut, indessen vergaß er nicht, daß seines Meisters Tochter neben ihm sitze, machte von ihrem Gerede keine besondere Anwendung auf sich und von allem Näherrücken keinen Gebrauch, trotz der Aufforderung, nicht so schüchtern zu sein.

Diesmal bannte Elisi Uli nicht zu einem aparten Schoppen in die Nebenstube, sondern ließ gleich eine Flasche für sie beide

bringen und dann etwas auf einem Teller, und dann schien ihr der Wein noch nicht gut genug, sondern sie befahl vom bessern und dem Rappen noch eine Portion Hafer, ließ sich da gründlich wohl sein und sorgte dafür, daß es dem Uli und dem Rappen nicht übler sei. Der erstere mußte Schinken essen, bis er zuletzt glaubte, selbst zu einem Schinken geworden zu sein.

Als sie wieder fortfuhren, störten der Sonnenschein und die Tagesheitere (Tageshelle) nicht mehr, und Elisi wurde noch zärtlicher, lehnte sich an Uli und redete allerlei, bis sie endlich sagte, es gelüste sie, ihm einen Kuß zu geben; ob er etwas dawider hätte. Seit dem Weltschland hätte sie keine mehr gegeben; sie müsse doch probieren, ob sie das noch könne. Im Weltschland hätte man beim Pfänderspiel immer gesagt, es könne das keine so gut wie sie. Was sollte Uli dagegen haben? Elisi küßte ihn nun nach Herzenslust ab, und er gab wohl hie und da einen Kuß wieder, aber ziemlich kaltblütig. Elisi waren sie wirklich auch wohl kalt und sie meinte, dem Vreneli würde er wärmere geben und ungeheißen. Uli wollte von Vreneli nichts wissen und sagte, er hätte Vreneli noch keine gegeben; er wüßte nicht, wie dazu kommen. Elisi meinte, das sei doch kurios, es seien nur Küsse und täten einem doch so wohl; man würde es niemand glauben, wenn man es nicht selbst erfahren hätte. Und sie, eine reiche Tochter, hätte so manches Jahr keine erhalten, daß sie ganz vergessen gehabt, wie wohl sie einem täten. Aber das müsse ihr künftig nicht mehr so gehen, nicht wahr, Uli? Als Uli antworten wollte, tat der Rappen einen Satz, daß sie beide hoch auffuhren, wollte in einen Acker hinaus, daß Uli mit beiden Händen halten mußte. Endlich wieder auf der Straße, war er so erwildet, daß Uli aus Leibeskräften ihn halten mußte. Da war es mit dem Küssen aus und Elisi froh, mit ganzen Gliedern heimzukommen.

---

20. Kapitel. **Uli kriegt Gedanken und wird stark im Rechnen.**

So lief die Fahrt glücklich und unschuldig ab, aber nicht ohne Folgen. Es stieg Uli nach und nach doch zu Haupt, daß er da leicht zu einer reichen Frau kommen, glücklich werden könne. Denn so unsinnig es ist, so ist doch im gemeinen Sprachgebrauch glücklich werden und reich werden gleichbedeutend. Man hört ja so oft: „Der kann wohl lachen, er ist glücklich gewesen im Heiraten und hat mehr als zehntausend Gulden erheiratet. Freilich ist seine Frau ein Tropf, und er hat viel Plage mit ihr, aber was macht das, wenn man Geld hat? Das Geld ist doch die Hauptsache.“ Von dieser allgemeinen und doch so unbegründeten Ansicht war Uli nicht frei, wollte er ja doch auch reich, ein Mann werden. Wenn er an Elisis Äußerungen dachte, die freilich im Nebel und im Regen getan waren, so kam es ihm immer wahrscheinlicher vor, daß sie ihn nehmen würde, wenn er es recht begehrte. Der Bruder hatte ihn so freundschaftlich behandelt, soviel Zutrauen ihm gezeigt, daß er meinte, der würde wirklich nicht sehr dawider sein. Wenn es einer sein müßte, so wäre er ihm lieber als mancher andere. Den Eltern, dachte er, wäre es wohl im Anfang nicht recht, und sie würden wüst tun, aber wenn einmal Elisi es erzwungen hätte, die Sache geschehen sei, so machte es ihm keinen Kummer, ihnen lieb zu werden. Der Gedanke, einmal auf der Glungge Bauer zu sein und so ganz frei schalten zu können, tat ihm gar unendlich wohl. In zwanzig Jahren, rechnete er manchmal aus, wollte er recht gut noch einmal so reich sein; der ganzen Gegend wollte er zeigen, was das Bauren könne (das Bauersein vermöge). Es stieg ein Plan nach dem andern vor ihm auf, wie er es anfangen, was er alles vornehmen wollte, was der Pfarrer sagen würde, wenn er mit der reichen Tochter die Hochzeit angäbe, was die Leute in seiner Heimat sagen würden, wenn er einmal mit eigenem Roß und Wagen daherkäme und es hieße, der Uli hätte sechs

Rosse im Stalle und zehn Kühe von den schönsten. Freilich, wenn er dann Elisi sich herumschleppen sah so träge und mühselig, so verdunkelte sich ihm die Rechnung, und es gab Klexe darein. Er sah wohl, daß sie für die Haushaltung nichts, daneben wunderlich und verschwenderisch sei. Das letztere würde besser werden, dachte er, wenn sie einen Mann hätte. Er vermöge auch Dienstboten genug zu halten, und bei großem Reichtum habe es nicht viel zu sagen, wenn schon eine Frau nichts tue. Es sei bei einer jeden etwas zu scheuen; er hätte noch von keiner gehört, die gewesen sei, daß man nicht noch etwas anders gewünscht. Reich, reich! das sei doch immer die Hauptsache. Und doch, wenn er Elisi sah, so wollte das Kalkulieren nicht mehr recht rutschen. Das verschienene (verblaßte), schmächtige, schläfrige Ding kam ihm gar zu unappetitlich vor. Wenn sie ihn mit ihren feuchtkalten Händen anrührte, so schauderte es ihn; es war ihm, als müsse er den Fleck abwischen, den sie berührt. Wenn er sie erst reden hörte, so zimperlich und doch so dumm, so wollte es ihn aus der Stube treiben und er mußte denken, nein, bei dieser hieltest du es nicht aus; bei jedem Wort, das sie sagte, müßtest du dich ja schämen. Aber wenn er dann von Elisi weg war, so sah er wieder den schönen Hof, hörte das Geld klingen, sah sich im Ansehen, und es kam ihm vor, als sei Elisi doch so häßlich nicht, und nach und nach wollte es ihn dünken, als sei sie wirklich gescheiter, als man glaube, und wenn sie Liebe zu einem hätte und der vernünftig mit ihr redete, so wäre noch etwas mit ihr zu machen, und bei einem rechten Mann könnte sie noch eine recht vernünftige Frau abgeben.

Das alles ging nur in Ulis Kopf vor; allein es ist nichts so rein (fein) gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Die Reise hatte Elisi und Uli vertraulicher gemacht, es war ein anderer Ton, in welchem sie zueinander redeten, und mit den eigenen Augen eines gewissen Einverständnisses blickte ihn Elisi an. Uli freilich suchte die Augen zu meiden,

besonders wenn sie in Vrenelis Gesichtskreis waren. Denn so wie Elisis Reichtum ihn alle Tage heftiger lockte, so schien ihm Vreneli alle Tage hübscher und anschlägiger. Am besten, dachte er oft, würde es gehen, wenn Vreneli bei ihnen bleiben und die Haushaltung machen würde. Mehr als früher zog Elisi Uli nach, und wenn sie an einem Sonntagnachmittag einen Augenblick allein mit ihm in der Stube war, so ruhte sie nicht, bis es ans Küssen kam. Sie wäre für ihr Leben gern wieder einmal mit Uli ausgefahren, allein sie wußte nicht wohin, und an die Märkte kamen Vater oder Mutter mit. Indessen, hätte Uli Böses im Sinne gehabt und auf schlechtem Wege zu einer Heirat kommen wollen, wie man Beispiele von Schlechtern, als Uli war, viele hat, Elisi hätte Gelegenheit genug dazu gegeben und in sich nichts getragen, welches sie davor geschützt. „Uli, sei nicht so schüchtern!" hätte sie vielleicht noch gesagt. Aber Uli war brav, begehrte nichts Böses, mied solche Gelegenheiten, ging der Anlässigkeit von Elisi recht oft aus dem Wege, wollte viel lieber Elisi verdienen als verführen. Er arbeitete um so emsiger, ließ sich alles besonders angelegen sein und wollte sich das Lob erwerben, wenn er schon jetzt nicht reich sei, so könne es ihm bei solcher Anstelligkeit nicht fehlen, es zu werden. Das, glaubte er, werde soviel bei den Eltern ziehen, als viele tausend Gulden. Er dachte nicht an das Schreckenswort — er ist nur Knecht! Nun aber hatte das übrige Gesinde auch Augen im Kopf, und weit eher, als Uli noch an etwas gedacht, hatten sie Elisis zutäppisches Wesen bemerkt und Uli damit aufgezogen. Sie schrieben immer mehr seine Tätigkeit der Absicht zu, Tochtermann zu werden. Die Veränderung seit der Reise blieb ihnen nicht verborgen. Sie ersannen allerlei Märlein über die Vorgänge auf derselben, stichelten Uli ins Angesicht und verleumdeten ihn hinter seinem Rücken. Alle Zumutungen zu schweren Arbeiten, welche er an sie stellte, deuteten sie, als ob er sich nur auf ihre Kosten wert machen wolle, nahmen sie daher böse auf, stellten

sich ungebärdig und dachten, dem wollten sie den Fuß schon vorhalten. Sie paßten Elisi und Uli auf, wo sie nur konnten, suchten ihr zufälliges oder absichtliches Beisammensein zu stören oder zu belauschen, allerhand Schabernack ihnen zu machen, und hätten gar gern irgend ein grobes Ärgernis aufgedeckt, aber dazu gab Uli keine Gelegenheit. Noch ging die Wage bei ihm auf und ab. Es erleidete ihm manchmal Elisi und das Leben in der Glungge, daß er gern hundert Stunden von da weg gewesen wäre. Das Mädchen aber ward immer verliebter, kramete Uli bei jeder Gelegenheit, schenkte ihm mehr, als er annehmen wollte, tat so närrisch mit ihm, daß es endlich selbst den Eltern auffiel. Joggeli brummte, da hätte man es jetzt, da könne man sehen, was Uli eigentlich im Schilde führe; dem wolle er aber einen Strich durch die Rechnung machen. Indessen tat er nichts; insgeheim hätte er es seinem Sohne, der ihn so oft beschummelte, gönnen mögen, wenn Elisi einen dummen Streich gemacht und hätte heiraten müssen.

Die Mutter nahm sich's mehr zu Herzen und sprach Elisi zu, sie solle doch mit Uli nicht so närrisch tun und denken, was die Leute sagen, und wie sie ins Gerede kommen werde. Es schicke sich doch wahrhaftig nicht für ein reiches Meitschi, mit einem Knecht zu tun wie mit einem Schatz. Nicht, daß sie was hätte wider Uli, aber er sei doch immer nur der Knecht, und Elisi werde doch keinen Knecht wollen. Dann plärete (weinte) Elisi und sagte, es sei alles nicht recht, was sie mache; man hätte in Gottes Namen immer an ihr zu balgen (schelten); bald halte man ihr vor, sie sei zu hochmütig, bald, sie mache sich zu gemein. Wenn sie mit einem Knecht ein freundliches Wort rede, so mache man ihr einen Lärm, einen ärgern könnte man ihr nicht machen, wenn sie schwanger wäre. Aber man gönne ihr in Gottesnamen keine Freude, und alles sei nur auf ihr (gegen sie). Es wäre ihr am wohlsten, wenn sie bald sterben könnte. Und Elisi plärete dabei immer heftiger, bis sie keinen

Atem mehr hatte, die Mutter in aller Eile den Schnürleib auftun mußte und wirklich glaubte, Elisi wolle sterben. Dann schwieg die gute Mutter wieder, denn sie wollte wirklich nicht, daß Elisi sterbe. Sie klagte nur zuweilen Vreneli, sie wisse nicht, was sie da machen solle. Tue sie wüst, so wäre Elisi imstande, etwas Ungeschicktes zu machen; lasse sie es gehen und geschehe dann wirklich auch etwas Ungeschicktes, so werde sie an allem schuld sein sollen, und man werde sagen, warum sie nicht zu rechter Zeit dazugetan. Aber einmal jetzt wüßte sie nichts zu machen. Über den Uli könne sie nicht klagen, er führe sich vernünftig auf, und sie glaube, es sei ihm eher zuwider. Und so mir nichts dir nichts, ehe man mehr zu klagen habe, ihn fortzuschicken, reue sie. Und wenn sie es täte, so wäre Joggeli der erste, der ihr immer vorhielte, sie hätte aus leerem Kummer den besten Knecht fortgeschickt, den sie noch gehabt. Aber er mache es immer so, da, wo sie möchte, daß er redete, schweige er, und wo er schweigen solle, da wäffele (belle) er drein. Vreneli solle immer gut Achtung geben, und wenn es etwas Apartes sehe, es ihr sagen. Aber von Vreneli hatte die Alte wenig Trost, das tat, als ob die Sache es nichts anginge. Elisi konnte sich nicht enthalten, zu Vreneli von Uli zu reden, wie er ein hübscher und guter sei, und wie sie sich nicht verschwören wolle, daß sie ihn nicht noch einmal heirate; wenn ihre Leute sie einmal zornig machten und nicht tun wollten, was sie begehre, so könnte man sehen, was sie mache. Sie besinne sich dann nicht lange, und sie brauche nur ein Wörtlein zu sagen, so gehe Uli und gebe die Hochzeit an. Wenn Vreneli dann auch zu diesem wenig sagte, so hielt Elisi ihm vor, es sei eifersüchtig. Oder wenn Vreneli ihr zusprechen wollte, sie solle doch Uli nicht so zum Narren halten, sie begehre ihn doch nicht, oder, sie solle den Eltern nicht diesen Verdruß machen, so hielt sie ihm vor, es möchte Uli selbst und wolle Elisi nur abspenstig machen, um selbst ans Brett zu kommen, aber so eine, ohne einen Kreuzer Vermögen, nehme Uli nicht,

dafür sei er zu gescheit. Es solle sich nicht einbilden, daß es sobald einen Mann bekäme; der schlechteste Knecht besinne sich, ehe er so ein arm Meitli nehme, und zweimal, ehe er ein uneheliches nehme. Das sei immer noch die größte Schand', die es gebe. Obgleich Vreneli solche Reden tief empfand, so ließ es es doch nicht merken, weinte nicht und zankte nicht, sagte höchstens: „Elisi, daß du nicht auch unehelich bist, dafür kannst du nichts; und daß du nicht schon ein uneheliches hast, daran bist du auch nicht schuld."

Am meisten Not machte Vreneli das eigene Betragen gegen Uli. Je mehr diesem Elisis Geld zu Kopfe wuchs, desto mehr fühlte er sich zu Vreneli gezogen; er konnte es gar nicht leiden, wenn es ihm kurzen Bescheid gab oder böse über ihn schien, und suchte es auf alle Weise zu versöhnen, gut zu stimmen. Er floh Elisi oft und suchte sie nie auf; er floh Vreneli nie, suchte es aber oft auf, während es ihn floh und Elisi ihn suchte. Vreneli wollte mit Uli kurz sein und trocken, und doch konnte es, wenn es den besten Vorsatz hatte, oft nicht anders als freundlich mit dem freundlichen Burschen sein, konnte sich zuweilen bei ihm vergessen und zwei, drei Minuten mit ihm schwatzen und lachen. Wenn das dann zufällig Elisi sah, so gab es gräßliche Geschichten. Zuerst hielt sie Vreneli die wüstesten Sachen vor, bis sie nicht mehr reden, kaum Atem finden konnte. In diesem Zustande schoß sie manchmal zu ihm hin und hätte es prügeln mögen, wenn es ihr nicht an Kraft gebrochen hätte. Dann ging es über Uli her; er mußte hundertmal hören, daß er ein Unflat sei und nur der Knecht. Sie sehe jetzt schon, was sie zu erwarten hätte, wenn sie so dumm wäre, wie man meine. Aber es sei gottlob! noch früh genug, und sie wolle nicht so ein Narr sein, ihr Geld einem zu bringen, von dem sie fürchten müsse, er verbrauche es mit H. Dann fing sie an zu heulen über solche Falschheit und wollte sterben auf der Stelle, sich hängen oder mit Pulver in die Luft sprengen. Manchmal versöhnte sie sich schon während dieser Tränen,

und Uli mußte versprechen, nicht mehr andern nachzulaufen, dem wüsten Vreni, das ihn locken, verführen wolle, kein gutes Wort mehr zu geben. Bald dauerte der Unfriede lange und Elisi schmollte. Dann kam es Uli doch vor, eine, die so eifersüchtig sei, die ihm den Knecht so oft vorhalte, so heulen oder schmollen könne, sei doch nicht die liebenswürdigste Frau, und da gebe es ein bös Dabeisein, und es wäre besser, wenn er die ganze Sache sich aus dem Sinne schlüge. So wie er nun gleichgültig gegen das Schmollen ward, so ward es Elisi angst und sie suchte die Versöhnung, kramete (schenkte) etwas oder suchte sonst eine Gelegenheit, wo sie Uli flattieren, ihm anhalten konnte, er solle sie doch lieb haben, sie habe sonst keine Freude mehr am Leben. Wenn sie ihn bös mache, so solle er ihr nicht zürnen; das geschehe nur, weil die Liebe so groß sei, weil sie ihn keiner andern gönne usw. Wenn sie ihn einst ganz hätte, so wollte sie nicht mehr eifersüchtig sein, aber solange sie so da hänge und nicht wisse, woran sie sei, komme es ihr manchmal, als ob sie lieber sterben wollte. Sie wisse auch nie recht, ob Uli sie lieb habe; es dünke sie manchmal, wenn er sie recht lieb hätte, so setzte er ganz anders an und nähme die Sache besser in die Hand; er sei da so wie eine Holzpuppe und rühre kein Bein. Wenn dann Uli sagte, er wisse es nicht besser zu machen, er wisse ja auch nicht recht, ob Elisi ihn eigentlich wolle, und wenn es ihr Ernst sei, so solle sie mit den Eltern reden, oder sie wollten zum Pfarrer gehen und die Hochzeit angeben und dann sehen, was daraus werden wolle, so sagte Elisi, das pressiere nicht halb so, Hochzeit halten könnten sie immer noch. Das sei die Hauptsache, daß er sie lieb habe, und dann sei es in einem Jahr noch frühe genug, oder wenn er recht dransetze — das komme auf ihn an, sie wolle sehen, — in einem halben. Aber mit dem Vreni solle er nichts mehr zu tun haben, sonst kratze sie beiden die Augen aus, und das Mensch müsse aus dem Hause.

Natürlich gab die Sache ein groß Gerede weit umher, und

man redete weit mehr davon, als daran war. Es gab zwei Parteien, die eine gönnte die Geschichte den Eltern, die andere die reiche Frau dem Uli. Je länger die Sache dauerte, und das ging nicht nur ein Jahr, desto mehr gewann der Erfolg an Wahrscheinlichkeit, desto mehr unterzogen sich die Dienstboten dem Uli und stellten sich auf die Seite des mutmaßlichen Tochtermanns, so daß der Hof ein immer blühenderes Aussehen bekam und Uli immer unentbehrlicher wurde. Selbst Joggeli, dem der bare Gewinn in den Sack floß, und der wohl rechnen konnte, was zwanzig Fuder Futter, tausend Garben Korn mehr zu bedeuten hätten, verbiß seinen Ärger, tat ein Auge zu und tröstete sich damit, er wolle Uli brauchen, solange als möglich; wenn es einmal Ernst gelten sollte, so könnte man immer noch sehen. Als einmal der Sohn daherkam, der auch von dem Gerede gehört hatte und verdammt aufbegehrte und forderte, daß man Uli fortschicke, so wollte Joggeli nichts davon hören. Solange er lebe, hätte er hier zu befehlen, und Uli wäre Johannes der rechte, wenn er ihn hätte. Was hier gehe, gehe Johannes nichts an, und wenn man dem Uli Elisi geben wolle, so gehe es ihn auch nichts an. Er müsse nicht glauben, daß er alles allein erben wolle; einstweilen sei, was sie noch hätten, und was er ihnen nicht abgelocket, noch ihr. Je wüster Johannes tue, desto eher müsse Elisi heiraten; es sei nicht, daß es Uli sein müsse, es gebe andere auch noch. Sie wüßten wohl, wie lieb sie ihm alle seien; wenn er das Geld hätte, so früge er Vater und Mutter und Elisi nichts mehr nach; sie könnten seinethalb alle noch einmal heiraten, und wenn es Zigeuner, Keßler (Kesselflicker) oder Panduren wären, so wäre es ihm gleich. So redete Joggeli zu seinem Sohne in seinem keifenden, hustenden Tone, daß es der Mutter ganz angst wurde und sie einredete, Johannes solle doch nicht Kummer haben, das geschehe nicht, sie sei auch noch da, und Elisi werde nicht alles erzwingen, und Uli sei ein braver Bursche usw. Johannes wollte nun mit Uli selbst reden, aber der war nicht

zu finden. Er sei um eine Kuh aus, hieß es. Trinette, diesmal noch viel schöner schwefelgelb, als früher Elisi, bewegte sich um Elisi mit verachtender Miene und gerümpfter Nase und sagte endlich zu derselben: „Pfitusig, wie gemein machst du dich! Mit einem Knecht sich abgeben mögen, du mein Gott, es wird mir übel nur vom Darandenken! Es ist eine Schande für die ganze Familie! Wenn meine Leute gewußt hätten, daß meines Mannes Schwester einen Knecht sollte heiraten, er hätte einen Korb bekommen; er gefiel ihnen ohnehin nicht sonderlich. Aber ich war einfältig genug und wollte ihn haben, ich bin schon oft genug reuig gewesen. Dich kann man nicht mehr zur Familie zählen, du magst sehen, wo du unterkömmst, denn hier kannst du nicht bleiben, begreifst! Pfui, pfui, mit einem Knecht sich abzugeben! Es schaudert mir ab dir, ich kann dich gar nicht mehr ansehen. Schämst du dich nicht in die Seele hinein? Dünkt es dich nicht, du möchtest dich in den Boden verkriechen, wo weder Sonne, Mond noch Sterne dich mehr anscheinen können?" Aber Elisi schämte sich nicht, sondern hing Trinette noch ein viel böser Maul an (fuhr ihr noch ärger über den Mund) und meinte, ein Mädchen hätte die Wahl, sich abzugeben, mit wem es wolle, und könne einen Knecht oder einen Herrn heiraten; vor Gott seien alle Menschen gleich. Aber wenn sie einmal eine Frau wäre, dann würde sie sich schämen, bald mit dem Stallknecht und bald mit dem Metzger, bald mit dem Landknecht und bald mit dem Pferdeknecht und zuletzt noch mit allen Zundleren (Zunderhändlern) und allen Schweinehändlern im Geschrei zu sein und Kinder zu haben, von denen keins eine Nase habe wie das andere und eins dem andern gleiche wie ein Aargauer einem Weltsch (französischen Schweizer). Wenn Vreneli und die Mutter nicht gewesen wären, so hätten sich die beiden Schwägerinnen die grasgrüne und die schwefelgelbe Seide vom Leibe gerissen. Als die Mutter Trinette mit Zusprechen helfen wollte, so ereiferte sich Elisi so, daß man sie zu Bette bringen mußte. Erst jetzt, sagte sie, als sie wieder

zu sich und zur Sprache kam, erst jetzt wolle sie machen, was sie gelüste. Sie wolle sich nicht einmetzgen lassen wie eine fette Sau. Und es sei schlecht von den Eltern, daß sie meinten, es solle ein Kind einzig erben und das andere ohne Mann verkommen, nur damit alles auf einem Haufen bleibe.

Johannes und seine Frau blieben nicht lange da. Auf dem Heimwege öfters einkehrend, wobei aller Rückhalt verloren ging, kramten sie ihren guten Freunden, Kollegen und Kolleginnen die ganze Geschichte aus, und ihre Erzählung erhob das Gerücht zur vollen Gewißheit. Der Bruder und seine Frau haben es selbst gesagt, hieß es, und die werden doch etwas davon wissen.

Nicht lange darauf fuhr Uli mit einem Roß zu Markte, sah aber bald, daß er es nicht so teuer verkaufen könne, wie er wollte. Da es schlecht Wetter war, so nahm er es von dem Markt und stallete es in einem Wirtshause ein. Wie er in die Gaststube wollte und um eine Ecke bog, prallte er an seinen alten Meister. Mit unverhohlener Freude bot Uli ihm die Hand und sagte, wie froh er sei, ihn anzutreffen und ein wenig bei ihm zu sein. Der Meister war trocken und redete von vielen Geschäften, gab aber doch endlich Uli einen Ort an, wo sie ruhig eine Flasche trinken könnten. Dort, nachdem sie sich in einen ziemlich gedeckten (vor Belauschung geschützten) Winkel gesetzt hatten, eröffneten sie die Vorrede, und Johannes fragte, ob es viel Heu gegeben, und Uli bejahte es und fragte, ob bei ihnen das Korn auch schon gefallen wäre, ihres hätte der erste Wind gefällt. „Du bist wohlauf," fuhr der Meister nach einigen weitern Zwischenreden fort, „und was hab' ich gehört? Du werdest bald Bauer in der Glungge werden, sagen die Leute." „So, wer red't das?" fragte Uli. „He, die Leute sagen, es sei weit und breit das Gerede, und man sage es für eine bestimmte Wahrheit." „Die Leute wissen immer mehr," sagte Uli, „als die, welche es angeht." „Etwas wird doch an der Sache sein," antwortete der Meister. Nun sagte Uli, er wolle nicht sagen,

daß es einst nicht etwas daraus geben könne, aber die Sache sei noch im weiten Felde; geredet sei noch nichts darüber und es könnte noch beide Wege gehen. „He," sagte Johannes, „es scheint mir, es sei genug geredet." „Wieso?" fragte Uli. „He, das Mädchen soll in andern Umständen sein," antwortete der Meister. „Das ist eine verfluchte Lüge," sagte Uli, „ich hätte mich geschämt, durch einen solchen Schelmenstreich zu einer reichen Frau zu kommen." „So?" sagte Johannes, „das ist dann anders, als ich gehört, und ich habe geglaubt, du wollest mich ansprechen, dein Fürsprecher zu sein. Das wäre mir zuwider gewesen, ich muß es sagen, und deswegen habe ich lieber gewollt, ich hätte dich nicht angetroffen. Es freut mich, daß es nicht so ist, ich hätte auch noch Schmutz davon auf den Ärmel gekriegt. Jedenfalls hätte es mich geärgert, wenn du es auch so gemacht wie andere Lausbuben. Aber etwas wird doch an der Sache sein?" He, sagte Uli, er wolle nicht leugnen, daß er glaube, die Tochter wolle ihn und es wäre zu erzwingen, wenn sie recht ansetzten. Und es hätte ihm allerdings geschienen, für ein armes Bürschchen, wie er sei, wäre das ein großes Glück; besser machen (bekommen) könnte er es nie. „Das wird doch wohl das bleiche Mädchen sein, durch welches der Mond scheinen kann, welches in die Stube muß, sobald der Wind geht, weil er dasselbe nehmen würde?" fragte Johannes. „Freilich, das hübscheste ist es nicht, es ist mager und ungesund," sagte Uli, „aber es werde ihm schon bessern, wenn es einen Mann habe, hat der Doktor gesagt; aber fünfzigtausend Gulden bekommt es." „Sitzt es noch immer so ums Haus oder auf dem Ofen herum, oder rührt es auch etwas an, macht es die Haushaltung?" fragte Johannes. „Arbeiten tut es nicht viel, und in der Küche ist es wenig, aber schön stricken kann es und mit Korallen allerlei Hoffärtiges machen. Aber wenn es den Hof einmal bekommt, so vermag man eine Köchin zu halten. Wenn es nur hie und da nachsieht, es braucht ja nicht selber alles anzurühren," meinte Uli. „Jä, um mit Nutzen nachzusehen, muß man die Sache

selbst verstehen; das ist gar dumm, daß man meint, wenn eine Frau bei einer Sache sitze, so sei damit alles getan. Es kann z. B. eine Frau lange in einer Apotheke sitzen und stricken, die Knechte können doch machen, was sie wollen," sagte Johannes. „Aber es schien mir, sie mache ein sehr übellaunig Gesicht und sei nicht gewohnt, jemand ein freundlich Wort zu geben." Es fehle ihr viel, sagte Uli, und sie sei gar eine empfindliche. Aber wenn sie einen guten Mann hätte und nach ihren Kräften beschäftigt wäre, daß sie sich ein wenig vergessen könnte, es würde ihr schon besseren. Es sei doch nicht, daß sie dann nie könne freundlich sein. Sie könne b'sunderbar flattieren, und wenn man den Hof recht arbeite, so könne man darauf wenigstens zehntausend Garben machen, und zwar nur Korngarben, Roggen, Weizen usw. nicht gerechnet. Das sei viel, sagte Johannes, und solche Höfe gebe es nicht mehr viel im Kanton. Aber wenn man ihm die Wahl ließe, einen freundlichen Hof und eine unfreundliche Frau dazu oder keins von beiden, er wollte hundertmal lieber das letztere. Reich sein sei eine schöne Sache, aber Reichtum mache noch nicht glücklich; wenn man so ein unfreundlich hässig (bösartig) Ding daheim habe, das über alles entweder die Nase rümpfe oder heule, so möchte der Teufel dabei sein. Und wenn man einmal die Freude außer dem Hause suchen müsse, so wäre das ein traurig Ding. „Aber Meister," sagte Uli, „du hast mich doch immer ermahnt, ich solle sparen, so gebe ich auch einen Mann ab; man sei nichts, wenn man nichts habe." „Ganz recht, Uli," sagte der Meister, „das habe ich gesagt und sage es noch. Es ist einer glücklicher, wenn er sparsam, als wenn er liederlich ist, und es ist einer kein Mann, wenn er in seinen ledigen Tagen nicht für die alten sorgen kann. Wenn einer in den jungen Jahren nicht einen guten Anfang macht, so kommt er zu einem bösen Ende. Ein braver Bursche mit etwas Geld kann auch besser heiraten als ein Hudel (Lump) und soll auf eine rechte Frau sehen, aber die reichste Frau ist nicht immer die beste. Es gibt Weiber,

die mir ohne einen Kreuzer lieber wären als andere mit fünfzigtausend Gulden. Es kommt immer auf die Person an. Mach', was du willst, aber besinne dich wohl." „Elisi ist freilich eine elende Person (körperlich)," sagte Uli, „aber sie kann sich ändern; es ist manche mager gewesen in der Jugend, sie ist im Alter noch dick geworden, und eigentlich bös ist sie nicht, besonders wenn sie zufrieden ist. Wenn sie zornig ist, dann weiß sie freilich nicht recht, was sie sagt, und hält mir den Knecht vor und andere Mädchen; aber wenn sie wieder zufrieden geworden ist, so kann sie recht kurzweilig sein und hat das beste Herz von der Welt. Sie hat mir schon gekramet (geschenkt), es weiß kein Mensch wieviel, und hätte mir noch viel mehr gegeben, wenn ich nicht immer gewehrt hätte." „Mach', was du willst," sagte Johannes, „aber ich sage dir noch einmal, besinne dich wohl! Es tut selten gut, wenn so ungleiches zusammenkommt, und es ist noch selten gut gekommen, wenn der Knecht des Meisters Tochter geheiratet hat. Es ist mir etwas an dir gelegen; einem andern hätte ich nicht soviel gesagt. Jetzt muß ich heim; komm einmal in müßiger Zeit zu uns, dann wollen wir noch weiter über dieses Kapitel reden, wenn es nicht zu spät ist." Uli sah seinem Meister unzufrieden nach. „Ich hätte nicht geglaubt," dachte er, „daß der mir mein Glück nicht gönnte. Aber so sind die donners Bauern, sie sind alle gleich; sie mögen es nicht leiden, wenn ein Knecht zu einem Hofe kommt. Der Johannes ist noch von den besten einer, aber er mag es auch nicht vertragen, daß sein alter Knecht reicher wird, als er ist, und zu einem schönern Hofe kommt, als er einen besitzt. Was hätte es ihm sonst gemacht, ob Elisi hübsch oder häßlich ist? Er hat doch auch nicht allein auf die Hübschi (Hübschheit) gesehen, als er seine Frau genommen. Sie sehen das fast wie eine Sünde an, wenn unsereiner an eine Bauerntochter nur denkt, und doch wäre noch manche froh, sie bekäme einen manierlichen Knecht und müßte nicht ihr Lebtag der Hund auf einem Hofe sein." Er lasse sich aber nicht so mir nichts dir nichts absprengen (aus

dem Wege schaffen); das sei ihm jetzt schon zu lang gegangen und das Gerede zu sehr unter die Leute gekommen, als daß er so davon wolle. Aber zu Ende müsse die Sache, dachte er, er wolle einmal wissen, woran er sei; so zwischen Tür und Angel zu hangen, sei ihm nicht länger anständig. Er wolle es Elisi sagen, sie solle mit den Alten reden; bis im Herbst müsse die Hochzeit zu verkünden sein, oder er wolle auf Weihnacht fort; der Narr im Spiel wolle er nicht sein.

---

21. Kapitel. **Wie eine Badefahrt durch eine Rechnung fährt.**

Solche Entschlüsse faßte er hinter einem Schoppen. Als er dann auf seinem Braunen heimritt, ging ihm der ganze Hof im Kopf herum und ob der wohl sein Erbteil würde, oder ob Johannes das Wirtshaus verlassen und ihn beziehen würde. Das letztere glaubte er nicht; er hielt Johannes und Trinette zu sehr an das Weltgetümmel gewöhnt, als daß sie auf der einsamen Glungge sich gefallen sollten. Wenn er den Hof bekäme, dachte er, so würde er sicher nicht viel darauf schuldig. Johannes hätte bereits viele Tausende, und soviel er merken möchte, hätte Joggeli noch weit über vierzigtausend Gulden ausgeliehenes Geld. Nun begann er zu rechnen, was er aus dem Hof ziehen könnte. Er überschlug die Hauskosten, dann den Abtrag aus Feld, Wald und Stall, rechnete die schlechten Jahre ein, rechnete alles mäßig, und er glaubte, wenn er weder Zins noch andere Lasten auszurichten hätte, so wolle er wohl eher vier- als nur dreitausend Pf. (Pfund) jährlich vorsparen. Er rechnete, wenn ihm Gott das Leben schenken würde nur fünfundzwanzig Jahr lang, so wolle er soviel Geld am Zins haben, als der Hof gelten würde. Dann solle einer kommen und ihm die reiche Frau vorhalten, und das Geld komme von ihr! Dem wolle er dann sagen, es sei keine Kunst, viel zu erben, aber fünfzigtausend Gulden zu erwerben, sei eine Kunst, und

Elisi hätte manchen Reichen nehmen können, und in fünfundzwanzig Jahren hätten beide nichts mehr zu beißen und zu brechen gehabt, geschweige dann noch einmal soviel, als sie geerbt. Unter solchen Gedanken kam der Weg dem Uli unendlich kurzweilig vor, und der Braune wieherte am Stalle, ehe Uli daran dachte, daß er schon daheim sei. Es ging nicht lange, so hatte ihn Elisi gefunden und forschte nach dem Kram. Uli packte aus: Feigen und Mandeln und Kastanien, aber sagte zugleich, er möchte doch bald wissen, woran er sei; so könne das nicht länger gehen, die Leute lachten ihn allenthalben aus. Entweder wollten sie Hochzeit halten, oder er wolle fort. Elisi sagte, das sei an ihr, zu sagen, wann sie Hochzeit halten wollten. Sobald sie sie einmal recht böse machten, so müßte es am nächsten Sonntag sein, und wenn der Bruder noch einmal komme und das Geringste sage, so laufe sie auf der Stelle zum Pfarrer, und der müsse auf der Stelle Predigt anstellen und sie verkünden (aufbieten). Jetzt aber könnte sie unmöglich daran sinnen (denken). Die Mutter hätte ihr versprochen, mit ihr in den Gurnigel*) zu gehen für acht oder vierzehn Tage. Da müßte nun die Näherin noch kommen, der Schneider, der Schuhmacher; sie hätte an so viel zu sinnen, daß sie ganz sturm (schwindlig) sei, müßte zudem noch hie aus, da aus, Sachen einkaufen, daß sie gar nicht wüßte, wo man Zeit zur Hochzeit nehmen wollte. Wenn der Gurnigel verrumpelt (gewirkt) hätte, dann wollte sie sehen, wie ihr im Kopf sei. So komme sie auch zweimal zu neuen Kleidern; es nehme sie doch wunder, ob denn die Hex zu Frevlingen ihre Nase nicht müßte hintern halten. Uli mochte sagen, was er wollte, Elisi aß Feigen und dachte an den Gurnigel. Ganze Tage packte sie aus und ein, machte die Koffer fertig und packte wieder aus. Sie dachte nicht nur, was sie wohl für Aufsehen machen würde, sondern sie erzählte allen, die einen Augenblick bei ihr stille stehen konnten, wie gewiß

*) Badeort in den Berner Alpen.

droben kein Mädchen sein würde, das solche Kleider habe, und was wohl die Herrn dazu sagen würden, es sollten gar schöne und reiche hinaufkommen. Sie frug alle Leute, wie manchmal des Tages man sich anders anziehe, und wieviele Anzüge sie mit sich nehmen solle; ob wohl fünfe genug seien, oder ob man sechs haben müßte; ob man die Vorhemdchen droben auch könnte waschen und plätten lassen. Was man wohl meine, ob es Mode sei, die hellen Anzüge am Morgen anzuziehen oder am Abend. Wo man wohl das beste wohlriechende Wasser zu kaufen bekomme, zu Bern oder zu Burgdorf, oder ob sie dasselbe sollte von Neuenburg kommen lassen. Man hätte ihr gesagt, dort rieche man weitaus am besten weit und breit. So hatte Elisi fast Tag und Nacht zu tun, und die Mutter sagte manchmal, sie wollte, sie hätte nichts davon gesagt oder sie wären schon dort, das Meitschi werde ihr noch zum Narren; sie hätte ihr Lebtag noch nie so tun sehen. Als die Mutter endlich auch an das Einpacken denken wollte, war kein Platz für sie. Elisi hatte schon zwei Koffer gefüllt, und eine Menge Sachen sollten noch mit, aber man wußte nicht wie. Die Mutter meinte freilich, Elisi könnte füglich dieses und jenes daheim lassen, sechs Tschöpli (Jäckchen) brauche sie doch nicht, und an zwei Miedern wäre es wohl auch genug. Aber allemal, wenn die Mutter so etwas sagte, so weinte das Meitschi, und statt etwas wegzutun, riß es Neues hervor, noch mehr Mieder, noch mehr Tschöpleni und Unterröcke ohne Zahl. Joggeli hatte eine Art Galgenfreude daran und riet ihnen, sie sollten eine große Kiste von Bern kommen lassen; man hätte dort welche wie ein kleines Ofenhaus, da könne man am kommodsten einpacken, nicht nur Mieder und Unterröcke, sondern die Sachen mitsamt den Schränken und Kästen; da werde doch am wenigsten zerknickt und verdrückt. Elisi gefiel das gar wohl, und Uli sollte auf der Stelle fort, eine solche Kiste zu holen. Aber die Mutter, wie auch Elisi weinte und tat, wollte das durchaus nicht zugeben. Sie wolle nicht ins Ge-

rede kommen, sagte sie, und was würden die Leute sagen, wenn sie mit einer solchen Kiste dort ankämen; man könnte sie vielleicht nur nirgends hintun. Es sei schon viel gemacht, daß sie mit einem solchen Narr in den Gurnigel gehe, sie brauche nicht noch eine solche Kiste. Sie ginge gar nicht, wenn es ihr nicht der Doktor befohlen hätte und sie fürchten müßte, das Mädchen würde närrisch. Er sei immer der Wüsteste, sagte sie zu ihrem Mann; statt etwa einen guten Rat zu geben oder dem Mädchen abzubrechen, treibe er nur das Gespött mit ihnen. Sie wisse wohl, am liebsten wäre es ihm, wenn sie gar nicht gingen, und es hätte ihn von jeher jeder Kreuzer gereut, den er für sie hätte ausgeben müssen, und doch sei sie auch nicht mit leeren Händen gekommen. Dann sagte Joggeli, sie hätte das Mädchen so gemacht, ihm zu allem verholfen; sie könne es jetzt haben, wie es sei; er wisse nichts zu machen. Sie wolle doch nicht alle Schuld tragen, sagte sie. Wer ihm immer die schönsten Sachen gekramet (geschenkt) hätte, und wer es ins Weltschland getan, woher es so wunderlich heimgekommen? Einmal nicht sie. Aber sie wisse es wohl, es sollten immer alle Leute schuld sein, nur er nie, und doch rede er immer zur unrechten Zeit und schweige immer zur unrechten Zeit, nur um anderen schuld geben zu können. Während sie zusammen kapitelten (zankten), kapitelte Elisi mit Uli, dem die Gurnigelfahrt nicht recht gefallen wollte, und der jetzt Elisi noch dazu verhelfen sollte, die ganze Garderobe mitzunehmen. Wenn er nur ein Wörtlein einreden wollte, dies oder jenes sei doch nicht nötig mitzunehmen, so fuhr ein Wetter über ihn aus, das fürchterlich war. Da könne sie schon sehen, meinte Elisi, was sie von ihm zu erwarten hätte, er sei schon jetzt der Wüsteste von allen gegen sie usw. Er wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er unvermerkt ein tüchtiges Kistchen zurecht machte, es durch Elisi füllen ließ und unter dessen Adresse durch den Boten voranschickte. Auf dies hin versprach ihm Elisi, im Gurnigel wolle sie mit der Mutter reden und plären (heulen), bis diese

ja sage, und es solle nicht Martistag werden, so müßten sie aufgeboten sein.

Nun hatten Mutter und Tochter in zwei großen Koffern Platz für ihre Sachen, da die Mutter mit viel wenigerm zufrieden war. Nur etwas Warmes, sagte sie, wolle sie mitnehmen; man hätte ihr schon manchmal gesagt, es schneie dort zuweilen wie mitten im Winter. Elisi war nicht zu bewegen, wollene Strümpfe mitzunehmen. Wenn es an einem Orte lustig gegangen sei, so hätte sie noch nie gefroren, sagte sie. Viel Kaffeepulver nahm die Mutter mit, wie die Junge sie auslachte und meinte, sie wolle im Gurnigel bessere Sachen haben als Kaffee. Ein guter Kaffee, sagte die Mutter, sei immer die Hauptsache, und an so einem Ort verbrenne man ihn immer (ganz besonders die Basler), man bekomme nie guten. Schmarotzen oder leihen schicke sich ihr auch nicht, und man sei manchmal froh, wenn man für eine gute Bekannte ein gutes Tröpfli hätte. Statt so viel Kleider wollte sie lieber eine frischmelkige Kuh mitnehmen, von wegen des Rahms. Sie hätte manchmal gehört, dort sei der Rahm noch schöner himmelblau als Elisis Tschöpli. Als das Kistchen fort war, war Uli fast vergessen, und es ärgerte ihn sehr, wie Elisi fast nicht Zeit hatte, Lebewohl zu sagen, als er das Roß hielt, mit welchem Joggeli sie nach Bern fahren wollte.

Als sie fort waren, trat eine rechte Windstille ein; es wohlete dabei ordentlich den Zurückgebliebenen. Uli konnte mit Vreneli reden, ohne daß er immer ringsum blicken mußte, ob nicht Elisi hinter irgend einem Baum ihnen auflaure. Und obgleich Vreneli ziemlich trocken mit ihm war, so floh es doch nicht und brach die Rede nicht so kurz ab. Bloß als einmal Uli es fragte, warum es so schlecht aussehe, es dünke ihn, es hätte seit einiger Zeit viel gemagert, kehrte es sich um und gab ihm keine Antwort. Übrigens war es eine Freude zu sehen, wie es die Haushaltung machte. Das Ding schien fast von selbst zu gehen wie eine Uhr. Es schien Uli, als könne er

die Mägde nie so oft draußen brauchen als jetzt, und doch ging alles im gleichen fort daheim. Vreneli rührte sich aber, wie wenn es Räder unter den Füßen hätte; die Hände bewegten sich flink, wenn schon der Mund ging, und wenn auch Mund und Hände im Gang waren, so konnte es noch an einem dritten Orte sehen, was dort vorging. Es sah mit den Augen ringsum und nicht nur in der Mitte und gerade hinaus. Dabei meinte es nicht, um eine rechte Hausmutter zu scheinen, müsse es so recht unordentlich und wüst daher kommen, um dann sagen zu können, wenn man in allem sein müsse, so könne man an den Werktagen nicht sein wie am Sonntag. Vreneli war von den Leuten, welche, sie mögen anrühren, was sie wollen, immer ein sauber und nett Aussehen haben, während es hingegen Leute gibt, die, sie mögen anwenden, wie sie wollen, es nie dahin bringen, daß zwischen ihnen und einem Ofenwisch ein merklicher Unterschied ist. Mit Fragen und unnützem Geklatsch wurde keine Zeit verloren. Es schien, als ob dem Mädchen, sobald es aufstehe, das ganze Tagewerk klar und geordnet, wie eins nach dem andern kommen müsse, vor Augen stehe, so daß es nie vergebene Gänge gab, man nie von ihm hörte: Ich habe nicht geglaubt, ich habe nicht gemeint, ich habe nicht gedacht, wer wollte an alles sinnen können, das verfluchte Denken! Als Uli draußen und Vreneli drinnen nach ihrem Sinn unumschränkt herrschten, die Arbeiten ineinander greifen ließen, einander in die Hände arbeiteten, ging alles so wie gepfiffen, daß Joggeli brummte, es werde ihm ganz wunderlich dabei und es ginge ihm alles ringsum. Er sei froh, wenn seine Alte wiederkomme, er frage dem nichts nach, wenn alles so ginge wie gehext. So könne man sich nie ordentlich besinnen, was und wie man es machen wolle. Das mahne ihn daran, wie wenn man ohne Hemmschuh im Galopp den Berg hinunterfahren wolle oder wie wenn zwei in den neumodischen Tänzen, denen man Langmus (Langaus, Schnellwalzer) sage, davon führen, wie wenn sie Flügel hätten und in die Hölle fahren wollten.

Indessen war die Alte im Gurnigel, wo es dem Elisi ganz besonders wohlgefiel, wenn ihr schon fast die Füße abfrieren wollten bei dem kalten Sommer und ihren hoffärtigen Schuhen und Strümpfen. Peinvoll war ihr die Reise gewesen. Sie hatte sich himmelblau angezogen in Bern, in Riggisberg kam es ihr in Sinn, sie wolle sich schwarz anziehen, schwarz scheine viel vornehmer. Die vornehmen Frauen kämen ja auch oft in schwarzseidenen Kleidern. Der Kutscher wollte aber die Koffer nicht abpacken und fluchte sie gar jämmerlich an, das hätte ihm noch kein vernünftiger Mensch zugemutet, daß er in Riggisberg abpacke, und doch hätte er vornehmere Leute geführt, als er heute habe. Kurz er tat es nicht, und Elisi plärete (heulte) bis hinauf, wo auf einmal die Kutsche hielt und sie aussteigen sollte, um den steilsten Weg hinauf zu Fuß zu gehen. Elisi wollte nicht, wollte auch die Mutter aufweisen, sie hätten bezahlt, um zu fahren, und nicht, um zu laufen, und das sei ein grober Stadtlümmel, und der könnte wohl sie hinauffahren. Aber die Mutter war eine zu verständige Bäurin, als daß sie von Elisi sich meistern ließ. Ihr Leben lang sei sie nie einen solchen Berg hinaufgefahren, und die Rosse vermöchten sich dessen nichts, daß der Kutscher ein Lümmel sei, sagte sie Elisi. Sie stieg aus, drückte aber dem Kutscher ein Trinkgeld in die Hand, daß er ihr Meitschi fahren lasse, es sei ihm übel, und wandelte nun im Schweiße ihres Angesichtes und mit schwerem Atem den Berg auf, oft stillestehend und schwer aufseufzend.

Im Gurnigel war große Freude, als Elisi so schön himmelblau zum Vorschein kam. Die Frauen lächelten auf den Stockzähnen (heimlich) und mochten fast nicht warten, bis die Ankömmlinge im Hause waren, um laut zu lachen. Sie mußten aber lange warten, denn da gab es viel abzupacken. Spazierende Herren lachten ungeniert, und einige mit Schnäuzen (Schnurrbärten) traten ganz nahe hinzu, stützten sich mit beiden Händen, wenn nicht die eine den Schnauz drehte, auf ihre Stöcke,

hielten sich schön gerade, ließen die Äugelein zuzeiten martialisch zwitzern (zwinkern), beugten ihre steifen Oberkörper einander seitwärts zu und machten unter schallendem Gelächter ihre deutschen, weltschen und holländischen Bemerkungen.

Der Raum dieses Büchleins, das schon viel größer geworden ist, als es dies im Sinne hatte, erlaubt es nicht, diese merkwürdige Badefahrt des näheren zu beschreiben, nur das Notwendigste sei erlaubt aufzuzeichnen. Elisi machte Aufsehen im Gurnigel und war recht glücklich, ja wie im Himmel. Nur zwei Dinge waren ihr nicht recht. Sie konnte gar nicht leiden, daß sie am Bürgertisch aßen. Wenn nur eine Schneiderin dagewesen wäre, sie hätte sich auf der Stelle städtisch kleiden lassen, hätte die Mutter im Stich gelassen und wäre an den Herrentisch gezogen, von dem die ländliche Tracht verbannt war. Elisi sagte der Mutter manchmal, sie hätte gar keinen Appetit unter den groben Leuten, wo niemand höflich sei, Rücksichten habe für sie, ein jeder nur für sich selbst sehe und esse, wie wenn die andern nichts bekommen sollten. Zweitens klagte sie schwer, daß man des Morgens so früh aufstehen müßte, um das Wasser zu trinken. Die ersten Tage blieb Mademoiselle im Bette. Als die Herren sie aber fragten, warum sie nicht komme, es sei am Morgen so schön, zum Schwarzbrünnli zu gehen usw., da wollte Elisi diese Zeit nicht versäumen und zwang sich, aufzustehen. Aber es ging schwer genug, und die Mutter schwitzte oft mehr, als den ersten Tag den Berg auf, bis sie Elisi aus dem Bett, auf den Beinen und aus der Stube hatte. Die ganze männliche Welt gab sich mehr oder weniger mit Elisi ab, deren Bekanntschaft man den ersten Tag beim Tanz gemacht hatte; tanzen war nämlich das, was Elisi wahrscheinlich am besten konnte. So tanzte man nicht ungern mit ihr und trieb dabei seinen Spaß mit ihr. Zuerst meinten die Herren, Elisi sei eine der sentimentalen Närrinnen, die sich mit Bücherlesen abgeben. Sie fragten nach ihrer Lektüre, ob sie den Clauren kenne und den Kotzebue und

den Kramer*), fragten nach dem Lafontaine und dem la Motte Fouqué und andern, nach Eberhards Pastetik**) und Stapfers***) Seufzern der Liebe. Aber sie sahen bald, daß sie auf dem Holzweg seien. Elisi las das ganze Jahr aus nichts; seit sie in der Schule das Fragenbuch, im Weltschland die Grammaire aus der Hand gelegt, hatte sie vielleicht kein Buch mehr in die Hand genommen, kaum mehr den Kalender, ja es wäre zweifelhaft gewesen, ob sie eine Zeile ohne Fehler hätte lesen können. Elisi beschäftigte sich nur mit ihren Kleidern, ihrer Person, ihrem Essen, ihrem Heiraten, sonst mit nichts. In die gelehrten Gespräche trat sie also nicht ein und gab sich nicht einmal den Schein, als ob sie einen von den genannten Herren kenne; sie war von dieser Krankheit unangesteckt. Die Herren waren einen Augenblick in Verlegenheit, als sie mit diesem ausgetretenen Thema nicht Glück machten. Sie schwadronierten hin und her, bis sie endlich merkten, wie wohl das Rühmen bei Elisi angehe. Das trieben sie nun anfangs auf die unverschämteste Weise, daß ihnen die Augen übergingen, Elisi in Wonne schwamm, die nicht dumme Mutter aber manchmal sagte: „Aber Meitschi, wie magst du dich doch mit diesen abgeben? Sie halten dich nur zum Narren; glaub' es mir doch, ich weiß auch noch, was Trumpf ist. Wenn mir ehemals einer solche Sachen gesagt hätte, wie sie dir sagen, ich hätte ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er nicht mehr gewußt, ob er den Kopf noch hätte oder nicht."

Das Ding nahm aber eine etwas andere Farbe an, als man vernahm, das schwefelgelbe Ding sei Erbin von wenigstens fünfzigtausend Gulden; man betrachtete es nun mit anderen

---

*) Vielleicht doch noch der berüchtigte Cramer (Cramer und Spieß) und nicht die von Vetter genannten F. M. G. Cramer (1730 bis 36) und A. W. Cramer (1777—1837).

**) Ästhetik von J. A. Eberhard.

***) Friedr. Stapfer, Professor der Theologie in Bern von 1826—1833.

Augen und kriegte eine Art Respekt vor ihm. Fünfzigtausend Gulden, Pardieu, sind keine Kleinigkeit! Wenn die Herren beisammen waren, so war der gleiche Spott da, und jeden Abend ging ein neu Geschichtlein von Elisi herum. Dem hatte sie erzählt, wieviel Vorhemdchen sie habe und wieviel Unterröcke; ein anderer wußte, woher sie ihr Riechwasser hätte kommen lassen; ein dritter brachte eine Krankheitsgeschichte zum Vorschein; ein vierter war darüber gekommen, daß Elisi nicht wußte, in welchem Lande sie wohne. Wenn aber die Herren allein waren, jeder für sich, so dachte mancher an die fünfzigtausend Gulden, stellte sich vor den Spiegel, drehte den Schnauz (Schnurrbart), warf sich forsche Blicke zu und dachte, ein schöner Kerl sei er noch, aber es sei Zeit, daß er zu etwas komme, machte sich dann Pläne zu einem Feldzug auf die fünfzigtausend Gulden. Hier im Gurnigel waren ihm zuviel Leute, bloßgeben mochte er sich nicht; später dann wollte er das Ding näher besehen. Hier wollte er sich unterdessen gut Spiel machen, Anknüpfungspunkte suchen usw. Wenn sie nun zu Elisi kamen, so suchte keiner sie absichtlich lächerlich zu machen, sondern seine eigene Person ins rechte Licht zu stellen, sich angenehm zu machen; man redete vom Glück der Bekanntschaft, vom Glück, sie fortzusetzen; wo man die Ehre hätte, sie anzutreffen; ob es wohl erlaubt wäre, ihr einmal einen Besuch zu machen; was Vater und Mutter wohl sagen würden, wenn man einmal käme und sie um eine Suppe bitten würde usw. Elisi schwamm im Glück. Hie und da wagte sich einer an die Mutter mit seinen Redensarten, erhielt aber gewöhnlich höchstens ein zweisilbig Wort zur Antwort. „Die Alte ist ein Babi (einfältige Person)," sagte er dann, „so was man sagt ein Bauernklotz." Die Mutter aber sagte: „Wie magst du doch auch solchen zuhören? Das sind mir doch die dümmsten Menschen, die ich erlebt habe. Solange ich da bin, wissen die mich nichts anderes zu fragen, als: ob ich nicht meine, daß es bald schön Wetter gebe, und ob wir schon geheuet hätten. Unser Bub wäre witziger, er wüßte doch noch

von etwas anderem zu schwatzen, als vom Wetter und vom Heu. Solche Herren meinen doch, man sei so dumm auf dem Lande, daß man von nichts zu reden wisse, als vom Wetter und vom Heu, die Affen!" Während diese Herren in aller Ruhe ihre Pläne machten, in aller angewohnten Steifheit jeder sich den Weg zu öffnen suchte für die Zukunft, in aller angeborenen Selbstgefälligkeit sich dachte, das werde sich schon machen, ohne zu pressieren, verstand es ein anderer anders.

Es war ein Baumwollenhändler im Gurnigel, und zwar ein grusam vornehmer. Er hatte zwar keinen Schnauz (Schnurrbart), aber er war mit Gold überhängt, und sein Uhrengehänge läutete fast wie Pferdeglocken, er konnte tanzen wie der Teufel und schwatzen wie eine Elster. Der wußte mit Mutter und Tochter zu schwatzen, daß es ihnen wohlgefiel. Der Mutter wußte er von allen Arten von Baumwollenzeug und Garn zu reden, was gut und nicht gut sei, daß sie den Mund offen vergaß. „Wenn man immer einen solchen bei sich haben könnte, wenn man etwas kaufen wollte, das wäre kommod," sagte die Mutter. Dann sprach er wie nebenbei von seinen Geschäften, wie ein großes Lager er habe, um wieviel tausende er hier eingekauft, um wieviel tausende dort, daß der guten Mutter ganz der Verstand stille stand. Wenn der nicht grusam reich sei oder einen Dukatensch . . . habe, so begreife sie nicht, woher er das Geld nehme, soviel zu kaufen, sagte sie. Sie seien auch reich, aber soviel Geld brächten sie doch nicht so bald zusammen, und zu leihen schäme man sich, wenn man es schon bekäme. Mit Elisi schwatzte er von ihren Kleidern und lobte den Stoff und die Farbe derselben, wußte aber, wo man beides noch besser kriege und erbot sich, ihr zu verschreiben, was sie wolle. Er garantiere ihr, sagte er, von solcher Qualität, wie er sie zu bekommen wisse, hätte keine Ratsherrenfrau in Bern, und wenn ihm eine schon hundert Louisdor bieten würde, wenn er ihr auch davon verschaffen wolle, er lachte sie nur aus; was frag' er hundert Louisdor nach. Die Jungfer Elise müsse

die einzige sein im ganzen Kanton, die solches Zeug trage. Die größte Freude hätte er über die Augen, welche die Töchter in Bern machen würden, wenn sie solches Zeug sähen und es nicht bekommen könnten. Dann wußte er mit Elisi vom Weltschland (französische Schweiz) zu schwatzen, kannte alle Orte, wo sie gewesen war, auf das Genaueste, wußte von deren Bekannten zu reden, wie wenn er sie erst heute verlassen, so daß Elisi sich nicht genug verwundern konnte, daß sie ihn dort nie gesehen, nie angetroffen. Es war ihr bei dem Baumwollenhändler weitaus am heimeligsten, er besaß ihr vollkommenes Vertrauen, aber die Schnäuze gefielen ihr doch fast noch besser. Soviele schöne Herren, sagte Elisi, hätte sie nie beisammen gesehen, solange sie lebe, sie gingen so gerade auf, der Teufel könnte sie nicht krümmen; ja, sie glaube, man könne einen bei einem Bein nehmen und gerade ausstrecken wie eine Ofengabel.

Der Baumwollenhändler war nicht dumm, er merkte das und wußte wohl, daß, wenn eine Spekulation einem vor die Füße fällt, man nicht wochenlang sich besinnen darf, ob man sie aufheben will oder nicht. Als es endlich wieder recht schön Wetter war, lud er Mutter und Tochter ein zu einer Partie nach Blumenstein, einem zweiten Badeort in der Nähe des Gurnigels. Elisi war das gleich recht, aber die Mutter machte Umstände. Sie ginge nicht ungern einmal nach Blumenstein, sagte sie, aber das gebe große Kosten; nur schon das Fuhrwerk sei unverschämt teuer. Wenn sie eins von ihren sechs Rossen herpfeifen könnte, so wollte sie nicht nein sagen. Das solle ihr keinen Kummer machen, sagte der Einlader, das sei eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Es würde eine Schmach für ihn sein, wenn sie nur noch ein Wort davon reden würde. Die Freude für ihn sei unendlich größer als die Kosten. Aber sie müsse doch noch einmal davon anfangen, sagte die Mutter, er möge sagen, was er wolle. Sie wolle schon mit ihm fahren, die Kosten würden nicht alles zwingen (nicht unerschwinglich sein), allein ihren Teil wolle sie tragen. Als sie ein junges

Meitschi gewesen, da hätte sie mancher zu Gast gehalten, sie wolle es nicht leugnen, aber jetzt sei sie zu alt dazu, jetzt tue sie es nicht mehr. Mein Baumwollenherr war nicht verlegen. Er lachte, das werde sich schon machen, sie solle nur kommen. Er wolle für ein Fuhrwerk sorgen; sie sollten nur machen, daß sie um acht Uhr zur Abfahrt bereit seien. Wenn sie nur zur Tafel dort seien. Die dürften sie nicht versäumen; dort wisse man, was Kochen sei. Hier meine man, wenn man etwas in einen Topf werfe, Wasser darauf schütte, Feuer darunter mache und das zusammen kochen lasse, bis die Eßglocke gehe, so heiße dies kochen, und die Gäste müßten wohl daran leben, und doch sei es manchmal ein Fressen, das einem Magenweh machen müsse.

Es war ein recht schöner Sonntag da oben im Lande. Die sonst etwas dunkle Gegend wurde durch die Sonne fröhlich, und ihre Einförmigkeit wurde ihr benommen durch die vielen Fuhrwerke, die vielen Wandelnden, die dem Gurnigel zueilten oder sonst wohin. In leichtem, schönem Fuhrwerk mit schnellem Rosse eilten sie windschnell durch das Tal nieder, funkelnd in köstlichstem Putze. Der Mutter schönster Putz war das strahlende Hemd auf der breiten Brust. Die Tochter dagegen hatte andere Dinge aufzuweisen: Gold, Silber, Seide, doch diesmal nicht schwefelgelbe, sondern schwarze, aber keine breite Brust; dafür aber war ihr Vorhemdchen gestickt und hob sich einer Brieftasche ähnlich in die Höhe, bis fast zum Kinn. Der Herr vorauf strahlte vor Vergnügen, glänzte in neuen Tüchern, mit gelben Handschuhen und schwarzen Stiefelchen, hatte Kasimirhosen, ein seidenes Schnupftuch in der Tasche und fuhr wie einer, der nie ein eigenes Roß in den Händen gehabt. Die Mutter hatte immer die Hand auf dem Schlage, als ob sie sich halten wolle, und machte allemal, wenn sie an einem Fuhrwerk vorbeifuhren, das ängstlichste Gesicht. So sei sie nie gefahren, und doch hätten sie gute Rosse im Stall, sagte die Mutter, aber sie möchte es einem Roß nicht zuleid

tun. Wenn ein Rad abginge, so fiele man ja dahin, es wüßte kein Mensch wie weit. Und besonders bergab sprenge (jage) er, es hätte keine Art; sie möchte ihm kein Roß anvertrauen. Ein Roß sei freilich kein Mensch, aber eben deswegen, weil es ein Unvernünftiges sei, sollten die Menschen, die Verstand hätten, ihm nicht mehr anmuten, als es wohl erleiden möge. Es lachte der Baumwollenhändler gar sehr über die altväterische Sorglichkeit der Mutter für sein Roß, und er wußte eine Menge Heldentaten zu erzählen, die er auf Kosten von Pferden verübt; wie geschwind er hier und dort gefahren, und wie er so ein Roß zu handhaben wisse wie keiner. Viel von seines Vaters Rossen wußte er auch zu erzählen, von Engländern und Mecklenburgern. Er dachte, die wüßten es ja nicht, daß sein Vater Baumwollenzeug in einer Schachtel im Lande herumgetragen.

Im Fluge waren sie im bekannten Blumenstein, wo auf der Laube die zahlreichen Gäste den Besuchern entgegensahen und sie musterten.

Es geht nun splendid zu in Blumenstein. Der Baumwollenhändler spielt den Herrn vortrefflich, regiert und befiehlt, daß die Mutter ganz erstaunt sagt, dem sehe man es an, daß er nicht zu Nütigen (Nichtshausen) daheim sei, der könne beim Saker regieren wie ein General; einmal sie dürfte nicht (wagte es nicht). Die Kellner kämen ja daher, daß ihrer eins sich schämen müßte und froh sei, wenn sie einen ruhig ließen. Bei Tische läßt man es sich wohl sein. Kein Wein ist dem Herrn gut genug, er schimpft über jeden, auch der Neuenburger ist nicht recht, obgleich Elisi sagt, er sei viel besser als der des Bruders zu Frevlingen, und der sei doch auch gut gewesen. Er weiß ganz vortrefflich zu nötigen, und seine Begleiterinnen trinken ein Glas mehr als üblich, ohne daß sie es merken.

Nach Tische geht das Tanzen an, und Elisi fliegt dahin wie im Himmel. Nun will der Baumwollenhändler auch hinein. Er beginnt, sich zärtlich zu machen; er drückt die Hände, Elisi

drückt wieder. Er macht seine Augen liebetrunken, Elisis werden zärtlich; er drückt Elisi an sich, Elisi hilft nach. O wenn er doch sein Lebtag nicht weiter von ihm wäre, sagt er. Elisi sieht ihn an, will wissen, was noch nachkomme. Er wollte, er hätte sie nie gesehen, sagt er. „Ihr seid ein Wüster," sagt Elisi und gibt ihm einen Stoß mit dem Ellbogen. „Ach Gott, was fange ich an, wenn ich fort muß? Ich schieße mir eine Pistole vor den Kopf!" „Herrgott," sagt Elisi, „das wollte ich nicht tun, etwas Dummes so!" „Wohl, das tue ich," sagt er, „auf Parole d'honneur!" „So laßt mich gehen," sagt Elisi, „ich will nicht dabei und dann noch etwa schuld sein." „Ach!" flötete der Baumwollenhändler, „wenn ich hoffen dürfte", und drückte wieder; Elisi sah ihn wieder an und drückte auch. „Ach, wenn ich hoffen dürfte," sagte er und drückte. Da drückte Elisi nicht, sondern sagte: „Ach, das ist ein Gewäsch, ich kann mich gar nicht darauf verstehen!" „Ach," sagte er, „wenn Ihr Herz redete, Sie würden mich verstehen!" „Etwas Dummes so habe ich mein Lebtag nicht gehört, man redet ja mit dem Maul und nicht mit dem Herz; wenn die Herzen auch noch reden wollten, wer wäre zuletzt zum Hören da?" „Ach," seufzte er, „Sie zerreißen grausam mein Herz!" „Etwas Dummes so, ich habe es ja noch nie angerührt, es wäre mir eine Kunst gewesen," sagte Elisi. „Nun mag es kosten, was es will, und sollte es das Leben sein," rief der Baumwollenhändler pathetisch aus, daß die Tanzenden alle auf ihn sahen, „es muß heraus, Sie müssen mich verstehen: Elise, ich liebe Sie, ohne Sie gehe ich dem Teufel zu; wollen Sie mein sein, mich glücklich machen mit Ihrer Hand?" „Heiraten?" fragte Elisi, wieder zärtlich blickend, „ach geht mir, Ihr wollt mich nur zum Narren halten!" „Ach Gott, nein, es ist mein blutiger Ernst!" rief der Baumwollenhändler; „ohne Sie lebe ich nicht mehr bis zur Zurzacher Messe!" *) „Ihr seid doch ein Unflat, gleich so zu kommen,

*) Ehemals berühmter Jahrmarkt im Herbst.

und einem solche Angst zu machen," sagte Elisi zärtlich; „könnt Ihr die Sache nicht auch vorbringen manierlich und daß man sie auch begreift?" Das tat nun auch der Baumwollenhändler, und Elisi sagte ihm zu, mit etwas innerlichem Zögern freilich, wenn sie an die mit den Schnäuzen (Schnurrbärten) dachte, die keine Krümmung machen würden, wenn man sie bei einem Bein geradeaus hielte. Indessen dachte sie: Hätten sie die Gosche (Mund) aufgetan und zur rechten Zeit geredet! Es geschehe ihnen jetzt gar recht. Sie wolle nicht ein Narr sein und jetzt noch länger warten und zuletzt zwischen Stühle und Bänke kommen. Uli blieb weit aus ihrem Sinn. Nun war auch der Baumwollenhändler im Himmel, tanzte, wie wenn er über den Stockhorn aus wollte, ließ Champagner kommen und ließ es so flott gehen, daß es der Mutter, die sich auch herbeigefunden, angst und bange wurde. Sie begehrte fort und fragte diesen, jenen, was sie schuldig seien, und dabei überschlug sie immer, ob sie wohl Geld genug bei sich hätte; das gebe einen Konto, von dem wolle sie Joggeli nichts sagen. Aber die gute Frau fragte eine lange Stunde umsonst. Immer hieß es: „Gleich! gleich!" Aber niemand stand ihr weiter Rede. Der helle Schweiß stand ihr endlich aus lauter Angst auf der Stirne. Elisi und der Händler taten so dumm miteinander, daß sie sich schämte und sich vornahm, diesmal wolle sie dem Meitschi doch die Sache sagen; es möge dann heulen oder nicht, das sei ihr gleich. „Was werden doch die Leute sagen," dachte sie, „und meinen, was ich für eine Mutter sei, daß mein Meitschi angesichts meiner Augen sich so aufführt?"

Endlich nach einer grausamen Stunde hieß es, es sei angespannt, abgeschafft (bezahlt), sie könnten fort. Jetzt, dachte sie, sobald sie einmal im Fuhrwerk sitze, wolle sie ihnen das Kapitel lesen, daß es eine Art hätte. Aber kaum hatte sie dem Kellner, der das Türchen zumachte, gedankt und Lebewohl gesagt, als es davon ging in sausendem Galopp und immer zu, immer zu, was sie auch rufen mochte, er solle doch sachte

fahren, so daß sie endlich zornig sagte, das sei ihr doch ein donners Sturm (unruhiger, unbedachtsamer Mensch), mit dem fahre sie ihr Lebtag nicht mehr. Wie im Hui waren sie in Riggisberg. Dort ward gehalten, trotz allem Protestieren der Mutter, sie hätte nichts nötig, es sei ihr nur, wenn (sie wünschte nur, daß) sie daheim wäre. Auf das Verlangen des Herrn wurden sie in eine besondere Stube geführt trotz der Einwendungen der Mutter, die meinte, nicht länger, als man bleiben könne, wäre es ihr wöhler in der Gaststube. Vom besten Wein mußte gebracht werden, wenn schon die Mutter sagte: „Du mein Gott, noch immer mehr Kosten!" und „Wer soll den Wein trinken? Ich mag nicht, und es scheint mir, die andern hätten auch genug." Als er gebracht war, die Kellnerin ihn entsiegelt, mit den Händen aufeinander gefragt hatte: „Ihr werdet heute in Blumenstein gewesen sein? Es war gar schön Wetter! Es werden viele Leute dort gewesen sein? Wir haben auch Leute gehabt, daß wir (uns) fast nicht (dagegen) zu wehren wußten," dann mit rascher Wendung nach einigem Räuspern den Abzug genommen hatte, begann der Baumwollenhändler in wohlgesetzter Rede, sie möchte ihm doch ja seine Aufführung nicht übelnehmen, die Freude hätte ihn übernommen. Er sei reich, habe ein gut Geschäft, es hätte ihm nur eine Frau gefehlt, um glücklich zu sein. Viele hätte er haben können, aber keine sei ihm recht gewesen. Er habe nicht auf Geld gesehen und nicht auf Schönheit; er habe eine nach seinem Herzen gesucht, mit der er glücklich sein könne. Erst in ihrer Jungfer Tochter, der Jungfer Elise, habe er gefunden, was sein Herz verlangt. Vom ersten Augenblick an, wo er sie gesehen, sei es ihm wie angetan gewesen. Die oder keine! habe sein Herz gerufen Tag und Nacht. Je länger, je mehr habe er gefühlt, daß er ohne sie nicht mehr leben könne, und es endlich gewagt, sie auf die heutige Partei einzuladen. Im Gurnigel unter den vielen Leuten hätte er es nicht wagen dürfen, seine Erklärung zu machen. Er hätte auch so fast nicht dürfen, hätte sein Herz in beide Hände nehmen

müssen und doch erst nach dem Essen und beim Tanzen die Jungfer Elise fragen dürfen, ob sie ihn nicht verschmähe, ob er glücklich oder unglücklich sein solle in Zeit und Ewigkeit? „Und meine liebe, teure Elise hat mich beglückt, hat meine Hand, mein Herz nicht verschmäht! O, da habe ich gefühlt, was es heißt, der Himmel tue sich einem auf! Aber ich bin nicht ruhig gewesen, es hat mich geplagt, bis ich auch der guten Mutter meiner teuren Elise meine Absichten eröffnet, bis meine und meiner teuren Elise Bitten zu ihrem Herzen gedrungen, daß sie mich als Sohn annehmen und mit dem Besitz der unvergleichlichen Elise selig machen wolle schon hier auf Erden." — Der guten Mutter liefen die Tränen über die Backen während dieser schönen Rede. Sie dachte bei sich, ein solch gutes Herz habe sie noch bei keinem Menschen gesehen. Aber wunderlich müsse doch so ein Herr sein. Sie müsse sagen, wenn Elisi schon ihre Tochter sei, zur Frau wäre es ihr zu wüst und zu bös; aber in der Stadt sei alles gerade das Gegenteil wie auf dem Lande. Da fräßen sie ja auch Brot und verachteten Kuchen. Als er endlich geendet hatte und ihre beiden Hände gefaßt hielt (knien tat er nicht von wegen den Kasimirhosen), war sie in großer Verlegenheit, was sie antworten sollte. He ja, sagte sie endlich, das sei wohl gut und schön, aber er müßte den Vater fragen, der hätte zu befehlen, und was der sagen werde, wisse sie nicht; er sei zuweilen ein wenig wunderlich. Es komme darauf an, in was für einer Laune er sei und wie man es ihm beibringen könne. O, sagte der Baumwollene, das mache ihm gar keinen Kummer, wenn es ihr recht sei, sie ein gutes Wort für ihn einlegen wolle. Sie solle nur ja sagen, so sei ihm schon geholfen. „Aber Elise, kommt und helft mir die gute Mutter bitten," sagte er zu seiner holden Braut, die unterdessen gar emsig Mandeln gegessen und Haselnüsse aufgemacht hatte. Die gute Mutter war nicht unbarmherzig. Sie dachte an Uli und wie auf diese Weise der Lärm ihr erspart würde, daß die Tochter den Knecht

heirate. Der reiche Tochtermann mit seinem guten Mundstück gefiel ihr wohl; indessen sagte sie bloß, he, dawider wollte sie nicht sein, wenn Elisi nichts dawider habe und kein anderer ihr im Kopf sei. Aber versprechen könne sie nichts, das müsse der Mann machen, und dann müsse man doch noch etwas genauer wissen, woher er sei und was er wohl für Mittel hätte. Sie zweifle nicht daran, daß alles so sei, wie er sage, aber es habe sich schon mancher für reich ausgegeben, und nachher sei man darüber gekommen, daß alles lauter Lügenwerk gewesen. Und besonders an solchen Orten, wie der Gurnigel auch einer sei, gebe es gar allerlei Leute, da müsse man wohl zusehen, wem man traue. Sie denke immer an das Sprichwort, es gebe gar viel Beeren, allein es seien nicht alle Kirschen. Da war der Baumwollenhändler ganz vergnügt und sagte, o, wenn es nur das sei, so sei er glücklich und die Jungfer Elise sein. Er wolle sich ausweisen, daß es eine Art hätte. Sie sollte nur keinen Kummer haben, er mache ein Haus, wie es wenig gebe. Er hätte unter den reichsten Fabriktöchtern im Aargau auslesen können und auch im St. Galler Lande. Man hätte ihm manchmal unter den Fuß (zu verstehen) gegeben, man möchte gern ein Geschäft der Art mit ihm machen. Aber er hätte sie nicht verstehen wollen. Die Töchter dort seien ihm alle zu baumwollen gewesen. Er handle zwar mit Baumwolle, aber das müsse er sagen, die Töchter habe er lieber von Seide als von Baumwolle. Die Alte lachte gar herzlich, nahm einen guten Schluck und vergaß fast das Pressieren zum Heimfahren. Es ging nun langsamer das Tal auf, und der Herr schwatzte ganz traulich mit seinen Damen und erzählte ihnen von seinen Herrlichkeiten, seinen Einrichtungen, Geschäften, Plänen, daß es der Mutter ganz wunderlich im Kopfe ward und es ihr manchmal schien, die Tannen höben die Füße und tanzten um sie herum. Wenn es nicht so wäre, dachte sie, so würde er es nicht sagen, und alles Mißtrauen schwand. Sie konnte sich nicht sattsam an den Betrachtungen erlaben,

wie das doch eine glückliche Badefahrt sei und wie das sich auch hätte treffen müssen, daß Elisi so einen hier gefunden, der so reich sei und gerade so eine Natur habe, welche akkurat nur Elisi haben wolle und keine andere. In hundert Jahren, meinte sie, hätte das vielleicht sich nie so getroffen. Das Zeichen im Kalender wolle sie sich aber merken, in dem sie die Badefahrt angetreten, das müsse ihr ein vornehmes sein, es nehme sie doch wunder, was für eines. Während die Alte ihre Betrachtungen machte, schätzelte (liebelte) der Herr mit der Jungen, wie es dieser auch recht war. Die Zeit verrann auf dem langen Weg, sie wußten nicht wie. Als sie bald heim waren, sagte Elisi, sie müßten aber droben von dem allem, was heute vorgegangen, nichts sagen; sie begehre nicht, daß die Herren es wüßten, sie müßte sonst gar viel ausstehen von ihnen. Möglicherweise dachte Elisi, wenn's dem einen oder andern auch noch einfiele, mit ihr nach Blumenstein zu fahren, so könnte sie immer noch machen, was sie wolle. Dem Baumwollenhändler war der Vorschlag auch ganz recht, aber aus andern Gründen. Im Gurnigel konnte manches bekannt sein, was ihm nicht lieb war, und der Neid es leicht vor die unrechten Ohren bringen. Die Mutter meinte, das verstehe sich: Das würde einen schönen Lärm daheim absetzen, wenn Joggeli vernähme, seine Tochter im Gurnigel sei Hochzeiterin, und er wüßte nichts davon. Und so etwas trage der Wind in einem Tag, man wisse es nicht wie weit, besonders wenn es Leute seien, auf die man sehe und die nicht zum Pöbel gehörten. Die Mutter hatte nichts dawider, daß der Baumwollenhändler seine Elise zur guten Nacht noch herzlich küßte und tat, als könne er fast nicht von ihr lassen. Endlich sagte die Mutter, es dünke sie, es sei genug, es sei morgen auch noch ein Tag, es sei hohe Zeit, wenn man etwas schlafen wolle. Aber trotzdem, daß die gute Mutter endlich im Bette war, konnte sie doch nicht schlafen. Zuerst zog sie den Atem tief herauf, wie wenn es ihr leichter geworden wäre auf der Brust und Elisi herabge-

fallen wäre. Dann dachte sie, was Joggeli wohl sagen werde. Diesmal werde es ihm doch wohl recht sein, was sie gemacht, da jetzt Elisi dem Knecht entronnen sei. Sie konnte aber auch nicht umhin, an Uli zu denken, was der sagen und machen werde. Es ist ihm nicht übel gegangen, dachte sie zuweilen; er wird wohl noch etwas finden, das sich besser für ihn schickte als Elisi. Dann dachte sie an die Mitgabe, ließ alle Bettstücke, alle Ziechen (Kissenbezüge), alle Leintücher, die zu diesem Zwecke gemacht bereit lagen, die Musterung passieren; zählte alle Stücke Leinwand, die sie noch ganz hatte, auf und sann und sann, ob sie alle hinreichten, die Aussteuer zu vervollständigen, daß sie für eine reiche Herrenfrau passe. Und endlich gingen ihr noch alle Strangen (Stränge) Garn, die vorrätig waren, an den Augen vorüber, sonderten sich zu dieser und jener Bestimmung, wanderten zu diesem, jenem Weber, je nachdem es Tischzeug oder Bettzeug oder Leinwand für Hemden oder Schnupftücher geben sollte. Endlich ob dem Rechnen mit den Webern kam der gute Schlaf und ließ die gute Mutter nicht aus den Armen, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

In wenig Tagen lief der Aufenthalt im Gurnigel zu Ende. Der Baumwollenhändler leuchtete wie ein Siegesheld; bei der Mutter wechselten Sorgen mit mütterlicher Freude. Elisi aber war während der ganzen übrigen Zeit in beständigen Zweifeln begriffen, ob sie es mit diesem oder jenem Schnauz (Schnurrbarte) nicht noch besser gemacht, und ob sie nicht hätte warten sollen, bis sie verreist wären, bis keiner etwas gesagt, um das Jawort zu geben. Indessen tröstete sie sich damit, daß im gegebenen Fall noch nichts Schriftliches vorhanden sei, so daß sie noch immer machen könne, was sie wolle. Diese Bedenken ließen sie nicht zum reinen Genusse ihres Glückes kommen. Am Tage vor ihrer Abreise ward Elisi nicht müde, allen Leuten zu sagen, morgen früh um sechse reisten sie ab; und dann ging sie spazieren nach jedem einsamen Winkel hin. Dann schwebte der Baumwollenhändler hinter ihr drein wie eine Bremse hinter

einem Pferde und wollte zärtlich tun im Verborgenen. Aber Elisi fand, der Wind gehe kalt, und steuerte wieder dem Hause zu. Kaum dort, strich sie sich zu einer andern Türe aus wiederum spazieren. Horch! was säuselt hinter ihr drein; ist's ein Schnauz, in dem der Wind weht? Ach nein, es ist der Baumwollenhändler, der Staub von dem Ärmel bläst und dem Elisi nachschießt wie eine hungrige Fliege einem Suppenteller. Da klagt Elisi über den Wetterluft (Regenwind), der ihr durch Mark und Bein gehe, und segelt wiederum dem Hause zu. Endlich am Abend, als niemand mit ihr spazieren gehen wollte, als man nur so in allgemeinen Redensarten, die sie kaum verstand, ihr Weggehen bedauerte, dachte sie, einer sei besser als keiner, und es kam zu einem zärtlichen Abschied und näherer Abrede in ihrer Kammer oder Stube.

Endlich hatten sie den Gurnigel im Rücken, und die Mutter meinte, sie wollte, ihr Herz wäre so leicht wie ihr Geldsäckel! „Joggeli wird die Augen aufreißen, wenn er sieht, wie er die Schwindsucht gekriegt hat. Doch das macht mir wenig, wenn ihm nur das andere recht ist. Und was wird Uli sagen? Es macht mir einen rechten Kummer, heimzugehen." „Mir nicht," sagte Elisi. „Was wird der Vater sagen? Er wird brummen und räsonieren und wird mich machen lassen. Und was frage ich Uli nach? Er ist nur der Knecht." (Die Mutter wußte aber nicht, was Elisi und Uli alles verhandelt hatten, und wie sie eigentlich zusammen standen, sondern bloß, daß sie einander süße Augen machten.) „Er ist ein Tor gewesen, zu glauben, er bekomme eine Bauerntochter, die etwas Besseres wisse." Aber Elisis Herz wurde doch schwer. Es kam die Eifersucht und spiegelte ihr nun vor Augen, was ihr Baumwollenhändler alles treiben werde, wenn sie fort sei. Alle Mägde, alle weiblichen Gäste gingen vor ihren Augen vorüber, und die Neugierde und die Angst töteten sie fast, was er wohl mit allen diesen anfangen und was er ihnen sagen werde. Wenn die Mutter nicht Meister gewesen wäre, sie wäre umge-

kehrt und hätte in irgend einer Verkleidung den Verlobten beobachtet.

Sie wisse nicht, sagte die Mutter, wie sie es machen wolle, ob sie es dem Vater gleich sagen oder warten wolle, bis der Bräutigam komme. Sie wollte, es wäre vorbei. Am Kummer der Mutter nahm Elisi keinen Teil; es dünkte sie, sie gäbe alles Geld, welches sie hätte, wenn sie nur wieder im Gurnigel wäre, ja sie plärete (heulte) endlich und sagte, sie stehe es nicht aus, so lang von ihm fort zu sein! Elisi plärete bis zum Bären in Bern, wo die Wirtin gar teilnehmend sich bewies mit Hofmannstropfen und vielen Fragen. Es besserte Elisi nicht, bis die Mutter sagte, sie müsse doch noch ein wenig in der Stadt herum. Sie sei lange fort gewesen, und wenn sie nun nicht einige Geschenke kramete (einkaufte) und mitbrächte, so ginge es übel. Es gruse ihr freilich, sagte sie, sie hätte Geld gebraucht, es sei eine Schande; sie hätte nicht von weitem an so viel gedacht. Wenn sie etwa Geld nötig hätte, sagte die Wirtin, so solle sie es nur sagen, es stehe ihr zu Diensten, soviel sie wolle; sie wisse wohl, wie das gehen könne. Nein, sagte die Bäurin, so schlecht stehe es doch nicht. Sie hätte freilich gemeint, sie wolle nicht alles angreifen. Nun wollte Elisi auch mit, sie wußte wohl, warum. Die Mutter wollte erst nur für die Hauptpersonen etwas kramen. Aber wenn sie für diese Person gekramet hatte, so dauerte sie jene, wenn sie nichts bekäme; und hatte sie für jene etwas, so kam ihr eine dritte in den Sinn, und als sie einmal über die Hälfte aus war, so dünkte es sie, es wäre wüst von ihr, wenn sie nicht für alle etwas hätte. Sie möge die mißvergnügten Gesichter nicht sehen, sagte sie, die seien ihr verflümeret (verflucht) zuwider. Sie mußte das Reservesäckli zur Hand nehmen, mußte Geld daraus nehmen, und zwar viel, denn Elisi wollte zuletzt auch noch etwas. Sie konnte niemand kramen sehen, wenn sie nicht den bessern Teil davon bekam. Aber je mehr die Mutter daraus nahm, desto leichter ging es ihr, ein wenig mehr, ein wenig minder, gehe

jetzt in einem zu, dachte sie, und niemand wisse, wann sie wieder einmal von Hause käme. Sie hatten fast nicht Platz in ihrem Chaischen, als sie heimfuhren, und mußten so übel sitzen, daß Elisi ein über das andere Mal balgete (schalt), die Mutter hätte nicht soviel zu kaufen gebraucht, man könnte ja gar nicht sitzen.

Es war ein schöner Abend, als sie heimfuhren. Bei jedem Schritt, den das Roß tat, wohlete es der Mutter. Wenn nur das Narrenwerk nicht wäre, sie könnte nicht sagen, wie froh sie wäre, heimzukommen. Solche Betten, wie sie daheim hätten, hätte man doch im Gurnigel nicht, wenn es schon Herrenbetten sein sollten. Wenn sie nicht immer noch das Mieder und den Unterrock auf das Bett getan hätte, sie glaube, sie wäre erfroren und käme nicht lebendig heim.

Sie hatte fast nicht Augen genug, nach allem zu sehen, nach jedem Kohlplätz, jedem Flachsplätz, nach den Kirsch- und Apfelbäumen. Alle Augenblicke sagte sie zu Elisi: „Sieh, die fangen schon an, Flachs zu ziehen; dort sind doch schlechte Bohnen!" Aber Elisi nahm sich nicht die Mühe, aufzusehen, sondern sagte: „Sieh, wie mein himmelblau Tschöpli (Kamisol, Jäckchen) abgeschossen ist; ich darf es nicht mehr tragen, als bloß so daheim herum." „Es nimmt mich doch wunder," sagte die Mutter, „ob sie wohl den Kohl begossen haben?" Dann mußte der Knecht Antwort geben, und auf das Genaueste wurde er über alles examiniert. Je näher sie ihrem Hause kam, desto mehr tat sie die Augen auf, zu sehen, wie alles stehe, und alle Augenblicke nahm es sie wunder, ob sie nicht mehr Gras hätten, als dort sei, auch soviel Brand im Korn, auch so schönen Hanf. „Sieh, sieh," sagte sie endlich, „dort sieht man unsern Kirchturm, jetzt sind wir in einer Viertelstunde daheim." Als sie den ersten bekannten Menschen sah, lachte ihr das Herz im Leibe, und sie sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß wir den zuerst antreffen würden, ich hätte ihm auch etwas gekramet (eingekauft). Wenn ich noch einmal so lang fort sollte, was aber, so Gott will, nicht

mehr geschehen wird, so kaufe ich etwas, um es dem ersten bekannten Menschen zu geben, der mir beim Heimfahren begegnet." Endlich bogen sie ein gegen ihr Gut. Vor Verlangen hielt sich die Mutter am Querholze, woran die lederne Fußdecke befestigt war, und eine Bemerkung nach der andern über jeden Baum und jeden Plätz (Pflanzplatz, Beet) entrann ihr unwillkürlich, und daß die Sperlinge in den Erbsen seien, beschäftigte sie so, daß sie es fast nicht merkte, als sie zum Hause fuhren. Dort kam aus der Küche Vreneli gesprungen, aus dem Futtergang Uli, und am Stecken unter dem Dache stand Joggeli. Er sah doch seine Mutter gern wiederkommen, wenn er es schon nicht sagte. Schon lange hatte die Mutter die Hand am Fußsack (Fußdecke) gehabt, wollte ihn jetzt abheben, allein er steckte sich (klemmte sich), Uli mußte ihn emporreißen. „So," sagte die Mutter, „aber vergiß doch recht nicht, morgen eine Vogelscheuche in die Erbsen zu stellen, die Sperlinge machen ihnen sonst viel zu wüst." Drunten gab sie Vreneli die Hand und sagte freundlich: „Ist alles gut gegangen und hast gut Sorg' getragen zu allem?" Dann eilte sie, nachdem sie die Schürze glatt gestrichen, dem Joggeli zu, streckte ihm schon von weitem die Hand dar und sagte: „Gottwilche (Gottwillkommen)! Wie ist es dir gegangen? Ich bin doch so froh, daß ich wieder daheim bin; so bald bringt mich niemand mehr fort." Uli hatte Elisi herausgehoben, und die hatte ihm guten Abend gewünscht und gesagt, er solle sachte machen beim Auspacken und die Sachen hineinbringen, sie müßten ausgepackt sein, damit sie nicht Falten kriegten. Drinnen war der Kaffee schon bereit, und die Mutter konnte nicht genug rühmen, wie gut er sei. Wenn man schon meine, man habe den besten Kaffee, so fehle der Rahm, und der sei doch die Hauptsache im Kaffee. Es hätte sie manchmal dünkt, sie wollte gerne die feinen Gerichte alle geben für ein Tröpfchen guten Kaffee. „Gib mir noch ein Kacheli (Tasse)," sagte sie zu Vreneli, „alle guten Ding' sind drei, es dünkt mich, ich könne gar nicht aufhören."

Dann rühmte sie auch das Brot und den Käs und erklärte endlich, es sei doch alles nichts gegen daheim. Wenn man schon manchmal auch etwas zu klagen habe, es sei einem doch immer am wohlsten daheim. Sie konnte nicht satt werden zu erzählen, was sie alles gesehen, und wie wohl es ihr jetzt sei.

---

22. Kapitel. **Von innern Kriegen, welche man mit einer Verlobung beendigen will.**

Als Elisi wiederkam, hatte Uli ungefähr das Gefühl, wie wenn auf einmal eine Wolke vor die Sonne kommt, oder wie es einem ist, wenn mitten in traulichem Gespräch eine Person, vor der man sich in acht nehmen muß, in die Stube tritt. Und doch sah er in Elisi sein Glück heimkommen, freute sich ihrer und es nahm ihn wunder, wie lange er jetzt wohl noch warten müsse. Sonderbar schien es ihm, daß Elisi diesen Abend nicht aus dem Hause kam, ihn nicht beim Brunnen, nicht im Stall, nicht im hintern Gang bei den Schweineställen suchte. Er grämte sich aber darüber nicht, sondern dachte, es werde ihr etwas Wunderliches durch den Kopf gefahren sein, sie werde aber schon wieder zufrieden werden, und schlief getröstet ein.

Drinnen ward aber nicht sobald Ruhe. Die Mutter hatte den ganzen Abend erzählt und Joggeli Bericht geben müssen über alles, denn er war auch schon im Gurnigel gewesen. Eins aber hatte sie noch nicht gesagt, und wenn sie auch von allen Personen redete, die sie droben angetroffen, der Baumwollenhändler kam nicht über ihre Zunge. Joggeli war lange nicht so teilnehmend gewesen, hatte lange nicht so ohne Brummen zugehört, daß es sie dünkte, sie könne ihm nichts verheimlichen, sie müsse ihm das Größte und das Kleinste beichten. Besonders als sie unter dem heimeligen Deckbett so behaglich sich streckte und es ihr so wohl ward in ihrem warmen wohlbekannten Bette,

schien es ihr eine eigentliche Sünde, wenn sie ihm nicht alles sage. „Hör'," sagte sie, „ich muß dir noch etwas sagen, ich kann sonst nicht ruhig schlafen, es kommt mir sonst vor in der Nacht." „Was wird das etwa sein," sagte Joggeli, „hast du das Geld alles gebraucht?" „Fast," sagte sie, „aber wenn es nur das wäre, so machte es nichts; es ist etwas ganz anderes, ich darf es fast nicht sagen." Endlich nahm sie das Herz zusammen und sagte: „So steht's: Elisi hat einen, und der wird die nächsten Tage kommen und sie dir abfordern, es mit dir richtig machen; zwischen ihnen ist schon alles ausgemacht und richtig." „Das wär' mir der Teufel," fuhr Joggeli auf, „da will ich auch noch dabei sein, aus der Sache wird nichts. Was würde der Johannes für einen Lärm anfangen! Er schlüge allen die Beine ab. Und was würde Uli sagen? Der liefe mir fort, und wie sollte ich dann bauren? Einen Knecht wie Uli bekomme ich nicht wieder. Wegen Elisi bleibt er da, schlägt nicht mit dem Lohne auf, ich habe das schon lang gemerkt." „Willst du denn den Knecht zum Tochtermann?" fragte die Mutter. „Bewahre," sagte Joggeli, „für das begehre ich ihn nicht. Aber solange er ein Auge auf Elisi hat, bleibt er da; während der Zeit sind wir wohl, und vielleicht sterbe ich unterdessen, und was frag' ich dann dem nach, wie es nachher geht, wenn ich nicht mehr da bin? Ich glaube nicht, daß Elisi den Uli nimmt, wenn es ihr niemand wehrt, sie ist zu hochmütig. Warum will doch auch eine solche Gränne (Sauertopf) heiraten?" „Es ist aber doch so," sagte die Mutter, „und gerade solche setzen am meisten an (sind am meisten dahinter her), und man weiß zuletzt nicht, was es Dummes geben könnte." Jetzt habe sie einen reichen Herrn an der Hand, so gut mache sie es ihr Lebtag nicht mehr, und er werde doch nicht vor diesem Glück sein wollen. „Was, noch gar einen Herrn!" sagte Joggeli. „Das wird mir ein schöner Halunke sein und ein Hungerleider. Ein rechter Herr ließe sich nicht hinter eine solche Gränne. Das sind nur so die Ausgepeitschten (Abgefeimtesten), welche niemand will, und

die nichts mehr zu beißen und zu brechen haben." „Potz Tüfel, nein," sagte die Mutter und zählte ihre Beweistümer für den Reichtum des zukünftigen Tochtermanns her; wie er Geld habe und Geschäfte mache. „Gelogen ist bald viel," sagte Joggeli. „Wenn er so reich ist, so muß er ein Narr sein, daß er so ein Schlärpli (schwächliche Person) will, nicht recht im Kopf, er würde sonst auf eine hübschere sehen und auf eine, mit der mehr ist als mit unserer Elisi, die nicht einmal weiß, wie man einer Katze das Fressen hinstellt, geschweige denn, wie man es kocht." „Potz Tüfel, nein," sagte die Mutter, „er ist der Gescheiteste, der im Gurnigel gewesen ist; er hat gewußt, woher man die Baumwolle hat, und wie man daraus das Zeug macht, und was für ein Unterschied ist zwischen der Langenthaler*) Elle und der Berner Elle. Das hat mir noch nie jemand können so begreiflich auslegen wie er. Und vom Weben hat er mir berichten können, die Augen sind mir fast übergelaufen. Wohl, unsern Webern will ich jetzt anders aufpassen! Da ist er ein ganz anderer gewesen als die Stöcke von Bern, die Offiziere, wo nichts gewußt, als den Schnauz zu drehen, den Stock unter den Arm zu nehmen und zu sagen: ‚Es scheint mir, die Sonne wolle sich heute doch noch zeigen!'" „Und sei er einer, wie er wolle," sagte Joggeli, „so ist er ein Herr, und einem Herrn gebe ich Elisi nicht. Wenn es noch ein Bauernsohn wäre, so wollte ich nichts sagen. Der könnte zu uns kommen, den Hof übernehmen pachtweise; dem brauchte man nichts herauszugeben, und Uli könnte dann meinethalb gehen, wohin er wollte. Aber so einen Herrn begehre ich nicht auf den Hof, lieber wollte ich gehen und betteln. Der wird eine Ehesteuer (Aussteuer, Mitgift) wollen und keine kleine. Ich weiß wohl, wie es die Herren haben; die marften schon untereinander um die Ehesteuer wie Metzger um Kälber; wenn sie dann erst einen Bauer unter die Finger kriegen, so meinen sie, man könne

*) Langenthal, Hauptort des Oberaargaus.

ihnen nicht Geld genug geben für die Ehre, ihnen den Hunger stillen zu können. Sie meinen, je unverschämter sie gegen einen Bauer seien, für um so höflicher sehe er es an." Er hätte schon dem Johannes helfen müssen, daß er gefürchtet, die Schwindsucht komme über ihn; wenn er nun noch so einem Herrn eine Ehesteuer geben müsse, so würden seine Kapitale an einem kleinen Ort Platz haben, und vom Hofe könnten sie nicht leben, es müßte dann anders gehen. Wenn man alt sei, so gewöhne man sich aber nicht gern anders und habe noch böse in den alten Tagen. Das hätte sie sinnen sollen, sie wäre witzig (gescheit) genug dafür gewesen. Aber wenn eine Frau etwas von einer Heirat rieche, so sei ihr nicht mehr zu helfen, es sei gerade, wie wenn der Teufel in sie gefahren wäre.

„Du bist immer der Wüstest," sagte die Mutter. „Ich vermag mich dessen nichts (ich kann nichts dafür); sie hatten es unter sich ausgemacht, ehe sie mir etwas gesagt, und wenn es dir nicht recht ist, so mache es mit Elisi aus, du kannst dann erfahren, was die tun wird." Das sei ihm kommod, sagte Joggeli, erst die Sache anfangen und dann nichts davon wollen. Er wolle sich darein nicht mischen, aber er sage ihr, er wolle nichts davon. Sie könne seinethalb sehen, wie sie wieder absage. Er hätte schon gehört, sagte sie, sie sei an der Sache nicht schuld, und er sei der Vater, und wenn er nicht wolle, so könne er den ganzen Handel zerstören und nicht immer nur die Faust im Sack machen und sie hineinstoßen. Diesmal wolle sie nichts davon. Gut' Nacht, schlaf wohl! Aber weder sie, noch Joggeli schliefen bald und wohl.

Nicht weit von da war ein ander Gespräch. Meist teilten Elisi und Vreneli das Schlafgemach, wenn es Elisi nicht in Sinn kam, die Vornehme zu machen und ins Stöckli zu gehen, wo sie allerdings ein sehr schön ausgeputztes Zimmer hatte. Kaum waren sie diesmal in ihr Stübchen gekommen, so fing Elisi an: „Jä, jä, wenn du etwas wüßtest! Aber das sage ich dir nicht, das brauchst du noch nicht zu wissen." Vreneli meinte, es sei

von einem neuen Tschöpli (Kamisol) die Rede oder einem neuen Mieder und gab sich zum Erraten nicht viel Mühe. Aber in allen möglichen Redeformen forderte Elisi das Vreneli zum Erraten auf, bis das letztere endlich sagte, es hätte jetzt des Geschwätzes genug, entweder solle Elisi schweigen oder sagen, was sie habe. „Was sagst du," sagte Elisi endlich, „wenn einer kommt in einer schönen Chaise und mich will?" „Was wollte ich dazu sagen?" sagte Vreneli, „frag' du Uli, was der dazu sagt." „Den habe ich nicht zu fragen, und der hat mir nicht zu befehlen; du kannst ihn meinethalb jetzt haben, ihr werdet ohnehin die Köpfe brav zusammengesteckt haben, während ich fort gewesen bin," sagte Elisi. „Aber es ist mir jetzt gleich, was frag' ich einem Knecht nach, und wär' er noch einmal so hübsch; mache jetzt, daß du ihn kriegst, du hast doch schon lange um ihn nötlich (dringlich) getan; ich habe jetzt einen andern." „Schäme dich," sagte Vreneli, „so etwas zu sagen. Sag, wann bin ich dem Mannenvolk nachgelaufen, Knechten oder anderen? Sag's doch, wenn du kannst. Wenn ich schon keine reiche Tochter bin, so hätte ich mich doch geschämt. Ich habe nie einen gelockt, bin nie anlässig (buhlerisch) an einem herumgestrichen und lasse mir daher nichts dergleichen vorhalten, am wenigsten von dir. Behalte, was du hast, ich begehre nichts davon, weder deinen Uli, noch etwas anderes." „Meinen Uli! Ich habe keinen Uli, was geht mich unser Knecht an? Hast nicht gehört? Ich habe einen andern und bin mit ihm versprochen. Ach, so einen schönen, so einen reichen hast du wohl noch nie gesehen! Er kommt die nächsten Tage, da wirst du die Augen auftun!" „Rede doch nicht so dumm," sagte Vreneli. „Glaubst, du könnest mich zum Narren halten? Glaubst du, ich wisse nicht, daß du mit dem Uli versprochen bist?" „Schweig' mir doch mit deinem Tüfels Uli! Hast du nicht gehört, daß ich nichts von ihm will? Es ist mir ja nie Ernst gewesen. Ach nein, einen so schönen und reichen hast du sicher nicht gesehen. Ich gehe dann mit ihm in die Stadt, lasse mich anders kleiden. Was man dann

von meiner bäurischen Kleidung nicht mehr brauchen kann, sollst du alles haben." „Schweig mit deinem Geplapper," sagte Vreneli, „ich merke dich schon. Ich soll dir nur etwas über Uli sagen und dir glauben mit dem andern, daß du es dann morgen Uli sagen kannst und Streit anstellen; ich kenne dich." „Du machst mich bald böse, daß du meinst, es sei nicht wahr," sagte Elisi. „Wir wollen die Mutter fragen, die wird dir sagen, ob es wahr ist oder nicht." „Aber und Uli?" fragte Vreneli. „Was willst du denn mit dem?" „Was geht mich Uli an?" sagte Elisi; „du hast's schon gehört. Es wäre doch bös, wenn man einen jeden, den man angesehen hat, gleich heiraten müßte." „Aber du hast nicht bloß ihn angesehen, du hast ihm vom Heiraten gesagt und versprochen, ihn zu heiraten," sagte Vreneli. „Warum hat es der Narr geglaubt! Was kann ich dafür? Es halten soviele Bursche Mädchen zum besten; es wird doch wohl auch erlaubt sein, daß hie und da ein Mädchen einen Buben zum Narren hält." „Du bist ein Unflat," sagte Vreneli, zog das Deckbett über die Ohren, gab keine Antwort mehr, was Elisi auch noch plaudern mochte.

Am folgenden Morgen war Waffenstillstand, keine der streitenden Parteien ließ sich mit der andern ein. Die Mutter ging umher, jedem Hausgenossen ihren Kram insgeheim abzugeben, und verbot jedem, denselben den andern zu zeigen, sie könnten sonst eifersüchtig werden — und nach einer Stunde wußte jeder, was die andern empfangen, und manch' saures Gesicht entstand, manch' Stichwort wurde gewechselt; denn beim besten Willen, es allen zu treffen, ist es doch unmöglich. Elisi packte aus und verkehrte dabei viel mit den Mägden, die ihr alle Augenblicke Handbietung leisten mußten. Nachdem sie ihnen alles gezeigt, was sie heimgebracht, verfiel sie in ihre verblümte Redeweise und gab zu verstehen, daß sie bald noch etwas viel Köstlicheres, Schöneres zu sehen kriegten, welches Elisi im Gurnigel sich erworben. Sie redete mit ihnen so

verblümt, daß sie die Wahrheit mit geschlossenen Augen greifen konnten, und in einigen Stunden wußte das ganze Hauspersonal, Elisi habe einen, einen reichen und vornehmen, und von Uli wolle sie nichts mehr wissen.

Dieser hatte arglos seine Arbeit gemacht, den Nachmittag in der Schmiede zugebracht, wo er Pferde beschlagen ließ. Abends heimkommend, sah er allerlei Gesichter, hörte hier muckeln (munkeln), dort muckeln, und wenn er dazukam, so schwieg man, ging auseinander. Allerlei Blicken begegnete er, spöttischen, mitleidigen usw. Es dünkte ihn, die Mutter und Vreneli seien nie so freundlich gegen ihn gewesen, hingegen Elisi tat, als sähe sie ihn nicht und wich ihm absichtlich aus. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; erst am Abend, als er zu Bette ging, fragte er den Buben, der in seinem Stübchen schlief und der sehr an ihm hing, weil er ihn menschlich behandelte, was es gegeben habe hier, es mache alles so wunderliche Gesichter. Er dürfe es ihm fast nicht sagen, sagte der Bube; er wisse übrigens auch nicht, ob es wahr sei. Uli wollte es wissen, und da sagte der Bube, es heiße, Elisi hätte einen Bräutigam, der werde die nächsten Tage kommen, ein gar grausam reicher und schöner, und von Uli wolle sie nichts mehr wissen. Uli fragte, woher das gekommen sei. Der Knabe sagte, er wisse es nicht bestimmt, aber es heiße, Elisi selbst habe es den Mägden gerühmt und diese es weiter gesagt. Etwas müsse sein, der Meister mache ein gar bös Gesicht und habe den ganzen Tag zu der Meisterfrau kein Wort gesagt, auch hätten sie gestern im Bette lange stark miteinander geredet.

Das traf Uli hart, er konnte es fast nicht glauben; so schlecht könnte Elisi nicht sein, dachte er, habe sie ihm nicht das gesagt, jenes verheißen, und sei sie es nicht gewesen, welche ihn gesucht, ihn gewollt? Dann aber fielen ihm die Zögerungen auf, das Hinhalten, das gegenwärtige Betragen. Und doch, dachte er, könnte sie ihn nicht so zum Narren halten,

das wäre ja schlecht, und schlecht sei doch Elisi nicht, wenn sie auch nicht die beste sei. Ob das wohl der Lohn seiner Redlichkeit, seiner Arbeitsamkeit sein solle, dachte er. Mehrere tausend Gulden habe er dem Meister genützt und zum Dank jetzt endlich Spott und Hohn. Alle Leute hätten von der Sache geredet; wenn es jetzt anders käme, so lächerete es (lachten) alle, und er dürfte sich nirgends mehr zeigen. Was sollte dann aus ihm werden? Alle seine Träume fielen stückweise auseinander während der langen Nacht. „So," dachte er, „darf man mir mitspielen, weil ich nur ein Knecht bin, immer und ewig nur Knecht. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Worte läge, und ein Lümmel ist, wer etwas anderes will und versucht, sich aufzuschwingen. Ja, mein Meister konnte schön predigen, aber das war eine Speispredigt (Predigt gegen Naturalleistungen) in seinen Sack. Er wollte einen guten Knecht. Was habe nun ich davon, daß ich einer geworden? Spott, Hohn, ein weites Nachsehn und eine lange Nase." Und doch dünkte es ihn dann wieder, so könne es eigentlich nicht sein, die ganze Geschichte werde wohl ein leer Gerede sein, ein Spuk, wie ihn Mägde oft anstellen. Doch nahm er sich vor, morgen wolle er wissen, woran er sei, könne er es nicht von Elisi vernehmen, so gehe er geradewegs zur Meisterfrau und frage die; so darin hangen wolle er nicht länger, und sei die Sache so, wie die Leute sagten, so packe er auf und bleibe keine Stunde länger.

Am Morgen konnte er lange der Elisi nicht habhaft werden, obgleich er, während alle andern aufs Feld gingen, zu Hause blieb, grasete (Gras holte), dängelte usw. Endlich sah er sie im Garten, auffallend geputzt, sich dort schöne Blumen aussuchend. Er zauderte nicht lange und stand vor Elisi, ehe sie sich dessen versah. „Warum fliehst du mich immer?" fragte er, „was soll das bedeuten?" „Ho nichts," sagte Elisi. „Aber warum bist du so gegen mich und gibst mir kein freundlich Wort?" frug Uli. „Hab' ich denn nicht mehr das Recht, zu sein, wie ich will? Und wenn ich so sein will, so geht es dich nichts an."

„So, ist das so gemeint?“ fragte Uli. „Dann wird es wohl wahr sein, daß du einen andern hast?“ „Und wenn ich einen hätte, was ginge es dich an? Ich bekümmere mich ja auch nicht darum, was du seither mit Vreni gemacht hast.“ „Das dürfen alle Leute wissen,“ sagte Uli. „Aber ich möchte wissen, ob du ein so schlechtes Mensch seiest, einen andern zu nehmen, während du mir versprochen hast.“ „Herr du mein Gott, jetzt sagt mir noch der Unflat Mensch,“ heulte Elisi. „Du, Knecht du, willst du mich jetzt ruhig lassen, oder ich rufe Vater und Mutter.“ „Ruf', wem du willst,“ sagte Uli, „aber die schlechteste Person bist du, welche die Erde trägt, nicht wert, daß dich die Sonne anscheint, wenn es wahr ist, was die Leute sagen. Aber nicht wahr, Elisi, es ist nicht?“ „Warum sollte es nicht sein?“ sagte Elisi. „Wenn ich einen reichern und vornehmern haben kann, warum sollte ich dann dich nehmen? Das wäre ja dumm. Aber tue nicht so wüst, ich will für dich ein gut Wort einlegen, und meiner muß dich in seine Handlung nehmen, da kannst du ohne Arbeit reich werden.“ Wie Elisi dieses sagte, fuhr eine schöne Chaise vors Haus, ein geputzter Herr saß darin. Wie Elisi ihn erblickte, schrie sie: „Da ist er, da ist er!“ und lief auf ihn zu. Die Mutter stand unter der Türe und wischte sich verlegen die Hände an der Schürze ab. Joggeli ließ sich nicht sehen, und Uli stand im Garten wie Loths Weib, als der Anblick von Sodom ihr in die Glieder schoß.

Es ging geraume Zeit, ehe er wußte, was er machte und was er machen wollte. Fast bewußtlos hatte er gesehen, wie Elisi den Menschen empfing und in das Herrenhäuschen führte, wo das schöne Zimmer war. Dann ballte er die Fäuste und sagte: „Dem Donner will ich es sagen, der muß wissen, was für eine er hat, und dann will ich fort, keine Stunde bleibe ich länger da.“ Wie er so in einem Satz vom Garten auf die Terrasse springen will, wird er festgehalten am Hemdärmel, daß dieser fast in zwei Stücke zerriß. Zornig aufziehend, dem unerwarteten Halter eins zu versetzen, sah er Vreneli neben

sich unerschrocken stehn und ihn festhalten. Er schlug nun nicht, aber stieß ein zorniges „Laß mich gehen!“ aus. „Nein, ich lasse dich nicht gehen,“ sagte Vreneli; „sieh mich an so böse du willst, aber gehn sollst mir nicht. Du dauerst mich, Uli, Elisi macht es dir wüst, aber deswegen mußt du jetzt der Klügere sein. Bleibe da und tue gleichgültig, als gehe dich alles nichts an; das macht Elisi am bösesten. Tust du wüst, so lachen sie dich aus, und das täte ich ihnen an deinem Platz nicht zu Gefallen.“ Uli wollte lange dieses nicht begreifen und klagte bitter, wie wüst Elisi es ihm gemacht. „Sei du froh,“ sagte Vreneli, „ich habe nichts sagen mögen, aber danke Gott auf den Knien, daß es so gegangen ist. Wenn du Elisi kenntest wie ich, so nähmest du sie nicht, und wenn die ganze Welt ihr gehörte.“ „Das mag jetzt sein, wie es will,“ sagte Uli, „so will ich hier fort auf der Stelle; meinethalb kann der neue Tochtermann ihnen den Hof arbeiten (bewirtschaften).“ „Das wäre noch dümmer,“ sagte Vreneli, „dann erst würden die Leute ringsum lachen und brüllen (ausschreien), wie es dir ergangen. Die einen würden sagen, sie hätten dich fortgejagt; die andern, du seiest zum Narren gehalten worden, du hättest dir eingebildet, du seiest schon Glunggenbauer, und spotteten dich aus. Stelle dich, als gehe dich alles nichts an, als lächere dich die Sache noch, so werden die Leute nicht wissen, woran sie sind, dich nicht nur in Ruhe lassen, sondern noch sagen: Da sieht man jetzt, Uli ist nicht so dumm, wie man geglaubt hat, er hat sie zum Narren gehalten und nicht sie ihn.“ „Du bist eine bolders Hexe,“ sagte Uli, „aber der Henker soll mich holen, wenn ich länger da Knecht bleibe“ — „als du gedinget (dich verdingt) hast,“ setzte Vreneli hinzu. „Zu Weihnacht kannst du meinethalb gehen, vielleicht gehe ich auch. Aber jetzt gehe nicht. Tue es mir und der Mutter nicht zuleid. Was macht doch das Elisi, wenn du gehst? Im Gegenteil, es ist ihr noch das Rechte. Die ganze Bürde fällt auf die Base und mich; der Vetter nimmt sich ja der Sache nur an, um zu zanken. Was vermögen wir

uns beide, daß es so gegangen? Aber zähl' darauf, du wärest unglücklich geworden, und der Herr wird es auch, zähle darauf. Vielleicht aber betrügt eins das andere. Gehe jetzt in Stall, sieh zum Mutzschwanz (Kurzschwanz, Pferd), gib ihm Hafer, mach', wie wenn es dir ganz anständig (recht) ginge, und zähle auf mich, du wirst sehen, es kommt am besten so. Man kommt am besten durch die Welt, wenn man oft die Welt nicht merken läßt, wie es einem ums Herz ist." „Du magst etwas recht haben," sagte der in der langen Zwiesprache etwas abgekühlte Uli, „aber wenn man nicht zuweilen ausdonnern könnte, es würde einen zuletzt versprengen. Es gehörte sich, daß man einer solchen Täsche (leichtfertigen Person) auch einmal die Sache sagte." „Das kannst du eben am besten, wenn du hier bleibst; da wird es sich dir wohl einmal viel besser schicken als heute. Und wenn du hättest müssen den Weg gehen wie ich, so wüßtest du, daß man mit dem Ausdonnern wenig gewinnt. Ausdonnern heißt nicht, klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Die Not hat es mich gelehrt. Aber gehe jetzt; ich werde dem Herrn kochen und braten müssen, und ich tue es ihm von Herzen gerne."

Während die hier so verhandelten und Uli endlich gehorchte wider Willen, fand eine andere Verhandlung statt im Stöckli (Nebenhaus). Dorthin hatte die Mutter Käse und Wein und weißes Brot gebracht, nachdem sie Vreneli umsonst gerufen. Dann war sie zurückgeeilt zu Joggeli, hatte ihm gesagt, wer da sei, und nun sollte er die Sonntagskutte (Sonntagsrock) anziehen, ein Halstuch umlegen und hinüberkommen. Aber Joggeli wollte nicht. Dem Schlingel laufe er nicht nach, er begehre ihn nicht zu sehen, er wolle nichts von ihm und hätte nichts mit ihm (zu tun), man solle ihn ruhig lassen; er könne wieder gehen, wo er hergekommen. So könne er doch nicht tun, sagte die Mutter, gerade wie wenn er nicht halbwitzig (halbgescheit) wäre. Mit ihm reden müsse er, und er solle sich in acht nehmen, was er mache. Sie wolle nichts gesagt haben, sich in gar nichts mischen, aber sie wolle dann auch nicht schuld

sein, wenn es dem Mädchen in den Kopf schlage (den Kopf verwirre). Er wisse wohl, wie es sei. Und wenn es etwas Unglückliches machen würde, so müßte man sich ja ein Gewissen machen in Zeit und Ewigkeit. Das begehre sie nicht, sie begehre ruhig zu sterben. Damit ging sie hinaus, und hart schlug hinter ihr die Türe zu. Joggeli brummelte fast eine Stunde lang mit sich und über die Weiber, die an nichts schuld sein und doch alles regieren wollten. Unterdessen schenkte Elisi dem Baumwollenhändler ein, sagte, so streng (oft) es konnte: „Nehmt doch, nehmt doch, trinket!“ Endlich streckte Joggeli nach dem Halstuch die Hand aus, band es um und sagte, eine andere Kutte ziehe er nicht an, seine sei für so einen Schminggel (Laffen) gut genug; dann nahm er den Stock und trätschete (schlenderte) zwischen Haus und Stöckli einigen Bäumen nach. Drinnen sah ihn der Baumwollenhändler und fragte, ob das der Vater sei. Als Elisi ja sagte, sagte er, so wolle er hinaus, ihn zu grüßen. Joggeli wollte eine halbe Wendung links machen, allein er entrann nicht mehr. Er sei so frei, sagte der Baumwollenhändler, und komme zu sehen, wie seiner Frau Gemahlin und seiner Jungfer Tochter ihre Kur im Gurnigel angeschlagen; dort hätte er die Ehre gehabt, ihre Bekanntschaft zu machen, und die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt. Joggeli sagte: „He ja, es wird so sein! Ihr werdet krank gewesen sein, daß Ihr ins Bad habt müssen?“ Nein, eigentlich nicht, sagte der Baumwollenhändler, aber er hätte Ruhe nötig gehabt. Nun erzählte er von seinem großen Geschäft und seinen weiten Reisen, und wie er mit Extrapost Tag und Nacht von Petersburg gekommen usw., daß dem Joggeli der Verstand fast stillstand und der Respekt sich einstellte. „Reden kann der,“ dachte er, „wie druckt, und wenn nur das Halbe wahr ist, so ist das ein ganzer Bursch.“ Ausgezogener Hanf gab dem Händler Anlaß, zu fragen, ob er wohl den Hanfsamen selbst ziehe. Als Joggeli nein sagte, verbreitete er sich über die Orte, wo man ihn am besten kaufe, sprach von Basel, von Freiburg im Breisgau,

redete von den Pflanzungen aller Art, die man dort sehe, was für Sämereien dort gewonnen würden, und wieviel sie dem Lande einträgen, und wieviel auch hier damit zu machen wäre, wenn man nur die Sache verstehen wollte und nicht zu fest am Alten hinge. Er garantiere, auf einem großen Gut könnte man leicht ein- bis zweitausend Gulden aus allerlei Sämereien lösen, wenn man nur wollte. „Der Tüfel," dachte Joggeli, „wenn nur das Halbe wahr ist, lohnte es sich der Mühe," und sein Respekt nahm zu. Als die Mutter im Vorbeigehen fragen konnte: „Nun, wie gefällt er dir?" sagte er, so für einen Herrn sei er noch nicht der dümmste; er wisse doch noch, daß die Kühe Hörner hätten und die Pferde keine, und wo Bartlome Most hole.

Der Baumwollenhändler wußte, was er zu rühmen hatte. Das schöne Tischzeug bot ihm viel Stoff; dann kam er vom geräucherten Fleisch auf Hamburg, von dem Schinken auf die westfälischen Schinken, vom Braten auf die Kälber im Kloster St. Urban*), und was die Bandweber in Baselland für Kalbfleisch essen, und endlich brachte ihn der gute Wein aus der weißen Flasche auf den Wein überhaupt. Hier legte er soviele Kenntnisse an den Tag, wußte soviel Sorten zu nennen, die verschiedenen Unterscheidungszeichen anzugeben, daß Joggeli dachte: „Gegen den ist Johannes nur ein Lümmel. Wenn der den Neuenburger kennt und den Weltschen (Wein vom Genfer See), so ist das alles." Er sei doch schon bei mancher Kindtaufe gewesen, aber so einen Kurzweiligen habe er selten angetroffen, die Zeit gehe einem um, man wisse nicht wie und brauche doch nicht viel dazu zu sagen. Die Mutter vergaß fast das Nötigen ob all dem Reden, und Elisi, welche nicht begriff, was der Herr wollte, wurde ganz böse, daß er immer mit dem Vater redete und sich nicht mit ihr abgab. Sie plärete (heulte) fast und sagte der Mutter draußen, sie glaube, sie wolle nichts mehr

*) Bei Langenthal.

von dem; er sei so unhöflich und unmanierlich wie der gröbste Knecht und hätte während dem ganzen Essen nichts mit ihr geredet. „Du dumme Elisi," sagte die Mutter, „du bist doch immer der gleiche Totsch (unbehilfliche Person)! Merkst du nicht, daß er beim Vater in Hulden kommen muß, wenn derselbe ja sagen soll? Du weißt ja, wie wüst er getan." „Was geht ihn der Vater an," sagte Elisi. „Er will mich heiraten, und wegen dem Vater kann er mir den Kummer überlassen, dem wollte ich es zeigen, wenn er etwas dawider haben wollte." „Schweig' doch," sagte die Mutter, „es dünkt mich, es möge eins herkommen, woher es wolle, so sei es gescheiter als du, und doch hat man ein erschrecklich Geld an dich gewandt, und bist noch im Weltschland gewesen. Aber wo die Gaben nicht sind, was will man?" „Und dann," fuhr Elisi fort, „hat er immer das Vreneli angesehen, wenn es etwas brachte; er ist ein Wüster, ich habe es ihm angesehen. Das Vreneli soll nicht mehr hinüberkommen; du kannst bringen, was wir noch nötig haben." „Du wirst noch etwas anderes erfahren, Elisi," sagte die Mutter. „Das wirst du keinem wehren können, daß er nicht die andern auch ansieht; froh kannst sein, wenn es nur dabei bleibt." Sie wolle dann beim D. sehen, sagte Elisi.

Unterdessen hatten drinnen die wichtigen Verhandlungen begonnen. Der Baumwollenhändler hatte den ersten Augenblick ergriffen, als er mit Joggeli allein war, die Bewerbung zu eröffnen, noch schöner und wohlgestellter als bei der Mutter. Von Ehesteuer (Mitgift) sagte er kein Wort, kein Wort von Aussteuer; hingegen zog er eine Brieftasche hervor, voll Papiere, und sagte Joggeli, da könne er einen Begriff von seinem Geschäft erhalten und seinem Vermögen. Diese Brieftasche enthielt eine Menge Wechsel aller Art, von denen Joggeli wenig anderes begriff, als die Summen, und dann die für bares Vermögen nahm, so daß er, wie die Mutter, nicht begreifen konnte, warum so ein grusam Geschickter, grusam Reicher und grusam Schöner an Elisi sich mache. Es habe halt, dachte er, ein jeder

Mensch seinen besonderen Geschmack. Die einen wollten ihre Weiber bleich, die andern rot; die einen fett, die andern mager; die einen hoffärtig, die andern tätig; die einen närrisch, die andern witzig (gescheit). Der werde nun gerade so eins wollen, wie Elisi sei, das werde sein Geschmack sein, darüber müsse man sich nicht verwundern. So dachte Joggeli während der schönen Rede des Bewerbers. Aber sein mißtrauisch Gemüt war damit noch lange nicht befriedigt; er fragte noch eine Menge Dinge, machte viele Einwendungen, suchte über Bekannte, Verwandte ihn auszuforschen, um allfällige Erkundigungen einziehen zu können, und brachte am Ende selbst die Rede auf die Ehesteuer. Er bitte sich aus, sagte der Herr, daß davon einstweilen keine Rede sei; er sei darin gar nicht wie andere gesinnet und hätte es eigentlich auch nicht nötig. Er wolle nicht sagen, daß er das Geld nicht auch lieb habe, aber der Mann sei dafür da, die Frau zu erhalten. Sollte es später in ihrem guten Willen liegen, ihm etwas zu geben, so werde er es mit Dank annehmen; sonst sei er mit nichts auch zufrieden, die Jungfer Elisi sei ihm alles. Es würden sich später viele Gelegenheiten geben, einander nützlich zu sein, wenn er das Glück hätte, in ihre Familie zu treten. Ihren Flachs, ihren Kirschbranntwein sollten sie künftig ganz anders verkaufen als jetzt; aus dem letztern löse er in Frankfurt wenigstens drei Gulden aus der Maß. Auch mit dem Korn lasse sich viel machen, wenn man es verstehe. Dann gebe es sehr oft Gelegenheit zu schönen Spekulationen, wenn man bares Geld zur Verfügung habe. Nun geschehe es, daß auch der reichste Kaufmann oft zu solchen Nebengeschäften nicht Geld habe; wenn er dann in solchen Augenblicken vorsprechen dürfte um Vorschuß, so könnte er leicht fünf und sechs Prozent offerieren und doch noch zehn bis fünfzehn Prozente gewinnen. Das gefiel Joggeli nicht übel. Der, dachte er, sei doch ein kurioser Held, mit dem ließe sich noch handeln, noch besser als mit einem Bauer. Doch wollte er seine Einwilligung noch nicht geben,

sondern forderte vierzehn Tage Bedenkzeit. Man müsse mit dem Sohn reden, sagte er, und hie und da nachfragen; wenn er ihm schon traue, so sei das doch so der Brauch. Zudem wüßte er nicht, ob Elisi nicht besser täte, ledig zu bleiben; sie sei kränklich und möge wenig ertragen. „Was wolltest du davon wissen?" sagte Elisi, „du weißt viel, was ich ertragen mag oder nicht. Aber wenn immer alles auf einem ist, so muß einem zuweilen etwas fehlen." Der Herr fiel rasch ein und beteuerte, wie die Jungfer Elisi ihm gerade recht sei, drückte ihre Hände, beteuerte, wie die Bedenkzeit ihm ebenfalls recht sei; sie könnten über ihn fragen, wo sie wollten, so müßten sie alles Gute vernehmen, wenn die Leute nicht verleumdeten, was freilich oft geschähe, besonders wenn man viele Neider hätte. Unterdessen solle man ihm doch erlauben, der Jungfer Elise einstweilen ein Andenken zu geben, und somit zog er ein Kästchen hervor, eine prächtige Uhr mit Kette daraus und hängte die mit zärtlichen Gebärden der Jungfer Elise um und bat sich ehrerbietig die Erlaubnis aus, der Uhr noch ein Küßchen beifügen zu können. Jetzt war Elisi wieder zufrieden mit ihm, freute sich wie ein Kind über das Geschenk, lief ins Haus, es dem Vreneli, den Mägden zu zeigen, und dann wieder zu dem Geliebten, ihn zu fragen, wie man die Uhr öffne, und wo man sie aufziehe, ihm erzählend, wie des Bruders Frau Augen machen werde, wenn sie dieselbe sehe. Elise wollte jetzt gegen die Bedenkzeit sich auflehnen, der Geliebte aber bat recht dringend, den Eltern nachzugeben. Unterdessen könne er seine Papiere in Ordnung bringen, daß das Aufgebot alsobald erfolgen könne. Man müsse die gute Jahreszeit benutzen, um noch eine rechte Hochzeitsreise zu machen, wohin es seine Elise gelüste. Nun erst begann Elisis Jubel, und dann plärete sie wieder über den Aufschub, sie hätte die Reise gleich jetzt antreten mögen.

So verrann der Tag. Der Glückliche rüstete sich zum Aufbruch und wollte mit Pomp dahin fahren. Dem Vreneli

wollte er ein Frankenstück in die Hand drücken; es wandte sich rasch weg und sagte, es nehme kein Geld. Vor der Küche traf er auf die, welche sein Roß zäumten, denen Uli zu Hilfe kommen mußte, weil es den Kopf gar hoch hielt. Da drückte er unversehens Uli auch ein Frankenstück in die Hand. Wie der sah, was er hatte und wer es gab, ließ er es, ohne ein Wort zu reden, fallen, wie wenn es ihn gebrannt hätte, machte den Zaum zurecht und tat, als wenn der Herr und sein Geld gar nicht da wären. Derselbe las das Frankenstück wieder auf und dachte bei sich: „Das sind mir trotzige grobe Leute, denen will ich es eintreiben."

---

23. Kapitel. **Von nachträglichen Verlegenheiten, welche statt des Friedens aus der Verlobung kommen.**

Als er endlich fort war und die alten Eheleute wieder zur eigentlichen Besinnung kamen, fanden sie sich schweren Herzens. Was wird Uli machen, was wird Johannes sagen, wie wird alles gehen? rüttelte die Leute gewaltig aus ihrem ruhigen Leben auf. Zu ihrer großen Verwunderung sagte Uli nichts und tat so kaltblütig, als ob ihn das nichts anginge, und wenn sein Mitgesinde ihn aufziehen wollte, so schmunzelte er, daß die Leute nicht wußten, woran sie mit ihm waren. Je mehr und mehr konnte er es auch von ganzem Herzen tun; denn jetzt, da die Sache vorbei war, war es ihm, als ob er aus schwerem, dummem Traum erwacht viel leichter geworden sei. Das Geld und der Hof hatten ihn wie mit einem Blendwerk umstrickt, er mußte die Sache nur von dieser Seite ansehen und übersah Elisis Persönlichkeit mehr und mehr. Jetzt, da ihm diese wieder ins grelle Licht trat, jetzt ging er mehr und mehr dem Standpunkt zu, auf welchem er Gott danken mußte, dieser Gefahr entronnen zu sein. Mehr und mehr begriff er, wie unglücklich ein Mann bei allem Gelde sein müsse mit einem

solchen Ding zur Frau. Jetzt erst begann er seinen alten Meister zu fassen, und er dachte manchmal, wenn er nur bald zu ihm käme, daß er ihm sein Mißtrauen abbitten könnte. Indessen stand es in ihm fest, den Dienst aufzusagen; da wollte er nicht mehr bleiben, er wartete nur eine Gelegenheit ab, es zu tun. Wo ein solcher Halunk Tochtermann sei, da sei seines Bleibens nicht, dachte er, und daß der Baumwollenhändler ein Halunk sei, das sagte ihm immer deutlicher sein eigenes Bewußtsein, so wie ihm die Gründe immer klarer wurden, warum er selbst Elisi eigentlich gewollt. Er mußte sich sagen, daß, wenn er nur die Hälfte des Zehntels des Vermögens gehabt, welches der Schlingel vorspiegle, er an Elisi nie gedacht hätte.

Nicht so kaltblütig benahmen sich Johannes und seine Frau. Elisi wollte hin, es ihnen anzukündigen und ihre Uhr zu zeigen, allein weder der Vater noch die Mutter wollten mit, und allein durfte Elisi es doch nicht wagen. Man schrieb. Wie aus einer Kanone kam das Ehepaar dahergefahren mit Schnauben und Toben. Gepläret (geheult), geflucht wurde an selbem Tag in der Glungge, wie vielleicht seit hundert Jahren nie. Es war kein Schimpfname, den Johannes dem Bräutigam nicht gab, kein Laster, das er nicht haben sollte, kein Fluch, mit dem er ihn nicht belegte, und Trinette fügte noch unter Schluchzen und Schreien bei, was Johannes vergaß. Elisi sparte ihr Maul nicht, wäre aber von dem Bruder geprügelt worden, wenn die Mutter nicht gewehrt. „Da hast du es jetzt," sagte Joggeli, „da siehst du es, wie es geht; da kann ich die Suppe ausessen helfen, die ihr eingebrockt." Johannes übergab sich unzählige Male dem Teufel, wenn er je wieder einen Fuß in die Glungge setzte, wenn sie einem solchen verfluchten Hudel (Laffen) und Lump ihre Tochter geben würden. Jetzt suchte er Uli wieder auf und fluchte auch bei ihm sich aus. Er verfluchte sich hunderttausendmal, daß, wenn das Pflaster (Plättere, herumsitzendes Frauenzimmer) doch einen Mann hätte haben müssen, er hunderttausendmal

lieber Uli zum Schwager gehabt, als so einen Hund, halb Hudel und halb Herr. Natürlich ledig wäre ihm das Mensch am liebsten gewesen, sagte er, was brauche es das Geld zu verheiraten! „Aber wie die Schelmen haben sie an dir gehandelt. Nicht wahr? Wärest du zu mir gekommen! Aber du kommst noch, in dem verfluchten Loche bleibst du nicht!“ Uli gab wenig und ausweichenden Bescheid und war froh, als Johannes mit Schnauben und Toben von dannen gefahren war. Der arme Teufel hatte von dem Tage nichts, als daß seine Frau ihn um eine Uhr und Kette plagte, wie Elisi eine geschenkt gekriegt, bis sie dieselbe hatte.

Joggeli hatte Erkundigungen eingezogen; sie waren ungünstig, ausweichend, oberflächlich gut. Er sei ein Windbeutel, dem nicht zu trauen sei, zeige viel Geld und habe keins, wenn man von ihm wolle, sagten die einen; man wisse nichts Genaues über ihn, er scheine Geschäfte zu machen, aber man sei nicht in direktem Verkehr, die zweiten; er sei ein artiger, gewandter junger Mann, der seinen Weg machen werde, und soviel man merke, Vermögen besitze, die dritten. Je näher das Ende des Termins kam, desto schwerer ward das Herz den Alten, besonders der guten Mutter, der Joggeli alles aufbürdete. Sie wären lieber zurückgegangen, ja die Alte hätte Elisi fast lieber dem Uli gegeben, allein so oft davon die Rede war, tat Elisi wie eine Besessene, verdrehte die Glieder, bekam Schaum vor den Mund, daß sie sich vor der fallenden Sucht fürchteten. Als der Termin aus war, an einem Tage, an welchem es regnete und windete, daß man nicht leicht einen Hund zur Türe ausgelassen hätte, kam der Baumwollenhändler wieder angefahren. Trübselig, wie sein Herbeifahren, war sein Empfang. Es zeigte sich kein Knecht, das Roß abzunehmen, Elisi blieb wegen des Windes zehn Schritte von ihm am Schermen (unter Schutz) stehen, keine Magd kam mit einem Regenschirm, die Alten zeigten sich nicht. Es ging noch ärger, als da Uli anlangte als neuer Meisterknecht.

Es ging lange, bis er unter Dach war, naß und fröstelnd, lange, bis er sein Gesicht in die üblichen freundlichen Falten gelegt, und noch länger, bis die Alten kamen, aber auch frostig, so daß alle waren, Elisi ausgenommen, wie wenn sie bei zwanzig Grad Kälte in einem ungeheizten Zimmer einander amüsieren sollten. Nach langen Vor- und Einreden fragte endlich der Baumwollenhändler, ob er jetzt wohl den Ring, den er mitgebracht, der Jungfer Elise als seiner lieben Braut an den Finger stecken dürfte. Die Alten machten bedenkliche Gesichter. Eins sah das andere an, endlich sagte Joggeli, er wisse es nicht recht, sie hätten allerlei vernommen, und der Sohn sei sich gar nicht zufrieden. Das letztere sei ihm ganz begreiflich, sagte der Händler, aber wenn er die Ehre hätte, ihren Herrn Sohn persönlich zu kennen, so würde er garantieren, daß derselbe nichts gegen ihn hätte, als eben, daß er seine Jungfer Schwester heiraten möchte und somit an seinem künftigen Erbe ihm zu schaden scheine. Ebenso begreiflich sei ihm das andere. Er hätte schon lange viele Neider gehabt, und jetzt seien noch viel mehr derselben entstanden, die ihm sein Glück mißgönnten und ihn von der Jungfer Elise zu trennen suchten. Nun erzählte er lange Geschichten, was man ihm von ihnen erzählt, und wie man ihn abspenstig zu machen gesucht, ihm vorgestellt, wie er betrogen, unglücklich werden werde. Aber er kenne die Leute zu gut, kenne nicht umsonst den Weg von Moskau bis Lissabon, daß er ihn mit verbundenen Augen finden könnte; er wüßte, was die Leute seien und zu tun imstande wären. Sie könnten sich nun denken, wenn man über sie, so ehrbare Leute, die ein so geregeltes Leben auf ihrem Gute führten, solche Dinge erzählen könne, so müßte man sicher von ihm, dem lebhaften jungen Manne, noch viel leichter etwas zu ersinnen wissen. Es hätten sich nie zwei geheiratet, an welchen die Leute nicht ihre Zungen gewetzt und Versuche gemacht hätten, sie zu trennen. Er wisse nicht, sagte Joggeli, aber es dünke ihn, es wäre wohl am besten, wenn man sich nicht

pressierte und noch ein Jahr wartete; während der Zeit lernte man sich besser kennen, und beide seien noch jung, sie veralteten nicht. In zwei oder drei Jahren könnten sie perfekt gleich heiraten wie jetzt, und wären beide um soviel witziger (klüger) geworden. Man habe ja Beispiele, daß Leute zwanzig Jahre miteinander versprochen gewesen wären, und es heiße, die seien gerade am glücklichsten gewesen, und er glaube es, da habe man Zeit gehabt, einander die Launen abzugucken. Wenn man so mit beiden Füßen zugleich darein springe, so fehle es einem gar gerne. Da fing Elisi zu heulen und zu schreien an, und als man endlich vernahm, was sie sagte, so waren es gräßliche Protestationen gegen solche Verzögerung. Sie wollten sie einmetzgen (unverheiratet erhalten), schrie sie, damit der Kerl in Frevligen desto mehr hätte, aber so wahr ein Gott im Himmel sei, sollte es sie gereuen; sie wisse schon, was sie mache usw. Nachdem der Baumwollenhändler diesen Ausbruch hatte wirken lassen, besänftigte er Elisi mit zärtlichen Reden und wandte sich dann in rührsamer Ausdrucksweise an die Eltern. Ob sie das Herz hätten, ihr Kind so unglücklich zu machen und ihn dazu; sie könnten ja sehen, wie sie aneinander hingen. Und warum unglücklich machen ihr eigenes Kind? Wegen neidischer, unbegründeter Äußerungen, die bei jeder Heirat üblich seien. Warum? Weil ein Bruder, der, wie es scheine, viel nötig habe, nicht gerne mit seiner Schwester teilen wolle. Nein, so hart, so unbarmherzig, so steinernen Herzens könnten sie sicher nicht sein! Nein, er wisse, sie seien gute, liebe Leute und glaubten an Gott und an eine Seligkeit, und darum bitte er noch einmal bei seiner und ihrer Seligkeit um die Hand der teuren Jungfer Elise, damit sie miteinander die Pfade der Tugend und der Moral wandern könnten, bis sie Gott einst zu einem seligen Leben hinauf nehme in seinen Himmel, wo sie einander alle wieder finden und alle in alle Ewigkeit miteinander glücklich sein könnten. Der guten Mutter liefen die Tränen wieder über die roten Backen, und

Joggeli sagte: „In Gottes Namen, wenn ihr es zwingen wollt, so zwingt es, aber ich will nicht schuld sein, es mag gehen, wie es will.“ „In Gottes Namen,“ sagte die Mutter, „es hat so sollen sein, und wenn etwas sein soll, da kann man lange wehren. Aber seht jetzt selbst, daß ihr glücklich werdet. Wenn ihr es nicht werdet, so vermögen wir uns dessen nicht.“ „O,“ sagte der Baumwollenhändler, „was das Glück anbelangt, so habt keinen Kummer; wer wollte mit der teuren Elise nicht glücklich sein? Ich garantiere, wir wollen nie klagen. Das habe ich doch gedacht, daß ihre guten Herzen nicht zwei Leute unglücklich machen werden. Kommt, Elise, laßt uns den teuren Eltern danken für unser Glück, danken, daß sie uns mehr geglaubt als bösen Leuten.“ Bei der Hand faßte er Elisi und zog sie zu den Eltern und fiel darauf der Mutter um den Hals und küßte sie. Ihr Lebenlang hätte es ihr niemand so grausam gemacht, sagte sie später. Dann fiel er dem Joggeli um den Hals, daß der den Husten bekam fast zum Ersticken. Elisi hätte eigentlich auch um den Hals fallen sollen. Aber sie hatte eben ein Stück Kuchen in der Hand, der wäre zerbröckelt. Sie fand daher vernünftiger, ruhig zu bleiben und den Kuchen zu essen. Als aber der Baumwollenhändler mit den Eltern fertig war, riß er in seinem mannlichen Ungestüm die Tochter an seine hochschlagende Brust, achtete sich aber des Kuchens zu wenig; der kam ins Gedränge, so daß Elisi schreien mußte: „Mein Kuchen, mein Kuchen! Wartet doch, wartet, bis ich ihn weggelegt!“

Der Baumwollenhändler tat sehr glücklich, konnte nicht aufhören, von einem zum andern zu gehen, die Hände zu drücken und zu sagen, er könne Gott im Himmel nicht genug danken für sein Glück; es sei der schönste Tag seines Lebens, und der müsse würdig gefeiert sein. Darauf ging er hinaus zu seiner Chaise. Es möge nun gehen, wie es wolle, sagte die Mutter mit einem Seufzer, jedenfalls habe er ein gutes Herz und Religion. Das sei aber die Hauptsache; was man

mehr wolle. Er kam zurück mit Flaschen und sagte, sie hätten letzthin von Wein geredet; er habe gedacht, er wolle ihnen einige Muster mitbringen, sie müßten auch wissen, was Wein sei. Da er das Glück haben sollte, seine liebe Elise zu erhalten, so zieme es sich nicht, an einem solchen Tage gemeinen Wein zu trinken. Solchen Wein trinke man nicht alle Tage; ihnen aber könnte er ihn liefern um einen Spott, wenn er schon nicht Weinhändler sei. Aber wenn man viel in der Welt herumkomme und die Augen mitten im Kopf habe, so wisse man bald, wo man die Sachen am wohlfeilsten bekommen könne. So habe er gerade die schönsten Geschäfte gemacht. Auch hatte er ein prächtiges Stück Seidenzeug mitgebracht von aschgrauer Farbe, wie Elisi noch keines gesehen und Trinette keins hatte. Solches, sagte er, würden sie in Bern und Zürich umsonst suchen. Ein guter Freund hätte es direkt von Lyon gebracht und aus Freundschaft es ihm abgelassen. Nun waren alle glücklich, und bei dem guten Wein und schönen Seidenzeug wurde man nach und nach recht gemütlich und heimelig miteinander, daß die Mutter dachte, es wäre doch ein Unglück gewesen, wenn man ihm die Elisi nicht gegeben hätte.

„Was habt ihr für wunderliche Leute im Hause?" fragte unter anderm der heimelig (heimisch) gewordene Bräutigam. „Als ich das letztemal fort wollte, ging ich in die Küche und wollte dem hübschen Mädchen, welches uns aufgewartet hat, ein Trinkgeld geben, wie es gebräuchlich ist; das kehrte mir den Rücken und sagte, es brauche kein Geld." „Das wird Vreneli gewesen sein," sagte die Mutter. „Es ist eigentlich nicht Magd, wir haben es der Gottswille (um Gottes willen) zu uns genommen. Es ist uns eigentlich von weitem verwandt und hat niemand gehabt, der sich seiner angenommen." „Ja so," sagte der Baumwollenhändler, „dann ist es mir leid, wenn ich es beleidigt habe; ich muß es suchen gut zu machen." Das sei nicht nötig, sagte Elisi, am besten täte er, es nicht immer so anzusehen; es könnte sonst meinen, was das zu be-

deuten hätte. Es sei ohnehin ein anlässig (buhlerisch) Mensch. Das könne man just nicht sagen, sagte die Mutter. „Aber, wer war denn der große, schöne Bursche," durchschnitt der sprachgewandte Herr das unangenehm werdende Gespräch, „der mein Roß zäumte? Der hat es mir noch ärger gemacht. Der hat mir gar keine Antwort gegeben, aber das Frankenstück vor die Füße geworfen, so daß ich darauf und daran gewesen bin, ihm eine Ohrfeige zu geben, wenn ich meine Hand an einem Knecht hätte beschmutzen mögen." Es sei besser, er habe das nicht getan, sagte Joggeli. Das werde Uli gewesen sein, der Meisterknecht, ein guter Knecht, aber oft habe er lange den Koller, so daß nichts mit ihm anzufangen sei. So einen würde er doch nicht haben, sagte der Händler. Er sei so bös nicht, sagte die Mutter, und für das Land und das Vieh sei er besonders gut, sie hätten noch keinen so gehabt, und so einen wüßten sie nicht mehr zu bekommen. Das müßte bös sein, sagte der Bräutigam. Wenn sie ihm den Auftrag geben wollten, so wolle er ihnen einen verschaffen um einen billigen Lohn, wo sie dann wüßten, daß sie einen Knecht hätten. Diesmal schnitt die Mutter das Gespräch ab und kam auf etwas anderes. Endlich begann der Bräutigam davon zu reden, noch heute das Aufgebot zu bestellen zu Ilfligen. Die Mutter schlug über diese Eile die Hände über dem Kopf zusammen, Joggeli schüttelte den Kopf und sagte, das Pressier (Eilen) gefalle ihm nicht. Elisi sagte, das Wetter sei sehr häßlich, sie möchte warten bis morgen. Diese Meinung ging endlich durch, und der Herr blieb da über Nacht. Er suchte während dem Abend sein vermeint Vergehen gegen Vreneli gut zu machen, trappete (ging) ihm nach und wollte nach seiner Weise artig mit ihm sein. Elisi merkte es aber, und er hatte Mühe selben Abend, ein gutes Wort von ihr zu erhalten. Dem Vreneli packte Elisi gräßlich aus, hielt ihm Anlässigkeit vor, daß es ihr den Bräutigam verführen wolle, daß sie gesehen, wie sie mit den Augen ein Verständnis hätten, daß sie, wenn sie einmal

verheiratet sei, keinen Fuß mehr ins Haus setzen wolle, solange eine solche schlechte Dirne darin sei. Das sei ein schöner Dank, daß man es so lange um Gottes Lohn gehabt habe. Vreneli war nicht von denen, welche Personen wie Elisi schwiegen (zum Schweigen brachten). „Die schlechte Dirne," sagte Vreneli, „kannst du für dich behalten und deinen Schlingel auch, den möcht ich nicht, wenn ich noch einmal nichts hätte. Aber im Weg will ich dir nicht mehr sein, ich bin lange genug um Gottes Lohn hier gewesen. Was man an mir getan, glaube ich abverdient zu haben und begehre nun nicht oben darauf als Trinkgeld, daß man mir alle Tage vorhält, was längst vergangen ist, und was dich nichts angeht, denn du hast nichts an mir getan, als mich geplagt, wo du konntest. Eines solchen Affengesichts wegen wollte ich ein Narr sein zu plären (heulen) und mir die Sache zu Herzen zu nehmen. Aber aus dem Wege will ich dir, darauf zähle. Und jetzt laß mich ruhig, deine Baumwollenherrenfratze wird wohl auf dich warten." Elisi wäre dem Vreneli ins Gesicht gefahren, wenn sie nicht zu gut gewußt hätte, daß Vreneli sich von niemand auf den Leib kommen ließ. Sie war schon einige Male bei solchen Anfällen von Vreneli an den Armen festgehalten worden, daß man die Zeichen noch tagelang sah.

Die sämtlichen Hochzeitgeschichten aller Art, die Hochzeit selbst usw. wollen wir überspringen, denn mit dem Baumwollenhändler haben wir es eigentlich nicht zu tun, sondern mit Uli, daher uns schon zu lange mit dieser unbedeutenden Nebenperson abgegeben. Als dieselbe aber einmal aufgetreten war, wollte sie sich bei ihrer angebornen jüdischen Zudringlichkeit nicht so schnell abfertigen lassen, und noch jetzt nach gefaßtem Entschluß werden wir Mühe haben, sie uns vom Leibe zu halten.

Ulis Stillschweigen und ruhiges Verhalten war den alten Eheleuten sehr sonderbar, indessen nicht unangenehm vorgekommen. Es wollte ihnen scheinen, als hätten sie das Ver-

hältnis zwischen Elisi und Uli zu ernsthaft genommen, und dieser sei froh, daß es gelöst sei, so daß er weiters nichts daraus machen, sondern dableiben werde. Sie hatten nicht Zeit, während dem Hochzeitstrudel das Nähere zu erforschen, sondern nahmen getrost das Bessere an. Als die Geschichte aber versurret hatte (aufgehört hatte, das Tagesgespräch zu bilden), mahnte die Mutter Joggeli, daß er Uli doch frage, was er gedenke, sie hätte alle gute Hoffnung, er werde bleiben. Joggeli meinte, wenn er nicht bleibe, so sei sie schuld daran. Ein besserer wäre wohl zu bekommen, der Tochtermann hätte ihnen ja einen versprochen, aber man sei jetzt an Uli gewöhnt, daher sei es ihm recht, wenn er bleibe, aber hängen wolle er sich nicht, wenn er gehe. „Du bist immer der gleiche Tropf," sagte die Frau und ging zur Stube hinaus.

Als Uli einmal grasete (Gras holte), trappete (trat) Joggeli zu ihm und sagte, sie würden es, denke er, wohl haben wie gewöhnlich, einmal er sei nicht anders gesinnet, als daß Uli bleibe. „Nein, Meister," sagte Uli, „ich will fort; Ihr müßt für einen andern sehen." „Was kommt dich an?" sagte Joggeli; „hast du schon wieder zu wenig Lohn, oder hat dich der Johannes mir abgestohlen?" „Keins von beiden," sagte Uli. „Aber warum willst du denn fort?" „He, man kann nicht immer an einem Orte sein," sagte Uli. „Und wenn ich dir noch vier Taler hinzu mache?" fragte Joggeli. „Um hundert bliebe ich nicht. Es ist mir erleidet (verleidet), und wenn es mir einmal erleidet ist, so behält (hält) mich kein Geld." Mißmutig steckelte (trippelte) Joggeli dem Stübli zu und sagte seiner Frau: „Da hast du es jetzt, Uli will nicht bleiben; gehe und suche jetzt einen andern, ich will nichts damit zu tun haben."

Wie auch die Frau fragte: „Warum, was hat er gesagt?" so antwortete Joggeli nichts darauf, als: „Frag' ihn selbst." Und als sie fragte: „Was fangen wir jetzt an?" so sagte er: „Da siehe du zu, ich habe von Anfang an gesagt, das komme so." Weiteres brachte sie auf ihre Fragen nicht heraus. Da

ging sie hinaus in die Küche, wo Vreneli waltete, die ihre Vertraute war in allen häuslichen Angelegenheiten, und sagte: „Denke auch, Uli will fort! Weißt du, warum?" „Aparti nicht," sagte Vreneli, „aber Elisi hat es ihm wüst gemacht, und er wird denken, er wolle nicht da den Leuten zum Gespött sein und dazu sein Lebtag für andere arbeiten, wenn man es ihm am Ende so mache." „Aber was sollen wir jetzt auch anfangen?" sagte die Mutter, „so einen kriegen wir nicht wieder. Er ist manierlich, fromm (treu), arbeitsam, es ist allen wohl dabei, man hat nichts von Streit gehört, und wenn er fortgeht, so ist alles anders; ich darf gar nicht daran denken." „Es geht mir gleich," sagte Vreneli. „So wie es geht, mag ich nicht mehr dabei sein. Es ist mir leid, Base, aber ich muß Euch bei dieser Gelegenheit auch sagen, daß ich nicht mehr dableiben kann, ich will auch fort." „Was, du? Was hab' ich denn dir zuleid getan? Uli und du werdet es abgeredet haben?" „Nein, Base," sagte Vreneli, „Uli und ich haben nichts miteinander abgeredet, wir haben nichts miteinander. Ihr habt mir auch nichts zuleid getan, Base, Ihr seid immer eine Mutter an mir gewesen, und wenn alles wider mich gewesen ist, so habt Ihr Euch meiner angenommen; ich werde Euch das nie vergessen, solange ich lebe, und solange ich bete, werde ich für Euch beten, daß der liebe Gott Euch vergelten wolle, was Ihr an mir getan." Und Vreneli weinte und reichte der Base die Hand, welcher auch wieder große Tropfen über die roten Backen rollten. „Aber warum, du wüstes Meitli (Mädchen), willst dann fort, wenn du mich lieb hast und ich dir nichts zuleid getan?" fragte diese. „Ich bin an dich gewöhnt, du hast mir alles zuvor getan. Wenn ich etwas habe machen wollen, so war es gemacht; wie soll ich jetzt, wo ich alle Tage älter werde, bald nichts mehr mit mir ist, die schwere Haushaltung machen?" „Base, es ist mir leid, aber ich muß fort, ich habe mich verschworen, ich wolle mir von Elisi nicht allemal wüst sagen lassen, wenn sie mit ihrem Mann kommt. Allemal hält sie mir vor, ich wolle

ihr den Mann verführen, und hält mir alle Suppenbrocken vor, die ich hier gegessen. So kann ich nicht länger dabei sein. Wenn mich ihr Schlingel einmal anrührte, ich schabte mir die Haut bis auf den Knochen ab, so ekelt er mich an. Ich habe Elisi gesagt, ich wolle ihr aus dem Wege und wolle mir nicht alles vorhalten lassen, ich sei jetzt nicht mehr da um Gottes Lohn." „Ach," sagte die Mutter, „du mußt dich Elisis nicht achten; du kennst sie ja, sie ist immer eine wüste gewesen, und was sie sagt, hat nichts zu bedeuten. Warum läßt du mich entgelten, was sie dir sagt?" „Dafür kann ich, weiß Gott, nichts," sagte Vreneli. „Warum kann Elisi niemand in Zucht und Ordnung halten? Ich muß ihr aus dem Wege. Dann ist noch eins, aber ich will es nur Euch gesagt haben. Ihr Mann ist allerdings mehr hinter mir drein, als nötig ist, das wüste Böckli! Aber nehme er sich nur in acht, kommt er mir zu nahe, so überschlage ich ihn (schlage ihn hinten hinüber), daß er mit den Beinen am Himmel hängen bleibt. Ach, Base, das geht jedenfalls nicht mehr gut hier; ich könnte ohnehin so nicht mehr dabei sein; der Tochtermann macht schon jetzt, als ob er nur zu befehlen hätte und schon alles sein wäre."

Daran war etwas Wahres. Die reiche Fülle, welche bei der üblichen Sparsamkeit in der Haushaltung herrschte, wo es auf eine Maß Milch, ein Pfund Butter, ein Brot mehr oder weniger nicht ankam, über die Eier keine Rechnung geführt, Arme, ohne sie zu zählen, gespeiset wurden, hatte er aufs Korn genommen. Manchmal schon in der kurzen Zeit hatte er dem Joggeli vorgerechnet, wieviel er eigentlich sollte verkaufen können; jetzt trage ihm das Gut nicht einmal zwei Prozente ab. Wenn er das Geld für das Gut in seinem Geschäfte hätte, so wollte er wenigstens acht Prozente daraus ziehen. Allemal darauf hatte dann Joggeli gemuckelt (gemunkelt), über den vielen Verbrauch mit seiner Frau gestritten und gemeint, sie sollte da oder dort abbrechen. Als man den Baumwollenherrn in Speicher und Kammern herumgeführt, in Schränke und

Kästen hatte blicken lassen, erstaunte er über die reichen Vorräte. Das trage doch gar nichts ab, sagte er, das verliege ja. In den Sachen liege ein bedeutend Kapital, das nicht nur kein Prozent abtrage, sondern sich am Ende selbst aufzehre. Wenn sie nur das Überflüssigste verkaufen wollten, und gerade jetzt sei ein günstiger Moment, so garantiere er ihnen, wenigstens zweitausend Gulden wollte er lösen. Aber er würde es nicht den Unterhändlern hier verkaufen, die gewöhnlich fünfzig Prozent Gewinn nähmen, sondern direkt den ersten Abnehmern. So hatte er ihnen Garn, Flachs, Tücher, Schnitze (Dörrobst), Korn, Kirschbranntwein abgeschwatzt, bedeutend, Kisten und Kasten geleert, daß der guten Mutter das Herz blutete und sie sich des Weinens fast nicht enthalten konnte; so entblößt von Vorräten, klagte sie, sei sie nie gewesen, seit sie hier haushalte. Behüte Gott vor einer teuren Zeit, sie wüßte nicht, was sie anfinge, sie dürfte nirgends warten. Er hatte Nachricht gebracht, daß er alles vortrefflich verkauft, aber kein Geld. Er habe es gegeben, wie es im Handel üblich sei, auf halbjährigen Kredit, hatte er flüchtig gesagt. Das wollte Joggeli eben auch nicht am besten gefallen.

---

24. Kapitel. **Von einer andern Fahrt, welche durch keine Rechnung fährt, sondern unerwartet eine schließt.**

Das fiel der guten Mutter alles auf das Herz und daß dazu Uli und Vreneli fort wollten, daß dann der Tochtermann das Heft ganz in die Hand kriege, daß sie die Haushaltung machen solle mit nichts, gegen die Armen knickern, daß man ihr jede Kelle (Schaufel) Mehl nachrechnen werde und alle ungeraden Male, wenn sie das Kuchenbacken ankäme — und es kam sie ein Elend an, daß sie niedersitzen und weinen mußte, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen, so daß selbst Joggeli hinauskam und sagte, sie solle doch nicht so plären (heulen), es hörten es ja alle Leute und könnten meinen,

was sie hätte. Was er gesagt habe, sei ja nichts gewesen; sie wisse ja wohl, daß er zuweilen etwas sagen müsse. Auch Vreneli tröstete und sagte, sie solle das nicht so schwer nehmen, es gehe ja am Ende alles leichter, als man denke. Sie aber schüttelte den Kopf und sagte, man solle sie ruhig lassen, sie müsse sich selbst fassen können, das Reden helfe ihr nichts. Sie rang nach Fassung manchen Tag. Man sah sie umhergehen schweigend, als ob sie Schweres im Kopfe wälze, sah sie hier und dort, wo sie sich unbemerkt glaubte, absitzen, die Hände in den Schoß legen, hie und da den Zipfel der Schürze ergreifen und mit der Rückseite die Augen trocknen. Endlich schien es ihr zu leichten, das Ungewisse schien verschwunden, sie sagte, es sei ihr viel wöhler um das Herz, aber es dünke sie, sie möchte wohin, es sei ihr noch immer nicht recht heiter vor den Augen, es besserte ihr, wenn sie einen Tag oder zwei fort könnte. Joggeli hatte diesmal nichts dawider, seine Alte hatte ihm selbst Kummer gemacht. Sie könne ja zum Sohn oder zur Tochter fahren, wohin sie wolle; Uli solle sie führen, er hätte jetzt wohl Zeit, meinte er. Nein, sagte sie, dahin möge sie nicht, da sei ein ewiges Zänkeln (Herumzanken), und wenn sie die Säcke mit Neutalern füllte, sie hätte doch noch zu wenig. Aber es dünke sie, sie möchte einmal zu Vetter Johannes; man hätte es ihm schon lange versprochen, nie gehalten, und sie sei nie dort gewesen. Sie sehe da einen neuen Weg, eine unbekannte Gegend und könne vielleicht am besten vergessen, was sie drücke. Sie wolle Vreneli mitnehmen, das sei auch lange nie fortgewesen. An Elisis Hochzeit habe man es nicht mitgenommen, und es sei doch auch billig, wenn das Meitschi einmal eine Freude hätte. Gegen das letztere hatte Joggeli manches einzuwenden, indessen diesmal der Alten zulieb gab er nach und wollte zwei Tage sich gedulden.

Uli freute sich, als er hörte, wohin er mit der Frau fahren solle. Vreneli dagegen wehrte sich lange, hatte hundert Gründe dagegen und gab erst nach, als die Base sagte: „Du bist

mir doch ein wunderlich Ding, und kurz und gut du kommst mit, ich befehle es." Es war in den ersten Novembertagen eines schönen Herbstes an einem Samstagmorgen, als das Sitzwägeli vor dem Hause stand, der Rappe herausgenommen, vor der Stalltüre mit geschäftigen Händen aufgeputzt und endlich von einem der Knechte zum Fuhrwerk geführt wurde, während nun auch Uli seine Sonntagskutte (Sonntagsrock) anzog und stattlich mit der Peitsche in der Hand an das Fuhrwerk sich stellte. Nicht lange darauf kam Vreneli, schmuck und schön wie ein aufgehender Morgen, einen kleinen Strauß an der Brust, und packte etwas ein. Dann kam die Mutter, geleitet von Joggeli, dem sie noch manche Anweisung zu geben hatte. „Die Leute werden glauben, ihr seiet eine Hochzeit," sagte Joggeli, „die fahren an einem Samstag im Lande herum. Vreneli sieht gerade aus wie eine Hochzeiterin." „Etwas Dumms so," sagte Vreneli und ward rot bis weit hinter die Ohren. „Uli muß noch ein Sträußchen haben, dann meinen es alle Leute," rief eine schnippische Magd, riß dem Uli den Hut vom Kopf und sprang damit ins Haus. Zornig war Vreneli aufgesprungen im Wägeli: „Mädi (Magdalene), willst du den Hut geben oder nicht? Was braucht Uli einen Meien (Blumenstrauß)? Wag' es nicht, einen Blumenstock anzurühren!" Als Mädi nicht hören wollte, wollte Vreneli von dem Wägeli springen, aber die Mutter, lachend, daß es ihre ganze Gestalt erschütterte, hielt es am Mieder und sagte: „Was willst du? Laß das doch gehen, das ist nur lustig. Vielleicht sieht man ja mich für die Hochzeiterin an, wer weiß?" Die sämtliche Hausbewohnerschaft nahm an dem Spiele teil und lachte über Vrenelis Zorn, der sich gar nicht wollte besänftigen lassen, während Uli in den Spaß eintrat und seinen Hut tüchtig in den Kopf drückte, den Vreneli ihm abzureißen suchte, um das eingesteckte Sträußchen wegzunehmen. Es hätte ihm doch noch denselben abgerissen, wenn nicht die Mutter gesagt hätte, es solle doch nicht so dumm tun und den schönen Meien zerrupfen. Das wäre doch noch

lange nicht das Gräßlichste, wenn man sie schon für ein Paar ansehen würde. Es wolle es aber nicht, sagte Vreneli und nahm den eigenen Strauß von der Brust und hätte ihn fortgeworfen, wenn die Mutter nicht gesagt hätte, es solle doch nicht so dumm machen. Die, welche am wüstesten täten, die heirateten zuletzt noch am liebsten, wenn es Ernst gelte. „Einmal ich nicht," sagte Vreneli; „ich will keinen Tropf, wie sie alle sind. Ich wüßte nicht, was ich mit so einem Schnürfli (Tropf) anfangen sollte." „He, wahrscheinlich was die andern!" sagte die Mutter herzlich lachend und fuhr mit dem von nun an schmollenden Vreneli in den schönen Morgen hinaus. In aller Farbenpracht hing das welke Laub an den Bäumen, unter ihm streckte sich grün und munter die junge Saat aus, spielte lustig mit den blinkenden Tautropfen, die an der Spitze der zarten Hälmchen hingen; geheimnisvoll und duftig dehnte sich über alles der Himmel aus, der geheimnisvolle Schoß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Äcker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, schnelle Eichhörnchen liefen über die Straße und beguckten von einem rasch erreichten Aste neugierig die Vorüberfahrenden, und hoch in den Lüften segelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänse einem wärmeren Lande zu, und seltsam klang aus weiter Höhe ihr seltsam Wanderlied.

Der Mutter verständig Auge schweifte lebendig über alles, ihre lauten Bemerkungen nahmen kein Ende, und manche kluge Rede ward zwischen ihr und Uli gewechselt. Besonders wenn sie durch Dörfer fuhren, häufte sich das Auffallende, und selten ein Haus bot ihr nicht Gelegenheit zu einer Bemerkung. Es sei doch nichts, wenn man immer daheim hocke, sagte sie, da sehe man immer das gleiche. Man sollte von Zeit zu Zeit im Lande herumfahren, da sehe man nicht nur etwas für die Neugierde, sondern könne auch viel lernen. Man mache die Sachen nicht an jedem Orte gleich und an einem Orte besser als am andern, und so könne man das Beste daraus nehmen.

Sie waren nicht viel mehr als zwei Stunden gefahren, als die Mutter schon davon zu reden anfing, daß sie dem Rappen etwas würden geben müssen. Er sei es nicht gewohnt, so lange zu springen, und sie wollte lieber ihn gesund wieder heimbringen. „Halt du beim nächsten Wirtshaus," sagte sie auf Ulis Einreden, „und sieh, ob er nicht ein Viertelchen Hafer nimmt. Es ist mir auch anständig (recht), etwas zu genießen, es will mich schier anfangen zu frieren."

Dort angekommen, befahl sie Uli: „Wenn das Roß den Hafer hat, so komm hinein." Noch unter der Türe kehrte sie um und rief: „Hast du gehört? Komm dann!" Nachdem drinnen die Wirtin mit der Schürze die Bänke abgewischt, gefragt hatte: „Womit kann man aufwarten?", eine gute Flasche und ein wenig Tee befohlen war, setzten sich die Frauen, sahen in der Stube herum, machten halblaut ihre Bemerkungen und wunderten sich, daß es an dieser Uhr nicht später sei; aber Uli sei rasch gefahren, man sehe, es pressiere ihm hinzukommen. Als endlich das Verlangte da war mit der Entschuldigung, es sei wohl lang gegangen, aber das Wasser sei nicht warm gewesen und das Holz habe nicht brennen wollen, sagte die Mutter zu Vreneli, es solle doch Uli rufen; sie wisse nicht, warum der nicht komme, sie hätte es ihm doch zweimal gesagt. Als er da war und gehörig Gesundheit gemacht hatte, wollte die Wirtin ein Gespräch anfangen und sagte, es sei heute auch schon eine Hochzeit durchgefahren. Da lachte die Mutter gar herzlich auf. Uli lächerte es auch, hingegen Vreneli wurde hochrot und zornig und sagte, es seien nicht alles Hochzeite, was heute auf der Straße sei. Es würden andere Leute auch noch das Recht haben, am Samstag herumzufahren; die Straße werde nicht bloß für Hochzeitleute sein. Sie solle doch recht (ja) nicht zürnen, sagte die Wirtin, sie kenne sie ja nicht, aber es hätte ihr geschienen, sie schickten sich wohl füreinander, ein so hübsches Paar hätte sie nicht bald gesehen. Die Mutter tröstete die Wirtin, sie solle sich nur nicht so lange entschul-

digen, sie hätten schon daheim ein großes Gelächter gehabt und gedacht, es werde so gehen, und schon damals sei das Meitschi so bös geworden. „Das ist nicht schön von Euch, Base, daß Ihr mich auch helfet plagen," sagte Vreneli; „wenn ich das hätte wissen sollen, ich wäre gar nicht mitgekommen." „Es plaget dich ja kein Mensch," sagte die Base lachend; „du tust so dumm, es würde sich ja manches Meitschi freuen, wenn man es für eine Hochzeiterin ansehen würde." „Ich aber nicht," sagte Vreneli, „und wenn man mich nicht ruhig läßt, so laufe ich noch jetzt heim." „Du wirst den Leuten die Mäuler nicht verbinden können und kannst froh sein, wenn sie nie etwas Ärgeres über dich sagen," antwortete die Base. „Das ist mir genug, wenn mich die Leute verbrüllen (verlästern) mit einem, den ich nicht will und der mich nicht will." Vreneli hätte noch lange geeifert, wenn nicht angespannt und weitergefahren worden wäre. Sie rückten rasch vor. Die Meisterin sagte öfters: „Mach' es nicht zu stark, Uli; wenn es nur dem Tier nichts schadet." Als sie hörte, daß sie nur noch eine Stunde von Erdöpfelkofen seien, befahl sie, im nächsten Wirtshause zu halten. Dort wollten sie etwas zu Mittag essen, sie hätte Hunger und sie möge Vetter Johannese nicht zur Mittagszeit kommen, das gebe gar viel Umstände. So im Nachmittag sei es am anständigsten und kommodesten, da könne man es mit einem Kaffee machen, das sei bald gemacht, und man nehme es doch gern. Uli gehorchte, fuhr vor, und höflich wurden sie vom Stubenmädchen empfangen. Dasselbe führte sie in eine Stube und öffnete sie mit den Worten: „Geht nur hinein, es sind schon zwei drinnen," und drinnen empfing sie der Ruf: „Das geht gut, da kommt noch eins" —Hochzeitpaar nämlich! Die Base lachte, daß es sie über und über schüttelte, und sagte: „Du siehst, es muß sein. Du magst dich wehren, wie du willst, eine Hochzeiterin mußt du sein." Dahinein bringe es niemand, sagte das zornig gewordene Vreneli, und wenn das den ganzen Tag so gehen solle, so laufe

es zu Fuß heim. „Und von dir, Uli, ist es auch nicht brav, daß du nicht witziger bist als so; du tätest sonst deinen Strauß von dem Hut. Ich halte dir aber nichts darauf, weißt du es nur." Da sagte Uli, bös wolle er es nicht machen, er hätte es für einen Spaß angesehen. Wenn es es aber so nehme, so wolle er ihm gerne seinen Strauß geben oder heimgehen, sie könnten mit dem Rappen wohl fahren, er sei sicher. Vreneli nahm den Strauß und sagte: „Ich danke dir!" Aber die Base sagte: „Ich hätte ihm ihn nicht gegeben, ihr habt euch einander nicht zu verschämen." „Und kurz und gut, Base, sei das, wie es wolle, so will ich nichts davon, und zu den Hochzeitleuten will ich nicht, und wenn Ihr nicht mit mir in die Gaststube kommen wollt, so laufe ich heim auf der Stelle," begehrte Vreneli auf. „Das ist mir doch ein Mädchen das," sagte die Base. „Uli, wenn ich an deiner Stelle wäre, so würde ich böse über solche Reden." „Meinethalben werde er," sagte Vreneli, „aber Uli ist weiser als andere Leute und hat nicht Freude an solchen Dummheiten." „Warte nur, Vreneli," sagte die Base, „es kommt dir noch anders, zähle darauf. Eine Hochzeiterin zu sein, ist am Ende doch eine schöne Sache." „Was eine schöne Sache!" fuhr Vreneli auf, „ein armer Teufel ist eine Hochzeiterin, und Hochzeit haben ist ärger als sterben. Beim Sterben kann man doch etwas daran machen, daß man selig wird; beim Hochzeithalten weiß man nie, ob einen nicht der Teufel nimmt. Meint man, man habe den besten und der Himmel sei voller Geigen, so sind es zuletzt lauter Donnerwetter und man hat den wüstesten Hund." „O Mädchen," sagte die Base, „akkurat wie jene Bettlerin hast du es, welche gesagt hatte, sie möchte keine Bäurin werden von wegen den Küchlene (Krapfen), das sei ihr ein Hundefressen, welches sie nicht ertragen möge, und welche man gleich darauf in einem Keller erwischte, wo sie einen ganzen Korb voll stehlen wollte. Vor solchen Reden hüte dich, man versündigt sich sehr leicht damit, und ist man auch ärgerlich, so muß man doch seinem

Mund eine Rechnung machen (bedenken, was man sagt). Man weiß nie, was es einem geben kann, und kommt man in die Lage, gegen die man sich verschworen hat, so steigen dann die vermessenen Worte herauf wie aus den Gräbern die Gespenster und verfolgen einen als böse Geister, daß man keine Ruhe mehr hat Tag und Nacht, denen schon mancher nicht anders zu entrinnen wußte als durch den Tod." „Base," sagte Vreneli, „ich wollte Euch nicht böse machen, und auch dich nicht, Uli, aber laßt mich ruhig. Ich bin nichts als ein arm Mädchen und muß mich wehren, wenn man mich zu noch wenigerem machen will." „Na, Mädchen," sagte die Base, „das fällt ja niemand ein; es wäre manche reiche Tochter froh, sie wäre, was du. Ich wollte gerne weniger haben, ja ein ziemliches weniger, wäre Elisi wie du. Du machst einen jeden Mann glücklich, sei er reich oder arm. Dich kann man stellen, wohin man will, und Elisi ist, helf' mir Gott, nichts und wird nichts. Wie das kam, weiß ich nicht, habe ja euch beide erzogen. Es wird einem nicht gegeben sein wie dem andern. Du magst anrühren, was du willst, so steht es dir wohl an; wenn ich ein junger Bursche wäre, so sagte ich: Die und keine andere! Was aber Elisi macht, ist ungeschickt; wohl, da wird es noch Verdruß geben, der mich ins Grab bringt." Der guten Mutter schossen die Tränen in die Augen, und Vreneli, das bei sich selbst gedacht hatte, es könnten zwei an einem Orte und von der gleichen Person erzogen werden und doch ungleich, sagte dieses nicht, sondern tröstete, es werde wohl nicht so bös gehen, sondern besser kommen, als man denke. Aber die Base schüttelte den Kopf und klagte fort, wie sie gedacht hätte, wenn Elisi einmal verheiratet sei, so werde sie auch etwas angreifen, es werde ihr schon noch anders kommen; aber es komme ihr nicht. Den ganzen Tag habe sie die Hände übereinander, mache die Dame; sie sei ein Schlärpli (schwächliche, unnütze Person) und werde ihr Lebtag eins bleiben. Wenn sie ihr nur den Zehntel eingeben könnte, was Vreneli sei, so wollte sie glücklich sein. Dem Vreneli

gehe alles von der Hand, es möge sein, was es wolle, und alles sei immer gemacht, es scheine manchmal, es könne hexen, und wenn Elisi an einem Stuhle den Staub abwischen sollte, so hätte sie einen ganzen Tag daran und den andern müßte sie im Bette liegen. Manchmal sei im Nachmittag noch kein Bett gemacht, und abends um neun Uhr wisse man noch nicht, was man zu Abend essen wolle. Es wäre ihr die Galle übergelaufen, als sie das gesehen. „Aber sagt es daheim niemanden, ich möchte nicht, daß es ruchbar würde," setzte sie hinzu und trocknete sich die Augen. Vreneli war wieder gut geworden; das Lob hatte ihm wohlgetan, es wußte eigentlich nicht warum. Es schwatzte, rühmte, schalt das Essen, schenkte ein und neckte Uli, er hätte immer nur leer. Die Mutter vergaß auch ihren mütterlichen Jammer, und fröhlich fuhr man wieder ab, dem vetterlichen Hause zu. Uli hatte nun viel zu erzählen, wem dieses Haus gehöre, wem jener Acker. Als er den ersten Acker sah, welcher dem Vetter Johannes gehörte, lachte ihm das Herz im Leibe. Alles, was er auf demselben geschafft, ging wieder in ihm auf; von weitem zeigte er ihn, pries seine Eigenschaften. Dann kam ein anderer und wieder ein anderer, und sie fuhren zum Hause, ehe sie daran dachten. Dort machte man Kohl ein vor dem Hause unter dem Dache, die ganze Haushaltung war da versammelt. Alles hob die Köpfe auf, als das unerwartete Wägeli daherkam. Erst kannte man die Leute nicht, dann erhob sich ein Geschrei: „Es ist der Uli, der Uli," und die Kinder sprangen ihnen entgegen; dann sagte Johannes: „Die Base in der Glungge kommt mit; was Tausends kommt die an, was bringt die wohl?" Er und seine Frau traten nun auch hinaus, reichten die Hände aufs Wägeli hinauf zum Willkommen, und Eisi (Elise), des Johannes Frau, sagte: „Grüß Gott, Uli, bringst uns deine Frau?" Da lachte die Base wieder herzlich auf und sagte: „Da hört ihr es, es wird sein müssen, ihr mögt nun wollen oder nicht, alle Leute sagen es ja." „An allen Orten sieht man uns für eine Hochzeit

an," erläuterte Uli, „weil wir am Samstag miteinander fahren, wo soviele Hochzeiten auf der Straße sind." „He, und nicht nur das," sagte Johannes, „sondern es dünkt mich, ihr schicket euch nicht übel zusammen." „Hörst, Vreneli," sagte die Base, „der Vetter meint's auch; da hilft wehren nichts mehr." Bei Vreneli hatte Weinen mit Lachen gekämpft, Zorn mit Spaß; endlich überwand es sich der Leute wegen, das letztere siegte, es antwortete, es hätte immer gehört, wenn es eine Hochzeit geben solle, so müßten zwei wollen; bei ihnen aber wolle gar keins, und so sehe es nicht ein, wie etwas aus der Sache werden sollte. „Was nicht ist, kann werden," sagte des Johannes Frau, „so etwas kommt oft ungesinnet (unvermutet, plötzlich)." Es merke einmal noch nichts davon, sagte Vreneli, brach dann aber ab und gab die Hand noch einmal und sagte, wie frei es sei, daß es mitgekommen, aber die Base habe es haben wollen, sie könne es jetzt entschuldigen, wenn es ihnen in den Kosten sei (Kosten mache). Es freue sie gar wohl, daß sie einmal gekommen, sagte die Hausfrau und hieß dringlich hineinkommen, was die andern auch sagten, sie wollten sie nicht versäumen, vor dem Hause bleiben, helfen, es sei so schön und freundlich da außen!

Wie sie nun auch sagten, sie hätten nichts nötig, hätten erst gegessen, so wurde doch gefeuert, und nur durch dreimaliges Hinausgehen konnte eine förmliche Mahlzeit verhindert, die Guttätigkeit auf einen Kaffee zurückgebracht werden. Vreneli hatte bald mit dem ältesten Mädchen, welches aus einem rührigen Kinde eine schöne Jungfrau geworden war, Freundschaft geschlossen und mußte alle dessen Herrlichkeiten in Augenschein nehmen. Uli blieb aus schuldigem Respekt nicht gar lange in der Gesellschaft; die ältern Leute wurden allein gelassen. Endlich mit einem schweren Seufzer begann die Base, sie müsse wahrhaftig gerade sagen, warum sie komme, sie hätte nirgends besser hin gewußt um Rat und Hilfe als hierher. Der Johannes hätte ihnen schon so oft gedienet, daß

sie gedacht, er lasse sie diesmal auch nicht im Stich. Es sei alles so gut gegangen bei ihnen, es sei eine Freude gewesen. Freilich hätte eine Zeitlang Uli ihr Elisi in den Kopf genommen, aber daran sei das Meitschi selbst schuld gewesen, und sie glaube, Uli hätte zuletzt doch eingesehen, daß das Meitschi nichts für ihn sei. Da hätte sie das Unglück in den Gurnigel hinaufgeschlagen, dort die Elisi einen Mann aufgegabelt, und seither sei alles wie zerstört. Ihr Sohn tue wüst, der Tochtermann sei nicht, wie er sein sollte, sei ein grusam interessierter, meine, sie solle nichts mehr brauchen in der Haushaltung. Elisi hätte immer Streit mit Vreneli; das wolle nun fort deswegen, Uli wolle fort, alles falle wieder auf sie, und sie wisse um ihr Leben nichts anzufangen, sie hätte manche Nacht kein Auge zugetan und an einem Rucke (in einem fort) pläret (geheult), daß es ihr in ihren alten Tagen so gehe. Da sei ihr eins in Sinn gekommen, es könnte ihnen doch sicher kein vernünftiger Mensch etwas dawider haben, wenn sie das Gut in Pacht geben würden; dadurch falle ihr die Last ab. Und da hätte sie gesinnet (gedacht), einen bessern Pächter als Uli, der ihnen zu allem sehe und ehrlich und brav sei, könnten sie nicht erhalten, und Uli könnte da auch sein Glück machen; denn daß er etwa hart gehalten werden sollte, das täte sie nicht, es solle sein Nutzen sein wie der ihre. Aber sie hätte keinem Menschen etwas davon gesagt; sie hätte zuerst mit ihm reden wollen, was er dazu meine, und wenn er es gut finde, so möchte sie ihm anhalten, daß er mit Uli rede und der Sache sich annehme, bis sie im reinen sei. Es dünke sie, wenn sie das zustande brächte, so wollte sie nichts mehr wünschen auf der Welt, wenn schon manches gerade nicht sei, wie es sein sollte. Das sei wohl schön und gut, sagte Johannes, und es würde ihn für Uli freuen, aber da seien ihm zwei Sachen im Wege. Es sei eine gar bedeutende Übernahme, und Uli habe dafür zu wenig Geld. Er habe ein schönes verdient, aber viel zu wenig, für alles anzuschaffen, was da nötig sei. Er hätte kaum

soviel, um im Handel etwas zu machen und nicht zur unrechten Zeit verkaufen zu müssen, woran die meisten Pächter gewöhnlich zugrunde gingen. „Dann kann Uli nicht bloß mit Dienstboten haushalten, er muß eine Frau haben, und wo nun eine finden, die dem vorzustehen weiß? Denn das gibt eine schwere Haushaltung." „Ich wüßte ihm eine," sagte die Base, „gerade das Meitschi (Mädchen), welches mit mir gekommen. Ein besseres gibt es nicht, und es und Uli haben sich aneinander gewöhnt; wir könnten noch heute sterben, sie trieben die Sache fort, man merkte nicht, daß jemand fehlte. Es ist gesund, stark, und für so ein junges hat es gute Gedanken, es ist darin mancher Alten überlegen. Es hat freilich kein Vermögen, aber doch einen schönen Sparpfennig, viele Kleider, und ganz mit leeren Händen ließen wir es auch nicht. Ihr wißt wohl, wie es mit seiner Mutter gegangen ist. Wenn Uli Vreneli nähme, so glaube ich, es würde für Besatzung (Beschlag) des Hofes an Geschirr und Vieh und anderen Sachen wenig anzuschaffen brauchen. Die Sache ist da, man kann ihm ja alles in die Schatzung geben, so hat man es ja noch, wenn man den Hof wieder übernehmen will, und man braucht es nicht anzuschaffen. Sie könnten anfangen, fast wie wenn sie die Kinder vom Hause wären."

„Das ist schön und gut," sagte Johannes; „aber Base, nehmt es mir nicht für ungut auf, aber fragen muß ich doch, ob Ihr glaubt, daß alle ihre Einwilligung geben? Es sind gar viele Leute, die zu der Sache reden müssen, wenn sie gehen soll. Was werden Eure Leute sagen? Joggeli ist zuweilen wunderlich! Und Eure Kinder werden auch darein reden und das Gut verpachten wollen so hoch als möglich. Uli macht eine gewagte Sache. Ein einziges Fehljahr, eine Krankheit im Stalle oder so was bringt ihn zugrunde. Auf einem solchen Gut sind fünfhundert Gulden mehr oder weniger Ertrag nicht sichtbar, während in einem Jahr zwei- bis dreitausend Gulden verloren gehen können. Und will das Meitschi Uli? Es scheint

lebhaft und lebenslustig, und Uli ist nicht mehr jung, er hat einige dreißig Jahre auf dem Rücken." Das, sagte die Base, mache ihr nicht den größten Kummer. Joggeli sei am Ende froh, abzugeben, und Uli sei ihm als Pächter sicher anständig (recht); denn wenn er schon wunderlich sei, so sei er doch nicht der Wüsteste gegen sie und werde wohl einsehen, daß ein guter Pächter besser sei als schlechte Knechte. Ihrem Sohn werde das das Rechte sein. Er habe schon über den Schwager geflucht, er nehme alles fort, und das Gut müsse zu Pacht gegeben werden. Auch halte er auf Uli viel und habe ihnen denselben abdingen wollen. Auf den Tochtermann achteten sie sich nicht viel. Er rede ihnen zuviel in ihre Sache, und es wäre ihnen lieb, wenn sie nicht noch zu der seinigen reden müßten. Vreneli, glaube sie, täte nicht am wüstesten, wenigstens habe es keinen andern, das wisse sie. Sie glaube, es sehe Uli nicht ungern, und darum hätte es heute so wüst getan, wenn man sie für Hochzeitsleute angesehen hätte. Sie fuhr fort, sie selbst sei freilich alt, aber sie hätte noch nicht vergessen, wie es die rechten Meitscheni machen. Auf die heutigen anlässigen (koketten) Dirnen verstehe sie sich freilich nicht. Uli mache ihr am meisten Kummer. Der sei so politisch, man wisse nicht, woran man mit ihm sei. Als Elisi den Baumwollenhändler genommen, habe sie geglaubt, er würde die Wände aufspringen, alles zerschlagen, aber er habe kein ander Gesicht gemacht, kein Wort lauter gesprochen, es sei gewesen, wie wenn alles ihn nichts anginge. „Uli ist ein Bursch, er kann sein Glück machen, wo er will; er ist berühmt ringsum, und wenn mancher Herr wüßte, was das für ein Bursch wäre, es reute ihn kein Geld, er setzte an, bis er ihn hätte." Sie besorge aber, er trage es ihnen wegen der Elisi nach. Aber er sollte dem lieben Gott danken, daß es so gegangen; er wäre ein unglücklicher Mensch geworden und hätte doch zuletzt an allem schuld sein sollen. Wenn Uli wollte, die Sache würde sich machen, und ein Jahr in das andere gerechnet, sollte er seine fünfhundert Gulden sparen. „Ich weiß, was

der Hof abträgt, wenn man es treibt, wie Uli es treiben kann, wenn er und Breneli zusammenspannen. Das kann euch kochen, es ist allen recht, und sie lecken noch die Finger bis an die Ellbogen, und braucht doch fast die Hälfte weniger als manche, die meint, wie sie kochen könne, während doch die Dienstboten allemal die Nase zuhalten, wenn sie nur bei der Küche vorbeigehen. Uli hat unser Zutrauen, ein böses Jahr hätte er nicht zu fürchten. Vetter Johannes," sagte die Base, „du mußt doch nicht glauben, daß wir so wüste Leute wären, ein schlechtes Jahr den Pächter allein tragen zu lassen. Wenn wir den Hof selbsten hätten, so hätten wir ja auch das böse Jahr, und warum sollte es der Pächter allein entgelten, wenn es zu trocken oder zu naß ist? Es ist doch immer unser Hof, und was vermag der Pächter sich dessen, daß es nicht günstigeres Wetter ist? Es hat mich schon manchmal geärgert, wenn ein Lehenmann (Pächter) immer den gleichen Zins geben muß, gebe es etwas oder gebe es nichts. Nein, Vetter, Joggeli ist wunderlich, aber der Wüsteste doch nicht, und wenn alles fehlen sollte, so ist es dann nicht, daß ich nicht auch noch etwas hätte, womit ich nachhelfen könnte." „Base," sagte Johannes, „nehmt es mir nicht für ungut, aber wenn man etwas Rechtes machen will, so muß man von allem reden. Die Sache freute mich für Euch und Uli, und auch für mich; denn an Uli ist mir etwas gelegen. Es ist wahr, er ist mir fast so lieb wie mein eigen Kind, und was ich für ihn tun kann, das spare ich nicht. Er hat mir auch von Elisi geredet, und da habe ich ihm die Sache mißraten. Mein Rat ist ihm damals nicht recht gewesen, ich sah es ihm wohl an. Es nimmt mich wunder, ob er mir jetzt etwas davon sagt. Soll ich mit ihm von der Sache reden, ihn aushorchen von weitem, vernehmen, was er im Sinne hat, oder gleich mit der Türe ins Haus, oder wollt Ihr zuerst mit Vetter Joggeli reden?" „Ich wäre lieber mit Uli und Breneli im reinen, und deswegen bin ich mit ihnen gekommen," sagte die Base. „Fange ich Joggeli davon an

und wollen später Uli und Vreneli nicht, so muß ich mein Lebtag hören, was ich da einmal Dumms hervorgebracht; von wegen er ist gar wunderlich und kann einem eine Sache nicht vergessen; daneben ist er der Wüsteste nicht. Wenn es sich dir schickt, Vetter, so horche Uli aus; es wäre mir sehr lieb, wenn ich wüßte, woran ich mit ihm wäre. Er dünkt mich, ich wäre wie im Himmel, wenn die Sache im reinen wäre. Gefällt Euch das Meitschi aber nicht auch?" fragte die Base. Johannes und seine Frau rühmten nun, wie hübsch es sei und appetitlich, und der erstere versprach zu helfen, was er könne.

Selben Abend schickte es sich ihm nicht, er war mit Uli nie allein. Aber am andern Morgen, sobald sie gefrühstückt hatten, fragte Johannes den Uli, ob er mit ihm auf das Land hinaus wolle, er möchte ihm zeigen, was er angesäet hätte, und dies und jenes ihn fragen. Die Base mahnte, ja nicht lange auszubleiben, indem sie zu rechter Zeit fortfahren wollten, um nicht zu spät heimzukommen. Während nun Johannes' Frau der Base zusprach, daß sie heute noch hierbleiben sollten, wandelten die Männer ab.

Ein schöner Morgen war es wieder. Ein Kirchturm nach dem andern gab sein Zeichen, daß es heute der Tag des Herrn sei, die Herzen sich öffnen sollten dem Herrn, um Sabbat mit ihm zu halten, seinen Frieden zu empfangen, seine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüte; über manchen Acker waren sie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldsaum gekommen, von wo man das Tal schwimmen sah in dem wunderbaren herbstlichen Duft und von vielen Kirchtürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menschen zusammenriefen, in den geöffneten Herzen den Samen zu empfangen, der sechzig- und hundertfältig Früchte tragen soll in gutem Herzensgrunde. Schweigend setzten sie sich dort und ließen einziehen durch die weiten Tore der Augen und Ohren des Herrn herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Lande ohne Worte; ließen in tiefer An-

dacht die Töne wiederklingen im Heiligtum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibst nicht in der Glungge?" „Nein," sagte Uli. „Nicht, daß ich es ihnen zürne wegen Elisi. Ich bin froh, daß es so gegangen. Erst hintendrein sehe ich, daß ich keine glückliche Stunde mit ihr gehabt hätte, und daß bei einem solchen bösen Schlärpli (unbrauchbare Person) einen kein Geld glücklich macht. Ich kann nicht begreifen, was ich auch gesinnet (mir gedacht) habe! Aber ich mag doch nicht bleiben. Der Tochtermann ist immer da, will anfangen zu regieren, plündert sie aus, wo er kann, so daß ich nicht mehr dabei sein mag; auch lasse ich mir von dem nicht befehlen." „Aber was willst du denn?" fragte Johannes. „Das ist es eben, was ich mit dir reden möchte," sagte Uli. „Plätze bekäme ich genug, ich könnte auch zum Sohne, der würde mir Lohn geben, soviel ich wollte. Aber ich weiß es nicht, Knecht sein ist mir eben nicht zuwider, aber es dünkt mich, wenn ich etwas Eigenes anfangen wolle, so sei es Zeit. Ich bin in den dreißig Jahren alt und gehöre schon fast zu den Alten." „Jä so," sagte Johannes, „hast du das Heiraten im Kopf?" „Gerade nicht," sagte Uli, „aber wenn ich heiraten will, so sollte es bald geschehen, und etwas Eigenes anfangen muß man auch, während man sich noch rühren mag. Aber ich weiß eben nichts anzufangen. Für alles habe ich zu wenig, denn was sind tausend Gulden, um etwas Rechtes anzufangen? Ich sinne noch immer daran, wie du gesagt hast, auf kleinen Gütchen schlage man den Zins nicht heraus, ein Pächter, der nicht Geld in den Händen habe, könne nicht wohl ein großes Wesen übernehmen, und auf kleinen gehe er zugrunde." „He," sagte Johannes, „tausend Gulden sind schon was, und es gibt hier und da Güter, wo man das Vieh und die Gerätschaften gleich gegen eine Besatzungs-(Beschlag-)Abschätzung mit übernehmen kann, so daß du die tausend Gulden zum freien Handel in der Hand behieltest, und wenn es dann noch mehr sein müßte, so fändest du wohl Leute, die Geld hätten." „Ja, aber die geben es mir nicht. Wenn man Geld will, so muß

man gute Versicherung oder Bürgen haben, und wo die nehmen?" „He, Uli," sagte Johannes, „das ist eben, was ich dir auch gesagt habe: ein guter Name ist auch eine gute Versicherung. Vor fünfzehn Jahren hätte ich dir nicht fünfzehn Batzen geliehen; wenn du aber jetzt ein= bis zweitausend Gulden bedarfst gegen eine einfache Schuldanerkennung, so kannst du sie haben, oder wenn ich dir Bürge sein soll, so sprich zu. Wofür ist man auf der Welt, als füreinander zu helfen?" „Das ist guter Bescheid," sagte Uli, „daran hätte ich nicht denken dürfen, und wenn ich etwas wüßte, ich wollte gleich darauf los." „Das täte ich nicht," sagte Johannes. „Ich ginge zuerst auf eine Frau aus, und je nachdem ich eine hätte, finge ich etwas an. Es sind schon viele Leute zugrunde gegangen nur deswegen, weil die Frau zu des Mannes Geschäft nicht paßte, oder weil sie nicht dazu passen wollte. Um ein Hauswesen gut zu führen, bedarf es eines einträchtigen Willens. Hast du einmal eine Frau und wählet ihr einträchtig ein Heimwesen zum Kaufen oder Pachten, welches sich zu euch beiden schickt, so ist schon viel gewonnen. Oder hast du schon etwas der Art unter Händen oder im Auge?" „Nein," sagte Uli. „Ich wüßte wohl eine, aber die nimmt mich nicht." „Warum nicht," fragte Johannes, „ist es wieder eine reiche Bauerntochter?" „Nein," sagte Uli, „es ist das Mädchen, welches mit der Frau gekommen ist. Vermögen hat es aparti nicht, aber wer das bekommt, der ist glücklich. Ich habe es seither schon manchmal gedacht, mit dem kommt einer weiter, wenn es schon keinen Batzen hat, als mit der reichen Elisi. Was es in die Hände nimmt, steht ihm wohl an; alles gerät ihm, und es ist nichts, das es nicht versteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen ist es zuerst und abends zuletzt und den ganzen Tag nie müßig. Nie muß man auf das Essen warten, nie versäumt (hält auf) es die Mägde, und es wird nie unwillig und übellaunig; je mehr zu tun ist, desto wohlgemuter wird es, während doch sonst die meisten, wenn sie viel Arbeit haben, hässig werden, und nicht gut bei ihnen zu sein ist. Es

ist sparsam in allen Teilen und doch besonders gut gegen die Armen, und wenn jemand krank wird, so kann es ihm nicht gut genug abwarten. Es ist keins weit und breit so." „Aber warum solltest du das nicht bekommen," fragte Johannes, „hasset es dich?" „Aparti nicht," sagte Uli. „Es ist gut gegen mich, und wenn es mir etwas zu Gefallen tun kann, so ist es (heißt es) nie nein, und wenn es sieht, daß ich möchte, daß etwas gemacht werde, so hilft es mir, soviel es kann, und kein einzigmal legt es mir etwas in den Weg, wie es die Weiber oft haben, daß, wenn sie sehen, daß man etwas absolut machen will, sie absolut etwas anderes wollen und einem hinderlich sind, wie sie nur können. Aber etwas Hochmütiges ist in ihm; es kann es nicht vergessen, daß es aus einer vornehmen Familie ist, wie ungern es auch von der Familie gesehen wird. Wenn ihm einer nur ein wenig zu nahe kommt, so schnauzt es ihn an, als ob es ihn fressen wolle, und etwa groben handgreiflichen Spaß mit ihm zu treiben, wie an vielen Orten üblich ist, das wollte ich keinem raten. Es hat schon mancher eine scharfe Ohrfeige weggekriegt." „Aber das will noch gar nicht sagen, daß es dich nicht nehmen würde," sagte Johannes. „Wenn es sich schon nicht von einem jeden will sagen und tun lassen, was demselben beliebt, so kann ich ihm das nicht für übel nehmen." „Ja dann ist noch eins," sagte Uli. „Ich darf jetzt nicht mehr an Vreneli sinnen. Würde es mir nicht sagen: Nicht wahr, jetzt, wo du die Reiche nicht haben kannst, jetzt soll ich dir gut genug sein! Hast du mir je die grüngelbe Elisi vorziehen können, so will ich dich jetzt auch nicht; ich mag nicht einen, der so mit einem verwelkten Grasstengel sich abgegeben hat. Das muß es mir zur Antwort geben, und doch habe ich auch während der Geschichte mit Elisi mehr an Vreneli gesinnet als an Elisi. Erst jetzt merke ich, daß mir Vreneli immer lieber gewesen ist. Wenn ich das Meitschi hätte, ich wollte ausbieten (wetten), einen Hof zu übernehmen und darauf mehr zu machen, als irgend ein anderer. Aber jetzt ist es zu spät, es nimmt mich

nicht, es ist gar ein eigentümliches." „He," sagte Johannes, „man muß nie den Mut verlieren, solange ein Meitschi noch ledig ist. Das sind wunderliche Personen und tun gewöhnlich gerade das Gegenteil von dem, was man ihnen zutrauet. Wenn die Sache so ist, so wollte ich anklopfen, das Meitschi gefällt mir." „Nein, Meister, nicht um hundert Taler wollte ich das Meitschi fragen. Ich weiß wohl, es bricht mir fast das Herz, wenn ich von ihm muß und es nicht mehr alle Tage sehen kann. Aber wenn ich es fragte und es würde mich verachten, nein sagen, ich glaube, ich hinge mich an die erste beste Leiter. Beim Dolder, ich könnte es nicht sehen, wenn es ein anderer zur Kirche führte; ich glaube, ich würde ihn erschießen. Aber das heiratet nicht, das bleibt ledig." Da begann Johannes gar herzlich zu lachen und fragte, woher er wisse, daß ein solches Meitschi, dreiundzwanzig Jahre alt, ledig bleiben werde. „O," sagte Uli, „es nimmt keinen; ich wüßte nicht, wer dem gut genug wäre."

Da sagte Johannes, sie wollten doch machen, daß sie heimkämen, ehe die Kirche aus sei, er möchte nicht in die Kirchenleute laufen. Uli folgte ihm wenig redend, und was er redete, klang immer gegen Vreneli zu, bald dieses, bald jenes, und Johannes sollte ihm versprechen, ja kein Wort über seine Lippen zu lassen von dem, was er ihm gesagt. „Du Gäuchel (Närrchen) du," sagte Johannes, „wem sollte ich etwas davon sagen?"

Die Base hatte daheim schon lange vor Ungeduld gezappelt, und sobald Uli und sein alter Meister in die Stube traten, sagte sie zu Uli: „Geh doch in die Stube, in welcher wir geschlafen haben, und sieh, was Vreneli macht. Es soll einpacken, wir wollen fort." Uli fand das Mädchen vor einem Tische stehend, wo es eine Schürze der Base faltete. Uli ging sachte hinter ihn's, schlang den Arm ganz manierlich um dasselbe und sagte: „Die Base pressiert." Vreneli drehte sich rasch um, sah wie über diese ungewohnte Vertraulichkeit verwundert schweigend zu Uli auf. Dieser fragte: „Bist noch

immer böse auf mich?" „Ich bin über dich nie böse gewesen," sagte Vreneli. „So gib mir ein Müntschi (Kuß), du hast mir noch keins gegeben," entgegnete Uli und bog sich herab. In diesem Augenblick wand Vreneli sich so kräftig los, daß Uli in die halbe Stube zurückfuhr, und doch war es ihm, als hätte er ein Müntschi erhalten, er glaubte doch deutlich an einem gewissen Fleck Vrenelis Lippen zu fühlen. Dasselbe aber fuhr mutwillig über ihn her, es dünke ihn's, er sei zu solchen Flausen wohl zu alt, und wahrscheinlich werde die Base ihn nicht heraufgeschickt haben, um mit solchem Narrenwerk es zu versäumen. Er solle doch denken, was Stini, sein alter Schatz, dazu sagen würde, wenn es dazu käme. Es begehre nicht mit demselben einen Tanz zu haben wie Ürsi (Ursula). Dabei lachte es, daß es Uli ganz zerschlagen zumute ward und er die Türe suchte sobald möglich.

Die Reise ging später vor sich, als man dachte. Denn als man anspannen wollte, mußte man zuerst noch zu einem Mahl, wobei des Johannes Frau ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichtum ihres Hauses aufgeboten hatte. Obgleich die Base in einem fort sagte: „Herr Jeses, wer möcht' doch auch von allem essen," so war doch des Nötigens kein Ende, und sie wurde nicht in Ruhe gelassen, bis sie erklärte, sie bringe wahrhaftig nichts mehr hinunter; wenn sie noch ein Brösmeli (Brocken) essen sollte, es würde sie versprengen (auseinandersprengen).

Während Uli anspannte, drückte sie des Vetters Kindern neues Geld in die Hände, wie sie sich auch wehrten und ihre Eltern die Base mahnten, sie solle sich doch nicht solche Kosten machen, und den Kindern zusprachen, sie sollten doch nicht so unverschämt sein und es nehmen. Wenn sie es doch nahmen und zu der Mutter eilten und ihren Schatz zeigten, so hieß es: „Nein, es hat keine Art, wir müssen uns ja schämen." Und dann sagte die Base, es sei ja nicht der Rede wert, und sie sollten doch recht bald zu ihnen kommen und es einziehen (wiedernehmen),

was sie ihnen in den Kosten gewesen sei (Kosten gemacht). Das werde schon geschehen, erhielt sie zur Antwort; aber sie hätte nicht so pressieren und noch einen Tag bleiben sollen. So unter vielen Reden kam sie endlich auf ihr Sitzwägeli und setzte oben das Reden fort, Vreneli alle ihre gemachten Betrachtungen mitteilend, deren in der Tat nicht wenige waren, denn sie hatte manches gesehen, von dem sie sagte: „Wenn ich jünger wäre und noch besser arbeiten könnte, das müßte mir auch sein." Zu allem redete Uli nichts, war mit seinem Rappen beschäftigt, den er tüchtig traben ließ, so daß endlich die Frau sagte: „Uli, fehlt dir etwas? Machst es dem Pferde nicht zu stark? Es ist nicht gewohnt, so zu laufen." Uli entschuldigte sich und erhielt den Befehl, etwas weiter als halben Wegs zu halten. Es sei ihr nicht nur wegen dem Pferde, sagte sie, sondern auch wegen ihr selbst. Schinken und Küchli zusammen machten ihr immer Durst. Vreneli sagte, auch ihm sei es recht, es hätte es gerade wie die Base, und heute würden sie doch in ein Wirtshaus können, ohne für eine Hochzeit gehalten zu werden. Man werde eher glauben, sie kämen von einem Leichengeleite, so mache Uli ein Gesicht. Er hätte keine Ursache, ein anderes zu machen, sagte Uli, am allerwenigsten seinetwegen. Am Samstag sei es nicht recht, wenn er lache, und am Sonntag nicht recht, wenn er nicht lache; es sei bald bös, es zu treffen. „Du bist aufbegehrisch, Uli," sagte Vreneli, „ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr sagen darf." „So, zanket recht," sagte die Base, „das gefällt mir; was sich liebt, muß sich zanken, und ihr machet gerade wie zwei am Tage nach der Hochzeit." Eben darum wolle es ja nicht heiraten, sagte Vreneli. Solange es ledig sei, mache es ein Gesicht für sich, wie es ihm gerade anständig sei (passe). „Ich mache meine Gesichter auch für mich," sagte Uli, „und du brauchst sie gar nicht zu sehen, wenn sie dir nicht anständig sind. Habe nur noch ein wenig Geduld, so wird dir mein Gesicht nicht mehr im Wege sein." „Nit, nit!" sagte die Base. „Machet einander

nicht zu guter Letzt noch böse und kommt mir erzürnt heim. Man muß aus Spaß nicht gleich Ernst machen, sonst kommt man nicht durch die Welt. Und wenn man gleich so aufbrennen (aufbrausen) will, ach mein Gott, so ist es allerdings besser, man bleibe ledig! Ich bin als Meitschi auch aufbegehrischer Natur gewesen und habe nichts leiden wollen, aber wenn ich bei meinem Joggeli so hätte bleiben wollen, so lägen er oder ich oder beide im Grabe. Ich habe bald gesehen, daß eins nachgeben, sich ändern müsse, und da ist die Reihe dazu an mich gekommen. Nicht daß Joggeli nicht auch ein wenig nachgegeben hätte, er hat sich auch in manchem gebessert. Ich glaube nicht, daß zwei zusammenkommen auf der Welt, die sich nicht mehr oder minder ändern müssen, wenn sie glücklich bleiben wollen." „Darum ist es am besten, man bleibe ledig," sagte Vreneli, „da kann man bleiben, wie man ist, und es schneidet einem niemand Gesichter für nichts und wieder nichts." „Eh, Vreneli, sinnest denn nicht an Gott, und daß der will, daß wir uns ändern und alle Tage besser werden? Ist dir der auch zu wenig, daß du um seinetwillen kein ander Gesicht machen willst, als dir anständig ist?" „Aber Base," sagte Vreneli, „wie kommt Ihr mir auch! Wir reden von einem Mann, und Ihr kommt mir mit Gott; da ist doch ja gar keine Ähnlichkeit. Wie einem Gott in Sinn kommen kann, wenn man von einem Manne redet, begreife ich nicht. Wenn man von Männern redet, so sollte einem immer der Teufel in Sinn kommen, denn er ist ja auch ein Mann, und er hat das Weib verführt; wäre er nicht gewesen, so wären wir glücklich geblieben. Von einer Frau Tüfelin habe ich noch nichts gehört; das ist mir ein sicher Zeichen, daß der Teufel unter dem Weibervolk keine seinesgleichen gefunden hat, sondern nur unter dem Mannenvolk. Unter dem gibt es ja ganze Legionen, wie es in der Schrift heißt." „Versündige dich nicht, Vreneli," sagte die Base, „du weißt nicht, was dir bestimmt ist. Ich glaube, du redest nicht, wie es dir ums Herz ist, sondern wie alle Mädchen, wenn sie keinen Liebsten

haben oder der Rechte ihnen noch nicht gekommen ist." Sowie Vreneli den Mund zur Antwort auftat, fuhr Uli, der ihnen ganz den Rücken gekehrt und getan hatte, als höre er von allem nichts, zum bestimmten Wirtshause. Die Wirtin empfing sie und führte sie in eine besondere Stube, wie die Base verlangt hatte, nachdem sie dem Uli gesagt, er solle bald nachkommen. Dort befahl sie Wein und auch etwas zu essen, das Fahren mache hungrig, sie hätte es nicht geglaubt.

Es war alles da, nur Uli nicht. Die Wirtin war nach ihm ausgeschickt worden, kam wieder mit dem Bescheid, daß sie es ihm gesagt, aber er kam doch nicht. Da sagte die Base: „Geh, Vreneli, und heiße ihn alsobald kommen." Vreneli drehte und meinte, man solle ihn doch nicht zwingen; wenn er hungerig oder durstig wäre, er würde schon kommen. „Wenn du nicht gehen willst," sagte die Base, „so muß ich zuletzt noch selber gehen." Da ging Vreneli ärgerlich und trieb mit beißenden Worten den bei den Keglern stehenden schmollenden Uli, der anfangs nicht kommen wollte, herbei. Seinethalben, sagte es, könnte er bleiben, wo er wäre, aber die Base befehle es. Er solle kommen, es hätte nicht Lust, ihm noch mehr nachzulaufen.

Uli kam endlich, auf die vielen Vorwürfe der Base, daß er sich so nötigen lasse, wenig antwortend. Diese schenkte ihm tapfer ein, nötigte zum Essen und schwatzte allerlei durcheinander, wie es ihr bei Vetter Johannes wohlgefallen, und wie sie jetzt wohl merke, wo Uli seine Lehrzeit gemacht habe. Er müßte aber auch besonders wohl (angenehm) für sie gewesen sein, denn noch jetzt hingen die Kinder an ihm, und die Eltern hielten ihn ja wert, fast wie ihr eigen Kind. „Du wirst wohl wieder zu ihnen wollen, wenn du bei uns fortgehst?" „Nein," sagte Uli. „Es ist sonst nicht üblich, daß man fragt, aber willst du mir es sagen, wo du hinkommst?" sagte die Base. Er wisse es noch nicht, sagte Uli, es hätte ihm noch nicht pressiert, einen Platz zu nehmen, obgleich er manchen hätte haben können.

„Eh nun, so bleibe du bei uns, das schickt sich für beide Teile am besten; wir sind jetzt aneinander gewöhnt." Sie solle es nicht für ungut haben, sagte er, aber er hätte nicht im Sinn, mehr Knecht zu sein. „Hast du etwas anderes?" fragte sie. „Nein," antwortete er. „Wenn du nicht mehr Knecht sein willst, wie wäre es, wenn wir dir da unser Gut in Pacht geben würden?" Dies Wort traf Uli wie ein Stein. Er ließ die mit einem Stück Schafbraten beladene Gabel auf den Teller fallen, behielt den Mund aber offen, drehte seine Augen groß wie Pflugsräder der Base zu und starrte sie an, als ob sie aus dem Mond herabkäme. Vreneli, das am Fenster gestanden war und sich über Ulis langes Essen geärgert hatte, drehte sich rasch um und horchte mit spitzigen Augen, was das geben sollte. „Ja sieh mich nur an," sagte die Base zu Uli, „es ist mir Ernst mit der Frage; wenn du nicht als Knecht bleiben willst, würdest du wohl als Pächter bleiben?" „Frau," sagte endlich Uli, „wie sollte ich Euer Pächter werden können? Das vermag ich nicht; da muß einer anders mit Geld hintersetzt sein als ich. Ihr wollt mit mir nur Eure Flausen treiben." „Nein, Uli, es ist mir Ernst," sagte die Frau, „und mit dem Nichtvermögen ist das nichts, da könnte man ja machen, daß das Anfangen dich nichts kostete; die Besatzung (Beschlag): Vieh, Schiff und Geschirr ist da." „Aber was denkt Ihr, Frau," sagte Uli, „wenn das schon wäre, wer wollte mir Bürge sein? Ein einziges Fehljahr brächte mich auf einem solchen Gut zu Boden. Das Geschäft ist zu groß für mich." „He, Uli, das wird sich alles machen, und die wüstesten Leute sind wir doch nicht, daß wir einen Pächter, der uns anständig ist, wegen einem einzigen Jahr zugrunde gehen ließen. Sag nur, du wollest, so wird sich das schon machen." „Ja, Frau," sagte Uli, „und wenn das sich schon machte, wer sollte mir die Haushaltung machen? Das will da was heißen." „He, nimm eine Frau," sagte die Base. „Das ist bald gesagt," antwortete Uli; „aber wo wollte ich wohl eine finden, die gut dafür wäre und die mich

nähme?" „Weißt du keine?" fragte die Base. Da stockte dem Uli das Wort im Munde, und verlegen grübelte er mit der Gabel auf dem Teller. Vreneli aber sagte rasch, es dünke ihn's, es wäre Zeit fort, der Rappe habe den Hafer längst gefressen und Uli werde auch bald genug haben, sie könnten ein andermal miteinander Flausen haben. Ohne auf diese Worte zu hören, sagte endlich die Base: „Weißt du keine? Ich wüßte dir eine." Uli machte wieder Pflugsräder gegen die Base zu; Vreneli sagte, es möchte die auch wissen. Die Base, in ungestörter, schalkhafter Gemütlichkeit, die eine Hand auf dem Tische, den breiten Rücken behaglich hinten am Stuhle, sagte: „Errate mal, du kennst sie wohl." Uli sah herum an allen Wänden, er konnte das rechte Wort nicht finden, es war ihm, als ob er einen Erdäpfelbrei von einem ganzen Sack Erdäpfel im Halse hätte, und Vreneli trippelte ungeduldig hinter die Base und sagte, sie wollten doch machen und fort, es finstere ja schon. Aber die Base hörte Vreneli nicht, sondern fuhr fort: „Kommt es dir nicht in Sinn? Du kennst sie wohl, es ist ein arbeitsam Mensch, tut aber zuweilen etwas unartig, und wenn ihr nicht zusammen zanket, so könnt ihr es (versteht ihr euch) sonst recht gut miteinander." Dazu lachte sie recht herzlich und schaute eins ums andere an. Da schaute Uli auf, aber ehe er eine Antwort hervorgeworgt hatte, fuhr Vreneli dazwischen und sagte: „Geh und spanne an; Base, man kann den Spaß auch zu weit treiben. Ich wollte, ich wäre nie mitgefahren. Ich weiß gar nicht, warum man mich nicht ruhig lassen kann. Gestern haben mich die Leute böse gemacht, und heute wollt Ihr es noch ärger treiben. Das ist nicht schön, Base."

Uli war aufgestanden und wollte gehen, aber die Base sagte: „Sitz ab und hör', es ist mir Ernst; ich habe schon manchmal zu Joggeli gesagt, es schickten sich nie zwei besser zusammen, als ihr beide; es sei, wie wenn ihr füreinander gewachsen wäret." „Aber Base," rief Vreneli, „um Gottes willen, hört doch auf, sonst laufe ich fort. Ich lasse mich nicht

ausbieten wie eine Kuh. Wartet doch nur bis Weihnacht, da will ich Euch aus den Augen, oder wenn ich Euch so erleidet (verleidet) bin, noch vorher. Was wollt Ihr Euch so vergebene Mühe geben, zwei zusammenzubringen, die einander nicht mögen? Uli fragt mir gerade soviel nach, als ich ihm, und je eher wir voneinander kommen, desto lieber ist es mir." Da ging doch Uli der Mund auf, und er sagte: „Vreneli, zürne mir doch recht (ja) nicht, ich vermag mich ja gar nichts dessen. Aber das muß ich dir sagen, wenn du mich schon hassest, so bist du mir schon lange lieb gewesen, und ich wünschte mir keine bessere Frau. Es muß einer glücklich mit dir sein; wenn du mich wolltest, ich wäre glücklich genug." „So," sagte Vreneli, „jetzt, wo du vom Hofe hörst und daß du ihn in Pacht kriegtest, wenn du eine Frau hättest, bin ich dir auf einmal recht von wegen dem Hof. Du bist mir ein lustig Bürschli. Nicht wahr, wenn du nur den Hof kriegtest, so heiratetest du jede Dirne von der Gasse, jeden Zaunstecken aus einem Haag (Zaun). Aber, o hä! du bist an der Unrechten; es ist nicht, daß ich einen Mann haben muß. Ich will gar keinen, allweg keinen, der jeden Docht zur Frau nimmt, wenn nur ein Tröpfchen Öl daran hanget. Wenn ihr nicht fahren wollt, so laufe ich alleine heim," und somit wollte Vreneli zur Türe hinaus. Aber Uli fing es auf, hielt es mit starkem Arm, wie es sich auch wehrte, und sagte: „Nein, wahrhaftig, Vreneli, du tust mir unrecht. Wenn ich dich haben könnte, ich wollte mit dir in die Wildnis, wo ich nichts als schwenden (urbar machen) und reuten (roden) müßte. Es ist wahr, als mir Elisi so flattierte, da ist mir der Hof in den Kopf gekommen, und ich hätte sie nur des Geldes wegen genommen. Aber schwer hätte ich mich versündigt, denn schon damals bist du mir im Sinn gelegen, und ich habe dich immer hundertmal lieber gesehen als Elisi. Allemal, wenn ich sie gesehen, so bin ich erschrocken; wenn du mir aber begegnet bist, so lachte mir allemal das Herz im Leibe. Frag nur den Johannes, ich habe es ihm heute morgen gesagt, eine Frau,

wie du eine gibst, wüßte ich, soweit die Sonne scheint, keine zu finden." „Laß mich gehen," schrie Vreneli, das während der schönen Rede getan hatte wie eine Katze am Strick und selbst mit Klemmen und Kratzen nicht schonte. „Ich will dich gehen lassen," sagte Uli, der männlich das Kratzen und Klemmen aushielt, „aber du mußt mich nicht im Verdacht haben, als wollte ich dich nur, wenn ich Pächter werden könnte. Du mußt glauben, ich hätte dich sonst lieb." „Ich verspreche nichts!" rief Vreneli, riß sich los mit eigener Gewalt und floh oben an den Tisch. „Du tust doch so wüst wie eine junge Katze," sagte die Base. „Ich habe mein Lebtag kein solch Meitschi gesehen. Aber tue jetzt vernünftig! Komm, sitz' da neben mich! Willst du kommen oder nicht? Ich gebe dir mein Lebtag kein gutes Wort mehr, wenn du nicht eine Minute da absitzen und dich stillehalten willst. Uli sag', man solle noch eine Flasche bringen. Halt dich still, Mädchen, und rede mir nicht darein," sagte die Base und erzählte nun, wie es ihr wäre, wenn sie beide fortgingen, was für böse Tage ihrer warteten, vergoß schmerzliche Tränen über ihre Kinder und wie sie noch glücklich werden könnte, wenn es ginge, wie sie in schlaflosen Nächten es sich ausgedacht. Wenn zwei miteinander glücklich werden könnten, so wären es sie beide. Sie habe Joggeli manchmal gesagt, sie hätte ihrer Lebtag nie zwei Menschen gesehen, die einander so wohl verstünden in der Arbeit und einander so behilflich seien. Wenn sie so fortführen miteinander, so müßten sie zu schönem Vermögen kommen. Was sie ihnen behilflich sein könnten, das würden sie tun. Sie hätten es nicht, wie viele Herren, denen nicht wohl sei, wenn nicht alle zwei Jahre ein Pächter auf ihrem Gut zugrunde ginge, und die allemal schlaflose Nächte hätten und am Zins aufschlagen wollten, wenn einmal der Pächter zu rechter Zeit den ganzen Zins geben könne, weil sie fürchteten, er habe das Gut zu wohlfeil. „Nein, gewiß," sagte sie, „wir würden tun an euch, wie wenn ihr unsere eigenen Kinder wäret, und eine Aussteuer müßte

Vreneli haben, deren keine Bauerntochter sich zu schämen hätte." Wenn ihr das nicht gelinge und Vreneli wüst tun wolle, so wüßte sie nicht, was anfangen; sie wollte lieber nicht mehr heim. Sie wolle ihm nichts vorhalten, aber das hätte sie doch nicht um ihn's verdient, daß es jetzt so wüst tue; sie hätte etwa getan an ihm, was ihr wohl angestanden sei. Und das Wüstmachen tue es ihr expreß zuleid, sie merke es wohl. Es sei schon lange nicht mehr wie sonst gegen sie. Und gar herzlich weinte die gute Frau. „Aber Base," sagte Vreneli, „wie könnt Ihr auch so reden? Ihr seid ja meine Mutter gewesen, für eine solche habe ich Euch immer gehalten, und wenn ich für Euch durchs Feuer sollte, ich besänne mich keinen Augenblick. Aber so einem Schnürfli (unbedeutender Mensch), der mich nicht begehrt, lasse ich mich nicht anhängen. Wenn ich denn endlich (wirklich) einen haben muß, so will ich doch einen, der mich lieb hat und mich meinetwegen nimmt und nicht mitsamt den andern Kühen mich zur Pacht begehrt." „Wie kannst du auch so reden?" sagte die Base; „hast du nicht gehört, daß er gesagt hat, er habe dich schon lange lieb gehabt?" „Ja," sagte Vreneli, „das sagen sie alle, einer wie der andere; wenn aber alle an dieser Lüge ersticken müßten, es würden wenige zum Hochzeithalten kommen. Er wird auch nicht besser sein als die andern; wenn Ihr nicht zuerst vom Hof angefangen hättet, Ihr hättet dann sehen können, wie lieb ich ihm gewesen wäre. Und es ist auch nicht recht von Euch gewesen, mir nichts von allem zu sagen und mich da so ungesinnet (unvermutet) ihm darzuwerfen wie einer Sau einen Tannzapfen. Wenn Ihr mir zuerst ein Wort gegönnt hättet, so hätte ich es Euch sagen können, was Trumpf ist bei Uli; er sagt auch: ‚Geld, du bist mir lieb;‘ und dann soll eine verstehen: ‚Gäll, du bist mir lieb!‘ " „Du bist ein wunderlich Gret," sagte die Base, „und tust ärger, als wenn du die vornehmste Herrentochter wärest." „Eben, Base, weil ich nichts bin als ein arm Mädchen, so steht es mir wohl an, vornehm zu tun und mich da nicht so vorwerfen zu

lassen. Ich glaube, ich habe ein größer Recht dazu als manche vornehme Tochter, sei es dann meinethalb eine Herren- oder eine Bauerntochter." „Aber Vreneli," sagte Uli, „was vermag ich mich dessen (was kann ich dafür), und soll ich es jetzt entgelten? Du weißt im Herzen wohl, daß ich dich lieb habe, und ich habe so wenig von dem gewußt, was die Base im Sinne hatte als du. Es ist daher nicht recht, daß du deinen Zorn an mir auslässest." „Ach," sagte Vreneli, „erst jetzt merke ich, daß das Ganze eine abgeredete Sache war; du würdest dich sonst nicht entschuldigen, ehe ich dich angeklagt. Das ist erst recht wüst, und ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ich lasse mich nicht so hineinsprengen, wie man die Fische ins Garn sprengt." Damit wollte Vreneli wieder auf und fort, aber die Base hielt es fest am Mieder und sagte ihm, es sei das wüstest und mißtrauischste Meitschi, welches an der Sonne herumlaufe. Seit wann sie hinter seinem Rücken gehandelt hätte. Das sei wahr, wegen dieser Sache habe sie zum Vetter begehrt, und dessetwegen habe sie beide mitgenommen. Aber was sie im Sinn gehabt, habe niemand gewußt, nicht einmal Joggeli, geschweige denn Uli. Sie habe dem Vetter den Auftrag gegeben, Uli auszuforschen, und es sei wahr, Uli habe Vreneli grusam gerühmt, so daß der Vetter ihr gesagt, Uli würde Vreneli lieber heute nehmen als morgen, aber er dürfe ihm nichts sagen, er fürchte, es halte ihm Elisi vor. Daraufhin habe sie gedacht, sie wolle reden, wenn Uli nicht dürfe; denn daß der Uli dem Mädchen nicht anständig sei, dessen überrede sie niemand, sie habe ihre Augen noch nicht am Rücken. Uli vermöge sich also dessen nichts. „Aber warum kommt er denn heute in die Stube, wo ich einpackte," fragte Vreneli, „und will mir ein Müntschi geben? Das hat er noch nie getan." „He," sagte Uli, „ich will es dir grad sagen. Als ich heute mit dem Meister geredet hatte, da bliebest du mir im Sinn mehr als je, und ich dachte, ich wollte geben, was ich hätte, wenn ich wüßte, ob du mich lieb hättest und mich nehmen würdest. Vom Pächter

wußte ich kein Wort. Als ich dich so allein antraf, da übernahm es mich, ich wußte nicht wie, es kam mir in den Arm fast wie ein Krampf, ich mußte dich anrühren, um einen Kuß dich fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte einen erhalten, allein später dachte ich, es könnte doch nicht sein, du hättest mich sonst nicht so wild in die Stube hinausgeschossen (gestoßen); ich dachte, du hättest mich nicht gern, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fortkönnte, da wollte ich weit, weit ins Weltschland (französische Schweiz) hinein, daß nie jemand mehr etwas von mir höre. Und so ist es mir noch, Vreneli; wenn du mich nicht willst, so will ich vom Pachten nichts, will fort, fort, soweit mich die Füße tragen, und kein Mensch soll erfahren, wohin ich gekommen." Er war aufgestanden, vor Vreneli getreten, das Wasser stand ihm in den treuherzigen Augen, der Base aber rollte es die Backen ab. Da sah Vreneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm feucht, aber um den Mund zuckte noch der Spott und der Trotz, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerstreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zudringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die spottenden Worte: „Aber Uli, was sagt dann Stini, wenn du schon wieder eine andere willst? Wird es dir nicht singen:

Er hat ein Herz wie es Tubehus,
Flügt die Eini dry, flügt die Anderi drus."

„Aber wie magst du auch mit ihm den Narren treiben?" sagte die Base, „du siehst ja, wie es ihm Ernst ist. Wenn ich ihn wäre, ich kehrte dir den Rücken und sagte dir: „Geh zum Henker!" „Das kann er ja," sagte Vreneli, „und vielleicht ist mir das gerade das Rechte." „Nein, das wäre es dir nicht," sagte die Base, „ich höre es dir schon an. Und Uli, wenn du

nicht dumm bist, so nimmst du es jetzt um den Hals; es schießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub' es mir." Indessen hätte die Base fast unrecht gehabt. Noch einmal bot das Mädchen seine Kraft auf, und Uli wäre im raschen Umschwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Es fiel an Ulis treue Brust und brach in lautes, fast krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, fast angst dabei; sie begriffen nicht, was das sein solle. Uli tröstete, so gut er konnte, und sagte, es solle doch ja recht nicht so tun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, so könne er ja gehen, er wolle ihn's nicht plagen. Die Base ärgerte sich zuerst, es sei dumm getan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schloßhunde verspottet (noch ärger als ein Schloßhund, d. i. Kettenhund, geheult), wenn sie einen Liebsten gefunden. Dann ward ihr aber auch bange, und sie sagte, sie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, so könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es solle doch nur um Gottes willen nicht so weinen und schreien, die Wirtsleute könnten sonst glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Vreneli sagen, es wolle sich zu überwinden suchen. Es sei sein Lebtag eine arme Waise gewesen und verstoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schoß genommen, eine Mutter es nie geküßt; nie habe es seinen Kopf an irgend eine Brust legen können. Es hätte ihn's manchmal gedünkt, gern wollte es sterben, wenn es nur dabei jemand auf den Knien sitzen, jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber solange es Kind gewesen sei, habe niemand ihn's lieb gehabt, nirgends hätte es sein sollen. Es könne nicht sagen, wie oft es einsam geweint. Sein Sehnen sei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal jemand so von ganzem Herzen, ganzem Gemüte liebhaben zu können, jemand zu finden, an dessen Brust es sein Haupt in Leid und Freud legen könne. Eine Freundin, welche sein Sehnen gestillet, habe es nicht gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom

Heiraten gesprochen, es wolle nie heiraten, es sei denn, es könne so von Herzensgrund glauben, daß das die Brust sei, an die es in Leid und Freud sein Haupt legen, die ihm treu sein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es diesen Glauben hätte haben können. Uli sei ihm lieb, sei ihm schon lange lieb, mehr als es sagen sollte; aber diesen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es diesmal getäuscht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihn's hätte, dann wäre ja sein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine solche Brust mehr finden, dann müßte es unglücklich sterben. Darum mache es ihm so angst, und sie sollten es doch jetzt um Gottes willen ruhig lassen, damit es so recht überlegen könne, was es mache. Ach, sie wüßten es nicht, wie es einer armen Waise zumute sei, welche der Vater nie auf dem Schoße gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du bist ein lieb dumm Kind!" sagte die Base und wischte die nassen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte, daß es dir nur da fehle, auf einen Kuß mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum sagst du es nicht? Unserein kann doch wahrhaftig nicht an alles denken, wenn man den ganzen Tag sinnen muß, was man dem Volke zu essen geben könne, so denkt man nicht daran, wen man noch küssen sollte." Uli sagte, er hätte das verdient, es geschehe ihm recht, und er hätte gedenken sollen, daß es ihm so gehen würde. Aber wenn es in ihn hineinsehen könnte, so würde es sehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle sich nicht entschuldigen, er habe schon mehrere Male an das Heiraten gesinnet, aber liebgehabt hab' er keine wie ihn's. Aber er wolle es nicht zwingen, er müsse in Gottes Namen sich gefallen lassen, was sein Wille sei. „Du hörst es ja," sagte die Base, „wie lieb er dich haben will! Komm, nimm dein Glas und mach' Gesundheit mit Uli und versprich ihm, du wollest die Pächterfrau in der Glunggen werden." Vreneli stand auf, nahm sein Glas, machte Gesundheit, aber

versprach nichts, sondern bat, man solle ihn's nur heute noch ruhig lassen und nichts mehr davon sagen; morgen wolle es den Bescheid geben, wenn es sein müsse. „Du bist ein wunderliches Gret," sagte die Base. „He nun, Uli, so spann an, sie werden daheim nicht wissen, wo wir bleiben."

Draußen flimmerten die Sterne in dunkelblauem Grunde, weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Talwänden sich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergeßlichen Meister, hie und da schickte ein übermütig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Tal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Base in tiefen Schlaf, und Uli hielt mit gespannter Kraft den wild ausgreifenden Rappen in ziemlichem Laufe; Vreneli war allein in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne schwammen in des unermeßlichen blauen Meeres schrankenlosem Raume, jeder für sich in einsamer Bahn, so fühlte es sich wieder das arme, einsame, verlassene Mädchen im großen Weltengetümmel. Wenn es fort war von Base und Vetter, wenn sie starben, so hatte es niemand mehr auf der Erde, kein Haus, wohin es sich flüchten konnte in kranken Tagen, keinen Menschen, dem es etwas klagen konnte, kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte, keinen Menschen, der einmal weinte, wenn es sterben sollte, ja vielleicht keinen, der seinen Sarg begleitete bis zu dem engen, kalten Hause, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einsam und verlassen sollte es wandern durch das Weltgetümmel bis zu seinem einsamen Grabe, auf langer Wanderung, vielleicht durch viele, viele einsame Jahre, gebeugter, mut-, kraftloser von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Wesen, dem kaum jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gottes willen dafür angesprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen, warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, so arme Kinder leben lasse, die niemand

hätten auf der Welt, die in der Kindheit verstoßen, in der Jugend verführt, im Alter verachtet würden? Da begann es doch zu fühlen, daß es sich an Gott versündige, der ihm viel mehr gegeben als vielen; der seine Unschuld behütet bis auf diesen Tag, es so gestaltet, so hatte werden lassen, daß ein reichlich Auskommen ihm sicher schien, wenn Gott seine Gesundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauchen, wie aus dem Nebel die Hügelspitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen, die Gott augenscheinlich über sein Leben ausgestreut; wie es viel heiterere Tage genossen als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel bessere als andere Kinder, die, wenn sie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen genommen, es doch auch lieb gehabt und so erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit dem Gefühl, daß man es für einen eigentlichen (wirklichen) Menschen ansehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß dessen Hand ob ihm gewesen. Und war seine Hand nicht noch jetzt über ihm? War sie nicht auch heute über ihm? Hatte er sich wohl über das arme einsame Meitschi erbarmet? Hatte er den Ratschluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde sich unbefleckt zu erhalten gesucht, nun auch seines Herzens Sehnen zu stillen, ihm eine treue Brust zu geben, an die es sein Haupt lehnen konnte, etwas eigenes, damit einst jemand weine bei seinem Tode, jemand es begleite auf dem trüben Wege zum schaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, vielgewandte Knecht, den es so lange schon in verschwiegenem Herzen geliebt, dem es nichts vorzuhalten wußte, als seine Verirrung mit Elisi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich, der so treu und ehrlich sein Herz dargetan und seinen Fehler bereut? War es nicht eine eigene Fügung, daß sie sich beide getroffen gerade an diesem Orte, daß Uli nicht früher fortgekommen, daß Elisi sich habe verheiraten müssen, daß der Base der Wunsch gekommen, das Gut Uli in Pacht zu geben? Hatte das alles sich nicht recht wunder-

bar treffen müssen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verschmähen? War es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemutet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öde Zukunft. Uli war sein Mann; es hatte Wurzel geschlagen im Leben, in der weiten Welt; sie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hauswesen sich ordnete, um ihren Willen kreisend. Hundertfältig gestaltete dieses Bild sich vor seinen Augen, und immer schöner, lieblicher woben dessen Farben sich durcheinander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm so leicht, so wohl ums Herz, als ob es bereits atme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr ist — da rollte das Wägeli über einen Stein. Vreneli fühlte ihn nicht; aber die Base erwachte mit langem Gähnen und fragte, mühsam sich fassend: „Eh, wo sind wir, ich habe doch nicht geschlafen?" Da sagte Uli: „Wenn Ihr recht guckt, so seht Ihr dort unser Licht durch die Bäume." „Herr, wie habe ich doch geschlafen! Das hätte ich doch niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget (schilt), daß wir so spät sind." „Es macht noch nichts," sagte Uli, „und morgen kann der Rappe ruhen, wir brauchen ihn nicht." „He nun," sagte die Base, „so macht es ja gar nichts aus. Aber wenn die Rosse spät heimkommen und früh fort sollen, so ist das eine Schinderei. Denke man doch, wie es einem wäre, wenn man es einem auch so machen würde, immer laufen, immer laufen und keine Zeit zum Essen und Schlafen." Aus allen Türen schossen diesmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als sie das herannahende Wägeli hörten, die einen ans Pferd hin, die andern zum Wägeli, selbst Joggeli trippelte herbei und sagte: „Ich habe geglaubt, ihr würdet heute nicht mehr kommen, es wäre etwas vorgefallen."

---

25. Kapitel.

Der Knoten beginnt sich zu lösen, und als er sich stecken will, zerschlägt ihn ein Mädchen und zwar mit einem buchenen Scheit.

Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter spät heimkömmt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verflossen, so war's stille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Rappen fressen. Der schöne Schlaf hatte sich über die Bewohner gesenkt und seine Gaben gebracht, das Vergessen alles Leids und manch' schön Gaukelspiel vor die bewußtlose Seele. Doch auf einem Bette sah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demselben lag eine stattliche Federdecke und drinnen ein noch stattlicheres Mädchen; zu voll war dessen Seele, des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf: liebliche Bilder aller Art schwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, süß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her sich werfend den Schlaf suchte, sondern in seliger Hingebung Stunde um Stunde an sich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Täler strichen, da begann ein süßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Brust zu schwellen, das Sehnen, Uli ja zu sagen, das Sehnen, ihm zu sagen, es wolle sein sein für immerdar, das Sehnen, ihn auch sein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieses Sehnen ward, desto mehr gattete es sich mit der Bangigkeit, das ersehnte Glück möchte nur ein Traum sein, möchte sich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden sein, könnte erzürnt über Vrenelis Benehmen anderen Sinnes geworden sein. O wie ihm jetzt dieses Zagen und Zögern leid tat, wie es sich nicht begreifen konnte, wie es ihn's mehr und mehr drängte, das Verschulden gutzumachen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben sei die Nacht hindurch. Es litt es

nicht mehr im Bette, leise stand es auf, öffnete ein Fensterchen, atmete Morgenluft, zog sich an und begann sein Morgenwerk leise, daß niemand es höre. Leise öffnete es die Türe, stille war es draußen, kein Knecht rührte sich noch, kein Pferd scharrte nach Futter. Da ging es leise dem Brunnen zu, dort im kühlen Wasser sich zu waschen nach üblichem Gebrauche. Am plätschernden Brunnen stand eine Gestalt gebeugt über den Trog, mit Eifer auch ein solches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Vreneli seinen Uli, da stand der Ersehnte. Da schwanden Nacht und Nebel, wie Morgenrot ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderstehlichen Zug noch mädchenhaft zu umschleiern, war ihm seine Schalkhaftigkeit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten, schlug es rasch beide Hände vor dessen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der starke Mann zusammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen fassend, erkannte er mit süßer Wonne der schönen Hände schöne Eigentümerin: „Bist du es?" fragte er. Und Vreneli wußte, wen er meine, und seine Hände sanken tiefer, umschlangen den teuren Mann, und wortlos lehnte es sein Haupt an dessen treue Brust. Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle sprudelte hell und klar, so wogte in Uli das Bewußtsein seines Glückes auf in mächtigen ungetrübten Wogen. Er zog das teure Mädchen an sich, und wie die Wellen des Brunnens plätscherten und Bläschen warfen in blankem Troge, so flüsterte Uli dem Mädchen seine Freude zu, versuchte ein leises Küssen, und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugesteuert. „Willst du meins sein?" hörte der Brunnen; „Bist du mein?" koste es wieder. Und noch manches hörte der Brunnen, aber er sagte es niemand wieder.

Ein eigenes Gefühl durchströmte beide: das Gefühl, ein teures Kleinod gefunden zu haben, das Verlangen, bei diesem Kleinod zu sein für und für und sonder Unterlaß. Wenn

jemand einen lieben Brief erhält, wie oft fährt seine Hand in die Tasche und liest ihn von neuem! Wenn jemand einen Acker gekauft hat, wie oft geht er hin des Tages und beschauet seinen Kauf! Wenn jemand eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit, soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgewalt? Soll es ihn nicht in ihre Augen, die Tore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, eins mit einer Seele zu sein in Zeit und Ewigkeit? Dieses Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüte und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht, ist das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der eins geworden ist mit dem Vater im Himmel, denselben vor Augen hat, wenn die Sonne scheinet und wenn die Nacht Finsternis bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen und wieder zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte. „Sie machen recht närrisch miteinander," hört man sagen, „sie machen einem Langeweile." Das glaube ich gern; aber warum gönnt man ihnen die ungestörte Freude aneinander nicht? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische! Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie zwei zusammen tun, und dann, wenn sie keinen rechten Sinn zueinander haben, sagt: „Die beiden lob' ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte es ihnen gar nicht an, daß sie Brautleute wären." Ich möchte fast sagen, das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchstens für des Leibes Reize, welche Empfänglichkeit man allerdings

lieber im Dunkeln zeigt, doch meistens nur für des Geldes verhängnisvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht, aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli soviel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie soviel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufging, hielt ein altes Ehepaar im Stübli (Schlafzimmer) seine Zwiegespräche. Joggeli und seine Frau erwachten frühe, und den alten Gliedern die nötige Ruhe gönnend, erachteten sie diese Stunde am schicklichsten, ein vertrautes Wort zu wechseln. Nachdem die Frau an Joggelis unruhigem Drehen dessen Erwachen wahrgenommen, fragte sie, ob er seither nichts von einem Knechte vernommen, ob gestern keiner dagewesen. Weihnacht rücke heran, so könne das doch nicht gehen. Nun begann Joggeli sein altes Klagelied über Elisis Heirat, an der er nicht schuld sei, und die ihm Uli forttreibe. Seit der da sei, trage ihm der Hof jährlich fünfhundert Gulden mehr ab. Wenn doch das Mädchen habe heiraten müssen, so wollte er zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als so einen ungefütterten (windigen) Baumwollenhändler. Er hätte keine Lust, einen andern Knecht zu suchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wisse nicht, wie das gehen solle, sagte die Frau; sie habe mit Uli geredet, allein er habe nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu sein. So hätte man es, sagte Joggeli, die Frauen machten alles, wie sie wollten, sie begehrten alles zu regieren, und wenn etwas krumm gehe, so sollten es die Männer gerade machen. Er hätte vorausgesagt, das käme so; sie könne seinethalb jetzt selbst einen Knecht suchen. Wenn das so gemeint sei, sagte sie, so wolle sie mit allem nichts mehr zu tun haben. Wer am Ende bös hätte, wenn alles schlecht

ginge, als sie, die die Haushaltung machen müßte? Das Beste wäre, sie würden das Gut in Pacht geben; sie wüßte eigentlich nicht, für wen sie bös haben sollte bis ins Grab. Es danke ihr doch zuletzt niemand dafür, sondern je mehr sie zusammengespart, desto mehr lache man sie aus. Das sei ihm auch recht, sagte Joggeli, er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für sich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer (Mitgift) gegeben, größer, als mancher Landvogt sie gebe; es schiene ihm, der könnte zufrieden sein und ihn jetzt ruhig lassen. Wenn sie ihm einen anständigen Pächter wüßte, so wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie wüßte keinen bessern als Uli, sagte sie. „Uli?" sagte Joggeli. „Ja, wenn der Kapitale und eine anständige Frau hätte, so wäre mir der der Rechte, aber so kann er kein solches Gut übernehmen." He, sagte die Mutter, eine bessere Frau als Vreneli wüßte sie nicht, und sie glaube, sie hätten nichts wider einander. Daneben sei Uli auch nicht mittellos, und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke sie, derselbe halte gar viel auf Uli. „So, so," sagte Joggeli, „es ist also schon alles richtig!" „Was richtig?" fragte sie. „Glaubst du," sagte Joggeli, „ich solle nichts merken? Du bist nicht umsonst nach Erdöpfelkofen gefahren, so mir nichts dir nichts, daß ich mich fast zu Tode gewundert habe, und hast Vreneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich so dumm sei und nicht merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es ist nicht brav von dir, so mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hute zu spielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es dir zeigen. Ich will zeigen, wer Meister ist."

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, sie mochte vorbringen, was sie wollte, so daß sie endlich sagte: „He nun dann, so sei meinethalben Meister und arbeite meinethalben

den Hof selbst und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will nichts mehr damit zu tun haben." Brummend wälzte sie sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und stand am Morgen, später als sonst, schweigend und schmollend auf. Lustig tanzte Vreneli im Hause herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne. Ganz verwundert sah die Base dem Wesen zu und sagte ihm endlich, als sie allein waren: „Ist es dir über die Nacht anders gekommen, willst du ihn jetzt?" „O Base," sagte Vreneli, „wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen lassen? Und so wenn Ihr's zwingen wollt, so zwingt's, aber ich will nicht schuld daran sein, es mag kommen, wie es will!" „Du bist eine gottlose Dirne, mir den Mann zu verspotten," sagte die Base. „Aber das Lachen wird dir schon vergehen, wenn du hörst, daß Joggeli nichts vom Pachten hören will. Er ist bös darüber, daß alles hinter seinem Rücken abgekartet worden sein soll, und sagt jetzt, er sei Meister, er wolle es uns zeigen." Aber das Lachen verging Vreneli nicht, sondern es lachte nur, der Vetter wollte auch gezwungen sein, wie es zum Heiraten. Am besten käme man zurecht mit ihm, wenn man nichts mehr von der Sache sage und sich stelle, man wolle fort. Es mache ihm schon jetzt angst, was er um Weihnacht anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er sich nicht entschließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht selbst mit der Sache komme, so wolle es den Tischler kommen lassen und ihm einen Kasten zu machen befehlen, wie Mägde zu tun pflegen, wenn sie weiter wollen. Helfe dieses nicht, so müsse man ihm sagen, Uli komme zum Johannes, man habe es gemerkt, dann fange er von selbst von der Sache an und sage: „So zwänget's (erzwingt es), wenn ihr's zwängen wollt, aber ich will an nichts schuld sein, es mag gehen, wie es will." „Du bist eine Tüfels Hex" sagte die Base, „ich glaube, du wärest imstande ein ganzes Konsistorium zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn

gekommen, und sind wir doch jetzt bald vierzig Jahre beieinander." Und richtig, wie Vreneli, welches dem Uli eingeschärft hatte es anzusehen, wie wenn er lauter Zorn wäre, gesagt hatte, ging es. Der Tischmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Tage fing Joggeli mit seiner Alten zu zanken an, wie sie alles hinter seinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe und nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wissen, was sie jetzt mit dem Uli ausgemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch etwas davon wüßte. Da sagte sie, sie habe nichts mit ihm ausgemacht und nichts angefangen; das sei seine Sache, sie mische sich nicht darein. Er habe ja gesagt, er sei Meister. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß seine Frau ihn so im Stich lasse und sich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es sei doch ihre Sache so gut als seine, und er wüßte nicht, warum immer alles an (auf) ihn kommen solle. Er wollte, sie solle gehen und mit Uli reden, und wenn er schon eine andere Frau nähme als das Vreni, so sei es ihm gleich; das sehe ihn seit einiger Zeit so unverschämt und spöttisch an, daß es ihn schon manchmal gelüstet habe, ihm die Hand ins Maul zu geben Aber seine Frau wollte nicht, nach Vrenelis Instruktionen, das sei des Mannes Sache, behauptete sie. Da sagte er, wenn sie nicht gehen wolle, so schreibe er dem Tochtermann, er solle ihm einen Knecht oder einen Pächter senden; der werde ihm das schon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als sie mit demselben zu Vreneli kam, sagte dieses: „O du gute Mutter, hast du dich zwingen lassen! Aber Mutter, Mutter, wie konntest du glauben, daß es Joggeli Ernst sei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Pächter zu nehmen? Hättest du nur noch einmal herzhaft Nein gesagt, so hätte er gesagt: ‚He nun, wenn du mir nichts zu Gefallen tun willst, so will ich mit Uli reden, aber Vreni, die Dirne, begehre ich nicht, und es mag herauskommen wie es will, so bin ich nicht schuld daran, mir wäre es nie in den Sinn gekommen.‘ Schicke ihm aber Uli hinein, der

Vetter soll und muß doch mit ihm zuerst förmlich und ernstlich davon reden."

So geschah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu vernehmen, wäre für manchen Pächter belehrend, allein für diesmal aus guten Gründen nur folgendes. Joggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umstände und Vorbehälte, an denen diese hätte scheitern müssen, wenn er fest darauf bestanden hätte; aber so wie er stark war im Ersinnen, so war er wieder schwach im Festhalten, sobald man ihn zu fassen wußte, und das verstand der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig sich finden ließ. Und wenn alle festsaßen, so wußte Vreneli noch einen Rat und fand den Ausweg. Joggeli sagte aber oft, er könne nicht begreifen, warum Uli so eine nehme mit leerer Hand und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er so ein Bursche wäre und ein solches Gut in den Händen hätte, er wollte viele tausend Gulden erheiraten. So ein schnippisch, unverschämt Ding würde er nicht mit dem Rücken ansehen, und um dreißig Kronen wollte er dem Uli das Gut wohlfeiler geben, wenn das ketzers (verdammte) Mädchen ihm wegkäme; das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn sie je zusammenkämen, was er aber nicht glaube.

Man war fast richtig, als der Tochtermann die Sache vernahm und einen Mordsspektakel begann. Der wollte erst gar nichts davon wissen und behauptete, sie hätten ja die Verabredung getroffen, daß er ihnen die Produkte abnehme und zu hohen Preisen seinen Bekannten verkaufe. Er hätte deshalb Akkorde getroffen und könne nicht zurück. Endlich wollte er den Hof selbst in Pacht nehmen, trotz seinem brillanten Geschäfte, von dem er behauptete, es trage mehr ab als sechs solche Höfe. Er tat so wüst, drohte auf solche Weise und Elisi mußte so wüst tun und mit allem Gräßlichen drohen, daß die ganze Geschichte fast rückgängig geworden wäre. Den beiden Alten

kam es gräßlich vor, wenn sie an einem Unglück schuld sein sollten, wenn Elisi mit ihrem Mann deswegen in Streit käme oder krank würde oder es ihr sonst schadete in ihren Umständen. Ein jedes sagte: „Mach', was du willst; aber gib mich dann zuletzt nicht an die Axt (nicht preis), ich will nicht schuld sein." Da gab Vreneli dem Sohn Johannes einen Wink, daß es darauf und daran wäre, daß sein geliebter Schwager Pächter in der Glungge würde. Johannes, dem es, seit er Kammern und Speicher durch seinen Schwager gefährdet sah, sehr recht war, daß das Gut in eines Pächters Hände kam, und der Uli als einen guten Landwirt recht gern darauf sah, indem er einst den Hof lieber gut als schlecht zu Handen nahm, kam mit Trinette dahergefahren wie eine Bombe und traf es eben, daß Elisi und ihr Mann auch da waren. Das gab nun Donnerwetter um Donnerwetter, obgleich es mitten im Winter war. Der Tochtermann machte sich zuerst sehr aufbegehrisch und wollte den Johannes von oben herab traktieren und ihn einschüchtern mit Worten hoch vom Himmel her. Aber Johannes kannte als Wirt diese Sorte von Leuten auch und redete noch mehr von oben herein (herab); zudem hatte er eine gewaltige Faust, die dem Baumwollenhändler abging, mit dieser schlug er auf die Tische, daß alle Türen aufsprangen. Auch hielt er dem Baumwollenhändler Sachen vor, die dieser lieber hier nicht gehört hätte, seine vielen Schulden und vielen Streiche. Woher er den Landbau kennen wolle, da er im Bettel aufgewachsen? Sie hätten seinen Vater oft hier in der Glunggen über Nacht gehabt im Stalle, sie sollten sich nur an den alten verhudelten (verlumpten) Mann mit der Schachtel und den Schuhen ohne Sohlen erinnern. Er möchte nur die Alten aushäuteln (ausbeuten), den Pachtzins könnten sie im Himmel suchen. Uli müßte das Gut in Pacht haben, und sollte er den D. Baumwollenbub mit eigenen Händen erwürgen, brüllte er und manövrierte demselben mit seinen dicken Händen so nahe am Halse herum, daß alles Zetermordio schrie und Elisi sicher

ohnmächtig geworden wäre, wenn sie gewußt hätte, wie man das macht. Aber der Baumwollenhändler hatte eine zähere Natur als seine Baumwolle. Kaum war er nicht mehr blau im Gesicht, so gab er mit Verachtung den Gedanken, selbst Pächter zu werden, auf. Er wollte ein Narr sein, sagte er, ihnen seine Hilfe aufzudringen; sein Geschäft trage ihm hundertmal mehr ab, als so ein Lumpengütchen. Gerade ihretwegen, damit sie nicht mit fremden Leuten es machen müßten, hätte er es übernehmen wollen. Wenn man ihm seine Guttätigkeit so aufnehme, so könnten sie machen, was sie wollten, er sei recht froh darüber. Aber das fordere er, daß man das Gut an eine Steigerung bringe und es dem Meistbietenden gebe; das hätte er das Recht zu fordern. Er wüßte nicht, warum man einem solchen Lümmel, wie Uli einer sei, der nicht fünfe zählen könnte, ohne fünfmal zu verirren, den Vorzug geben wolle.

Da ging der Streit von vornen an, in den nun auch Joggeli sich mischte, da er sich vom Sohn unterstützt sah. Das gehe ihn hell nichts an, sagte Joggeli seinem Tochtermanne, er könne verpachten, wie er wolle, er sei denn doch noch nicht bevogtet (bevormundet). Solange er lebe, solle in der Glungge keine Steigerung sein und auch nach seinem Tode nicht; er wolle es ihm vermachen (festmachen), daß es hafte, er sei ihm gut dafür. So einer, von dem man noch jetzt nicht wisse, wo er geboren worden, solle ihm nicht kommen und ihm hier in der Glungge befehlen wollen. Er sei sein Lebtag dagewesen und Vater und Großvater ebenso. Soweit man sich zurückbesinnen möge, sei der Hof in der Familie gewesen; da solle keiner kommen, der auf der Gasse geboren worden, und ihm befehlen, was er auf der Glungge machen solle. Er solle ihm zahlen, was er ihm weggenommen. Es dünke ihn, er sollte einstweilen genug haben und sich schämen, noch mehr zu begehren, und er solle nicht meinen, weil er wie ein Herr aufziehe, so könnte er mit ihnen machen, was er wolle. Wenn er diese Kleider nicht aus ihrem Gelde bezahlt hätte, so wisse man nicht, ob er noch solche tragen würde.

Der Tochtermann ließ sich aber nicht erschrecken. Er lasse sich das Geld nicht vorhalten, sagte er. Ob sie denn eigentlich so dumm seien, zu glauben, er hätte seine Frau wegen etwas anderem als wegem Geld genommen? Daß sie ein halbwitziges (halbgescheites) Schlärpli (unbrauchbare Person) sei, hätte ihr ja jedermann angesehen. Aber wenn er eigentlich gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine hässige Krot (gehässige Kröte), eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen, und wenn sie noch einmal soviel Geld gehabt hätte. Jetzt hätte er sie in's Teufelsnamen und müßte sie einstweilen behalten; jetzt wolle er dazu sehen, daß er auch zum Gelde komme, das ihm gehöre. Er lasse sich noch lange nicht absprengen (aus dem Wege räumen), und sie sollten versichert sein, daß je wüster sie gegen ihn seien, er um so wüster tue und alles ehemals ihre Tochter, jetzt sein Pflaster (Plättere, herumsitzendes Frauenzimmer) entgelten lasse; die wolle er rangieren, daß es des Amtmanns Jagdhunde besser haben sollten als sie. Da entfiel dem Joggeli und der Mutter das Herz, und sie wären vielleicht dem aufbegehrischen Tochtermann hingekniet, aber Johannes war da. „Mach' es nur," sagte der, „je wüster, desto besser; wir wollen dir den Marsch bald gemacht haben. Je eher du ausgetrieben wirst, desto besser ist's. Denke an die Krone zu — und was du da treibst? Du verfluchter Bube! mit fünfzig Talern betreiben wir die Scheidung, und dann wirst du zum Konkurs getrieben; das ist das Beste für einen solchen Donner, wie du bist; dann kannst du das Land ab (aus dem Lande) und Rüben fressen." Sie erschreckten ihn noch lange nicht, antwortete der Tochtermann. Mit dem Konkurs könnten sie es probieren, wenn sie wollten, sie kämen an den Unrechten. Was im Gasthaus zur Krone (vor-)gegangen sei, gehe sie nichts an, er wolle es auf eine Untersuchung ankommen lassen, und wenn man zu Frevligen nachfragen wollte, so brächte man vielleicht viel ärgere Dinge heraus. Wenn sie die Schande haben wollten, daß ihre Tochter so bald

sich scheiden müsse, so sei es ihm recht, er frage nichts danach. Er wolle ihnen dann aber den Marsch machen. Indessen er so aufbegehrisch redete, zog er doch in etwas seine Pfeifen ein, besonders da Johannes sich auf seine Worte berief. Sie sollten jetzt sehen, sagte er, was sie für einen Tochtermann hätten. Es geschehe ihnen aber recht, sie hätten nichts glauben wollen, und er sollte sie jetzt eigentlich im Stiche lassen mit ihm. Aber es sei ihm auch um seinetwegen; wenn er den Lump machen lasse, so käme es bald dahin, daß die Glungge an eine Steigerung kommen müßte. Davor wolle er sein (das wolle er verhüten), der Schwager könne darauf zählen. Von einer Steigerung mußte der Tochtermann endlich schweigen, aber nun wollte er sich in den Akkord mischen und ihn machen nach seinem Sinn, also auf eine Weise, daß Uli unmöglich hätte eintreten können. Er warf ihn aufs Papier, und Joggeli gefiel er so übel nicht; er fand von manchem, daran hätte er nicht gedacht; die Mutter aber und Johannes widersetzten sich, was wollte doch so ein baumwollener Schuft von einem Pachtkontrakt wissen; keinem Hund würde man einen solchen machen, und je wüstere Kontrakte man mache, desto weniger würden sie gehalten und desto mehr müsse das Gut darunter leiden. Während man darüber stritt im Stübli, versuchte der Baumwollenherr Privatgeschäfte bei Vreneli, wollte mit ihm so unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, er auch mit dem Kontrakt nachgeben wolle, und ließ sich (machte sich) wohl nahe zu ihm heran. Das aber, nicht faul, nahm ein buchenes Scheit, fuhr auf ihn ein wie eine Furie und traktierte ihn jämmerlich. Das gab gräßlichen Spektakel. Vreneli schlug, der Tochtermann schrie, die ganze Verwandtschaft schoß zu allen Türen aus und sah den Herrn vor Vrenelis Scheit in alle Ecken fliehen. Die einen lachten, die andern schrien, Johannes hatte gute Lust zuzugreifen, niemand gab Auskunft, es war wie beim Turmbau zu Babel. Endlich schoß der Herr in eine geöffnete Türe, und Vreneli wurde vom Verfolgen abgehalten. Wie eine glühende Sieges-

göttin stand es da mit dem Scheit in der Hand oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld, und rief dem fliehenden, blutenden Baumwollenhändler nach: „Weißt du jetzt, wie ein Berner Meitschi akkordiert, und mit was es den Akkord unterschreibt, du keibelige (Cheib-Aas) Unflat!“ Und frankweg ohne Hehl erzählte es, was der Lumpenhund ihm für Anträge gestellt. Da öffnete dieser die Türe und rief: „Du lügst!“ Aber ehe das Wort noch recht aus dem Munde war, fuhr das buchene Scheit aus Vrenelis starker Hand akkurat durch die geöffnete Türe dem Lügner ins Gesicht mitten hinein, und rückwärts fiel er, fuhr mit der Hand ins Gesicht, und drei ausgeschlagene Zähne rollten ihm entgegen. Nun war neuer Lärm von allen Seiten. Des Johannes Stimme schallte vor allen in gewaltigem Lachen. Elisi wußte nicht, sollte sie auf den Mann los oder auf Vreneli, und machte nach beiden Seiten hin ihre kleberigen Fäustchen. Vreneli rief: „Sag noch einmal, ich lüge, wenn du darfst! Es sind noch mehr Scheiter da!“ Die weiche Mutter lief nach Wasser und einem Lappen; Trinette kicherte und sagte, so einen Herrn, der meine, alle seien für ihn da, begehre es nicht zum Manne. Joggeli schüttelte den Kopf, ging ins Stübli und las den Akkord wieder. Sobald der Baumwollenhändler das Blut sich ausgewischt und recht wieder reden konnte, begehrte er auf über Vreneli, redete von Verklagen, und wie er es nicht leide, daß es hier auf dem Hofe bleibe, und Joggeli nickte mit dem Kopfe dazu. Vreneli aber stand plötzlich vor ihm und hätte ihn gleich noch einmal in die Finger genommen, wenn die Mutter es nicht gehalten, aber seine Zunge konnte ihm niemand halten. „Verklag' du nur,“ rief es, „ich will dann mit den andern Mägden kommen, sie können auch sagen, was sie von dir erfahren, vielleicht wissen die Knechte auch etwas.“ „Beweise es, daß ich etwas mit dir gewollt oder mit den Mägden. Ich kann beweisen, wie du mich geschlagen.“ „Du Kuh! da ist einer nicht ein Esel und nimmt Zeugen mit,

wenn er ein Mädchen verführen will. Aber es wäre schlimm, wenn ein Mädchen sich seiner Ehre nicht mehr wehren dürfte, so stark es mag (vermag), oder es hätte Zeugen (ob es Zeugen hätte oder nicht), und wenn es einem den Kopf abschlüge und nicht nur Zähne in den Hals!" „Wir wollen sehen, was der Richter sagt," rief der Baumwollenhändler. „Meinethalben kann er sagen, was er will, und wenn er ein Bock ist wie du und dir recht gibt, so mache ich es ihm wie dir. Wenn das Gesetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man euch das Gesetz um die Köpfe, bis ihr gesetzlich zufrieden gestellt seid. Ich bin nur ein Mädchen, aber es nimmt mich wunder, ob ich auf diesem Weg das Gesetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als so ein abgejagtes Böcklein wie du bist und mancher andere. Hältst du dich nicht stille, so wollen wir sehen!" Aber der Händler schwieg nicht stille, räsonierte fort und fort, jedoch ungefähr so, wie eine Kolonne, die sich zurückziehen will, um so hitziger feuert, um den Rücken zu decken. Er sagte der Elisi, in einem solchen Haus bleibe er nicht länger, wo er sei wie vogelfrei und ein jedes Rindvieh auf ihn schlagen dürfe und ein jedes wahnsinnige Mädchen; dem wolle er es aber zeigen und ihm sagen, wie und mit wem er es angetroffen. Er machte einen Lärm mit seiner Unschuld, daß Elisi auch wild wurde und meinte, Vreneli hätte eigentlich seinen Mann verführen wollen, und eilenden Schrittes ging, diesem wüst zu sagen. Während Elisi sich dort fast Schläge holte, ging ihr Mann in den Stall, befahl anzuspannen und begegnete dabei dem Uli, der bereits von der andern Geschichte wußte, so grob, daß dieser ihm sagte, wenn er sich nicht alsobald zum Stall ausmache, so werfe er ihn ins Mistloch, er wolle ihm seine Hitze vertreiben. Jener begehrte auf und sagte Uli, er solle nicht meinen, weil er mit einer schlechten, unehelichen Dirne sich abgebe, die von weitem verwandt sei mit der Familie, so sei ihm alles erlaubt; er sei der Knecht und sie ein schlecht Mensch und damit Punktum. Da sagte Uli, er wisse ganz genau, welches

das schlechtere Mensch sei, Elisi oder Vreneli, und wenn er es hätte machen wollen wie der Baumwollenhändler, so wäre Elisi nicht dessen Frau geworden. Aber die Rechten seien aneinander gekommen, sie schickten sich zusammen, wie Mist und Mistkarren. Er solle jetzt schweigen und gehen, sonst zeichne er ihn auch noch, obgleich es ihm zuwider sei, einen anzurühren, den ein Meitschi geprügelt. Der Baumwollenhändler wollte vielleicht Streit, aber Uli ließ dessen Roß herausführen; das trieb den Herrn aus dem Stalle, und als er wieder hineinkam, war Uli nicht mehr da. Endlich reisten er und Elisi ab, aber unter vielen Drohungen, wie man erfahren solle, was man an ihnen getan, und wie man sie nicht mehr sehen werde an einem Orte, wo man sie so behandelt.

Es leichtete (ward leichter) allen ordentlich, als sie fortwaren, und Johannes versprach dem Vreneli ein Stück Hausrat zur Ehesteuer, welches es selbst bestimmen konnte, weil es den Schwager so tüchtig abgeklopft. Er wollte gern einen Louisdor geben, wenn derselbe klagen würde; dem wollte er Sünden einbrocken, daß er daran ersticken sollte.

---

26. Kapitel. **Wie Vreneli und Uli auf hochzeitlichen Wegen gehen und endlich Hochzeit halten.**

Von da an ging die Sache von statten, viel besser, als Uli gedacht hatte, und er mußte manchmal denken, es gehe ihm besser, als er verdient, und mußte denken, was sein alter Meister gesagt: der gute Name sei ein eigenes Kapital und mehr wert als Geld und Gut. Der Pachtzins war billig; was aber die Hauptsache ausmachte, das waren die Zugaben. Einiges, was ihm besonders gefiel, nahm zwar der Johannes zu Handen. Es sei nichts als billig, sagte er, daß er auch etwas hätte gegen das Korn und den Kirschbranntwein, welche der Schwager den Eltern abgeschwatzt. Die Zugaben erstreckten sich nicht nur

auf den ganzen Viehstand, Schiff und Geschirr, sondern auch auf den Hausrat und die Betten für die Dienstboten. Die Schatzung über alles war billig, so daß sie den Empfänger, wenn die Sachen einmal zurückgegeben werden mußten, nicht über nichts bringen (ruinieren) konnte. Es waren einige tüchtige Vorbehälte, die indes bei dem billigen Zins zu übersehen (ertragen) waren. Uli mußte Joggeli eine Kuh füttern, zwei Schweine mästen, Erdäpfel genug geben, ein Määß Flachssamen, zwei Määß Hanfsamen säen, ein Pferd geben, so oft er und seine Frau fahren wollten. Wenn man einig ist, so ist selten ein Vorbehalt zu schwer, gerät man aber in Mißverhältnisse, so wird jeder Vorbehalt ein Stein des Anstoßes.

Uli und Vreneli konnten ihr meistes Geld sparen und brauchten sehr wenig anzuschaffen; die versprochene Aussteuer blieb ihnen auch nicht aus; ein Bett und einen Schrank erhielten sie, wie man sie selten schöner sieht. Johannes sandte ihnen, ohne ihre Auswahl zu erwarten, eine schöne Wiege, die Vreneli lange nicht ins Haus lassen wollte, behauptend, die sei verirret.

Aber was das dem Uli zu sinnen und zu denken gab, wie er alles anzustellen hätte in Feld, Stall und Haus, wie es ihm angst machte bald um das Korn, bald um den Reps, bald ums Gras, wie er schon vor Fastnacht, wenn der Nordwind ging, jammerte, es gebe in diesem Jahr nicht Heu, wie hundertmal er rechnete, aus was er den Pachtzins schlagen, wieviel er verspielen, wieviel gewinnen könne, das kann nicht wohl erzählt werden. Es ist aber auch begreiflich, daß es einem jungen Anfänger im ersten Jahre, welches ihm den Boden unter den Füßen wegnehmen oder einen Boden darunter gründen kann, etwas bange wird; ein alter, reicher Bauer nimmt es schon kaltblütiger. Da tut es dem jungen wohl, wenn er oft zu dem aufsieht, der in seinen geheimen Kammern den Wind macht und den Schnee, der Heuschrecken sendet und den Tau fallen läßt. Wenn er aufblickt zu dem da oben, so kommt

ihm der Trost ins Herz, daß der den jungen Anfänger so wenig vergessen werde als den Sperling auf dem Dache, als die Lilie auf dem Felde, sobald derselbe seiner nicht vergißt. Allgemach wird er es lernen, aber nur allgemach, fleißig sein und treu und alles auf das Beste tun, dann aber dem Herrn getrost es überlassen, was daraus werde, und kummerlos das Gedeihen erwarten oder das Fehlschlagen, wird mit ergebenem Herzen zusehen können, wie der Hagel die Felder zerschlägt, die Flammen das Haus zerstören, und getrost und ohne Heuchelei sagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" Uli sah viel auf zu dem, der so schön ihn geführt bis dahin, und vergaß keinen Abend seinen innigen Dank; aber das stürmische Meer im Herzen, das Wogen der Gedanken in der Brust wollte sich nicht legen, er war zu neu aufgeregt, zuviel stürmte auf einmal auf ihn ein. Vreneli klagte gar manchmal, er sei nicht mehr sein alter Uli, habe keinen Spaß mehr, keine Worte, keine Ohren. Sie hätten noch soviel abzureden, und da sitze er, sinne, es sei, als ob die Worte ihm im Halse gefrören, und es könne manchmal eine ganze Stunde reden, ohne Antwort zu bekommen. Wenn es gewußt hätte, daß der Brautstand so langweilig sei, so hätte es ihn geschickt, eine andere zu suchen. Statt zuweilen mit ihm zu schätzelen (liebeln) und Flausen zu haben, sinne er darüber nach, was ihm mehr abtrage, eine Stute oder zwei Mutterschweine, oder welche Kühe besser Milch geben, die rotschecken oder die schwarzblöschen (schwarz mit wenig weiß).*) Wenn Vreneli so mit Uli lieblich kifelte (im Scherz zankte), so weckte das ihn wohl auf, und er tändelte und lachte manchmal eine ganze Viertelstunde lang, bis ihm der Ernst und das Sinnen wiederkamen. Vreneli, so leichtfertig es schien, war innerlich nicht minder ernst, konnte es aber verbergen. Es war von den Leuten, welche äußerlich immer lustig und

*) Erstere Simmentaler, letztere Freiburger Schlag.

leichten Sinnes scheinen, die tiefen Gedanken aber in der Tiefe des Herzens verbergen, so daß man sie ihnen gar nicht zutraut. Es konnte auch halbe und ganze Nächte sinnen, was ihm als Hausfrau alles obliege, wie es dieses und jenes machen wolle, daß es am besten komme, konnte aus vollem Herzen seufzen, ob es wohl der Aufgabe gewachsen sei, konnte mit nassen Augen Gott bitten um seinen Beistand und seine Hilfe, seinem schweren Amte getreulich vorzustehen und Uli glücklich zu machen.

Von diesem allem sieht man am Morgen nichts mehr, der feuchte Glanz in den Augen scheint von dem Rauch in der Küche zu kommen. Es fährt herum wie auf Rädern und trällert sein Liedchen wie ein harmlos Rotkehlchen, und wo es Uli erwischen kann, möchte es mit ihm spaßen, ihn necken. Hinter dem Tändeln aber sitzt der ernste, innige Gedanke, Uli glücklich machen zu wollen, und wenn es leichtsinnig mit ihm zu schätzeln scheint, so ist es nur, um einen Augenblick seinen Kopf an Ulis Brust legen, sich seines Glücks recht bewußt werden zu können, eine Seele zu besitzen, ein vernünftig Wesen sein nennen zu können. „Du bist mir auch das leichtsinnigste Geschöpf von der Welt," sagte die Base oft. „Als ich habe Hochzeit halten sollen, da habe ich manchmal ganze Tage lang pläret (geweint), und wenn mich Joggeli hat anrühren wollen, daß es die Leute gesehen, so bin ich zur Türe aus gelaufen, und kein Mensch hätte mich wieder hineingebracht. Ich weiß nicht, wie das gehen soll." Und wirklich schüttelte sie manchmal bei sich selbst den Kopf und dachte, sie verstehe sich nicht mehr auf die heutigen Meitschi, aber wenn das so fortgehe, so komme das nicht gut. Vreneli falle nicht gut aus und Uli sei mit ihm geschlagen; mit Narrheiten und Neckereien arbeite man keinen Hof. Diesen geheimen Kummer vermehrte Joggeli noch, der ihr alle Tage sagte: „Du kannst sehen, wie das kommt; das geht nicht ein Jahr, so haben die ausgewirtschaftet. Ich vermag mich dessen nichts (ich kann nichts dafür), ich habe es genug gesagt, es komme nicht gut. Aber man glaubt mir nichts,

man hat mir nie geglaubt, darum ist auch alles so gekommen. Ich habe es mit der Elisi von Anfang an gesagt, aber es wollte mich damals niemand hören."

So rückte in banger Stimmung die Zeit heran, wo Uli das Gut übernehmen sollte, welches ihm das Zutrauen um seiner Anstelligkeit und Treue willen übertrug. Vorher sollte er mit Vreneli Hochzeit halten. Schon seit dem Neujahr war davon die Rede gewesen, aber das Meitschi hatte immer Gründe zum Aufschub. Bald hatte es nicht Zeit gehabt, recht daran zu sinnen (daran zu denken), bald hatte es eben daran gesinnet und gefunden, es sei besser, noch einen Sonntag oder zwei zu warten. Dann sagte es, es wolle vom Hochzeittage an als Meisterfrau eintreten und nicht erst noch Magd sein, oder, der Schuhmacher hätte seine Sonntagsschuhe, in den Holzschuhen könne es doch nicht wohl zum Pfarrer gehen, das Aufgebot zu bestellen. So strich ein Sonntag nach dem andern vorbei. Da saß an einem stürmischen Sonntagnachmittag die Base hinter dem Tisch und sagte: „Vreneli, gib mir doch den Kalender, er hängt dort auf." Sie blätterte darin, weit von den Augen ihn haltend, zählte mit dem dicken Finger die Wochen, zählte wieder und schrie endlich: „Weißt du, daß es bis zum fünfzehnten März, an welchem Tage ihr das Gut antreten müßt, nur noch fünf Wochen sind? Du wüst's Meitli hast die Sache bis dahin verdreht (verzögert)! Auf der Stelle geht mir jetzt und bestellt mir das Aufgebot. Das ist mir eine schöne Geschichte!" Vreneli wollte es nicht glauben, zählte nach, fand es endlich noch eine Woche zu früh und meinte, wenn sie nur einen Tag oder zwei vor dem fünfzehnten Hochzeit hielten, so wäre es lange früh genug. Aber davon wollte die Base nichts hören. Uli schlug sich auf ihre Seite, und wenn schon nicht selben Sonntag, so sollte doch in selber Woche die Hochzeit beim Pfarrer zu Üfligen angegeben (angemeldet) und derselbe ersucht werden, in beider Heimat zu schreiben, damit sie auch dort aufgeboten würden. Aber Montag hatte aber Vreneli

seine Schuhe noch nicht vom Schuhmacher, am Dienstag schien ihm der Mond zu heiter. Alle Leute würden es ja kennen durch das ganze Dorf, sagte es. Am Mittwoch war das Zeichen im Kalender — es war der Krebs — ihm nicht gut genug, auch sei der Mittwoch ja eigentlich kein Tag, behauptete es. Es ziehe an diesem Tag ja kein Dienstmädchen ein, und so sei das Hochzeitangeben noch wichtiger, als einen Dienst anzutreten, wo man ja das ganze Jahr daraus könne, wenn man wolle. Endlich am Donnerstag gingen alle mit Ernst hinter Vreneli und sagten ihm, das sei kreuzdumm getan. Es hätte sich der Sache doch nicht zu schämen, und einmal müsse es sein, geschehe es nun einen Tag früher oder später, und es sollte froh sein, wenn es einmal geschehen sei. Glücklicherweise hatte der Schuhmacher die Schuhe gebracht, und der liebe Gott sandte ein gräßliches Schneegestöber, daß kein Mensch mit offenen Augen ein Dutzend Schritte gehen konnte, und eine Nacht legte sich zwischen Himmel und Erde, wie noch keine so dick und schwarz gewesen. Als es nun so recht wild wetterte, Schnee und Hagel an die Fenster prätschten, fingershoch an den Einfassungen hingen, der Wind schaurig durch das Dach pfiff, die Nacht dick und finster zu den Fenstern einkam, das Lämpchen selbst sich ihrer kaum erwehren mochte, die Katzen schaudernd den Feuerherd suchten, der Hund an der Küchentüre kratzte und mit dem Schwanz zwischen den Beinen unter den Ofen kroch, da sagte Vreneli endlich: „Jetzt, Uli, mache dich fertig; jetzt wollen wir gehen, jetzt gucken uns die Leute gewiß nicht nach.“ „Du bist mir doch das wüsteste Gret,“ sagte die Base. „Nein, bei solchem Wetter käme ich dir auch nicht, wenn ich Uli wäre, da könntest du allein gehen.“ „Das kann er machen, wie er will,“ sagte Vreneli, „aber wenn er heute nicht kommt, so gehe ich nachher nicht mehr. Und wenn seine Liebe so groß ist, wie er sagt, so tut ein solches Wetter ihm nur wohl.“ „Wohl, ich wollte dir, wenn ich Uli wäre!“ sagte die Base. „Aber so nehmt doch das Wägeli, Hans kann euch fahren, ihr kommt ja um in solchem Wetter.“

„Warum nicht gar, Base, auf dem Wägeli fahren, um die Hochzeit anzugeben! Da würden die Leute ja erst recht zu reden haben, und wir kämen das andere Jahr in den Kalender und das Wägeli in die Mitte der großen Helge (Heiligen, Bilder).“ Nun wollte die Base Uli aufweisen (aufhetzen), er solle nicht gehen; aber dem war es recht, wenn Vreneli nur einmal gehen wollte, aber wunder nehme es ihn, sagte er, wie Vreneli durchkommen wolle. Etwas hätte es verdient für sein wunderlich Tun, und so wollten sie es in Gottes Namen wagen, könnten sie doch jetzt zusammengehen, und brauchte keins dem andern hinter einem Haag (Hecke) oder hinter einer Scheuer zu warten, wie es sonst üblich sei, wenn es helle sei und man von den Menschen gesehen werden könne. Die Base, beständig brummend über diese Narrheit, half doch so gut sie konnte bei der Ausrüstung zu dieser Fahrt, brachte Joggelis Mantelkragen und seine Pelzhandschuhe, aber bei jedem Stück, das sie brachte, sagte sie: „Höre, Meitschi, das kommt gewiß nicht gut. Wenn du so wunderlich tun willst, so schlägt dir Uli von Hause. Wenn ein Mädchen so tut, du mein Gott, was soll das für eine alte Frau werden! Die Wunderlichkeiten nehmen mit dem Alter zu, das kann ich dir sagen.“ Als sie endlich fertig waren und die Küchentüre aufmachten, mußte Vreneli dreimal ansetzen, bis es draußen war, und Uli mußte seinen Hut zu hinterst in der Küche wieder suchen. Die Base fing von neuem an zu jammern, sie zu beschwören, sie sollten doch der Tusig Gottswillen nicht gehen, sie kämen ja um! Aber Vreneli setzte zum dritten Male an mit aller Kraft, war im Schneewirbel verschwunden, der Base Gejammer verhallte ungehört. Es war wirklich ein halb halsbrechender Gang, und Uli mußte dem Mädchen aushelfen. Den Wind gerade im Gesicht verloren sie öfters den Weg, mußten manchmal stillestehen, sich umsehen, wo sie seien, mußten Atem schöpfen, sich umdrehen, die grellsten Stöße vorbeizulassen: sie brauchten drei Viertelstunden für die kleine Viertelstunde zum Pfarrhaus. Dort klopften sie sich erst so

gut möglich vom Schnee rein, dann an die Türe. Lange klopften sie umsonst; der Schall verlor sich in des Windes Geheul, das schauerlich durch die Kamine tosete. Da verging Vreneli die Geduld, statt des ehrerbietig klopfenden Ulis klopfte nun es, daß sie drinnen von den Sitzen auffuhren und die Frau Pfarrerin sagte: „Herr, du mein Gott, was ist das!" Der Herr Pfarrer aber beruhigte sie und sagte, das werde einer sein, welcher ein Kind zur Taufe angeben wolle, oder werde ein Hochzeitpaar sein, das schon mehrere Male geklopft; aber Marei werde wieder nichts gehört haben wie gewöhnlich. Unterdessen Marei Bescheid gab, zündete er bereits ein Licht an, damit die Leute nicht lange warten müßten, und sobald Marei zur Türe hineinsagte: „Herr Pfarrer, es sind zwei Lütli da," trat er schon hinaus.

Hinter der Haustüre standen die Beiden, Vreneli hinter Uli. Der Pfarrer, etwas klein, in mittlerem Alter, aber bereits mit einem ehrwürdigen Haupte versehen und klugen Zügen, die sehr scharf und sehr freundlich sein konnten, hob das Licht über sein Haupt empor, sah etwas vorwärts gebeugten Hauptes darunter durch und rief endlich: „Eh, Uli, bist du es, bei solchem Wetter! Und hinter dir wird wohl Vreneli sein," sagte er, mit dem Lichte herumzündend. „Nein aber," rief er, „bei solchem Wetter! Und die gute Glunggebäurin hat euch gehen lassen! Marei, komm, putz' mir die Lütli ab, nimm diesen Kragen und trockne ihn." Marei kam mit ihrer Lampe sehr gern her. Da tat die Frau Pfarrerin auch die Türe auf mit dem Lichte in der Hand und sagte: „Führe doch die Lütli hier herein, es ist wärmer als bei dir, und Vreneli und ich kennen einander gar wohl." Da stand nun Vreneli im Glanz von drei Lichtern noch immer zwischen Uli und der Türe und wußte nicht recht, was für ein Gesicht es vornehmen solle. Endlich machte es gute Miene zum bösen Spiele, kam hervor, grüßte sittig den Pfarrer und dessen Frau und sagte, die Base lasse ihnen guten Abend wünschen, der Vetter auch. Das sagte Vreneli mit der

unschuldigsten Miene von der Welt. „Aber," sagte drinnen der Pfarrer, „warum kommt ihr bei solchem Wetter? Es ist ja für darin umzukommen!" „Es hat sich nicht wohl anders geschickt," sagte Uli, der die Mannespflicht, den Eigenwillen seiner Frau auf seine Schultern zu nehmen, zu fühlen begann, eine Pflicht, die man am Ende notgezwungen üben muß, entweder um nicht unter dem Pantoffel zu scheinen, oder um die Schwachheiten der Frau nicht auszubringen (bekannt werden zu lassen). „Wir durften nicht länger warten," fuhr er fort, „da wir den Herrn Pfarrer bitten möchten, die Sache noch da und dort anzuzeigen, damit es auf den nächsten Sonntag verkündet werden könne." Dafür seien sie ziemlich spät, sagte der Pfarrer, er wisse nicht, ob die Post vor dem Sonntag käme an beide Orte. Es sei ihm leid, sagte Uli, daran hätten sie nicht gedacht; Vreneli tat, als ob die Sache es nichts anginge, und redete recht eifrig mit der Frau Pfarrerin über den Flachs, der so schön geschienen und doch beim Hecheln gar nichts ausgeben wolle. Als die Formalitäten zu Ende waren, sagte der Pfarrer zu Uli: „Und Ihr werdet Pächter in der Glungge? Das freut mich. Ihr seid nicht wie soviele Knechte, denen man kaum ansieht, daß sie Menschen, geschweige daß sie Christen sind; Ihr stellt Euch wie ein Mann dar und tut auch wie ein Christ." „Ja," sagte Uli, „warum sollte ich Gottes vergessen? Ich habe ihn nötiger, als er mich, und wenn ich ihn vergesse, darf ich dann hoffen, daß er an mich denkt, wenn er seine Gaben und Gnaden austeilt?" „Ja, Uli, das ist schön," sagte der Pfarrer, „und ich glaube, er habe Euch auch nicht vergessen. Ihr habt ein schönes Gut in Pacht, und ich glaube, Ihr bekommt eine gute Frau. Ich rede nicht vom Arbeiten und Haushalten, da wird Vreneli gerühmt, ich weiß es wohl; arbeiten und haushalten ist gut, aber doch nur eine Nebensache. Vreneli scheint leichtsinnig und flüchtig, aber ich weiß, es sinnet auch tiefer und hat ein gutes Herz." Vreneli hatte seine Ohren bei diesem Gespräche, wie eifrig es vom Flachs redete. So

wenig es früher dieses merken ließ, so wenig konnte es sich jetzt enthalten, zu sagen: „Aber Herr Pfarrer, Ihr könntet mir auch zuviel zutrauen.“ „Nein, Vreneli,“ sagte der Pfarrer, „ich sehe in der Unterweisung (Konfirmationsunterricht) in gar manches Herz hinein, man weiß es nicht, ich höre gar manches, man glaubt es nicht, und dazu errate ich noch vieles. Bist du nicht auch schuld, daß ihr bei diesem gräßlichen Wetter hereingekommen? Sieh, ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieses der rauhste, wildeste Gang sei, den ihr miteinander während eurer Ehe geht. Doch was Gott verhängt, weiß niemand, wenn nur alles zur Seligkeit dienet. Aber das kann ich wohl wünschen, daß ihr keinen so rauhen Gang mehr tun müßt durch des einen oder andern Schuld. Was von Gott kommt, das läßt sich alles tragen, wenn zwei in Gott eins sind, aber wenn der Eigensinn oder die Wunderlichkeit oder die Leidenschaft von Mann oder Weib Unglück über eine Ehe bringen, Ärgernis und Elend, und das Unschuldige muß mit aus dem bittern Kelch trinken, muß bei jedem Zuge denken, daran ist mein Gatte schuld; wenn er nicht wäre oder anders wäre, so wäre das auch nicht, da wird das Leben ein Wermutstrank, und der Gang durchs Leben ist noch viel ungestümer als euer heutiger Gang. Und wenn man am Ende ist und es gehen einem die Augen auf und man sieht, daß man das Unwetter selbst war auf dem Lebensweg, das einem Gatten die ganze Lebenszeit verfinstert, getrübt hat, daß er unsertwegen eine so schwere Wanderschaft hatte, während er bei etwas weniger Eigensinn oder Wunderlichkeit eine recht schöne heitere hätte haben können — denk', Vreneli, was muß man sich da für ein Gewissen machen!“ Vreneli war ganz rot geworden, das Wasser trat ihm in die Augen, und die Frau Pfarrerin sagte: „Aber Mannli, du machst ja dem Meitschi ganz angst, kommst so ernsthaft, daß es mir selbst den Rücken aufgeht, und du weißt doch nicht, ob die Sache so ist, wie du meinst.“ „Ich kann mich irren,“ antwortete der Pfarrer, „aber ein ernstes Wort gehört zu diesem ernsten

Gange. Ihr werdet euch euer Lebtag erinnern an das gräßliche Wetter und das mühselige Gehen; da kommt dann auch die freundliche Mahnung euch in den Sinn, auch wenn Vreneli diesmal nicht schuld war, daß jedes sich hüten solle, daß das andere nicht durch seine Schuld beschwert werde, leiden müsse, daß wir daseien, einander das Leben zu erleichtern und zu versüßen und nicht zu erbittern und mühselig zu machen. Paulus sagt, die Ehe sei ein Geheimnis; er hat recht, aber die Liebe, die er im dreizehnten Kapitel im ersten Brief an die Korinther beschreibt, ist der Schlüssel dazu. Habe ich dir unrecht getan, Vreneli, so zürne mir nicht; du sollst wissen, daß ich es doch gut mit dir meine." Da begannen die Wasser aus den Augen zu rollen, und Vreneli bot dem Pfarrer die Hand und sagte: „Ihr habt mehr als recht, ich bin schuld daran, bin ein wüst und wunderlich Meitschi gewesen. Was Ihr mir gesagt, will ich nicht vergessen, es soll mir eine Warnung sein für mein Lebtag. Ich habe es nicht bös gemeint, habe nicht daran gedacht, daß es so kommen werde; es ist mir zuwider gewesen zu kommen, und da habe ich alles hervorgesucht, um es zu verschieben. Aber es soll mir eine Warnung sein!" „Nun, nun," sagte der Pfarrer, „gräme dich nicht. Es ist allerdings ein schwerer Gang zum Pfarrer, die Hochzeit anzugeben, das Aufgebot zu bestellen. Ich begreife, daß es einem Mädchen bange werden muß dabei, und daß man das Schwere so weit von sich wegschiebt als möglich, ist menschlich, und es tun's noch viele andere Leute als nur junge Meitscheni. Es ist eben die schwerste Lebensaufgabe, das Schwere auf sich zu nehmen, vor dem Schwersten nicht zu zagen und zu zittern. Das meiste Unglück der Menschen besteht eigentlich nur darin, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen das Kreuz, das sie tragen sollen und tragen müssen, stemmen und wehren. Es ist ganz recht, daß es den jungen Leuten eng ums Herz wird, wenn sie zum Pfarrer gehen, ist dieser Gang doch der entscheidende für ihr ganzes Lebensglück; darum rede ich gewöhnlich ein ernstes

Wort dazu, denn dieses Wort wird viel weniger vergessen als hunderte, die ich in der Kirche sage. Wie heute geben die Umstände sie mir in den Mund, und wenn der Herr so mächtig auf den Flügeln des Sturmes daherfährt, so müssen die Worte ernsthaft werden. Und wie das äußere Leben ein Bild des geistigen Lebens ist, so ward mir euer Gang daher zum Bilde mancher, mancher Ehe, zum warnenden Worte, vor solcher Ehe und den Ursachen dazu euch zu hüten. Es muß auch niemand wunder nehmen, und auch dich nicht, liebe Frau, die du jetzt vielleicht zum ersten Male bei der Abnahme einer solchen Angabe gewesen und zum ersten Male einen solchen Zuspruch gehört hast, daß ich so ernsthaft werde. Es ist fürchterlich, welcher Leichtsinn einreißt, und wie schauderhaft unwürdig soviele ihre Ehe angeben. Ein Freund hat mir geschrieben, daß ihm letzthin an einem Samstag zwei Paare zur Hochzeitangabe gekommen seien, beide Bräute hochschwanger und alle viere voll Branntwein, so daß sie kaum reden, kaum gehen konnten. Wären wir in einem christlichen Staate und nicht in einer Agentenwirtschaft, so würde man solche Tiere zurückweisen, bis sie in einem menschlichen Zustande wären. Täte man es jetzt, so riskierte man Anschicksmänner (Männer, die zum Ausmachen einer Sache geschickt werden), Rechtsverwahrungen, Zitationen, und die Richter würden mühselig in der Gerichts- oder irgend einer andern Satzung und Gesetzsammlung einen Paragraphen suchen, der sich auf diesen Fall beziehen ließe, und würden ganz sicher gegen den Pfarrer auch einen finden. Vom eigentlichen Regieren löscht der Begriff immer mehr aus, wie auch das Licht immer düsterer brennt, je mehr Rauch und Staub um dasselbe gemacht wird. Aber was muß das für Ehen geben, wo die Leute in solchem Zustande den wichtigen Gang tun, und was für ein Bild ihres zukünftigen Zustandes wird da dem Pfarrer auf die Zunge gelegt? Und doch darf er es vielleicht nicht einmal aussprechen diesen trunkenen Leuten, besonders wenn sie etwa Bürger

einer Stadt oder sogenannte Halbherren sind. Bei solchen läuft er Gefahr, daß sie ihm wüst sagen, ihn in eine Zeitung tun oder gar verklagen. So wie es bei solchen Erscheinungen einem recht eigentliche Stiche ins Herz gibt, so tut es einem auch wohl, wenn man zwei zur Ehe schreiten sieht, von denen man weiß, daß Gott bei ihnen ist, und daß sie trachten werden, ihre Leiber und ihr Haus zu einem Tempel zu machen, darin Gott wohnen mag. Nicht nur muß der Pfarrer über jede solche Ehe sich freuen, sondern ich weiß, es ist Freude darüber im Himmel. Wenn nun zwei solche zu einem kommen, über die man sich freuen kann, so darf man ein ernsthaft Wort zu ihnen reden; man weiß, sie nehmen es einem nicht übel, sondern es fällt auf gutes Erdreich, wo es dreißig-, sechzig-, hundertfältige Früchte bringt." „Ja, Herr Pfarrer," sagte Vreneli, „ich werde es nie vergessen, was Ihr gesagt, und Uli soll es Euch zu danken haben. O, ich habe noch manches Wort von der Unterweisung her (Konfirmationsunterricht), das ich nie vergessen werde. Und wenn es mich schon manchmal dünkt, ich hätte alles vergessen, so steigt bei irgend einem Anlaß ein Wort aus der Unterweisung in mir auf, fast als ob mir jemand den Finger aufhöbe und sagte: ‚Eh! eh!'" Es gehe ihm auch so, sagte Uli, doch jetzt mehr als früher. Es sei eine Zeit gewesen, wo er wenig an die Unterweisung gedacht habe. Es komme viel darauf an, was man im Kopf habe, je nachdem komme einem etwas in Sinn. Er hätte es nicht geglaubt, wenn er es nicht selbst erfahren hätte. Da kam die Magd mit Tellern herein, um Tisch zu decken. Vreneli merkte es und stand zum Abschied auf, obgleich die Frau Pfarrerin sagte, man solle nicht pressieren, oder sie sollten mithalten. Aber Vreneli sagte, sie müßten gehen, die Base meine sonst, sie seien umgekommen, dankte recht innig dem Pfarrer noch einmal für sein Wort und bat ihn, zu versprechen, daß er auch zu ihnen kommen würde, wenn sie schon nur Pächtersleute seien. Einen Kaffee vermöchten sie doch immer, wenn er vorlieb nehmen wollte. Es

lache ihm allemal das Herz im Leibe, wenn es ihn nur von weitem sehe. Glück und Segen wünschend zum heiligen Ehestand, leuchtete ihnen mit hochgehaltenem Lichte der Pfarrer selbst hinaus und gab ihnen einen guten Abend mit für die Base und für den Vetter auch.

Draußen hatte der Schneesturm aufgehört, zerrissene Wolken jagten durch den Himmel, einzelne Sterne flimmerten in den lichten Zwischenräumen, in ein weißes Schneegewand war die Erde gehüllt. Stillschweigend wanderten sie durch das Dorf, wo die Bewohner hinter ihren kleinen runden Scheiben um düstere Lampen saßen, die Spinnräder lustig schnurrten, lang ausgestreckt das Bein von manchem Hans Joggi um den Ofen baumelte. Hie und da bellte ein Ringgi (Haushund) sie an, sonst nahm sie niemand wahr; überflüssig war ihre Vorsicht, schweigend und leise durchs Dorf zu eilen. Zum Schweigen trugen auch ihre vollen Herzen bei, in denen gar manches ernst und heiter sich wälzte, während rasche Wolken vorübertrieben, zwischen denen heitere Sterne funkelten in immer größerer Menge, bis die letzte Wolke entschwunden war, in heiterem Blau Stern an Stern sich reihte, in heiterer Pracht ein funkelnder Himmel sie überstrahlte, die düstern Lämplein zurückblieben unter des Dorfes düstern Dächern. Da umfaßte schweigend Vreneli seinen Uli, blickte hell und strahlend ihm ins Auge, strahlende Augen hoben sich auf zum strahlenden Himmel. Die verschwiegenen Sternlein hörten heilige Gelübde, horchten lautlos den heiligen Gedanken, welche leise und wonnereich die Herzen der seligen Brautleute füllten, die still und leise ihren Heimweg gingen, den ihnen Gottes eigene Hand mit des Himmels Blüten, mit reinem, unbeflecktem Schnee bestreut hatte.

Näher und näher rückte der verhängnisvolle Hochzeitstag. Schon waren die Alten ins Stöckli (Nebenhaus) gezogen, die Base ließ das Haus von oben bis unten fegen, bis es blank war und neu schien, wie sehr auch Vreneli wehrte, daß in

dieser kühlen Jahreszeit solche Arbeit nicht viel abtrage, aber ungesund sei. Sie wolle das Haus nicht übergeben wie einen Schweinstall, sagte sie, und die Leute sollten ihr nicht nach ihrem Tode nachreden, sie hätte ihr Haus nicht gereinigt, als sie daraus gezogen sei. Gar viele hätten nicht den Verstand, zu denken, daß, wenn soviel draußen zu tun sei und man soviel Land habe, man im Hause nicht machen könne, was man wolle, und nicht alle Freitage fegen wie die Herrenfrauen. Der Tischler hatte seine Arbeit gebracht; Schneider, Näherin waren endlich unter Schweiß und Angst zu Ende getrieben worden, aber der Schuhmacher wollte nicht anrücken, der kam nicht und kam immer nicht; der hatte seine Freude daran, warten zu lassen, sein Wahlspruch war: Ihr wartet wohl, bis ich komme. Vreneli verredete sich, der habe ihm die letzten Schuhe gemacht, und sollte es fürder barfuß laufen, und es hielt sein Gelübde.

Wie an einem Samstag vor einem heiligen Sonntag, der fast unwiderstehlich feierliche Gefühle den Herzen aufdringt, fast wie am Vorabend seiner Admission (Zulassung zum Abendmahl) war es ihm am Tage vor der Hochzeit zumute. Sinnig und ernst waltete es im Hause, vielleicht hatte es noch nie so wenig geredet als an diesem Tage. Es war ihm manchmal, als ob es weinen sollte, und doch hatte es ein freundlich Lächeln für alle, die ihm begegneten. Es versank zuweilen in ein Sinnen, wo es sich, Ort und Zeit, alles, alles vergaß; es wußte nichts von sich selbst, wußte nichts von seinem Sinnen. Wenn dann jemand es anredete, so fuhr es auf wie aus tiefem Schlafe; es war ihm, als ob es erst jetzt wieder Ohren und Augen bekäme, als ob es aus einer andern Welt wieder auf Erden fiele.

Als sie am Abendessen saßen, knallte es unerwartet auf dem Hügel neben dem Hause, daß alle hoch auffuhren. Es waren die Knechte und einige Tagelöhner, die die Ehre der neuen Meisterleute der Welt verkünden wollten. Es liegt in

diesem Schießen und Knallen bei Hochzeiten ein tiefer Sinn, schade nur, daß so manches Menschenleben dabei gefährdet wird. Kein widriges Horngeheul klang dazwischen, keine gräßliche Trosselfuhr (Brautschatzfuhr, bei der Spott getrieben wird), wie Neid oder Feindschaft sie Brautleuten bringen, störte den friedlichen Abend. Die Base gab allerlei Ermahnungen, hatte mitunter auch allerlei Späße, brachte warme Schuhe, Handschuhe und was sie auftreiben konnte, um am frostigen Morgen vor Kälte sie zu schützen. Früh wollten sie fort. Uli wollte in seiner Heimat Hochzeit halten, wo Vetter Johannes wohnte. Er sagte, es koste dort weniger. Aber inwendig in ihm war etwas anderes, welches ihn heim trieb. Seine schöne Braut, das stattliche Fuhrwerk zeigte er gern daheim. Man sollte daheim doch auch wissen, daß er aus einem Hudelbub (Lumpen) ein Mann geworden, und er wollte es gern erzählen zu Nutz und Frommen von vielen, wer ihn dazu gemacht und wie. Unerwartet rief Joggeli ihn spät abends noch ins Stübchen und sagte ihm, Rühmen und Flattieren sei nicht seine Art; seit er dagewesen, habe er ihm nicht viel gesagt, aber daß er zufrieden sei mit ihm, das hätte er sehen und daraus abnehmen können, daß er ihm das Gut in Pacht gegeben um so geringen Zins; ein Fremder hätte es nicht so erhalten. Der Tochtermann habe ihm noch gestern geschrieben, er solle, statt soviel in die Schatzung zu geben, eine Steigerung darüber halten und Schiff und Geschirr samt dem Vieh verkaufen; er löse ein großes Kapital, welches er ihm zu fünf oder sechs verzinsen wolle. Aber er wolle seine Sachen nicht versteigern, und was er geschrieben habe, das habe er geschrieben. Zum Zeichen der Zufriedenheit wolle er ihm aber noch etwas tun. Er solle das Päckchen nehmen, es sei etwas an die Kosten des morgigen Tages. Er wisse, Uli sei sparsam und halte jetzt besonders sein Geld zusammen, aber morgen solle er nicht sparen und sich sehen lassen. Sparsamkeit sei eine schöne Sache, aber am Hochzeittage dürfe man nicht auf

den Kreuzer sehen; wo es geschehe, sei es meist eine böse Vorbedeutung; wenn die junge Frau halb hungrig heimkomme und pläre (weine), so komme das selten gut. Uli weigerte sich erst, dankte vielmals für alle schon erhaltenen Begünstigungen, versprach noch einmal alles Gute und nahm es endlich doch, obgleich er es nicht bedürfe und dafür Geld beiseite gelegt hätte. Da lachte die Mutter, das werde ein Haufen sein, sie könne es sich schon denken, sie wisse, wie er es habe, sagte sie. Was er Ungerades zu einem Neutaler habe, das werde er wohl dazu bestimmt haben, aber wechseln werde er kaum etwas lassen wollen. Ei, sagte Uli, wenn man das Geld schwer genug verdienen müsse, so zähle man die Batzen, ehe man sie ausgebe, und jetzt könne er gar nicht begreifen, wie man an einem Tage so mir nichts dir nichts verhudeln (verlumpen) könne, was man mit saurer Mühe während sechs Tagen an Wind und Wetter verdient habe. Ehedem hätte er es auch nicht so gehabt (gehalten). Aber für morgen hätte er nicht sparen wollen und möchte gern noch seinen alten Meister und dessen Frau einladen. Zwei Kronen oder sechzig Batzen sollten ihn nicht reuen. Da lachte das alte Ehepaar gar herzlich, selbst Joggeli, der es sonst selten tat. „Nu, nu," sagte er, „es ist nicht Gefahr, daß du um deine Sache kommst, wenn du nie mehr brauchst und noch Leute zu Gast haben willst. Es ist gut, daß ich noch etwas nachgebessert, sonst hätte der Rappe Hunger haben müssen, und du hättest noch manchen Tag ein saures Gesicht gemacht über das zuviel gebrauchte Geld und das Vreneli, weil du ihm Hunger und Durst gelassen. Gute Nacht!"

Uli aber hatte keine gute Nacht. Früh um drei wollten sie fort. Der Stunden waren also wenige bis dahin, aber sie wollten nicht vorbei. Er konnte nicht schlafen; gar vieles bewegte ihn, warf ihn unruhig hin und her, und jede Minute griff er nach der Uhr. Die ganze Bedeutung, in die er treten sollte, wälzte sich in ihrer ganzen Schwere auf seine Seele.

Dazwischen gaukelten liebliche Bilder, und Vreneli in seiner ganzen Holdseligkeit tanzte vor seinen geschlossenen Augen. Noch nicht lange war die Geisterstunde vorüber, als er das Bett verließ, um dem Pferde sein Futter zu geben und es gehörig zu putzen und zu striegeln. Als er mit dieser Arbeit fertig war, ging er zum Brunnen und begann das Werk auch an sich. Da umfingen ihn wieder schalkhafte Hände, und Vreneli brachte ihm den holden Morgengruß. Ein Vorgefühl hatte es zum Brunnen geführt, und sie kosten in kalter Morgenluft, als ob laue Abendwinde säuselten. Das Beängstigende, Drückende schwand ihm nun, und rasch förderte er die Vorbereitungen zur Abfahrt. Bald konnte er in die Stube zum warmen Kaffee, den Vreneli gekocht und zu dem die Base weißes Brot und Käse gerüstet hatte. Wenig Ruhe hatte das Meitschi am Tische, der Kummer, etwas zu vergessen, ließ es nicht rasten; das Zusammengelegte wurde immer wieder besehen, ob nichts fehle, und doch wären die gefütterten Schuhe der Base bald zurückgeblieben. Endlich stand es fix und fertig da, holdselig und schön. Die beiden Mägde, die die Neugierde aus dem Bette getrieben, umleuchteten es mit ihren Lampen und waren so in Bewunderung vertieft, daß sie vergaßen, daß das Öl Flecken mache, daß das Feuer zünde; bald wäre Vreneli in Öl getränkt in Feuer aufgegangen. Ach, in der armen Mägde fleischlichen Herzen wogte das Verlangen, wenn sie doch einmal so schöne Kleider hätten, so würden sie auch so schön sein wie Vreneli, dann könnten sie auch einmal mit einem so schönen Mann z'Hochzyt ryten (fahren)!

Lange vor drei Uhr fuhren sie in den kalten, bereiften Morgen hinaus. Es ist seltsam, wie froh und frei es einem im Gemüte wird, wenn man des Hauses beengende Schranken verläßt, von denen allenthalben einem entgegentretenden Geschäften sich wendet und hinaustritt in einen hellen Morgen Gottes. Da geht es einem weit vor den Augen auf, weit wird das Herz, und kühnen Mutes schlägt es dem Leben ent-

gegen, dem Leben, rosenrot gefärbt durch das junge Morgenlicht. Wenn der Abend wiederkommt, dann kehrt in die müden Glieder das Sehnen ein nach des engen Hauses Ruhe, jede kleine Mühe wird zum Berge, der seufzend bezwungen wird, und erst leuchtet das matt gewordene Auge wieder auf, wenn das düstere Häuschen sichtbar wird, wenn das dunkle Kämmerlein sich zeigt, wo Ruhe ist für die müden Glieder, wo das an Heimweh kranke Herz heilende Schranken findet. Fröhlichen Gemütes fuhren sie der Stunde entgegen, in der ihr Bund fürs Leben geheiligt werden sollte, ein fröhliches Vertrauen zu sich und Gott hatte sich auferbauet in ihren Herzen; sie zweifelten nicht an ihrem Glücke. Fröhlich küßte Uli sein Mädchen, er wußte, die verschwiegenen Sterne plauderten es nicht aus. Er hatte seine Freude an Vrenelis kalt angehauchten Wangen, die, sobald er sie berührte, zu schwellen und zu glühen begannen, als ob sie nur die Wölbung wären des geheimen Feuerherdes, der bei jedem männlichen Hauche zu flammen und zu sprühen beginnt. Er hatte den Mut, zu sagen, das sei doch ein ander Küssen, als auf Elisis kalte Backen, die ihm immer vorgekommen wären wie eine verwesende Rübe, und es sei ihm immer gewesen, als müßte er den Schnupfen bekommen, wenn er Elisi einen Kuß habe geben müssen. Vreneli nahm diese Rede nicht übel, fügte nur bei, was dahinten sei, das sei gemäht (abgetan), es wolle es vergessen. Aber für die Zukunft verbitte es sich das Untersuchen, ob andere Backen heiß oder kalt seien. Wenn er ihm d's Herrgotts wäre, so etwas zu machen, es wüßte nicht, was es anfinge, aber gut ginge es nicht. Unter solcher Rede und Gegenrede erbleichten die flimmernden Sterne und suchten ihre himmelblauen Bettlein, und die gute Mutter Sonne begann ihnen den goldenen Umhang darum aus funkelnden Lichtstrahlen zu weben, damit ihr keusches Niedergehn, ihren unschuldigen Schlaf neugieriger Sünder Augen nicht beflecken möchten. Der Reif schüttelte seine Locken mächtiger; durch die Sonne von den Sternlein

weg, dem dunkeln Schoß der Erde zugetrieben und von den himmlischen Liebchen verjagt, versuchte er mit irdischen zu kosen, wollte um Vreneli sich legen, seine kalten Arme schlingen um das warme Mädchen, sein weißer Hauch spielte schon in den Spitzen von Vrenelis Kappe. Das Mädchen schauderte zusammen und bat Uli, sich flüchten zu dürfen in ein warmes Stübchen nur einen Augenblick, es schüttle ihn's durch und durch, sie kämen immer noch früh genug. Uli lenkte alsobald unter einen Herberge darbietenden Schild, und Vreneli suchte Schutz vor dem kalten Liebhaber in einer Gaststube. Dort ist des Morgens gewöhnlich ein wüstes Sein, sie mahnt an eines Trunkenen Erwachen und Katzenjammer; indessen, wenn es draußen kalt ist, so nimmt man vorlieb, auch wenn der Ofen nur verglimmende Wärme hat. Das Pferd war bald eingestallet, desto schwerer aber die Kellnerin aufzuwecken, welche das Aufstehen vor hellem Tage nicht liebte, nicht gern ihr verblühtes Angesicht zeigte, ehe die Sonne darauf scheinen konnte. Endlich kam sie struppicht und mit schweren Beinen. Es war, als ob sie bei jedem Schritt ein Bein oder gar beide verlieren müßte, und vor Gähnen konnte sie lange, lange nicht fragen, was ihnen lieb wäre. Lange, lange ging's, bis endlich der bestellte warme Wein kam, den man fast siedend trinken mußte, wenn man sich nicht verspäten wollte. „Schon acht Batzen," dachte Uli, als er die Zeche hörte, „und ein Batzen dem Stallknecht, macht neun. Es ist gut, daß mir Joggeli etwas beigeschossen, ich käme sonst mit funfzig Batzen nicht aus!" Somit zog er das Päckchen, ein Päcklein mit Münze für einen Neutaler, wie man sie im Bernbiet zu machen pflegt auf Treu und Glauben, um sich das Zählen zu ersparen, hervor, klaubte es auf und wollte abschaffen (bezahlen). Als er es endlich offen hatte, waren lauter Fünfbätzler darin und fünfzig an der Zahl, es enthielt also mehr als sechs Neutaler. Er war eigentlich erschrocken, als sie ihm so unverhüllt auf der Hand lagen, und sagte immer: „Sieh doch, Vreneli, sieh

doch, was mir Joggeli gegeben! Wenn ich das gewußt hätte, ich hätte ihm besser gedankt." „Das kannst du ja immer noch," sagte Breneli, „das Beste ist, daß du es hast. Ich hätte das aber von Joggeli nicht erwartet. Mir hätte er auch etwas geben können. Er hat mich nicht einmal gefragt, ob ich einen Kreuzer Geld habe, und doch weiß er wohl, wie ein bös Zeichen das ist, wenn eine Hochzeiterin kein Geld im Sacke hat. Aber ich glaube, er möchte mir es gönnen, wenn ich mein Lebtag keinen Pfennig zum Brauchen hätte." „Da," sagte Uli, „nimm die Hälfte, es gehört dir wie mir." „Nein, Uli," sagte Breneli, „was sinnest doch? Ich habe Geld genug, und wenn ich keines hätte heute, so wollte ich doch Zeichen hin, Zeichen her Geld haben, so lange als du welches hast. Zähle darauf, ich will ein friedlich, gut Fraueli werden, wenn du ein Mann bist, wie es sich gehört; aber wenn du mich untern tun (unterdrücken) wolltest und bevogten (bevormunden), daß ich nichts sagen, nichts haben sollte, so will ich es mit dir probieren, wer Meister werden soll. Du weißt nicht, wie bös ich sein kann. Ich habe mich mein Lebtag wehren müssen; es hat mich immer alles unterdrücken wollen, und niemand hat es gekonnt. Da kann ich das Wehren, und ich glaube immer, du brächtest so wenig ab als die andern." „Aber wir wollen nicht probieren," sagte Uli; „ich glaub's, ich käme zu kurz mit dir. Du kannst ja alle um einen Finger wickeln, und sie merken es nicht einmal. Ja, nicht einmal spaßen wollen wir darüber, lieb Meitschi, sonst hört es der Böse und sucht bei dem einen oder bei dem andern aus dem Spaße Ernst zu machen. Ich habe einmal meine Großmutter sagen hören, es sei von gar schwerer Bedeutung, was man am Hochzeitmorgen rede, und je näher man der Kirche komme, um so schwerer werde die Bedeutung. Da sollte man eigentlich an nichts anderes denken, als an den lieben Gott und seine Engelein, wie die in Friede und Freude miteinander lebten und den Menschen alles Gute brächten und gönnten, und sollte nichts anderes reden als mit dem lieben Gott, daß

er bei einem bleiben möchte am Abend und am Morgen, im Hause und auf dem Felde, im Herzen und im Wandel, und daß seine Engelein über einem wachen möchten jahraus, jahrein, damit kein böser Geist Gewalt über einen bekäme und keiner zwischen beide hinein käme. Sie hat manchmal gesagt, wie es ihr angst geworden sei, als mein Vater und meine Mutter miteinander gelacht und im Spaß gestritten und viel Weltliches geredet. Da sei es nicht lange gegangen, so seien die bösen Geister gekommen. Beide seien früh in der Welt untergegangen, und wir seien arme Kinder geworden, allen Leuten im Wege und preisgegeben dem Verderben, wenn sich nicht Gott ganz apart unserer erbarme. Gottlob! er hat es getan; aber der Großmutter Wort kann ich nicht vergessen, und je näher wir jetzt kommen, desto ernsthafter wird es mir im Herzen. Es ist mir fast und doch nicht ganz wie beim Sterben: da geht man auch so einem Tor entgegen und weiß nicht, was dahinter ist, und dahinter kann die Seligkeit sein oder die Hölle. Und wenn man schon mehr oder minder glaubt, es sei die Hölle oder die Seligkeit, die einem wartet, so weiß man doch nicht, wie die Seligkeit ist und wie die Hölle ist, und beide sind sicher viel anders als man glaubt, die Seligkeit viel süßer, die Hölle viel bitterer. Da klopft mir das Herz immer mehr, ich muß mich fast schämen, und doch kann ich es nicht verbergen." „Meine Eltern sind nie zusammen zur Kirche gegangen," sagte Vreneli, „und ich habe es entgelten müssen. Während beide noch gelebt, bin ich dennoch ein arm verstoßen Waischen gewesen, und alle bösen Geister haben mir aufgelauert, aber einer hat mich behütet. Wer weiß, ob nicht auch eine fromme Großmutter für mich gebetet oder gar mich behütet und beschützt hat, vom lieben Gott verordnet. Nein, Uli, ich begehre nicht zu spaßen; ich möchte nicht, daß einmal wieder arme Kinder unsere Sünde entgelten müßten. Und wer weiß, wenn wir recht fromm sind und unsere Kinder dem Herrn zuführen, ob dann nicht Gott um unsertwillen unsern Eltern ihre Sünden vergibt.

Nein, Uli, glaub, es ist mir nicht ums Spaßen, es ist mir gar ernst im Gemüte, aber ich habe gar oft spaßen müssen, um den Leuten nicht zu zeigen, wie es mir im Herzen ist, und mit dem Lachen habe ich das Weinen vertrieben, um nicht ausgelacht zu werden. Und um die Meisterschaft wollen wir nicht streiten, da behüte mich Gott davor. Ich habe mich dir ergeben und will dir auch gehorchen, solange du mich liebhast, und will tun, daß du mich alle Tage liebhaben kannst, will kein sauer, bös Weib werden. Nicht daß ich mich nicht auch wehren würde, wenn du mich quälen, zu deiner Sklavin machen wolltest; ich glaube, ich würde ein böser Tüfel, ich könnte weiß Gott nicht anders. Aber das tust du nicht, und wenn mich jemand lieb hat, gehe ich für ihn durchs Feuer, Uli, weiß Gott noch heute, wenn es sein muß. Sieh, ich verspreche es dir schon hier, und der liebe Gott wird es auch hören, ich will immer Gott vor Augen haben und mit dir zu Gott beten, wann du willst. Aber zürnen mußt mir auch nicht, wenn ich zuweilen lache, singe und springe. Glaub' mir, ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, wenn eine alte Frau mit mir gekiefelt (gekeift) hat, wie ich immer lachen und springen möge und so leichtsinnig sei, aber ich fand mich sicher nie frömmer, als wenn ich so recht fröhlich im Gemüte war; da ist's mir oft, ich möchte über alle Berge aus und dem lieben Gott um den Hals fallen oder möchte für jemand sterben, möchte allen Leuten Gutes tun." „Bewahre," sagte Uli, „das Lachen und Lustigsein habe ich gar gern; aber sieh, dort ist der Kirchturm schon, und da ist mir die Rede der Großmutter in Sinn gekommen, und ich habe gedacht, wie man auch nicht lache und spaße, wenn man das Nachtmahl nehmen will, so solle man auf jedem Gange, den man eigentlich zu Gott tut, an Gott denken und ihn bitten, daß er einem dazu verhelfe, zu halten, was man ihm versprechen wolle. Sieh, da fliegen uns Tauben entgegen, eine ganze Schar, und sieh, die zwei weißen darunter, welche dort zusammen fliegen, das ist eine gute Vorbedeutung für Frieden und Ein-

tracht. Es ist mir fast, wie wenn der liebe Gott unsertwegen ein Zeichen getan, daß es gut kommen werde. Meinst du nicht auch?" Und Vreneli drückte Uli die Hand, und in stiller Andacht weilten sie, bis der Stallknecht des Pferdes Zügel nahm und sagte: „Es ist gut kühl diesen Morgen."

Es war da eins der guten alten Wirtshäuser, in denen die Leute nicht alle Jahre wechseln, sondern eine Generation die andere ablöst. Die Wirtsleute saßen eben an ihrem Kaffee, als die Brautleute hereinkamen, und erkannten alsobald Uli. Nun eine recht freundliche Begrüßung, und das Brautpaar mußte, es mochte wollen oder nicht, zu ihnen sitzen und mit halten. Sie sollten doch nicht Umstände machen, hieß es, das sei ja bereit, und an einem so kalten Morgen tue einem nichts wöhler als ein Kacheli (Tasse) warmer Kaffee. Vreneli tat verschämt; es sei unhöflich, da zu Tische zu sitzen, als ob es da daheim wäre. Die Wirtin aber nötigte es, bis es saß, betrachtete es dann und begann dem Uli zu rühmen, wie er eine hübsche Frau habe; lange Zeit sei keine stattlichere Braut dagewesen. Es freue sie, daß er seine Sache so gut mache; er hätte sie alle gereut (hätte ihnen leid getan), als er fortgekommen. Es freue einen immer, wenn einer obenauf komme. Sie wolle nicht sagen, es gebe auch Leute, die das nicht leiden möchten, aber deren seien doch nicht recht (sehr) viel. Ob der Pfarrer wohl auf sei, fragte Uli, er sollte vorher noch zu ihm. Er werde wohl, hieß es, besonders an einem Freitag, wo gewöhnlich Leute kämen. Von den Frühsten sei er nicht, das Liegen behage ihm, aber er gehöre auch unter die Alten, da sei es ihm wohl zu gönnen. Aber er hätte einen Winter einen Vikari gehabt, den hätte man des Morgens vor acht Uhr nie sehen können, und das habe alle Leute geärgert, daß sie so einen faulen Vikari haben müßten. Darauf fragte Uli, ob es wohl der Brauch sei, daß er Vreneli gleich mitnehme. Nein, hieß es, selten warte man im Pfarrhaus. Nachher gingen wohl viele zusammen hin, den Schein zu holen. Was aber

die Schüchternen seien oder die, welche glaubten, der Pfarrer hätte Ursache, ihnen etwas zu sagen, die kämen gleich wieder ins Wirtshaus, und nur die Bursche gingen hin. Nachdem Vreneli das Mitkommen von der Hand gewiesen und Uli noch befohlen hatte, daß man seinem Meister Bescheid mache, er und seine Frau sollten doch kommen, machte er sich auf. In seiner stattlichen Kleidung und in dem düstern Stübchen erkannte ihn der Pfarrer nicht gleich, hatte dann aber eine rechte Freude. „Ich habe gehört," sagte derselbe, „du seiest auf guten Wegen, bekommest ein schönes Gut in Pacht, eine gute Frau und habest schön Geld erspart. Das tut mir gar wohl, wenn ich eine Ehe einsegnen kann, von der ich hoffe, daß sie in dem Herren bleibt. Daß du etwas erspart, ist nicht die Hauptsache; aber du hättest es nicht, und man hätte dir nicht soviel anvertraut, wenn du nicht brav und fromm wärest, und das ist's, was mich eigentlich recht freut. Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher beieinander als die meisten Leute glauben. Sie meinen, um recht wohl zu sein auf der Welt, müsse man das Christentum an den Nagel hängen, und das ist gerade das Gegenteil; daher das beständige Klagen in der Welt, daher betten sich die meisten Menschen so, daß sie liegen wie in Nesseln. Frage dich nur selbst, ob es dir so wohl wäre, wenn du ein Hudel (Lump) geblieben, verachtet von allen Leuten. Was meinst du wohl, was für einen Hochzeittag hättest du erlebt? Denke dir recht, was du für eine Frau erhalten und was für Aussichten du gehabt und was die Leute gesagt hätten, wenn sie euch hätten zur Kirche gehen sehen, und stelle dagegen, wie es heute ist, dann ermiß den großen Unterschied. Oder was meinest du, ist das blinde Glück, der Zufall schuld daran? Die Leute sagen immer: Ich habe das Glück nicht, es ist heutzutage nichts mehr zu machen! Was glaubst du, Uli, ist es bloß das Glück, und hättest du dieses Glück auch gehabt, wenn du ein Hudel geblieben? Aber eben das ist das Unglück, daß die Leute durch das Glück, den Zufall reich

werden wollen und nicht durch ein frommes Leben, bei dem der Segen Gottes ist. Da ist's nun ganz recht, daß die, welche nur auf das Glück warten, vom Glück betrogen werden, bis sie wieder zur Erkenntnis kommen, daß am Glück nichts, aber an Gottes Segen alles gelegen sei." „Ja, Herr Pfarrer," sagte Uli, „ich kann Euch nicht sagen, wie wohl es mir ist gegen damals, wo ich einer von den Schlechtesten gewesen bin, die auf der Gasse herumgelaufen. Aber es kommt doch auch etwas auf das Glück an, denn wäre ich nicht zu so einem guten Meister gekommen, so wäre auch nichts aus mir geworden." „Uli, Uli," sagte der Pfarrer, „war das Glück oder Gottes Fügung?" „Das ist das gleiche, meine ich," antwortete Uli. „Ja," sagte der Pfarrer, „es ist das gleiche, aber gleichgültig ist's nicht, wie man sagt, darin liegt eben der Unterschied. Wer vom Glück redet, denkt nicht an Gott, dankt ihm nicht, sucht seine Gnade nicht; er sucht das Glück von und in der Welt. Wer von Gottes Fügung redet, denkt an Gott, danket ihm, sucht sein Wohlgefallen, sieht in allem Gottes Leitung; er kennt weder Glück noch Unglück, sondern alles ist ihm Gottes gütige Leitung, die ihn zur Seligkeit führen will. Die verschiedene Redensart ist der Ausdruck einer verschiedenen Gesinnung, einer verschiedenen Ansicht des Lebens; darum liegt ein so großer Unterschied in den Worten, und es ist wichtig, welche man braucht. Und meint man es auch gut, so macht es einen, wenn man nur von Glück redet, leichtsinnig oder mißmutig; redet man aber von Gottes Fügung, so wecken diese Worte schon Gedanken in uns und richten unsere Augen auf Gott." „Ja, so, Herr Pfarrer, habt Ihr etwas recht," sagte Uli, „und ich will es mir lassen gesagt sein." „Du kommst doch mit deiner Braut nach dem Gottesdienst zu mir?" „Gar gern, wenn Ihr es begehret," sagte Uli, „aber wir versäumen Euch (halten Euch auf) an Eurer Arbeit." „Es versäumt mich niemand," sagte der Pfarrer, „denn das ist nicht nur mein Amt, sondern auch meine Freude, bei ernsten Anlässen ein ernstes

Wort zu Herzen zu reden, wo ich auf einen Boden hoffen darf, der Früchte trägt. Was bei solchen Anlässen der Pfarrer redet, das wird nicht so bald vergessen."

Unterdessen hatte Vreneli die wollenen Schuhe ausgezogen, die rechte Kappe aufgesetzt, und mit eigenen Händen hatte die Wirtin ihm das Kränzchen aufgeheftet. Das sei eins auf die Langenthaler Mode, sagte sie. „Sei es nun eins, auf welche Mode es wolle, so steht es dir wohl an," fuhr sie fort. „Aber wenn sie mir daher kommen mit einem Bündel, der beim Fenster ist, wenn der Kopf erst zur Türe hereinkommt, und ich soll ihnen dann noch das Kränzchen aufheften, dann kommt es mir in alle Finger, und ich möchte sie lieber bei den Flechten nehmen und sie verflümert haaren (gehörig zausen), als ihnen ein Kränzchen aufheften. Es ist eine Schande, daß eine jede schlechte Dirne mit einem Kränzchen daherkommt und damit im Lande herumfährt. Solchen sollten die Kränzchen verboten werden, es ist ja nur das Gespött damit getrieben. Aber es heißt, die gnädigen Herren frügen dem nicht viel nach und hätten an schlechten Menschern ein größeres Wohlgefallen als an braven Mädchen. Ich weiß das nicht, ich bin, seit die Österreicher gekommen*), nie in Bern gewesen, aber man sagt es so. Ob es ist, weiß ich nicht, frage auch nicht viel danach; was gehen mich die Herren an? Es ist mir zuwider, wenn einer zu uns kommt. Sie sind so hochmütig, daß sie einem nicht einmal erwarten mögen, wenn man ihnen Gottwilchen (Gottwillkommen) sagt, und wenn man ihnen die Hand langen will, so mögen sie einem die ihre nicht geben oder ziehen nicht einmal die Handschuhe aus und haben noch Furcht, man beschmutze diese."

Es begann zu läuten, und laut begann Vrenelis Herz zu klopfen, es schwamm ihm ordentlich vor den Augen. Die Wirtin brachte ihm Hofmannstropfen, rieb ihm mit etwas die Schläfe und sagte: „Du mußt das nicht so schwer nehmen,

*) 1799 in den Revolutionskriegen.

Meitschi, wir müssen alle da durch. Aber geh jetzt in Gottesnamen, der Herr wartet an einem Freitag nicht lange, er ist gar ein Hastiger."

Uli faßte sein Vreneli bei der Hand und wanderte mit ihm der Kirche zu; feierlich tönten die feierlichen Klänge im Herzen wieder, denn der Sigrist (Küster) läutete ordentlich die Glocken, daß sie an beiden Orten anschlugen und nicht, wie wenn sie lahm wären, nur bald an diesem, bald an jenem Orte. Wie sie auf den Kirchhof kamen, schaufelte eben der Totenmann an einem Grabe und stille war's um ihn. Es ergriff Vreneli plötzlich eine unwiderstehliche Wehmut. Der ehrwürdige Anblick der Gräber, das Schaufeln eines Grabes weckten düstere Gedanken. „Das bedeutet nichts Gutes," flüsterte es, „einem von uns schaufelt man sein Grab." Vor der Kirche standen Gevatterleute, eine Patin mit einem Kinde auf dem Arme. „Das bedeutet einem von uns eine Kindbette," flüsterte Uli, um Vreneli zu trösten. „Ja, daß ich in einer solchen sterbe," antwortete es, „daß ich aus meinem Glück weg muß ins kalte Grab." „Denk' doch," sagte Uli, „daß der liebe Gott ja alles macht, und daß wir nicht abergläubisch, sondern gläubig sein sollen. Daß einmal unser Grab geschaufelt werden wird, ist gewiß; aber daß das Grab graben sterben bedeute denen, die dazu kommen, habe ich noch nie gehört. Denke doch, wieviele ein Grab graben sehen; wenn es die alle alsbald nachzöge, denk' auch, wie groß das Sterben sein müßte." „Ach, verzeih mir," sagte Vreneli, „aber je wichtiger ein Gang ist, um so ängstlicher wird die arme Seele und möchte gar zu gern wissen, wie er zu Ende geht, und nimmt daher jede Begegnung als ein Zeichen auf, ein gutes oder ein böses; weißt du, was du von den Tauben sagtest, als wir ins Dorf fuhren?" Da drückte Uli seiner Braut die Hand und sagte ihr: „Du hast recht; laß du uns unser Vertrauen auf Gott stellen und nicht kummern (zagen). Was er uns tun, nehmen oder geben wird, das ist wohlgetan."

Sie traten in die Kirche, leise, zagend; teilten sich zur Linken und zur Rechten, sahen ein Kindlein aufnehmen in den Bund des Herrn, dachten, wie schön es doch sei, so ein zart und hinfällig Kind der besondern Obhut seines Heilandes mit Leib und Seele anempfehlen zu dürfen, und wie eine große Last es von der Eltern Brust wälzen müsse, wenn sie in der Taufe das Bewußtsein erhielten, der Herr wolle mit ihnen sein und mit seinem Geiste sie das Kind nähren lassen, wie die Mutter es sättige mit ihrer Milch. Sie beteten recht andächtig mit und dachten, wie ernsthaft sie es nehmen wollten, wenn sie als Taufzeugen es geloben müßten, darauf zu achten, daß das Kind dem Herrn zugeführt werde. Das gewöhnliche Wochengebet verhallte ihnen in der Wichtigkeit des ernsten Augenblickes, der näher und näher kam. Als der Pfarrer hinter dem Taufsteine hervortrat, als Uli Vreneli geholt hatte und beide ans Bänkchen traten, sanken beide auf die Knie, der Zeremonie weit vorgreifend, hielten die Hände inbrünstig verschlungen, und von ganzer Seele, ganzem Gemüte und allen Kräften beteten und gelobten sie, was die Worte sie hießen, ja noch viel mehr, was aus treuen Herzen sprudelte. Und als sie aufstunden, fühlten sie sich so recht fest und wohlgemut; es war einem jeden, als hätte es einen großen Schatz gewonnen fürs ganze Leben, der ihn's glücklich machen müsse, den ihm niemand entreißen, niemand abgewinnen könne, mit dem es vereint bleiben müsse in alle Ewigkeit.

Draußen bat Uli sein Weibchen, mit ihm zum Pfarrer zu kommen, den Schein zu holen. Verschämt weigerte sich dasselbe dessen unter dem Vorwande, es kenne ihn nicht, es sei ja nicht nötig usw. Indessen ging es doch, und nicht mehr verschüchtert wie ein Dieb in der Nacht, sondern wie es einem glücklichen Weib an der Seite eines ehrenhaften Mannes wohl ansteht. Vreneli wußte sich zusammenzunehmen.

Freundlich empfing sie der Pfarrer, ein ehrwürdiger, langer, hagerer Herr. Es war nicht bald einer wie er, der Ernst mit

holdseligem Wesen zu mischen wußte, daß vor ihm die Herzen aufgingen, als wären sie mit einem Zauberstabe berührt.

Als er Vreneli betrachtet hatte, fragte er: „Was meinst du, Uli, ist das Glück oder Gottes Fügung, daß du dieses Weibchen bekommen?“ „Herr Pfarrer,“ sagte Uli, „Ihr habt recht, ich halte es für eine Gabe Gottes.“ „Und du, Weibchen, welches Sinnes bist du?“ „Ich meine auch nichts anderes, als daß der liebe Gott uns zusammengeführt,“ sagte Vreneli. „Ich glaube auch,“ sagte der Pfarrer, „Gott hat das gewollt; das vergeßt nie. Warum hat er euch zusammengeführt? Daß eins das andere glücklich mache, aber nicht nur hier, sondern auch dort — das vergeßt mir wieder nicht. Die Ehe ist auf Erden Gottes Heiligtum, in welchem die Menschen sich weihen und reinigen sollen für den Himmel. Ihr seid gute Leute, seid fromm und brav, aber ihr habt beide Fehler. Dir, Uli, kenne ich z. B. einen, der dir näher und näher kommt, es ist der Geiz; du, Vreneli, wirst auch welche haben, aber ich kenne sie nicht. Diese Fehler werden hervortreten nach und nach, und wie an dir, Uli, ein Fehler sichtbar wird, so gewahrt ihn deine Frau zuerst und du kannst ihn an ihren Mienen gewahren, und was an Vreneli hervorkommt, bemerkst du, und es kann es an deinem Gesichte absehen. Eines wird zu des andern Spiegel. In diesem Spiegel, Uli, sollst du deine Fehler erkennen und aus Liebe zu deiner Frau sie abzulegen suchen, weil sie am meisten darunter leidet; und du, Frau, sollst ihm mit aller Sanftmut beistehen, sollst aber auch deine Fehler erkennen und um Ulis willen bezwingen, und er wird dir auch dazu helfen. Wenn der Liebe diese Arbeit zu schwer werden will, so schenkt Gott Kind um Kind, und jedes ist ein Engel, der uns heiligen soll; jedes bringt uns neue Lehren, uns recht darzustellen vor Gott, und neues Begehren, daß es zugerichtet werde zu einem Opfer, das da heilig und Gott wohlgefällig sei. Und je mehr ihr in diesem Sinne zusammen lebt, desto glücklicher werdet ihr im Himmel und auf Erden;

denn glaubt es mir, das rechte weltliche Glück und das himmlische Glück werden akkurat auf dem gleichen Wege gefunden. Glaubt es mir, der liebe Gott hat euch zusammengeführt, daß eins dem andern zum Himmel helfe, daß eins dem andern Stütze und Stab sei auf dem engen, schweren Wege, der ins ewige Leben führt, daß eins dem andern diesen Weg durch Liebe, Sanftmut und Geduld ebne und leichter mache — er ist so schwer und dornenvoll! Wenn nun trübe Tage kommen wollen, wenn Fehler an dem einen, an dem andern, an beiden ausbrechen, so denket nicht an Unglück, daß ihr unglücklich seiet, sondern an den lieben Gott, der alle diese Fehler schon lange gekannt und euch eben deswegen zusammengebracht, damit eins das andere heile, ihm von seinen Fehlern helfe; das ist Zweck und Aufgabe eures Zusammenkommens. Und wie Liebe den Heiland gesandt, Liebe ihn ans Kreuz gebracht, so muß auch bei euch die Liebe tätig sein; sie ist die Kraft, die über alle Kräfte geht, heilet und bessert. Mit Fluchen und Schimpfen , mit Drohen und Schlagen kann eins das andere unterdrücken, aber nicht bessern, daß es wohlgefällig vor Gott wird. Gewöhnlich je wüster eins wird, desto wüster wird auch das andere, eins hilft dem andern in die Hölle. Darum vergeßt es nie: Gott hat euch zusammengebracht, eins wird er aus der Hand des andern fordern. Mann, wird er sagen, wo ist deines Weibes Seele? Weib, wird er sagen, wo ist deines Mannes Seele? Macht, daß ihr wie aus einem Munde antworten könnt: ‚Herr, hier sind wir beide, hier zu deiner Rechten.‘ Fraueli, vergib mir, daß ich dir an diesem Morgen so ernsthaft geredet. Aber es ist ja besser, man rede dir jetzt, so, als später, wenn Uli gestorben und man ihn durch deine Schuld verdorben glaubt; es ist auch dem Uli besser jetzt als später, wenn er dich unter die Erde gebracht hätte. Was ich aber von beiden nicht glaube, denn ihr seht mir beide wirklich so aus, als wenn Gott und Menschen Freude an euch haben sollten."

Als Vreneli von Sterben hörte, schoß ihm das Wasser in die Augen, und mit bewegter Stimme sprach es: „O, Herr Pfarrer, da ist keine Rede von zürnen. Ihr sollt Dank haben zu hunderttausend Malen für den schönen Zuspruch; ich will mein Lebtag daran denken. Es würde uns große Freude machen, wenn Ihr einmal in unsere Gegend kämet und uns besuchen würdet, um zu sehen, wie Eure Worte bei uns fruchten, und daß wir sie nicht vergessen haben." Der Pfarrer sagte, das könne sehr leicht geschehen. Er betrachte sie, wenn sie auch nicht in seiner Gemeinde wohnten, doch so halb und halb als seine Gemeindeglieder, und sie sollten darauf zählen, daß, wenn es ihnen wohl gehe und sie glücklich seien, niemand größere Freude daran hätte als er. Und wenn er ihnen in etwas dienen könne, sei es, was es wolle, und es stehe in seinen Kräften, so sollten sie nur kommen, er werde sich eine Freude daraus machen. Darauf nahmen sie Abschied, und allen war es recht wohl und heiter im Herzen. Ein wohltuendes, erwärmendes Gefühl hatten sie sich gegenseitig erweckt, welches eigentlich ein Mensch im andern bei jedem Zusammensein erwecken sollte. Dann wäre es schön auf Gottes schöner Erde. „Das ist mir doch der freundlichste Herr," sagte Vreneli im Fortgehen, „er nimmt die Sache ernsthaft und meint es doch gut; dem könnte ich einen ganzen Tag zuhören, es würde mir nicht die Zeit lang werden."

Als sie ins Wirtshaus kamen, waren die Gäste noch nicht da, nur der Bescheid, Johannes werde bald kommen, aber seine Frau könne nicht wohl. Da sagte Vreneli: „Du mußt sie holen; fahre hinauf, es ist nicht so weit, wenn du recht fährst, so bist du in einer halben Stunde wieder da." „Ich plage das Roß nicht gern, es hat heute noch zu laufen genug," antwortete Uli. „Der Wirt gibt dir wohl ein Roß, da es nicht weit ist."

So geschah es auch, und es war gut. Johannes war noch nicht bereit, und seine Frau trug großes Bedenken, so

an einem Werktag im Wirtshaus zu sitzen, ohne daß sie Patin sei; was würden die Leute dazu sagen? Er hätte mit seiner Frau zu ihnen kommen sollen, statt da im Wirtshaus Kosten zu haben; sie hätten ihnen auch zu essen und zu trinken gehabt. Das wisse er wohl, sagte Uli, allein das wäre unverschämt gewesen und dazu wohl weit, denn sie wollten heute noch heim, er hätte jetzt alle Hände voll zu tun. Aber sie sollten doch nur kommen, er hätte es sonst ungern und müßte glauben, sie schämten sich ihrer. „Was sinnest doch, Uli?" sagte die Frau; „du weißt ja, wie wert du uns bist. Expreß sollte ich jetzt nicht kommen, weil du solche Gedanken hast." Indessen machte sie sich doch zurecht, wollte aber nicht erlauben, daß ihre Tochter mitkäme, die Uli auch gern mitgehabt." „Warum nicht gar" sagte sie, „noch die Katze und der Hund, das wäre mir! Es ist unverschämt genug, daß ich komme. Warte nur, du wirst dein Geldchen sonst noch brauchen können — haushalten hat gar ein weites Maul."

Mit Verlangen hatte ihnen Vreneli entgegengesehen von der Ecke des Wirtshauses aus. Wer vorbeiging, wandte kein Auge von ihm, und wenn er vorüber war, fragte er: „Wem gehört die Braut? Ein schöner Meitschi sah ich lange nicht." Es ging im ganzen Dorfe die Rede von der schönen ,Hochzeiterin, und wer nur irgend Zeit oder einen Vorwand hatte, ging beim Wirtshaus vorüber.

Endlich kam Uli daher gefahren, und gar freundlich empfing sie Vreneli. „Bist doch jetzt sein Fraueli geworden," rief die Bäurin, „sei mir Gottwilche (Gottwillkommen)," und streckte Vreneli die runde, hohe Hand entgegen. „Das hab' ich doch wohl gedacht, das werde ein Paar geben; es hätte sich niemand so gut zueinander geschickt." „Ja, aber damals ist noch gar nichts gewesen; erst auf dem Heimweg haben sie mich angefangen zu plagen, und daran seid Ihr, glaub' ich, auch schuld gewesen," sagte Vreneli, sich zu Johannes wendend und ihm die Hand bietend. „Aber wartet nur, ich

will Euch recht den Krieg machen, hinter meinem Rücken mich so zu verhandeln. Ihr seid mir saubere Leute! Und tut ihr mir das noch mehr, so will ich euch bezahlen, wartet nur! Wir wollen euch auch verhandeln hinter eurem Rücken." Johannes antwortete, und Vreneli begegnete ihm wieder mit schalkhaft wohlgesetzten Worten. Als es einen Augenblick hinausgegangen war, sagte die Bäurin: „Uli, du hast eine ganz besonders manierliche Frau; die kann reden, es stünde manchem Herrenhause wohl an, und das Schönste ist, daß sie das Arbeiten ebensogut kann; das ist sonst nicht immer beieinander! Zu dieser trage Sorge, so eine kriegst du keine mehr!" Da begann auch Uli mit nassen Augen zu rühmen, bis Vreneli wieder kam. Als bei seinem Eintritt plötzlich das Gespräch stockte, sah es schelmisch eins nach dem andern an und sagte: „Schon wieder habt ihr mich hinter meinem Rücken verhandelt, und das linke Ohr hat mir geläutet, wartet nur! Uli, ist das schön, mich schon so zu verklagen, wenn ich nur einen Augenblick den Rücken kehre?" „Er hat dich nicht verklagt," sagte die Bäurin, „sondern das Gegenteil, aber ich habe ihm gesagt, er solle Sorge zu dir tragen, eine solche bekomme er nicht wieder. Ach, wenn die Männer wüßten, wie manchmal die zweite ausfiele, sie trügen größere Sorge zu der ersten! Nit, daß ich zu klagen habe. Meiner ist mir lieb und wert, ich bekäme keinen bessern, und er gönnt mir, was ich brauche, aber ich sehe, wie es an andern Orten zugeht." „Ich habe aufpassen wollen, es kommt dir wohl (zugute), daß du deine Rede nachgebessert hast," sagte Johannes. „Du hast recht, es geht an manchen Orten den Weibern bös, aber an andern den Männern auch, es kommt immer darauf an, wo Erkenntnis ist und auch der Glaube, daß ein Gott im Himmel sei. Wo kein Glaube ist, da ist das Wüstest Meister."

Darauf wurden sie in die Hinterstube entboten. Dort war die Suppe aufgetragen, eine Maß Wein auf dem Tische, ein Kännlein süßen Tees dabei. Sie habe gedacht, sie wolle

gleich Tee machen, sagte die Wirtin, es könne dann nehmen, wer wolle; die einen liebten ihn, die andern nicht. Mit ungezwungener Freundlichkeit machte Vreneli die Wirtin, schenkte ein, legte vor, mahnte ans Austrinken; es wurde allen recht wohl und heimelig. Uli machte sich an den Meister und fragte ihn dies und das; wie er sich einrichten solle im Stall, was Johannes für vorteilhafter halte zu pflanzen, um welche Zeit er dieses säe und jenes, für was der Boden gut sei, für was jener. Johannes berichtete väterlich, fragte wieder, und Uli teilte seine Erfahrungen mit. Die Weiber horchten anfangs, dann aber schwoll auch Vrenelis Herz mit Fragen an, und es suchte Rat bei der Bäurin in den hundert Dingen, in denen eine Bäurin Meister sein sollte, erzählte, wie es es bis dahin gemacht, und frug, ob es nicht noch besser und vorteilhafter anzuschicken wäre. Mit Freuden enthüllte die Bäurin ihre Geheimnisse, sagte aber oft: „Ich glaube, du machst es besser; das muß mir auch probiert sein.“ Die trauliche Heimeligkeit lockte Wirt und Wirtin an, sie waren verständige Leute, und beide halfen raten und wägen, was das Beste sei, und zeigten ihre Freude an manchem, das sie hörten. Und je mehr sie hörten, um so mehr zeigten Vreneli und Uli Begierde zu lernen, um so demütiger wurden sie und horchten den Alten ihre Erfahrungen ab und prägten dieselben sich ein in ihr nicht mit unnützen Dingen beschwertes Gedächtnis. Der Nachmittag schwand, es merkte es niemand. Auf einmal warf die Sonne einen goldenen Schein ins Stübchen, und verklärt schwamm in ihrem Lichte, was darinnen war. Erschrocken fuhren sie zusammen über das unerwartete Licht, das von ausgebrochenem Feuer zu kommen schien. Sie sollten nur ruhig sein, sagte die Wirtin, das sei nur von der Sonne; die schiene, wenn der Frühling nahe, immer hinein, wenn sie niedergehen wolle. „Herrgott, so spät schon?“ sagte Vreneli, „wir müssen fort, Uli.“ „Ich wollte (würde) nicht pressieren,“ sagte die Wirtin, „der Mond kommt, ehe es finster wird.“ „Wie ist mir doch

dieser Nachmittag vorbei gegangen!" sagte die Bäurin. „Ich wüßte mich gar nicht zu besinnen, wann ich so kurze Zeit gehabt hätte." „Es geht mir auch so," sagte die Wirtin. „Das ist etwas anderes gewesen, als soviele Hochzeitleute, die vor langer Weile nichts anzufangen wissen, als zu saufen und zu spielen, und einem so lange Zeit machen, daß man froh ist, wenn man ihnen den Rücken sieht. Ja, es dünkt mich manchmal, ich müßte so einem Bürschchen, das nichts zu reden weiß an seinem Hochzeittag, als zu fluchen, und seine entlehnte Pfeife gerade ausstreckt, wie wenn es den Mond heruntergabeln wollte, eins zum Kopf geben, daß es ihn doch auch wieder da habe, wo andere Leute und reden lerne wie andere Leute." Die Bäurin aber gab Vreneli die Hand und sagte: „Du bist mir weiß Gott recht lieb geworden, und ich lasse dich nicht fort, bis du mir versprichst, du wollest bald wieder zu uns kommen." „Recht gern," sagte Vreneli, „wenn's möglich ist. Es ist mir auch gewesen, als rede ich mit einer Mutter, und wenn wir nur näher beieinander wären, ich käme nur zuviel. Aber wir haben ein großes Hauswesen und werden nicht viel daraus können, ich und Uli. Aber kommt ihr zu uns, das müßt ihr mir versprechen; ihr habt erwachsene Kinder und wisset, es geht zu Hause gleich, wenn ihr schon fort seid." „Ja, kommen will ich zu euch, das verspreche ich. Ich habe es dem Johannes schon manchmal gesagt, es nehme mich wunder, wie es in der Glungge sei. Und höre, wenn ihr etwa einmal eine Patin nötig haben solltet, so habt nicht Mühe und lauft weit um eine aus. Ich weiß eine, die sagt euch nicht ab." Das wäre guter Bescheid, sagte Vreneli und zupfte am Schürzenbändel; es wolle ihn nicht vergessen und daran sinnen (denken), wenn es ihnen einmal dazu kommen sollte, man wisse nie, was es geben könne. „Ungefähr wohl," lachte die Bäurin, „und dann wollen wir sehen, ob ihr uns etwas schätzet oder nicht."

Unterdessen hatte Uli bezahlt, anspannen lassen und schenkte nun allseits ein und nötigte zum Abschiedstrunk. Da kam

noch der Wirt mit einer Extraflasche und sagte, etwas wolle er auch tun und nicht umsonst getrunken haben. Es freue ihn, daß sie bei ihm gewesen, und er wollte alle Freitage eine vom Mehbesseren zum Besten geben, wenn alle Freitage solche Leute bei ihm Hochzeit hielten; an denen hätte er jetzt Freude gehabt. Als er hörte, daß bezahlt sei, tat Johannes es nicht anders, der Wirt mußte noch eine auf seine Rechnung holen; und es standen wiederum die Sterne am Himmel, als nach recht innigem Abschied, wie er selten von nicht Verwandten genommen wird, der mutige Rappe ein glückliches Paar rasch davonführte — dem Himmel zu.

Ja, lieber Leser, Vreneli und Uli sind im Himmel, d. h. sie leben in ungetrübter Liebe, mit vier Knaben, zwei Mädchen von Gott gesegnet; sie leben im wachsenden Wohlstande, denn der Segen Gottes ist ihr Glück, ihr Name hat guten Klang im Lande, weit umher stehn sie hochangeschrieben, denn ihr Trachten geht hoch, geht darauf, daß ihr Name im Himmel angeschrieben stehe! Aber nicht an einem Tage, sondern nach manchem harten Kampfe gelangten sie auf ebene Bahn und wurden des Zieles sicher.

Merke dir das, lieber Leser!

Inhalt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

